UNTER DEM BANNER DES MARXISMUS

THE LIBRARIES

THE
UNIVERSITY OF GEORGIA

UNTER DEM BANNER DES MARXISMUS

Wien - Berlin
Moskau - Leningrad

1. Jahrg., Nr. 1, März 1925 - 10 Jahrg., Nr. 1, Februar 1936

Feltrinelli reprint
Via Andegari 6
Milano
1967

Feltrinelli Reprint

in collaborazione con la Biblioteca dell'Istituto G. G. Feltrinelli

1967

Litografia Leschiera - Milano

UNTER DEM BANNER DES MARXISMUS

I. JAHRGANG

März 1925 bis Januar 1926

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN VIII / BERLIN SW 48

Alle Rechte, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by
VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
(Dr. Julius Wertheim), WIEN

INHALTSVERZEICHNIS

		Heft	Seite
Geleitwort		1	1
Bucharin, N.:	Der Imperialismus und die Akkumulation des Kapitals	1	21
—	Dasselbe, Fortsetzung und Schluß	2	231
Deborin, A.:	Des Revisionismus letzte Weisheit	1	64
—	Lenin als revolutionärer Dialektiker	2	201
—	Lenin über Dialektik	2	403
—	Materialistische Dialektik und Naturwissenschaft	3	429
Jakobson, G.:	Der Widerhall der Kantfeier in der Sowjetpresse	1	176
Jurinetz, W.:	Psychoanalyse und Marxismus	1	90
—	Die Relativitätstheorie und die russische marxistische Literatur	1	166
Lenin, N.:	Unter dem Banner des Marxismus	1	9
—	Zur Frage der Dialektik	2	412
Levien:	Bertrand Russels „ABC der Atome“	3	632
Lonsky, M. J.:	Karl-Marx- und Friedrich-Engels-Archiv	1	190
Luppol:	Die fällige Widerlegung des Marxismus	3	668
Marr:	Über die Entstehung der Sprache	3	558
Marx, Karl:	Arbeitslohn	1	141
—	Über Indien und China	2	370
Meyer, E.:	Zur Entstehungsgeschichte der Juniusthesen	2	416
Ossinski:	Die Bodenverhältnisse in den Vereinigten Staaten	2	339
Rjasanow:	Eine neue Arbeit von Marx über den Arbeitslohn	1	134
—	Engels' Einleitung zu Marx' „Klassenkämpfe in Frankreich“	1	160
Rudas, D.:	Graziadei — ein Ökonom und Kommunist von Gottes Gnaden	3	600

THE UNIVERSITY OF GEORGIA LIBRARIES

5-11

		Heft	Seite
Schaxel, J.:	Die vitalistischen Irrungen der gegenwärtigen Biologie	2	291
Thalheimer, A.:	Über einige Grundbegriffe der physikalischen Theorie der Relativität vom Gesichtspunkte des dialektischen Marxismus	2	302
—	Die Auflösung des Austromarxismus	3	474
Timirjaseff:	Smoluchowski, Abhandlungen über die Brownsche Bewegung und verwandte Erscheinungen	2	426
—	Engels' Naturdialektik und die moderne Physik	3	459

Druck von J. B. Hirschfeld (Arno Pries) in Leipzig

GELEITWORT

Die erste Nummer unserer Zeitschrift erscheint in einer Zeit, da der sozialdemokratische „Marxismus" bereits die theoretische Bilanz seines Verrates gezogen hat. Als Abfall unserer stürmischen Epoche sehen wir den sozialdemokratischen „lebendigen Marxismus" auf den trüben Fluten wiedererstehenden Mystizismus, dahinsiechenden philosophischen Idealismus, raffinierter Pornographie, religiöser Fallsucht, dekadenter „Kunst", apokalyptischer Lügenkultur, sexueller Saturnalien und „erhabener" Losungen dahintreiben. Doch diese ideologische Nichtigkeit, um die sich die Stickluft der Dünste eines verwesenden Kadavers lagert, stützt sich einstweilen noch auf die Krücken fortlebender Illusionen der Vergangenheit. Diese Krücken müssen zerschlagen werden, dem kläglichen eklektischen Mischmasch eines „konstruktiven Sozialismus" jämmerlicher Macdonalds und feiger Bernsteins, an deren Rockschößen heute die Herren Kautsky und Hilferding zappeln, muß der wahre, revolutionäre Marxismus entgegengesetzt werden. Er tritt ihm entgegen als der theoretische Ausdruck des Kommunismus, der sich vor dem verwirrten angstschlotternden Bewußtsein des Bourgeois und „sozialistischen" Reformisten einem drohenden Riesen gleich emporreckt.

Der Krieg hat die Richtigkeit des revolutionär-marxistischen Standpunktes allen, die sehen und hören wollen, ad oculos demonstriert. Nur hoffnungslose Pedanten sehen noch in der praktischen Verwirklichung des Sozialismus die Aufgabe eines Säkulums. Der imperialistische Weltkrieg stellte seinem materiellen Wesen nach nichts anderes dar als eine gewaltige Rebellion der Produktivkräfte der Weltwirtschaft gegen die in den Rahmen staatlicher Grenzen gezwängten Methoden nationaler Aneignung. Dieser Krieg hat aber gleichzeitig bewiesen, daß der Kapitalismus die Aufgabe der Befreiung der Produktivkräfte zu lösen außerstande ist. Er hat gleichzeitig gezeigt, daß das Problem nur auf einem Wege seiner Lösung zugeführt werden kann, auf dem Wege des Sturzes des kapitalistischen Systems selbst, das heute die Existenz der Gesellschaft schlechthin bedroht. So zeugte der gewaltige Krieg der Imperialisten untereinander den Sturm der Revolution gegen die Imperialisten selbst, den Bürgerkrieg des Proletariats, die Insurrektion der

Bauern, die Unruhen in den Kolonien und den nationalen Kampf in den Mutterländern.

Immer wieder staunt man über die theoretische Schamlosigkeit und ideelle Verkommenheit der Theoretiker der „internationalen" Sozialdemokratie, die just heute den Augenblick für gegeben halten, sich als Pindare des „Völkerbundes" aufzuspielen und die neue Ära bürgerlicher „Friedensliebe", „Organisiertheit", „gegenseitiger Hilfe" und „trauten Zusammenwirkens" wie ähnlicher Wunderdinge des „demokratischen Pazifismus" mit der Fistelstimme von Kastraten zu besingen. In einer Zeit, da die Kriegsflugzeuge uns zentnerschwere Bomben von unerhörter Sprengwirkung bescheren und man sich in der Lobpreisung von Giftgasen ergeht, deren vernichtender Wirkung alles Lebendige erliegt, und diese herrlichen Erfindungen zu Grundattributen der „Zivilisation" geworden sind, in einer Zeit, da Menschenmassen unter dem Gewehr stehen, die selbst die großen Kontingente der Vorkriegszeit in den Schatten stellen, da die Militärbudgets, allen wohlmeinenden Reden über Abrüstung ins Gesicht schlagend, mit rasender Geschwindigkeit emporschnellen, da jeder Tag Konflikte über Konflikte gebiert und die ganze Welt im Zustand unerträglichster explosiver Spannung verharrt, in einer Zeit, da alle alten Vorstellungen über „Ruhe", „Kontinuität" und „Stetigkeit" nur noch retrospektiven Vergleichswert längst verschwundener, historischer Schemen besitzen, da der gesamte Apparat des kapitalistischen Regimes des einstigen russischen Kaiserreiches umgekippt und in Scherben geschlagen worden ist, da Riesenschollen gewaltiger Menschenmassen Asiens, zum Befreiungskampfe emporgetragen, in Gärung und Bewegung geraten sind, in einer Zeit endlich, da die kapitalistische Welt mit gezücktem Schwerte der Union der Sowjetrepubliken gegenübersteht, während sich gleichzeitig die Völker des den Imperialismus umgebenden kolonialen Gürtels im Blute winden — in einer solchen Zeit verkündet die „internationale" Sozialdemokratie durch den Mund ihrer Theoretiker eine neue Ära des „friedlichen" Kapitalismus, wirft sie die Theorie des Klassenkampfes über Bord, ersetzt sie die Revolution durch „Pädagogik", die Diktatur des Proletariats durch die „Koalition", den marxistischen Materialismus durch idealistischen Bockmist, den streitbaren Atheismus durch ein Konkubinat mit der Religion. Der Marxismus, das nie versagende Schwert der Arbeiterklasse, er ward durch sie zur Theorie des Verrates an der Revolution.

Gegen diese unerträglichen Schurkereien ziehen wir in den Kampf unter dem Banner des unverfälschten Marxismus, jenes Marxismus, der seit je den erbittertsten Haß der Bourgeoisie auf sich gelenkt hat,

die herrschenden Klassen der Gegenwart in wahre Paroxysmen versetzt und stets dem Kapital als Pfahl im Fleische stecken wird. Unser Marxismus ist keine Theorie hündischer Gebärden, sondern die Theorie der Revolution, die Theorie des Umsturzes, die Theorie des Klassenkampfes der revolutionären proletarischen Avantgarde. Der sozialdemokratische „Marxismus" ist, umgekehrt, die Theorie des Verrates der Revolution, die Theorie der Negation des Klassenkampfes, eine liberale Verfälschung des Marxismus, die unermüdlichster, ununterbrochener Entlarvung bedarf, soll der proletarischen Revolution die Bahn zum Siege geebnet werden.

Die Aufgaben unserer Zeitschrift werden bestimmt durch die Aufgaben der Epoche, in der wir leben. Noch nie hat eine Zeit eine solche Fülle mannigfaltiger Erfahrungen angehäuft, noch konnten sie je in solchem Maße aufgehäuft werden, wie dies im letzten Jahrzehnt geschehen. Erkannte das Adlerauge des Marxschen Genius bereits die Hauptrichtung des Vormarsches der Geschichte als auf die Diktatur des Proletariats gerichtet, bewies Marx gleichzeitig die objektive, gesetzmäßige Naturnotwendigkeit dieses Entwicklungsganges, und entwarf er darüber hinaus mit erstaunlichem Scharfblick auch schon die Umrisse dieser Diktatur, so liefert uns die Gegenwart ein seiner historisch-sozialen Reichhaltigkeit nach geradezu überwältigendes, neues Material zur Erweiterung unserer theoretischen Erkenntnis und Vertiefung unserer marxistischen Verallgemeinerungen. Vor unseren Augen entstanden die wirtschaftlichen Mammutorganisationen des vom Gerüst mächtiger Banken zusammengehaltenen Finanzkapitals, die ganze Staatsmaschinerie der Bourgeoisie ist in fieberhaftem Umbau begriffen, dessen Ursache in der immer fester sich gestaltenden Verschweißung des Staatsapparates der Bourgeoisie mit den Cliquen finanzkapitalistischer Stahl-, Eisen-, Kohlen- und Naphthakönige zu suchen ist; die kriegstechnischen Attribute der Staatsmacht haben eine erstaunliche Vervollkommnung in der Richtung immer bestialischeren Ausbaues eines wahren Satanssystems maschineller und chemischer Vernichtungsmittel der Menschheit erfahren; der liberale „freie Wettbewerb" der Kaufleute und Fabrikanten ist Zusammenstößen imperialistischer Riesenmächte gewichen, deren Trommelfeuer alles in Trümmer legt und die Grundfesten des kapitalistischen Baues erschüttert. Die zunehmende Entwicklung der Produktivkräfte wird paralysiert durch das rapide Wachstum der sie unterminierenden, zerstörenden Kräfte. Vom Donner der Geschütze begleitet, reißen alle wirtschaftlichen Zusammenhänge, versinken ins Nichts ganze Staaten, entstehen als Trümmer einstiger Reiche neue Nationen,

verschieben sich alte, machtvolle Zentren der Weltwirtschaft. Ein neuer Zug geht durch die Welt, ein neuer Pulsschlag läßt uns ihre Krämpfe fühlen. Neue soziale Schichten betreten die Arena der Geschichte. In unzweideutigem, aktivem Auftreten beginnt das Proletariat offen seinen Willen zur Eroberung der Macht zu verkünden. Immer lauter erschallt die Stimme der niedergehaltenen Kolonialvölker, jener ganze Kontinente bevölkernden Reservemilliarde der Menschheit, die aus einem stummen, resignierten, schrankenlos ausgebeuteten Objekt kapitalistischer „Zivilisation" zum Subjekt eigenen, aktiven Lebenswillens heranreift. Mit ungeahnter Geschwindigkeit entwickeln und steigern sich jene zentrifugalen Kräfte kapitalistischer Herrschaft, die in den idyllischen Zeiten der vorimperialistischen Epoche noch in der Tiefe schlummerten. Auf der anderen Seite weitet und festigt sich von Tag zu Tag der gewaltigen Klassenschlachten entsprungene Bund proletarischer Republiken, dessen Existenz eine weitere, prinzipiell neue Phase der Geschichte der gesellschaftlichen Entwicklung einleitet. In der Tat: neue Wirtschaftsformen in mannigfacher Verstrickung mit noch standhaltenden alten Pfeilern ökonomischer Daseinsformen der Vergangenheit; neue, auf Organisationen der werktätigen Massen sich stützende Staatstypen; neue Formen eines gemeinsame Ziele erstrebenden, bürgerlicher „Rechtsordnung" gänzlich fremden Zusammenwirkens der Nationen; die Entstehung vollkommen neuer gegenseitiger Beziehungen der Klassen zueinander und last but not least über alledem das schnelle Emporblühen einer Sowjetkultur. Fordert nicht all das eine sorgfältige theoretische Analyse geradezu heraus?

Die sozialdemokratischen Zyniker, die den Marxismus zum Ruhme des Reformismus eines Bernstein um so eifriger revidieren, je mehr die lebendige Wirklichkeit gerade die Richtigkeit der Marxschen Lehren bestätigt und das kleinbürgerliche Spinngewebe revisionistischer Konstruktionen erbarmungslos zerreißt, diese paralytischen Kreuzritter der Bourgeoisie schleudern dem internationalen Kommunismus eine neue Verleumdung ins Gesicht. Sie klagen uns der Verdrängung des Marxismus durch den Leninismus an. Diese Gegenüberstellung von Marxismus und Leninismus ist ebenso frivol, wie sie falsch und dumm ist. Der Leninismus kann den Marxismus schon darum weder ersetzen noch verdrängen, weil er der Marxismus selbst ist. Der Leninismus ist der Marxismus unserer Epoche, der Marxismus, der sich alle neuen Tatsachen der modernen Entwicklung zu eigen gemacht und sie theoretisch verarbeitet, sie assimiliert hat, ohne auch nur um Haaresbreite, sei es von der Methode, sei es vom Inhalte der

Marxschen Lehre abzuweichen. Mehr noch: der Leninismus ist vom Marxismus nicht nur nicht abgewichen, sondern hat es allein verstanden, alle Anschläge auf den Marxismus, von welcher Seite und in welcher Zeit sie auch erfolgt sein und welche Gebiete der Philosophie, der Wissenschaft oder Politik sie auch immer betroffen haben mögen, schonungslos zurückzuweisen. Und wenn uns Herrschaften, die sich zum Philosophen den Kantianer Vorländer, zum „Ethiker" den Halbpfaffen Kranold, zum Staatstheoretiker den Lassalleaner und Marxfälscher Cunow, zum Taktiker Noske, zum Götzen Bernstein und zum spiritus rector Macdonald und das liebliche Fabierpaar Sydney und Beatrice Webb erkoren, wenn — sagen wir — Leute s o l c h e n Kalibers über eine „E r s e t z u n g" des Marxismus durch den Leninismus lamentieren und Krokodilstränen vergießen, so kann man wahrlich nicht umhin, über die Schrankenlosigkeit sozialdemokratischer Heuchelei zu staunen.

Es ist absurd, sich heute zum Marxismus zu bekennen, ohne gleichzeitig Leninist zu sein, denn der Leninismus allein setzt die glorreiche theoretische und praktische Tradition des Marxismus unter den spezifischen Verhältnissen, die das letzte Jahrzehnt geschaffen, fort.

Wir allein haben ein Anrecht auf das von Bernsteinscher Verfälschung freie Vermächtnis Marx' und Engels'.

Der Kommunismus tritt heute in die Arena des Klassenkampfes als die einzige Macht, die dem Kapital das historische Recht auf die Leitung gesellschaftlicher Funktionen streitig macht, d. h. als eine bewußten Umsturz, bewußte Zerstörung aller den Fortschritt der Menschheit hemmenden Faktoren erstrebende Kraft. Gleichzeitig entfaltet der Kommunismus auf dem Territorium des ehemaligen russischen Kaiserreiches eine schöpferische Aufbautätigkeit, deren Vorhandensein selbst eingefleischte Gegner der Union der Sowjetrepubliken heute schon nicht mehr zu leugnen wagen. Darum hat der Kommunismus, der die Macht an sich gerissen und sie sich zu sichern verstanden hat, im Gegensatz zum Fabiergefasel englischer Reformisten über „konstruktiven Sozialismus", der seine Apostel ebenso „konstruktiv" zur Macht emportrug, wie er sie mit Hilfe der Tories „konstruktiv" wieder an die Luft setzte, allein ein Recht, der Welt seine Erfolge im sozialistischen Aufbau zu verkünden.

In zwiefacher Richtung, in zwei Schnittebenen der Geschichte, einer zerstörenden und einer aufbauenden, vollzieht sich die Tätigkeit der Anhänger des revolutionären Marxismus. Dieser Umstand weitet ungeheuer den geschichtlichen Horizont, ermöglicht es uns,

uns aller Probleme in einem vordem ungeahnten und nie vorhanden gewesenen Umfange bewußt zu werden, setzt auf die Tagesordnung Fragen, deren Existenz früher nicht einmal dem Bereiche der Vermutungen angehörte. Diese gewaltige Bereicherung unserer Erfahrungen erlegt uns die Pflicht vertiefter Problemstellung, theoretischer Unerschrockenheit und Kühnheit auf.

Die große Zeit des Unterganges der alten Gesellschaft und der Geburt einer neuen ist begleitet von einer auch alle Glieder der ideologischen Kette erfassenden tiefgreifenden Revolution. Das Gefühl allgemeiner Unsicherheit und Ungewißheit erzeugt innerhalb der offiziellen bürgerlichen Wissenschaft einen Hang zum „Irrationalen", „Mystischen", „intuitiv Erfaßbaren" Morsche Skepsis, ja selbst Religion, finden wieder bereitwilligste Aufnahme in die Wissenschaft. Auf der anderen Seite dagegen gerät ihr Aktionsbereich in immer ausgesprocheneren Widerstreit zu den alten, letzten theoretischen Verallgemeinerungen und Grenzbegriffen, die aus „Entwicklungsformen" zu Hemmschuhen der Entwicklung geworden sind. Daher das qualvolle Umhertappen und Suchen nach Synthesen und die Ergebnislosigkeit alles Mühens; daher die Enttäuschung und die verpestete Stickluft, die heute unter den Ideologen der westeuropäischen Bourgeoisie herrscht. In den Sowjetstaaten dagegen hat sich die Hegemonie des Marxismus gefestigt. Der Marxismus erobert immer größere Kreise von Gelehrten, darunter auch Naturwissenschaftler, Mathematiker, ja selbst Philologen. Auf der Grundlage wachsender sozialistischer Ökonomie, die immer wieder Planwirtschaft, einheitliche Leitung und Herstellung fester Verbindung der wirtschaftlichen Faktoren untereinander ins Auge zu fassen zwingt, entwickelt sich unvermeidlich das Bedürfnis nach einem wissenschaftlichen Monismus und endgültiger Entfernung aller Religion und idealistischen Metaphysik aus allen Bezirken wissenschaftlichen Denkens. Die allgemeine, gewaltige Umwälzung in der Psychologie der Gesellschaft findet ihren Ausdruck auch in der Umwälzung innerhalb der ideologischen Kaders der Gesellschaft auf allen Gebieten wissenschaftlicher Arbeitsteilung, die heute im Marxismus ihre einheitliche Zusammenfassung finden. So sehen wir den Marxismus mit seiner dialektisch-materialistischen Methode heute in Gebiete dringen, zu denen ihm vordem der Zutritt versperrt war.

Wie die effektive Eroberung der Macht durch die Arbeiterklasse, deren Diktatur, im Gegensatz zu Kautskys „Koalition" und Macdonalds „Konstruktivismus", zum erstenmal die Möglichkeit politischer Selbstbetätigung breiter Massen schafft, so bietet dieselbe

Diktatur, die den Marxismus auch ideologisch die Macht behaupten läßt, zum ersten Male die Möglichkeit, auch faktisch alle ideologischen Kommandohöhen zu beziehen. So entsteht jene Synthese, die die offizielle, bürgerliche Wissenschaft zu finden außerstande ist. Der siegreiche Vormarsch der Arbeiterklasse ist gleichzeitig auch ein siegreiches Vordringen des Marxismus. Und wie der revolutionäre Kommunismus auf dem Gebiete unmittelbar materiellen Klassenkampfes sich seinem Ziele nur unter schwerem Ringen mit der Bourgeoisie und dem sozialdemokratischen Opportunismus, der zum treuesten Spießgesellen der Bourgeoisie geworden, nähert, so muß das Banner des Marxismus auch im ideologischen Klassenkampfe durch erbitterte Schlachten gegen die obskuren, mittelalterlichen Theorien der Bourgeoisie und die prinzipienlosen, ihrem Wesen nach längst wurmstichigen und jämmerlichen, ihrer Wirkung nach jedoch immer noch wirksamen Theorien des Reformismus hindurchgetragen werden. Wirksam aber sind letztere noch, weil sie von der Bourgeoisie genährt werden, weil sie alle Illusionen, alle Verirrungen, allen Aberglauben, alle Vorurteile. die in den rückständigen Schichten der Arbeiterklasse noch lebendig sind, zusammenfassen, weil sie alle temporären Spießbürgerinteressen, alle Privilegien, alles Falsche, Überlebte, was noch in der Arbeiteraristokratie erhalten geblieben, mobilisieren. Nur darum leben noch die ideell längst bankrotten Sozialdemokraten.

Darum müssen sie auch in der Theorie geschlagen werden, geschlagen und immer wieder geschlagen werden, bis alle Vorurteile und Illusionen endgültig verscheucht sind und sich der Marxismus als siegreiche Idee überall Geltung verschafft hat.

Doch Schlagen der Feinde allein genügt nicht. Wir müssen auch unsere eigenen Schwächen rücksichtslos kritisieren. Hat doch schon Marx das als für die proletarischen Revolutionen, die sich ständig selbst kritisieren, charakteristisch betont. Und wie oft hat Lenin offen seine Fehler anerkannt. Die unendliche Kompliziertheit der eine marxistische Lösung erheischenden mannigfaltigen Probleme machen Fehler unvermeidlich. Dasselbe gilt auch von der Theorie. Unsere Zeitschrift wird daher auch dieser Aufgabe ihre Aufmerksamkeit zu widmen haben.

Wir fordern alle die, die mit uns eine solche Diskussion für notwendig halten, zu reger Mitarbeit an unserer Zeitschrift auf. Wir wenden uns an alle jene, in denen der Anblick der theosophisch-religiös-idealistischen Orgien im „Heiligtume der Wissenschaft" Ekel erzeugt und aufrichtige Entrüstung entfacht. Indem wir uns

schlagen unter dem Banner der optimistischen Weltanschauung des revolutionären Proletariats, indem wir uns schlagen

unter dem Banner des Marxismus,

erklären wir jeder Art von Religion, jeder Art von Idealismus, jeder Art von Entstellung und Verfälschung der Wissenschaft den Krieg.

Die Redaktion

N. LENIN

UNTER DEM BANNER DES MARXISMUS*

Über die allgemeinen Aufgaben der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" hat Genosse Trotzki in Nr. 1/2 bereits alles Wesentliche hervorgehoben, und zwar in vortrefflicher Form.

Ich möchte nur bei einigen Fragen verweilen, die Inhalt und Programm dessen betreffen, was die Redaktion der Zeitschrift in ihrem der ersten Nummer vorausgeschickten Geleitwort als ihre Aufgabe bezeichnet hat.

Das Geleitwort weist darauf hin, daß die um die Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" sich gruppierenden Mitarbeiter zwar nicht durchweg Kommunisten, wohl aber alle folgerichtige Materialisten seien. Mir scheint ein solches Bündnis von Kommunisten und Nichtkommunisten unbedingt notwendig zu sein. Die Zeitschrift verfolgt somit ein richtiges Ziel. Einer der größten und gefährlichsten Irrtümer der Kommunisten (wie überhaupt der Revolutionäre, die die große Revolution erfolgreich eingeleitet haben) ist die Vorstellung, es könnte die Revolution ausschließlich das Werk der Revolutionäre sein. Umgekehrt: Zum Erfolg einer jeden ernsten revolutionären Tätigkeit ist es unbedingt notwendig, zu verstehen, daß die Rolle der Revolutionäre lediglich die einer Avantgarde der wirklich lebensfähigen und fortgeschrittenen Klasse ist. Diese Erkenntnis muß auch durch die Tat verwirklicht werden. Die Avantgarde erfüllt nur dann ihre Aufgabe, wenn sie es versteht, die Verbindung mit den von ihr geführten Massen nicht nur nicht zu verlieren, sondern die ganze Masse wirklich vorwärtszubringen. Ohne ein sich auf die verschiedensten Betätigungsgebiete erstreckendes Bündnis mit Nichtkommunisten kann von einem irgendwie erfolgreichen kommunistischen Aufbau keine Rede sein.

* Nachfolgender Artikel N. Lenins erschien in Heft 3 des 1. Jahrganges der russischen Monatsschrift „Unter dem Banner des Marxismus" im März 1922. (D. Red.)

Das bezieht sich auch auf das von der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" verfolgte Ziel der Verteidigung des Materialismus und Marxismus.

Die wichtigsten Richtungen der fortschrittlichen gesellschaftlichen Ideologie Rußlands besitzen glücklicherweise eine solide materialistische Tradition. Ganz zu schweigen von G. W. Plechanow, genügt es, auf Tschernischewski hinzuweisen, dessen Lehren die heutigen Volkstümler (Volkssozialisten, Sozialrevolutionäre u. dgl.), reaktionären Moderichtungen nachjagend, wiederholt außer acht ließen, indem sie dem Phantom eines vermeintlich „letzten Wortes" europäischer Wissenschaft nachjagten und sich unfähig erwiesen, das hinter diesem Phantom in der einen oder anderen Form verborgene Lakaientum und das Kriechen vor den Vorurteilen der Bourgeoisie und die bürgerliche Reaktion zu erkennen.

Auf jeden Fall haben wir in Rußland auch unter den Nichtkommunisten Materialisten und werden solche zweifellos noch lange haben. Es ist daher unsere unbedingte Pflicht, beim Kampfe gegen die philosophische Reaktion und die philosophischen Vorurteile der sogenannten „gebildeten Gesellschaft" alle Anhängsel des konsequenten und streitbaren Materialismus zu gemeinsamer Arbeit heranzuziehen. Dietzgen-Vater, der nicht zu verwechseln ist mit seinem Sohn, einem ebenso anspruchsvollen wie ungeschickten Literaten, hat die Grundauffassung des Marxismus über die in bürgerlichen Ländern herrschenden und unter deren Gelehrten und Schriftstellern verbreiteten philosophischen Richtungen richtig, klar und scharf gekennzeichnet, als er erklärte, die Professoren der Philosophie stellten in der gegenwärtigen Gesellschaft in ihrer Mehrheit nichts anderes als „diplomierte Lakaien des Pfaffentums" dar.

Unsere russischen Intellektuellen, die sich — wie übrigens auch ihre Kollegen in allen Ländern — mit Vorliebe fortschrittlich nennen, sehen es sehr ungern, wenn die Diskussion in der durch die Worte Dietzgens charakterisierten Richtung geführt wird. Das mißfällt ihnen aber lediglich darum, weil ihnen die Wahrheit ein Dorn im Auge ist. Es genügt, auch nur oberflächlich die staatliche und wirtschaftliche Abhängigkeit der Gebildeten von der herrschenden Bourgeoisie, ihre Abhängigkeit von deren Lebensart und

ihre sonstige Abhängigkeit zu betrachten, um die unbedingte Berechtigung der scharfen Charakteristik Dietzgens einzusehen. Es genügt, auf die überwiegende Mehrheit der in allen Ländern immer wieder entstehenden philosophischen Moderichtungen, angefangen von den an die Entdeckung des Radiums sich knüpfenden bis zu den sich heute an Einstein klammernden, hinzuweisen, um sich eine Vorstellung von dem Zusammenhang der Klasseninteressen der Bourgeoisie und ihrer Klassenlage, der Unterstützung jeder Art von Religion durch die Bourgeoisie und dem ideellen Gehalt philosophischer Moderichtungen zu machen.

Daraus folgt, daß eine Zeitschrift, die sich zum Ziel setzt, das Organ des streitbaren Materialismus zu sein, in erster Linie ein Kampforgan im Sinne einer beharrlichen Entlarvung und Verfolgung aller gegenwärtigen „diplomierten Lakaien des Pfaffentums" sein muß, gleichgültig, ob diese nun in der Eigenschaft von Vertretern offizieller Wissenschaft oder als „demokratisch-radikal" oder „ideell-sozialistisch" sich bezeichnende Schriftsteller auftreten.

Zum zweiten muß eine solche Zeitschrift ein Organ des streitbaren Atheismus sein. Wir haben zwar Ressorts, zum mindesten gewisse staatliche Institutionen, die sich dem widmen. Indessen geschieht dies äußerst träge und äußerst ungenügend. Es scheint, daß sich hierin der Druck der mit unserem echt russischen (wenn auch sowjetistischen) Bureaukratismus verbundenen allgemeinen Verhältnisse geltend macht. Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß zur Förderung, Verbesserung und Belebung der Arbeit der entsprechenden staatlichen Institutionen die Zeitschrift, die den Zweck verfolgt, ein Organ des streitbaren Materialismus zu sein, auch einen unermüdlichen Kampf für den Atheismus führt, ihm eine unermüdliche Propaganda widmet. Die gesamte, in allen Sprachen erscheinende entsprechende Literatur muß aufmerksam verfolgt und alles auf diesem Gebiete irgendwie Wertvolle übersetzt oder mindestens besprochen werden.

Schon vor langer Zeit hat Engels den Führern des modernen Proletariats zur Massenverbreitung unter den Volksmassen das Übersetzen der polemischen atheistischen Literatur vom Ende des XVIII. Jahrhunderts empfohlen. Zu unserer Schande müssen wir gestehen, daß wir dies bisher noch nicht getan haben. (Einer der zahlreichen Be-

weise dafür, daß es viel leichter ist, in einer revolutionären Epoche die Macht zu erobern, als sie auch richtig auszunützen.) Zuweilen wird diese unsere Trägheit, Untätigkeit und Unfähigkeit mit allerhand „erhabenen" Gründen gerechtfertigt, so z. B., indem man behauptet, die alte atheistische Literatur des XVIII. Jahrhunderts sei „veraltet, unwissenschaftlich, naiv" u. dgl. mehr. Es gibt nichts Schlimmeres als dergleichen scheinbar gelehrte Sophismen, die entweder Pedanterie oder vollkommene Unkenntnis des Marxismus verhüllen. Gewiß findet sich in den atheistischen Schriften der Revolutionäre des XVIII. Jahrhunderts mancherlei Unwissenschaftliches und Naives. Niemand verbietet jedoch dem Herausgeber solcher Schriften, sie zu kürzen und mit kurzen Nachworten und Hinweisen auf den Fortschritt, den die Menschheit seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts in der wissenschaftlichen Religionskritik gemacht hat, ferner mit Hinweisen auf verschiedene neuerschienene Arbeiten usw. zu versehen.

Es wäre einer der gröbsten und schlimmsten Irrtümer, deren ein Marxist sich schuldig machen könnte, zu meinen, die viele Millionen umfassenden Volksmassen (besonders der Bauern und Kleinhandwerker), die die gesamte gegenwärtige Gesellschaft zur Unwissenheit und geistigen Finsternis verdammt und im Banne von Vorurteilen hält, könnten aus ihrer Ohnmacht nur auf dem direkten Wege einer rein marxistischen Aufklärung herauskommen. Die atheistische Propaganda muß in der allermannigfaltigsten Form unter diese Massen getragen werden. Sie müssen mit Tatsachen der allerverschiedensten Gebiete des menschlichen Daseins bekannt gemacht werden. Zur Erweckung ihres Interesses für den Atheismus, zur Verscheuchung ihres religiösen Wahns muß man es verstehen, an sie bald auf die eine, bald auf die andere Art heranzutreten, sie von den verschiedensten Seiten her zu packen, unter Anwendung der verschiedensten Methoden aufzurütteln u. dgl. mehr.

Die streitlustige, lebendige, talentvolle, geistreiche und offen das herrschende Pfaffentum attackierende Publizistik der alten Atheisten des XVIII. Jahrhunderts wird sich zur Erweckung der Menschen aus ihren religiösen Träumen immer wieder als tausendmal geeigneter erweisen als die langweiligen, trockenen, durch keinerlei geschickt gewählte Tatsachen erläuterten marxistischen Wiederholungen,

die in unserer Literatur vorwiegen und — machen wir aus unserem Herzen nur keine Mördergrube — nur allzuhäufig den Marxismus entstellen. Fast alle bedeutenden Werke Marx' und Engels' sind von uns übersetzt. Es liegt daher auch nicht der geringste Grund zur Befürchtung vor, es könnte der alte Atheismus und Materialismus uns um die von Marx und Engels gegebenen Verbesserungen bringen. Das Wichtigste — das vergessen gerade unsere vermeintlich marxistischen, in Wirklichkeit aber den Marxismus entstellenden Kommunisten gerade am allerhäufigsten — besteht darin, gerade die noch gänzlich unentwickelten Massen für eine bewußte Einstellung zu religiösen Fragen und eine vorurteilsfreie Religionskritik zu interessieren.

Und nun betrachten wir einmal die andere Seite, die Vertreter der modernen Religionskritik. Fast durchweg „ergänzen" die Vertreter der gebildeten Bourgeoisie ihre von ihnen selbst gegebene Widerlegung religiöser Vorurteile durch solche Argumente, die sie unmittelbar als ideelle Sklaven der Bourgeoisie, als „diplomierte Lakaien des Pfaffentums" entlarven.

Zwei Beispiele: Professor R. J. Wipper ließ im Jahre 1918 ein Büchlein unter dem Titel „Der Ursprung des Christentums" erscheinen. Nachdem der Verfasser über die wichtigsten Ergebnisse der modernen Wissenschaft referiert hat, verzichtet er im Verlaufe seiner weiteren Ausführungen nicht nur auf jeden Kampf gegen Vorurteile und Betrug, deren sich die Kirche als politisches Kampfmittel bedient, weicht er diesen Fragen nicht nur aus, sondern erhebt noch überdies den lächerlichen und reaktionären Anspruch, über beiden „Extremen", dem idealistischen wie dem materialistischen, zu stehen. Was stellt das anderes dar als eine Unterstützung der herrschenden Bourgeoisie, die hunderte Millionen von Rubeln des aus den werktätigen Massen herausgepreßten Profits zur Aufrechterhaltung der Religion verwendet.

Der bekannte deutsche Gelehrte Arthur Drews erklärt sich in seinem Buche „Die Christusmythe" nach anfänglicher Widerlegung religiöser Vorurteile und Märchen und dem Nachweis, daß es einen Christus niemals gegeben habe, für die Religion, natürlich für eine renovierte, zurechtgeputzte, verklausulierte, eine Religion, die fähig wäre, „der

täglich mehr und mehr anschwellenden naturalistischen Strömung" zu widerstehen (S. 238 der IV. Aufl. 1910)

In Drews haben wir schon einen ungeschminkten, bewußten, offen die Ausbeuter beim Ersetzen alter, verfaulter religiöser Vorurteile durch neue, noch widerlichere und gemeinere unterstützenden Reaktionär vor uns.

Daraus folgt jedoch mitnichten, daß eine Übersetzung Drews' ins Russische etwa unnötig sei, sondern nur, daß die Kommunisten, wie alle konsequenten Materialisten, bei dem innerhalb gewisser Schranken mit dem progressiven Teil der Bourgeoisie zu verwirklichenden Bündnis, die Bourgeoisie, sobald sie reaktionär wird, unermüdlich zu entlarven haben. Weiter folgt daraus, daß ein Ausweichen einem Bündnis mit den Vertretern der Bourgeoisie des XVIII. Jahrhunderts, also jener Epoche, da das Bürgertum noch revolutionär war, einem Verrate am Marxismus und Materialismus gleichkäme, denn im Kampfe gegen den herrschenden religiösen Obskurantismus ist ein „Bündnis" selbst mit den Drews in der einen oder anderen Form unbedingte Pflicht.

Die Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" muß als Organ des streitbaren Materialismus der atheistischen Propaganda, der Zusammenstellung von Übersichten entsprechender literarischer Erzeugnisse und der Beseitigung der gewaltigen Mängel unserer entsprechenden staatlicher Tätigkeit viel Platz einräumen. Besonders wichtig ist die Verwertung von Werken und Broschüren, die viel konkretes Tatsachenmaterial und den Zusammenhang der Klasseninteressen und Klassenorganisationen der modernen Bourgeoisie mit den religiösen Institutionen und der religiösen Propaganda beweisende Betrachtungen enthalten.

Äußerst wichtig sind alle auf die Vereinigten Staaten Nordamerikas bezugnehmenden Tatsachen. In den Vereinigten Staaten tritt zwar die offizielle, amtliche, staatliche Abhängigkeit der Religion vom Kapital weniger prägnant hervor, dafür zeigt sich aber dort um so klarer, daß die sogenannte moderne Demokratie (vor der die Menschewiki, Sozialrevolutionäre und zum Teil auch die Anarchisten, allen Forderungen der Vernunft zum Trotz, auf dem Bauche herumrutschen) nichts anderes darstellt als die Freiheit, das zu predigen, was der Bourgeoisie vorteilhaft erscheint. Vorteilhaft aber für die Bourgeoisie ist

Predigen aller reaktionären Ideen, ist Religion, ist Obskurantismus, ist Rechtfertigung der Ausbeutung u. dgl. mehr.

Man darf wohl erwarten, daß die Zeitschrift als Organ eines streitbaren Materialismus dem lesenden Publikum auch Übersichten über atheistische Literatur bieten wird. Solche Übersichten müßten mit Hinweisen versehen sein, für welchen Leserkreis die besprochenen Werke in Frage kommen, und warum sie geeignet sind, wie auch, was bei uns schon erschienen ist (unter den erschienenen wären nur mehr oder weniger gute Übersetzungen, deren es bei uns nicht allzu viele gibt, zu verstehen) bzw. noch erscheinen müßte.

Für die von einem streitbaren Materialismus zu bewältigende Aufgabe nicht minder wichtig, wenn nicht gar wichtiger als ein Bündnis mit konsequenten, nicht der kommunistischen Partei angehörenden Materialisten, ist ein Bündnis mit solchen Vertretern der modernen Naturwissenschaft, die sich dem Materialismus zuneigen und sich nicht scheuen, ihn entgegen den in der sogenannten „gebildeten Gesellschaft" herrschenden philosophischen Modekonzessionen an den Idealismus zu verteidigen und zu predigen.

Der in der ersten Nummer der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" erschienene Artikel A. Timirjasews über die Relativitätstheorie Einsteins läßt uns hoffen, daß es der Zeitschrift gelingen wird, auch dieses zweite Bündnis zu verwirklichen. Man muß ihm eine viel größere Aufmerksamkeit widmen und sich dabei immer bewußt sein, daß gerade die in der modernen Naturwissenschaft eingetretene starke Gärung aus sich heraus immer wieder reaktionäre philosophische Schulen und Richtungen gebiert. Aufmerksames Verfolgen der Fragen, die die neueste Revolution auf dem Gebiete der Naturwissenschaft aufwirft, sowie die Heranziehung von Naturwissenschaftlern zur Mitarbeit an unserer philosophischen Zeitschrift ist daher eine Aufgabe, ohne deren Lösung ein streitbarer Materialismus weder streitbar noch materialistisch sein wird. Wenn Timirjasew in der ersten Nummer der Zeitschrift sich genötigt sah, zu konstatieren, daß mit der Theorie Einsteins — der, soweit es ihn persönlich betrifft, den Worten Timirjasews nach keinerlei aktive Kampagne gegen die Grundlagen des Materialismus führt — schon eine ungeheure Menge bürgerlicher Vertreter unter den Intellektuellen aller Länder sym-

pathisiert, so gilt das nicht nur für Einstein, sondern seit dem Ende des XIX. Jahrhunderts für eine ganze Reihe, wenn nicht die Mehrheit aller großen Umwälzungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft.

Wollen wir also einer solchen Erscheinung gegenüber bewußt Stellung nehmen, so müssen wir begreifen, daß ohne eine solide philosophische Grundlage keine wie immer geartete Naturwissenschaft, kein wie immer gearteter Materialismus den Kampf gegen den Einfluß bürgerlicher Ideen und die Renaissance bürgerlicher Weltanschauung zu bestehen imstande sein wird. Um diesen Kampf zu bestehen und mit vollem Erfolge zu Ende zu führen, muß ein Naturforscher moderner Materialist, d. h. bewußter Anhänger des von Marx vertretenen Materialismus, muß dialektischer Materialist sein. Zu diesem Zwecke müssen die Mitarbeiter der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" ein systematisches, von materialistischen Gesichtspunkten geleitetes Studium der Dialektik Hegels organisieren, jener Dialektik, die Marx konkret sowohl in seinem „Kapital" als auch in seinen historischen und politischen Schriften mit soviel Erfolg angewandt hat, daß jeder Tag des Erwachens zum Leben und des Kampfes immer neuer Klassen des Ostens (Japan, Indien, China) — jener Hunderte von Millionen Menschen, die den größten Teil der Bevölkerung der Erde ausmachen und durch ihre historische Untätigkeit, ihren historischen Schlaf, bisher den Stillstand und die Fäulnis vieler fortschrittlicher Staaten Europas bedingt haben —, daß jeder Tag des Erwachens solcher neuen Völker und Klassen, sage ich, die Richtigkeit des Marxismus immer aufs neue bestätigt.

Gewiß ist ein solches Studium, ein solches Erläutern, eine solche Propaganda Hegelscher Dialektik keine leichte Sache, und die ersten Versuche in dieser Richtung werden zweifellos mit Fehlern behaftet sein. Doch fehlerfrei ist nur der, der nichts tut. Gestützt auf die von Marx befolgte Anwendung der materialistisch erfaßten Dialektik Hegels können und müssen wir diese Dialektik nach allen Richtungen hin ausarbeiten, in unserer Zeitschrift aus den wichtigsten Werken Hegels Auszüge publizieren und unter Anführung von Beispielen der Anwendung der Dialektik durch Marx wie auch von Beispielen ökonomischer und politischer Dialektik, wie sie uns die moderne Geschichte, be-

sonders der moderne imperialistische Krieg und die Revolution in so ungewöhnlich reichem Maße bieten, diese Hegelsche Dialektik in die Sprache des Materialisten übersetzen. Die Redakteure und Mitarbeiter der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" sollten unseres Erachtens eine Art „Gesellschaft materialistischer Freunde der Hegelschen Dialektik" repräsentieren. Der moderne Naturforscher wird in der materialistisch erfaßten Dialektik Hegels (wenn er nur sucht und wir es lernen, ihm hierbei behilflich zu sein) eine ganze Reihe von Antworten auf jene philosophischen Fragen finden, die die gegenwärtige Revolution in der Naturwissenschaft aufwirft, und die die Anbeter bürgerlicher Moden sich auf die Seite der Reaktion schlagen läßt.

Will der Materialismus ein streitbarer Materialismus sein, so muß er sich eine solche Aufgabe stellen und an deren Lösung systematisch arbeiten. Tut er es nicht, so wird er, um einen Ausdruck Schtschedrins zu gebrauchen, weniger ein niederringender als ein niedergerungener Materialismus sein.

Vernachlässigen die hervorragenden Naturforscher den dialektischen Materialismus auch in Zukunft ebenso hartnäckig, wie sie es bisher getan haben, so werden sie gegenüber philosophischen Folgerungen und Verallgemeinerungen auch weiterhin hilflos dastehen; denn die Naturwissenschaft entwickelt sich so schnell und macht dabei auf allen Gebieten eine so tiefgehende revolutionäre Gärung durch, daß sie ohne entsprechende philosophische Verallgemeinerungen unter keinen Umständen wird weiterkommen können.

Schließlich möchte ich noch etwas erwähnen, was, wenn es auch nicht dem Gebiete der Philosophie angehört, doch ins Gebiet derjenigen gesellschaftlichen Fragen fällt, denen die Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" ebenfalls ihre Aufmerksamkeit widmen will.

Es handelt sich um eine Illustration der Art und Weise, wie die moderne „Wissenschaft" in Wahrheit der Vermittlung gröbster und gemeinster reaktionärer Anschauungen dient.

Kürzlich sandte man mir die Zeitschrft „Der Ökonomist" Nr. 1 (1922), die von der XI. Abteilung der „Russischen Technischen Gesellschaft" herausgegeben wird. Der

jugendliche Kommunist, der mir diese Zeitschrift zusandte (und wahrscheinlch keine Zeit gehabt hat, sich mit dem Inhalt der Zeitschrift bekannt zu machen), hat sich über die Zeitschrift unvorsichtigerweise sehr lobend ausgesprochen. In Wirklichkeit stellt aber diese Zeitschrift — ich weiß nicht, inwieweit bewußt — ein Organ moderner, sich natürlich unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit, des Demokratismus u. dgl. mehr verbergender Anhänger der Leibeigenschaft dar.

Ein gewisser Herr P. A. Sorokin bringt in dieser Zeitschrift weitschweifige „soziologische" Untersuchungen „Über den Einfluß des Krieges." Der gelehrte Artikel strotzt von Hinweisen auf die „soziologischen" Werke des Verfassers und seiner zahlreichen ausländischen Lehrer und Kollegen. Seine Gelehrsamkeit zeigt nun folgendes Gesicht: Seite 83 lese ich:

„Auf 10 000 Ehen kommen gegenwärtig in Petrograd 92,2 Ehescheidungen (eine phantastische Zahl), wobei von 100 geschiedenen Ehen 51,1 Prozent von einer Dauer unter einem Jahre waren, davon 11 Prozent unter einem Monat, 22 Prozent unter zwei Monaten, 41 Prozent unter drei bis sechs Monaten und nur 36 Prozent über sechs Monaten Diese Zahlen beweisen, daß die moderne gesetzliche Ehe nichts anderes darstellt als einen Mantel, unter dem sich in Wahrheit außereheliche geschlechtliche Beziehungen verbergen, und mit dessen Hilfe Liebhabern von „Erdbeeren" die Möglichkeit gegeben ist, auf „gesetzlichem" Wege ihren Appetit zu befriedigen." (Vgl. „Ökonomist" Nr. 1, S. 83.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß sowohl dieser Herr selbst als auch jene „Russische Technische Gesellschaft", die die Zeitschrift herausgibt und mit dergleichen Betrachtungen anfüllt, sich zu Anhängern der Demokratie zählen und höchst beleidigt tun werden, wenn man sie als das bezeichnet, was sie in der Tat sind, nämlich als Anhänger der Leibeigenschaft, als Reaktionäre, als „diplomierte Lakaien des Pfaffentums". Die alleroberflächlichste Bekanntschaft mit der die Ehescheidung und die Lage außerehelicher Kinder betreffenden Gesetzgebung der bürgerlichen Länder wie mit der entsprechenden faktischen Lage der Dinge zeigt jedem sich für diese Frage interessierenden Menschen, daß die gegenwärtige bürgerliche Demokratie sogar in den demokratischen bürgerlichen Republiken in ihrem Verhältnis zur Frau und den außerehelichen Kindern durchaus den Standpunkt der Leibeigenschaft vertritt.

Das hindert natürlich die Menschewiki, die Sozialrevolutionäre, einen Teil der Anarchisten und alle übrigen bürgerlichen Parteien des Westens nicht im geringsten, die Demokratie dessenungeachtet zu verhimmeln und über ihre Verletzung durch die Bolschewiki zu jammern. In Wahrheit stellt jedoch gerade die bolschewistische Revolution in bezug auf die Frage der Ehe, der Ehescheidung und der Lage außerehelicher Kinder einzig und allein eine wirklich konsequente, demokratische Revolution dar. Das gerade aber sind Fragen, die die Interessen mehr als der Hälfte der Bevölkerung eines beliebigen Landes in unmittelbarster Weise berühren. Erst die bolschewistische Revolution hat, obgleich ihr schon eine ganze Reihe von demokratisch sich nennenden bürgerlichen Revolutionen voraufgegangen war, in der erwähnten Richtung sowohl gegen die Reaktion und Leibeigenschaft als auch gegen die tägliche Heuchelei der regierenden und besitzenden Klassen einen entschiedenen Kampf durchgefochten.

Wenn 92 Ehescheidungen auf 10 000 Ehen Herrn Sorokin phantastisch hoch vorkommen, so bleibt uns nur übrig, anzunehmen, daß der Verfasser entweder in einem allem Leben so weit entrückten Kloster gelebt hat und erzogen worden ist, daß an die Existenz eines solchen Klosters wohl kaum jemand glauben wird, oder aber, daß der Verfasser zugunsten der Reaktion und Bourgeoisie die Wahrheit entstellt. Jeder auch nur oberflächlch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der bürgerlichen Länder Vertraute weiß, daß die wirkliche Zahl der wirklichen Ehescheidungen (der von der Kirche und dem Gesetze nicht sanktionierten) überall eine unvergleichlich höhere ist. Rußland unterscheidet sich in dieser Hinsicht von den anderen Ländern lediglich dadurch, daß seine Gesetze die Heuchelei und die rechtlose Lage der Frau und ihres Kindes nicht beschönigen, sondern offen und im Namen der Staatsgewalt jeder Art von Heuchelei und Rechtlosigkeit einen systematischen Krieg erklären.

Eine marxistische Zeitschrift wird genötigt sein, auch gegen moderne „gebildete" Anhänger der Leibeigenschaft dieser Sorte Krieg zu führen. Sicherlich bezieht bei uns ein großer Teil von ihnen sogar ein staatliches Honorar und befindet sich in staatlicher Stellung zum Zwecke der Aufklärung der Jugend, mögen sie sich dazu auch nicht besser

eignen, als bewußte Schänder sich zur Rolle von Inspektoren an Mittelschulen eignen.

Die Arbeiterklasse Rußlands hat es verstanden, die Macht zu erobern, sie hat es dagegen noch nicht gelernt, sie auszunützen, andernfalls hätte sie derartige Pädagogen und Mitglieder gelehrter Gesellschaften schon längst allerhöflichst in die Länder der bürgerlichen „Demokratie" hinauskomplimentiert. Dort ist für derartige Leibeigenschaftsapostel gerade der richtige Platz.

Sie wird es noch lernen, sofern nur der Wille zum Lernen vorhanden ist.

12. März 1922

N. BUCHARIN

DER IMPERIALISMUS UND DIE AKKUMULATION DES KAPITALS

Die Frage des Imperialismus ist gleichzeitig eine praktische und eine theoretische Frage. Nichts natürlicher, als daß sie die Aufmerksamkeit sowohl der proletarischen wie der bürgerlichen Politiker auf sich lenkt. Die Erkenntnis der Triebkräfte des modernen Kapitalismus, der ihm eigentümlichen Methoden der Expansion, der Zunahme seiner inneren Widersprüche usw. bildet eine unumgängliche Voraussetzung der theoretischen Kritik des Kapitalismus, die sich in den Händen des Proletariats über kurz oder lang aus einer Waffe der Kritik unvermeidlich in eine Kritik der Waffe verwandelt. Im Zusammenhange mit der Theorie des Imperialismus steht ferner die Theorie des kapitalistischen Zusammenbruches, somit auch die Einschätzung der Perspektiven der sozialistischen Revolution, wenn auch in ihrer abstraktesten, gewissermaßen algebraischen Form, die, sofern man praktische Mißgriffe vermeiden will, immer wieder einer Übertragung ins Arithmetische bedarf. Damit erhalten alle in den Bereich der Kardinalfrage fallenden theoretischen Probleme für das kämpfende Proletariat eine ungeheure Bedeutung.

Erstes Kapitel

Die erweiterte Reproduktion in der abstrakten kapitalistischen Gesellschaft

Wie bekannt, entwarf Marx in großen Zügen ein Bild des Verlaufes der gesamten gesellschaftlichen Reproduktion, wobei er von einer ganzen Reihe die Sachlage vereinfachender Voraussetzungen ausging: so der Annahme eines Kapitalismus mit nur zwei Klassen, ohne Außenmärkte, bei Gleichheit von Wert und Preis usw. Wie ist ein bewegliches Gleichgewicht des im Wachstum begriffenen kapitalistischen Systems möglich? — lautete Marx' Fragestellung. Im großen und ganzen stellt sich diese abstrakteste (ausgesprochen „theoretische") Lösung folgendermaßen dar.

Das gesellschaftliche Gesamtkapital sei $c + v$, der Mehrwert sei m.

Der Wert des Gesamtprodukts (unter der Annahme, daß das konstante Kapital im Laufe eines Umschlages gänzlich abgetragen wird oder, was an der Sache nichts ändert, unter der Bedingung, daß c bloß dem verbrauchten Teile des konstanten Kapitals entspricht) ist dann $c + v + m$.

Dieses Produkt (und dementsprechend der Gesamtprozeß der gesellschaftlichen Produktion) verteilt sich auf zwei große Abteilungen: Produktionsmittel und Konsumtionsmittel. Setzen wir die entsprechenden Bezeichnungen ein, so erhalten wir:

A (Produktion von Produktionsmitteln) ... $c_1 + v_1 + m_1$,
B (Produktion von Konsumtionsmitteln) ... $c_2 + v_2 + m_2$.

Hätten wir es mit einer einfachen Reproduktion zu tun, d. h. würden die Kapitalisten den gesamten $m_1 + m_2$ betragenden Mehrwert verschleudern, so wäre die Bedingung für den regelmäßigen Verlauf der Reproduktion durch folgende Beziehungen gegeben:

1. Da das Gesamtprodukt der Abteilung A ausschließlich aus Produktionsmitteln (Maschinen, Rohstoffen usw.) besteht, die in die individuelle Konsumtion nicht eingehen können (man kann sie weder essen noch als Kleidung verwenden noch endlich dem „schönen Geschlecht" präsentieren), so müssen letztere ganz zum Ersatz des konstanten Kapitals $c = (c_1 + c_2)$ verwendet werden. Mithin: $c_1 + v_1 + m_1 = c_1 + c_2$.

2. Da das Gesamtprodukt der Abteilung B ausschließlich aus Konsumtionsmitteln besteht, so kann auch nicht der mindeste Teil desselben als Rohstoff oder Maschine verwendet werden. Er muß daher von den Arbeitern und Kapitalisten der beiden Abteilungen voll „verzehrt" werden. Somit $c_2 + v_2 + m_2 = v_1 + v_2 + m_1 + m_2$.

3. Da die erste Abteilung ihr konstantes Kapital (c_1) selbst reproduziert und die stoffliche Form ($v_1 + m_1$) durch eine „verzehrbare" Form ersetzen muß, andererseits die zweite Abteilung sowohl die Elemente ihres variablen Kapitals als den Mehrwert der Kapitalisten der Abteilung B in Naturalform selbst reproduziert und die stoffliche Form c_2 ersetzen muß, so erfordert der regelmäßige Gang der Reproduktion die Gleichheit der dem Austausch unterliegenden Teile. Hieraus folgt, daß $c_2 = v_1 + m_1$ sein muß.

Es ist leicht ersichtlich, daß sich unsere drei Gleichungen im Grunde auf eine einzige reduzieren lassen. Subtrahieren wir in der ersten Gleichung auf beiden Seiten c_1, in der zweiten beiderseits die Summe $v_2 + m_2$, so erhalten wir obige dritte Gleichung, nämlich $c_2 = v_1 + m_1$.

Gerade hierin drückt sich nun aber die Bedingung des glatten Verlaufes bei einfacher Reproduktion aus: Die Summe der Revenuen der ersten Abteilung muß dem konstanten Kapital der zweiten Abteilung gleich sein. Ist diese Bedingung vorhanden, so erhalten wir für die

Abteilung A: ein in natura produziertes konstantes Kapital, das innerhalb derselben Abteilung verbleibt, ferner ein variables, in ungeeigneter Form reproduziertes Kapital, das in neuem Gewande erscheint und in holder Eintracht mit dem konstanten Kapital weiterfunktionieren kann, endlich einen Mehrwert, der, nachdem er seine Wäsche gewechselt, bis auf die Reproduktion der lebendigen persönlichen Träger und Befehlshaber seiner Abteilung, spurlos verschwindet;

Abteilung B: einen in geeigneter Form produzierten Mehrwert, der, ohne die Grenzen seiner Abteilung zu überschreiten, seinen Herrn befriedigt und in dessen Magen verschwindet, des weiteren ein variables Kapital in einer Form, die es ihm ebenfalls ohne Überschreitung der Grenzen seiner Abteilung ermöglicht, sich in Arbeits-

kraft zu verwandeln, und endlich ein konstantes Kapital, das sich mit dem variablen, nach einer Metamorphose seiner stofflichen, weichen Konsumtionshaut in einen harten Maschinenpanzer vereinigt. Somit kann die Produktion auch in diesem Falle weitergehen, um erneut denselben, in sich geschlossenen Kreislauf zu vollenden.

Viel komplizierter verhält es sich mit der erweiterten Reproduktion, bei der ein Teil des Mehrwertes zum Kapital geschlagen wird und als Kapital zu fungieren beginnt, mit andern Worten, wo die Reproduktion „nicht einem Kreise, sondern einer Spirale" (Marx) folgt.

Bezeichnen wir mit α_1 den der persönlichen Konsumtion des Kapitalisten dienenden, mit β_1 den der Kapitalisierung unterworfenen Teil des Mehrwertes, setzen also $m_1 = \alpha_1 + \beta_1$ und entsprechend

$$m_2 = \alpha_2 + \beta_2;$$

bezeichnen wir weiter mit β_{1c} jenen Teil des der Akkumulation unterworfenen Mehrwerts, der als Teil des konstanten Kapitals der Akkumulation anheimfällt, und mit β_{1v} jenen Teil des der Akkumulation unterworfenen Mehrwerts, der als Teil des variablen Kapitals der Akkumulation anheimfällt, setzen wir somit

$$\beta_1 = \beta_{1c} + \beta_{1v}$$

und entsprechend:

$$\beta_2 = \beta_{2c} + \beta_{2v},$$

so nimmt die allgemeine Formel des Produkts beider Abteilungen folgende Gestalt an:

$$\begin{array}{ll} \text{A} \ldots & \boxed{c_1 + v_1 + \alpha_1} + \overbrace{\beta_{1c} + \beta_{1v}}^{\beta_1} \\ \text{B} \ldots & \boxed{c_2 + v_2 + \alpha_2} + \underbrace{\beta_{2c} + \beta_{2v}}_{\beta_2} \end{array}$$

Wie leicht ersichtlich, liegt in den von uns durch einen gemeinsamen Rahmen zusammengefaßten Größen das Problem der einfachen Reproduktion eingeschlossen, dessen Lösung bereits oben gegeben ist. [Nach Voraufgegangenem wäre dazu erforderlich, daß $c_2 = (v_1 + \alpha_1)$ sei.] Die Schwierigkeiten beginnen daher erst dank dem Auftreten neuer, außerhalb obigen Viereckes gelegener Größen.

Was stellen nun diese dar?

β_1 stellt seinem Werte nach jenen Teil des Mehrwertes dar, der für die Akkumulation bestimmt ist; seiner stofflichen Form, d. h. seinem Gebrauchswert nach repräsentiert es eine Fülle mannigfaltigster Produktionsmittel, wie Maschinen, Rohstoffe, Hilfsmaterialien usw.

Dieser Teil schließt sich jedoch dem Kapital in der Regel nicht in einer Form, nämlich in der Form des konstanten oder der des variablen Kapitals allein an; vielmehr zerfällt er, gemäß einer bestimmten Proportion, im Zusammenhange mit der organischen Zusammensetzung des Kapitals, in zwei Teile.

β_{1_c}, d. h. jener Teil, der dem konstanten Kapital zugeschlagen wird, wird in einer entsprechenden Naturalform produziert und verbleibt daher innerhalb der Abteilung A, ohne sie je zu verlassen. Umgekehrt kann β_{1_v} nicht als Element des variablen Kapitals fungieren, da es im Panzer der Produktionsmittel steckt, infolgedessen gegen entsprechende Produkte der zweiten Abteilung ausgetauscht werden muß. β_{1_v} ist daher genötigt, von seinem Geburtsorte zu fliehen.

Die Produktion von β_{2_v} erfolgt in einer Form, daß es ein Element des zusätzlichen variablen Kapitals der zweiten Abteilung bilden kann und daher in natura in seiner Heimat, d. h. in der gleichen Abteilung, verbleibt. β_{2_c} dagegen besitzt eine stoffliche Form, die das Fungieren dieses Teiles des Mehrwertes in der Rolle zusätzlichen k o n s t a n t e n Kapitals technisch ausschließt. β_{2_c} muß daher ausgetauscht werden und das Gewand von β_{1_v} anlegen. Folglich muß in Hinsicht auf den W e r t $\beta_2 = \beta_{1_v}$ sein.

Sofern wir also eine erweiterte Reproduktion vor uns haben, muß, abgesehen von den vom Gesichtspunkte der einfachen Reproduktion erforderlichen Gleichgewichtsbedingungen, der Zerfall des zu akkumulierenden Mehrwerts in der ersten und zweiten Abteilung in einem Verhältnis stattfinden, daß das z u s ä t z l i c h e v a r i a b l e K a p i t a l d e r e r s t e n A b t e i l u n g d e m z u s ä t z l i c h e n k o n s t a n t e n K a p i t a l d e r z w e i t e n A b t e i l u n g g l e i c h k o m m t.

Insgesamt erhalten wir dann für die Formel der erweiterten Reproduktion drei Schemata, die auf ein einziges zurückgeführt werden können und den drei Schemata der einfachen Reproduktion analog sind.

1. Das G e s a m t p r o d u k t der Abteilung A (Produktionsmittel) kann in keinem Teile u n m i t t e l b a r als Revenue verwendet werden. Folglich muß es der Summe der konstanten Kapitale beider Abteilungen (samt den zusätzlichen konstanten Kapitalen) gleich sein. Zwecks bequemerer Vergleichsmöglichkeit setzen wir die eine Summe unter die andere, wie folgt:

Summe der Produktionsmittel:

$$\text{(Gesamtprodukt der Abteilung A)} = c_1 + \boxed{v_1 + \alpha_1} + \beta_{1_c} + \boxed{\beta_{1_v}}$$

$$\text{Summe aller konstanten Kapitale} = c_1 + \boxed{c_2} + \beta_{1_c} + \boxed{\beta_{2_c}}$$

Es ergibt sich ohne weiteres, daß dieses Schema eine Gleichheit innerhalb der eingerahmten Größen voraussetzt, wobei der linke Rahmen die Bedingung der einfachen Reproduktion, der rechte die zusätzliche Bedingung der erweiterten Reproduktion darstellt. Beide lassen sich ihrerseits auf die Gleichung zurückführen:

$$v_1 + \alpha_1 + \beta_{1_v} = c_2 + \beta_{2_c}.$$

2. Das Gesamtprodukt der Abteilung B kann in keinem seiner Teile unmittelbar, d. h. in seiner Naturalform, als konstantes Kapital verwendet werden. Folglich muß es der Summe aller Revenuen (einschließlich des zusätzlichen variablen Kapitals, das sich in das Einkommen der zusätzlichen Arbeiter verwandelt)* gleich sein.

Summe aller Konsumtionsmittel (Gesamtprodukt der Abteilung B) $= \boxed{c_2} + v_2 + \alpha_2 + \boxed{\beta_{2_c}} + \beta_{2_v}$

Summe aller Revenuen (der Arbeitslöhne wie des individuell verbrauchten Mehrwertes) $= \boxed{v_1 + \alpha_1} + v_2 + \alpha_2 + \boxed{\beta_{1_v}} + \beta_{2_v}$

Man sieht sofort, daß dieses Schema auf die bereits oben deduzierte Gleichung: $c_2 + \beta_{2_c} = v_1 + \alpha_1 + \beta_{1_v}$ zurückgeführt werden kann.

3. Dieselbe Gleichung könnten wir auch auf direktem Wege erhalten. Erinnern wir uns noch einmal des Schemas:

A. $\boxed{c_1 + \boxed{v_1 + \alpha_1} + \beta_{1_c}} + \boxed{\beta_{1_v}}$

B. $\boxed{\boxed{c_2} + v_2 + \alpha_2} + \boxed{\beta_{2_c}} + \beta_{2_v}$

In der oberen Reihe kann $(c_1 + \beta_{1_c})$ kraft seiner Naturalform, die einer notwendigen wirtschaftlichen Funktion entspricht, erhalten bleiben; $[(v_1 + \alpha_1) + \beta_{1_v}]$ dagegen muß ausgetauscht werden. Wogegen? Gegen jenen Teil, der infolge der ihm eigenen stofflichen Form in der zweiten Abteilung nicht fungieren kann. Dies ist $(c_2 + \beta_{2_c})$. Hieraus ergibt sich die Gleichung:

$$(c_2 + \beta_{2_c}) = (v_1 + \alpha_1 + \beta_{1_v})$$

oder, besser formuliert:

$$(v_1 + \beta_{1_v} + \alpha_1) = (c_2 + \beta_{2_c}).$$

Mit anderen Worten: Das gesamte neue variable Kapital der ersten Abteilung und der dem unproduktiven Konsum unterliegende Teil des Mehrwertes der gleichen Abteilung müssen dem neuen konstanten Kapital der zweiten Abteilung gleich sein.

Damit hat die Sachlage in der ersten Abteilung (A) die folgende Gestalt angenommen:

* Oder in den zuschüssigen Arbeitslohn der alten Arbeiter, die in gegebenem Falle ein größeres Quantum einfacher Arbeit auf dem Wege einer Steigerung der Intensität der Arbeit, einer Verlängerung der Arbeitszeit oder einer Hebung der Qualifikation der Arbeitskraft und der Arbeit aus sich herauspressen müssen.

Zum konstanten Kapital c_1 hat sich unmittelbar, d. h. ohne die Schranken der Abteilung A verlassen zu haben, die neue zusätzliche Größe β_1 (c) geschlagen. Das konstante Kapital ist folglich gewachsen. Betrug es vordem c_1, so beträgt es nunmehr $(c_1 + \beta_1)$ (c). Das variable Kapital entstand durch Reproduktion des alten variablen Kapitals v_1, das erst nach vorheriger Abstreifung seiner stofflichen Hülle in Funktion zu treten vermag, was es zusammen mit dem „verzehrbaren" Mehrwert tut, während $(v_1 + \alpha_1)$ und c_2 ihre Plätze tauschen.

Des weiteren erschien durch Tausch mit der Abteilung B zusätzliches variables Kapital. Damit stieg das variable Kapital von v_1 auf $(v_1 + \beta_1)$. Der für den „Verzehr" vorgesehene Teil des Mehrwertes ist, nach Annahme einer entsprechenden Form, d. h. nachdem er die Gefilde der zweiten Abteilung durchwandert hat, aus dem Reproduktionsprozeß ausgeschieden und hat lediglich die Kapitalisten der ersten Abteilung reproduziert. Der neue Kreislauf setzt also in der Abteilung A mit einem vergrößerten konstanten und einem vergrößerten variablen Kapital ein.

Das gleiche vollzieht sich in der zweiten Abteilung. Das konstante Kapital hat sich hier zwar dem Werte nach reproduziert, mußte jedoch seine Gestalt wechseln. Ihm gesellte sich außerdem, ebenfalls nach vollzogenem Wechsel seiner stofflichen Hülle, der Zusatzwert β_2 zu. Damit stieg das konstante Kapital von c_2 auf $(c_2 + \beta_2)$ (c), das variable Kapital von v_2 auf $(v_2 + \beta_2)$ (v), im Verlaufe welcher Prozedur beide Teile des neuen variablen Kapitals keiner Maskerade bedürfen.* Der Mehrwert endlich schied in jenem Teile, der dem „Verzehr" verfiel, ohne Vornahme eines Wechsels seiner Gestalt, aus dem Reproduktionsprozeß aus, indem er sich auf die Reproduktion der Träger des Kapitals der zweiten Abteilung beschränkte. Somit beginnt der neue Kreislauf auch hier wieder mit einem erhöhten konstanten und einem erhöhten variablen Kapital.

Im folgenden Zyklus wird das Kapital der Ausgangsstufe erneut reproduziert, der unproduktiv konsumierte Teil des Mehrwertes nimmt — zum erstenmal — zu, der zu akkumulierende Teil des letzteren wird sich noch mehr vergrößern und so fort.

Mit anderen Worten, es wachsen: das konstante Kapital der Gesellschaft, der Konsum der Arbeiter, der Konsum der Kapitalisten (alles in Werten genommen). In welchem Verhältnis dieses Anwachsen der erwähnten verschiedenen Wertgrößen vor sich geht, wollen wir in diesem Zusammenhange nicht weiter analysieren. Diese Frage bedarf gesonderter Behandlung. Hier muß, wenn auch nur kursorisch, noch folgender Umstände Erwähnung getan werden: Neben dem Wachstum der Produktion wächst auch der Markt dieser Produktion, erweitert sich der Markt der Produktionsmittel, wächst auch die Konsumnachfrage (da, absolut genommen, sowohl der Konsum

* Im Grunde genommen findet eine Maskerade allerdings statt, doch geschieht dies im Rahmen einzelner Tauschakte innerhalb der zweiten Abteilung.

der Kapitalisten als der der Arbeiter zunimmt). Mit anderen Worten, hier ist die Möglichkeit gegeben einerseits eines Gleichgewichtes zwischen den verschiedenen Teilen der gesellschaftlichen Gesamtproduktion, andererseits eines Gleichgewichtes zwischen Produktion und Konsumtion. Dabei ist das Gleichgewicht zwischen Produktion und Konsumtion seinerseits bedingt durch das Produktionsgleichgewicht, d. h. das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Teilen des funktionierenden Kapitals und dessen verschiedenen Zweigen.

In der oben gegebenen Analyse sehen wir zunächst von einer Reihe wesentlichster, spezifisch-kapitalistischer Momente, z. B. von der Geldzirkulation, ab. Das wäre absolut unzulässig, wollten wir auf dieser abstraktesten Stufe der Analyse dauernd verharren. Der Fehler der Schule Ricardos, darauf auch Says, bestand just darin, daß sie die These, daß Produkt gegen Produkt ausgetauscht würde, während das Geld bei diesem Handel die Rolle eines „Mediums" und nur eines „Mediums" spiele, nicht aber „eine wesentliche und notwendige Existenzform der Ware, die sich als Tauschwert, als allgemeine gesellschaftliche Arbeit, darstellen müsse"*, zum Dogma erhoben. Daraus ergab sich eine Reihe gröbster Fehler, ergab sich ferner die Verneinung der Existenz von Widersprüchen innerhalb des Kapitalismus, endlich eine direkte Apologie des kapitalistischen Systems, eine Apologie, die die Krisen, die Überproduktion, das Massenelend u. dgl. mehr — um ein Marxsches Wort zu gebrauchen — „wegräsonnieren" will. „Es ist nie zu vergessen, daß es sich bei der kapitalistischen Produktion nicht direkt um Gebrauchswert, sondern um Tauschwert handelt und speziell um Vermehrung des Mehrwerts".** Da nun aber die Bewegung des Kapitals auch eine Phase dieser Bewegung aufweist, in der das Kapital als Geldkapital auftritt, so darf das selbstverständlich keinen Augenblick außer acht gelassen werden. Doch bedeutet das keineswegs, daß es unberechtigt sei, die Geldfrage provisorisch auszuschalten, wie wir das in unseren bisherigen Ausführungen getan, indem wir den Reproduktionsprozeß sowohl vom Gesichtspunkte des Ersatzes und der Vermehrung des Wertes als auch dem des Ersatzes und der Verwandlung der materiellen Form der Elemente des Kapitals einer Analyse unterwarfen. Hätte diese Analyse bewiesen, daß eine Reproduktion oder eine erweiterte Reproduktion überhaupt unmöglich sei, so wäre eine solche nach Einführung des Geldmomentes erst recht unmöglich. Zeigt diese Analyse dagegen, wie sich das im Verlaufe unserer Ausführungen ergab, auf welchem Wege eine erweiterte Reproduktion erfolgen kann, so muß darauf eine weitere Analyse gefordert werden, die eine konkretere Stufe der theoretischen Abstraktion darstellen muß. Wir bedienen uns dieser Methode auch noch deswegen, weil Genossin Rosa Luxemburg in ihrer Kritik der Marxschen Akkumulationstheorie bald das eine, bald das andere „kritische" Motiv in den Vordergrund rückt, wobei ihre „Kritik"

* K. Marx. Theorien über den Mehrwert, Bd. II, zweiter Teil, pag. 275.
**) Ibid. pag. 266.

einmal in Verbindung mit dem Geldmoment, ein anderes Mal ohne dasselbe — das eine und das andere zuweilen in wunderlicher „organischer Verstrickung" — vorgetragen wird.

Wenden wir uns zunächst der abstraktesten Argumentation Rosa Luxemburgs zu. Das erscheint uns um so berechtigter, als wir bei ihr selbst folgendes lesen:

> „Die Analyse litt u. E. darunter, daß Marx das Problem unter der schiefen Form der Frage nach „Geldquellen" zu beantworten suchte. Es handelt sich aber in Wirklichkeit um tatsächliche Nachfrage, um Verwendung für Waren, nicht um Geldquellen zu ihrer Bezahlung. In bezug auf Geld als Medium der Zirkulation müssen wir hier bei der Betrachtung des Reproduktionsprozesses im ganzen annehmen, daß die kapitalistische Gesellschaft stets die zu ihrem Zirkulationsprozeß erforderliche Geldmenge zur Verfügung hat oder sich dafür Surrogate zu beschaffen weiß. Was zu erklären ist, sind die großen gesellschaftlichen Austauschakte, die durch reale ökonomische Bedürfnisse hervorgerufen werden. Daß der kapitalistische Mehrwert, bevor er akkumuliert werden kann, unbedingt die Geldform passieren muß, darf nicht außer acht gelassen werden. Dennoch suchen wir aber die ökonomische Nachfrage nach dem Mehrprodukt ausfindig zu machen, ohne uns weiter um die Herkunft des Geldes zu kümmern. Denn wie Marx selbst an einer anderen Stelle sagt: „Das Geld auf der einen Seite ruft dann die erweiterte Reproduktion auf der anderen ins Leben, weil deren Möglichkeit ohne das Geld da ist, denn Geld an sich selbst ist kein Element der wirklichen Reproduktion." (Kapital, Bd. 2, pag. 466.)*

Wir lassen daher vorläufig die Geldfrage mit Zustimmung des „Kritikers" beiseite.

Soweit sich nun Gen. Luxemburg in ihrer Kritik innerhalb dieses Rahmens bewegt, argumentiert sie folgendermaßen: Schemata sind eine rein papierne Operation. Sie vernachlässigen die wesentlichste Frage, nämlich die, zu wessen Gunsten denn die Erweiterung der Produktion stattfinde, wer denn der Konsument des zu akkumulierenden Mehrwertes sei, wo dieser Überschuß abgesetzt werden könne. Sie selbst ist der Ansicht, daß es im Rahmen des kapitalistischen Systems derartige Abnehmer nicht gebe und nicht geben könne. Daraus ergibt sich ihr der Schluß, daß der Kapitalismus ohne „nichtkapitalistische Umgebung" nicht bestehen könne. Die „dritten Personen" unserer Volkstümler, Sismondis, Malthus und Co. müssen dem „abstrakten Kapitalismus" bei der schweren Arbeit der Realisierung des Mehrwertes Beistand leisten, was nun aber für den Kapitalismus in konkreter Gestalt imperialistische Politik bedeute. Hierin läge die Hauptwurzel des Imperialismus.

Doch nehmen wir nichts vorweg, sondern sehen wir uns einmal aufmerksam die kritische Analyse der Gen. Luxemburg an.

Folgende Stelle in der „Akkumulation des Kapitals", die eine jener zentralen Stellen des Werkes darstellt, die die grundlegenden kriti-

* R. Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals, pag. 126—127 (Franke, Leipzig 1921).

schen Gedanken des Verfassers gewissermaßen in einem Brennpunkt vereinen, sei hier unverkürzt wiedergegeben. (Gegenstand der Untersuchung Rosa Luxemburgs bilden hier die Schemata des 2. Bandes des „Kapital".)* Hören wir die Verfasserin der „Akkumulation":

„Der kapitalisierte Teil des Mehrwerts kommt, der Marxschen Annahme im 1. Bande des „Kapital" entsprechend, von vornherein in Gestalt von zuschüssigen Produktionsmitteln und Lebensmitteln der Arbeiter (in unseren Formeln $\beta_1 + \beta_1$ und $\beta_2 + \beta_2$ N. B.) zur Welt. Beide dienen dazu, die Produktion in der Abteilung I wie II immer mehr zu steigern. Für wen (von uns gesperrt. N. B.) diese fortschreitende Steigerung der Produktion stattfindet, ist nach den Marxschen Voraussetzungen des Schemas unerfindlich (! N. B.). Freilich (dieses „freilich" ist geradezu großartig! N. B.) steigt gleichzeitig mit der Produktion auch die Konsumtion der Gesellschaft: Es steigt die Konsumtion der Kapitalisten ..., es steigt auch die Konsumtion der Arbeiter ... Doch — abgesehen von allem anderen (? N. B.) — kann die wachsende Konsumtion der Kapitalistenklasse jedenfalls nicht als Zweck der Akkumulation betrachtet werden; umgekehrt (von uns gesperrt. N. B.), sofern diese Konsumtion stattfindet und wächst, findet keine Akkumulation statt; die persönliche Konsumtion der Kapitalisten fällt unter die Gesichtspunkte der einfachen Reproduktion. Es fragt sich vielmehr: Für wen produzieren die Kapitalisten, wenn und soweit sie nicht selbst konsumieren, sondern „entsagen", d. h. akkumulieren? Noch weniger kann die Erhaltung einer immer größeren Armee von Arbeitern der Zweck der ununterbrochenen Kapitalsakkumulation sein. Die Konsumtion der Arbeiter ist kapitalistisch eine Folge der Akkumulation, niemals ihr Zweck und ihre Voraussetzung, wenn anders die Grundlagen der kapitalistischen Produktion nicht auf den Kopf gestellt werden sollen. Und jedenfalls können die Arbeiter stets nur den Teil des Produktes konsumieren, der dem variablen Kapital entspricht, kein Jota darüber hinaus. Wer realisiert also den beständig wachsenden Mehrwert? Das Schema antwortet: Die Kapitalisten selbst und nur sie. Und was fangen sie mit ihrem wachsenden Mehrwert an? Das Schema antwortet: Sie gebrauchen ihn, um ihre Produktion immer mehr zu erweitern. Diese Kapitalisten sind also Fanatiker der Produktionserweiterung um der Produktionserweiterung willen. Sie lassen immer neue Maschinen bauen, um damit immer wieder neue Maschinen zu bauen. Was wir aber auf diese Weise bekommen, ist nicht eine Kapitalsakkumulation, sondern eine wachsende Produktion von Produktionsmitteln

* Wir haben die arithmetischen Beispiele durch algebraische ersetzt, da die Arithmetik eine arithmetische Logik hat, die zuweilen Komplikationen herbeiführt, die keineswegs dem Wesen der Sache entspringen und die die grundlegenden Fragen nur zu verdunkeln geeignet sind.

ohne jeden Zweck, und es gehört die Tugan-Baranowskysche Kühnheit und Freude an Paradoxen dazu, um anzunehmen, dieses unermüdliche Karussell im leeren Luftraum könne ein treues theoretisches Spiegelbild der kapitalistischen Wirklichkeit und eine wirkliche Konsequenz der Marxschen Lehre sein."*

Dieser Passus enthält und „akkumuliert" eine solche Fülle von Fehlern und Widersprüchen (nichts weniger denn dialektische), daß eine Analyse derselben zur dringenden Notwendigkeit wird.

Punkt I. Zunächst. Darf überhaupt die Frage vom Standpunkte des subjektiven Zweckes (und sei es auch eines subjektiven Klassenzweckes) gestellt werden? Was soll plötzlich eine solche Teleologie in der Sozialwissenschaft? Es ist klar, daß die Fragestellung allein schon methodologisch falsch ist, soweit wir es mit einer ernst zu nehmenden Formulierung und nicht etwa mit einer metaphorischen Floskel zu tun haben. In der Tat: Betrachten wir einmal ein Gesetz, wie das auch von der Gen. Rosa Luxemburg anerkannte ökonomische Gesetz der sinkenden Profitrate. „Wem", d. h. wessen Interessen dient dieses Sinken? Die Frage ist offensichtlich absurd. Sie darf gar nicht aufgeworfen werden, da der Zweckbegriff hier von vornherein ausscheidet. Der einzelne Kapitalist ist wohl bestrebt, für sich einen Differentialprofit herauszuschlagen (erhält ihn auch zuweilen), andere holen ihn ein, und im Ergebnis haben wir eine gesellschaftliche Tatsache vor uns: das Sinken der Profitrate. Gen. Luxemburg verläßt somit die Bahn marxistischer Methodik, indem sie auf die begriffliche Schärfe Marxscher Analyse verzichtet.

Punkt II. Nachdem Gen. Rosa Luxemburg die Frage „für wen?" aufgeworfen und für sich verneint („für niemanden"), bemerkt sie gleich darauf, und zwar nur nebenbei, als wäre es bedeutungslos: Allerdings erweitert sich hierbei die Konsumtion sowohl der Kapitalisten als auch der Arbeiter. Rosa Luxemburg entgeht es dabei, daß dieser Hinweis ja schon die Antwort auf die Frage, wem die Produktionserweiterung zugute komme, enthält; denn die von ihr subjektiv formulierte und daher vom Standpunkte einer Analyse der objektiven Zusammenhänge der kapitalistischen Produktion sinnlose Frage erhält nur dann Sinn, wenn sie objektiv formuliert wird. So gefaßt, lautet sie aber: Jedes wachsende gesellschaftliche System, in welcher historisch ökonomischen Hülle es auch erscheinen, welche Widersprüche es auch entwickeln mag, und welche Motive seine Träger in ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit auch leiten mögen, setzt einen völlig objektiven (wenn auch nicht unmittelbaren) Zusammenhang zwischen Konsumtion und Produktion voraus, wobei das im Ergebnisse des Wachstums der Produktion in Erscheinung tretende Wachstum der Konsumtion, als die andere Seite dieses Wachstums der Produktion, die grundlegende Voraussetzung des Wachstums des gesamten gesellschaftlichen Systems darstellt. Gerade durch den Hinweis auf das Wachs-

* op. cit. pag. 304—305.

tum der gesellschaftlichen Konsumtion bejaht R. L. unbewußt die von ihr entstellt formulierte Frage.

Punkt III. Das hindert sie nun aber mitnichten, am Schlusse des erwähnten Abschnitts die Marx'schen Schemata des Tugan-Baranowskysmus zu beschuldigen, dessen eigentliches Wesen in der Lostrennung der Produktion von der Konsumtion und völliger Isolierung ersterer besteht („eine sich erweiternde Produktion von Produktionsmitteln ohne jeden Zweck" usw.).

Punkt IV. Nachdem Gen. Luxemburg das im Gefolge der Akkumulation sich ergebende Wachstum der Konsumtion des „Gesamtkapitalisten" zugegeben hat, sucht sie auch schon sofort den Wert dieser Tatsache theoretisch herabzusetzen. Sie schreibt: „Sofern die Konsumtion stattfindet und wächst, findet keine Akkumulation statt" usw. Ein solches Sophisma ist in der Tat himmelweit entfernt von jeder Dialektik, denn es leuchtet jedermann ohne weiteres ein, daß das Wachstum der Konsumtion, als fortlaufende, ununterbrochene Erscheinung, ohne entsprechende Akkumulation gar nicht stattfinden kann. Der Irrtum der Gen. Luxemburg ist ziemlich elementar. Er beruht auf der Verwechslung einer statischen Größe mit einem Vorgang. In der Tat, angenommen, wir hätten einen bestimmten Mehrwert von der Größe M. Der konsumierte Teil von M entspreche m_1, der akkumulierte — m_2, so daß $M = m_1 + m_2$ sei. Daraus folgt, daß, sofern wir es mit einem gegebenen konstanten M zu tun haben, m_2 um so kleiner sein muß, je größer m_1 ist, und umgekehrt. Die Grenze der Zunahme von m_1 wird M, die Grenze entsprechender Abnahme von m_2 0 sein. In diesem, für den Augenblick (d. h. für die gegebene und konstante Größe M) „günstigsten", Falle kehren wir zur einfachen Reproduktion zurück, kommen also nicht vom Fleck. (Da man jedoch im Konkurrenzkampf nicht auf der Stelle treten darf, gelangen wir in Wirklichkeit zu einer Rückwärtsbewegung und damit zum Untergang.) Wächst dagegen die Akkumulationsrate und steigt progressiv das Kapital, so nimmt mit jedem Umschlag auch die Gesamtsumme des neuerzeugten Mehrwertes zu, was selbst unter der Bedingung der ratenmäßigen Zunahme jenes Teiles des Mehrwertes, der akkumuliert wird, die Möglichkeit eines ständigen und ununterbrochen sich steigernden Anwachsens seines Konsumtionsteiles schafft, m. a. W. der Konsumtionsteil des Mehrwertes ist eine Funktion der Akkumulation. Diese beiden Dinge voneinander zu trennen, ist sinnlos, doppelt sinnlos gerade im Hinblick auf den Reproduktionsprozeß.

Das Problem kann jedoch auch von einer andern Seite beleuchtet werden. Handelt es sich nämlich nicht um die objektiven Ergebnisse der Akkumulation, sondern um die die Kapitalisten bewegenden Motive (was, wie wir gesehen haben, keineswegs immer dasselbe bedeutet), so haben wir die andere Seite der Akkumulationsfrage vor uns: Die Kapitalisten akkumulieren, um dauernd mehr und mehr zu akkumulieren. Darin gerade liegt ja das Spezifische der kapitalistischen „Beweggründe", daß den Ka-

pitalisten die Akkumulation Selbstzweck ist. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Frage nach dem Zweck der Akkumulation („die Konsumtion der Kapitalisten kann jedenfalls nicht als Zweck der Akkumulation betrachtet werden") schlechthin gegenstandslos.

Punkt V. Ebenso mißlungen sind auch die Ausführungen Rosa Luxemburgs über die steigende Konsumtion der Arbeiter. „Noch weniger kann die Erhaltung einer immer größeren Armee von Arbeitern der Zweck der ununterbrochenen Kapitalakkumulation sein." Eine großartige Wahrheit! Nun kann aber (vom Gesichtspunkte kapitalistischer Beweggründe) schon die „Erhaltung einer immer größeren Armee von Arbeitern" die Akkumulation zum Zweck haben und hat sie gewöhnlich auch. Das ist keineswegs schwer zu begreifen. Der Kapitalismus akkumuliert, um weiter zu akkumulieren. Zu diesem Zwecke muß er einen Teil des bei einem Umschlage akkumulierten Kapitals beim nächsten Umschlag in variables Kapital, in zusätzliche funktionierende lebendige Arbeitskraft verwandeln. Daraus ergibt sich ihm ein noch größerer Mehrwert usw. „Die Konsumtion der Arbeiter ist kapitalistisch eine Folge der Akkumulation, in keinem Fall ihre ..... Voraussetzung", andernfalls wären ja die Grundlagen des Kapitalismus auf den Kopf gestellt. So schreckt uns Gen. R. L. Und dennoch stimmt das „in keinem Fall". Die Konsumtion der Arbeiter ist — das steht schon seit dem Erscheinen des 1. Bandes des „Kapital" fest — nichts anderes als Produktion von Arbeitskraft. Die Produktion von Arbeitskraft ihrerseits bildet wiederum zweifellos die Voraussetzung für die Produktion materieller Werte, des Mehrwertes, des Kapitals, die Produktion zusätzlicher Arbeitskraft die Voraussetzung für das Wachstum der Akkumulation. Folglich haben wir es auch hier mit einem „vollen Mißverständnis" zu tun.

„Jedenfalls" — ruft Gen. L. nunmehr schon mit dem Untertone einer Verzweiflung aus — „können die Arbeiter nur jenen Teil des Produkts konsumieren, der ihrem variablen Kapital entspricht (was ist das für ein ihr „Kapital"? Richtig müßte es heißen: „ihrem Einkommen", das dem variablen Kapital gleich ist. N. B.), kein Jota mehr." Rosa Luxemburg hat hierbei offenbar die anfänglichen Arbeiterkaders, den anfänglichen Wert der Arbeitskraft und damit den anfänglichen Umfang des variablen Kapitals im Auge. Eine solche Annahme jedoch heißt die erweiterte Reproduktion von vornherein ausschließen. Hat man aber einmal die erweiterte Reproduktion im Beginn seiner logischen Beweisführung ausgeschlossen, so ist es natürlich ein Leichtes, sie auch am Schlusse derselben verschwinden zu lassen, da es sich hierbei lediglich um eine einfache Reproduktion eines einfachen logischen Fehlers handelt. Letzten Endes ist die Sache aber doch höchst einfach. Die Einstellung zusätzlicher Arbeiter erzeugt eine zusätzliche Nachfrage, die gerade jenen Teil des Mehrwertes realisiert, der akkumuliert werden soll, nämlich denjenigen Teil, der sich notwendigerweise in funktionierendes, zusätzliches, variables Kapital zu verwandeln hat. Folglich versagt die Kritik

der Gen. R. L. auch in diesem Falle, während Marx vollauf und unbedingt recht behält.

Punkt VI. Aber — horribile dictu! — in einem solchen Falle wären „die Kapitalisten also Fanatiker der Produktionserweiterung um der Produktionserweiterung willen", das ganze „Karussell" seinerseits „keine Kapitalsakkumulation, sondern eine sich erweiternde Produktion von Produktionsmitteln ohne jeden Zweck". (Von uns gesperrt. N. B.)

Prüfen wir einmal auch diese beiden Argumente, obwohl schon eine oberflächliche Betrachtung ihren rhetorischen Charakter genügend klar offenbart.

Im Zusammenhang mit diesen letzten „kritischen" Ausfällen Rosa Luxemburgs wollen wir uns hier einer Stelle aus Marx' „Theorien über den Mehrwert" erinnern:

„Der industrielle Kapitalist ..... als personifiziertes Kapital produziert der Produktion wegen, will die Bereicherung der Bereicherung wegen. (Von uns gesperrt. N. B.) Soweit er bloßer Funktionär des Kapitals, also Träger der kapitalistischen Produktion ist, ist es ihm um den Tauschwert zu tun und dessen Vermehrung, nicht um den Gebrauchswert und die Vermehrung seiner Größe. Es ist ihm um die Vermehrung des abstrakten Reichtums zu tun, steigende Aneignung fremder Arbeit. Er ist ganz von demselben absoluten Bereicherungstrieb beherrscht wie der Schatzbildner, nur daß er ihn nicht in der illusorischen Form der Bildung goldener und silberner Schätze befriedigt, sondern in der Kapitalbildung, die wirkliche Produktion ist. (Von uns gesperrt. N. B.) Ist die Überproduktion des Arbeiters Produktion für andere, so die Produktion des normalen Kapitalisten, wie er sein soll, des industriellen Kapitalisten, Produktion um der Produktion willen ..... Er bleibt trotz aller Verschwendung, wie der Schatzbildner, im Wesen geizig ..... Der industrielle Kapitalist wird mehr oder weniger zu seiner Funktion unfähig, sobald er selbst den genießenden Reichtum vorstellt, sobald er Akkumulation der Genüsse statt des Genusses der Akkumulation will. Er ist also ebenfalls ein Produzent von Überproduktion, Produktion für andere."*

Und wenn darauf die von den „Fanatikern der Produktion" eingeschüchterte und ihrerseits mit ihnen andere schreckende Gen. R. L. große Augen macht und ausruft: „Und das soll eine Konsequenz der Marxschen Lehre sein!", so antworten wir ihr, daß das mitnichten eine „Konsequenz" ist, wohl aber einen integrierenden Bestandteil dieser Lehre darstellt, ein Detail derselben, das bereits die geübte Hand des großen Meisters selbst gezeichnet hat. Allgemein gesprochen läßt die Analyse der Beweggründe des Kapitalisten dreierlei Möglichkeiten zu, nämlich daß der Kapitalist entweder sich die Konsumtion zum Ziele setzt oder die Bereicherung in der „illusorischen Form" des Geldes erstrebt oder endlich dem leidenschaftlichen

* K. Marx, Theorien über den Mehrwert, I., Abschnitt B (Adam Smith und der Begriff der produktiven Arbeit), pag. 377/78.

Drang nach Bereicherung in Form von „Kapitalakkumulation, die wirkliche Produktion ist", folgt. Da Rosa Luxemburg die erste und dritte Möglichkeit ausschließt, steht ihr nur noch eine Möglichkeit zur Verfügung, die der „illusorischen Form". Damit verwandelt aber Rosa Luxemburg den „normalen Kapitalisten" in einen mittelalterlichen Geldwechsler und Wucherer, einen Puschkinschen „geizigen Ritter", bestenfalls in einen Geldkapitalisten.

Daß sich dies als eine durchaus logische Folgerung aus den Argumenten Rosa Luxemburgs ergibt, unterliegt ebensowenig einem Zweifel wie die Tatsache, daß diese ihre Argumente in keiner Weise der objektiven Wirklichkeit entsprechen.

„N i c h t eine Kapitalakkumulation, s o n d e r n eine sich sinnlos erweiternde Produktion von Produktionsmitteln kommt bei ihnen heraus," sagt Rosa Luxemburg. Nun, erstens liegt hier eine gewisse Entstellung des Sachverhalts vor, da unbegreiflicherweise plötzlich die g a n z e P r o d u k t i o n d e r K o n s u m t i o n s m i t t e l v e r s c h w u n d e n i s t, der Konsumtion, von der allein letzten Endes auch die Produktion von Produktionsmitteln abhängt; m. a. W Gen. R. L. hat zunächst Marx zurechtgestutzt, ihm den Bart beschnitten und die Brille des Herrn Professors und Ministers Tugan Baranowsky aufgesetzt, um darauf die Marxschen Sätze um so leichter zu einem Tugan-Baranowskysmus zu stempeln. Beseitigt man im vorhinein insgeheim den Unterschied zwischen Marx und Tugan, um darauf mit Emphase zu erklären, es bestehe keinerlei Unterschied zwischen beiden, so mag es wohl gelingen, gewisse Leute damit einzufangen. Und zweitens, was berechtigt R. L. zur Gegenüberstellung von Akkumulation und sich erweiternder Reproduktion? Solcher Mystik scheint die Verfasserin der „Akkumulation" allein zugänglich zu sein.

Besteht der s u b j e k t i v e Sinn der erweiterten Reproduktion, ihr Sinn vom Standpunkte der kommandierenden Agenten der kapitalistischen Produktion in der Produktionsform der Bereicherung, so bedeutet das keineswegs ein Leugnen der o b j e k t i v e n F o l g e n dieser subjektiven Tendenzen, die in der Befriedigung der wachsenden Bedürfnisse der gesellschaftlichen Gesamtheit bestehen, ungeachtet des antagonistischen Charakters der letzteren. Denn das ist — wie bereits oben erwähnt — die Grundbedingung der gesellschaftlichen Entwicklung, unabhängig von der konkreten, historischen Hülle, in der die gegebene Gesellschaft sich zeigt. Marx schreibt: „Außerdem findet, wie wir gesehen haben (Buch 2, Abschnitt III), eine beständige Zirkulation statt zwischen konstantem Kapital (auch abgesehen von der beschleunigten Akkumulation), die insofern zunächst unabhängig ist von der individuellen Konsumtion, als sie nie in dieselbe eingeht, die aber durch sie definitiv b e g r e n z t i s t, indem die Produktion von konstantem Kapital nie um seiner selbst willen stattfindet, sondern nur, weil mehr davon gebraucht wird in den Produktionssphären, deren Produkte in die individuelle Konsumtion eingehen . . ."* Diese Stelle führt nun

* K. Marx, Kapital. Band III, Teil 1, pag. 280.

Gen. R. L. an, um triumphierend zu erklären: „Diese Stelle zeigt deutlich, daß Marx die Tugan Baranowskysche Idee einer Produktion um der Produktion willen völlig fremd war." Unsere Analyse hat gezeigt, daß: il y a fagot et fagot. Rosa Luxemburg bleibt somit nur übrig, einen neuen „Widerspruch" bei Marx zu konstruieren, einen Widerspruch zwischen dem III. Band und den „Theorien über den Mehrwert", wie sie bereits einen Widerspruch zwischen dem II. und III. Band, die bürgerliche Wissenschaft schon lange vor ihr einen noch „bedeutsameren Widerspruch" zwischen dem I. und III. Band entdeckt hat. Wir hätten dann glücklich eine Akkumulation von Widersprüchen, daß den armen Marx in der Tat das Grausen überkäme. Zu dessen Glück jedoch besitzt diese „Akkumulation" eine noch viel „illusorischere Form" als die Akkumulation des Kapitals in der Luxemburgschen Darstellung. Damit hoffen wir, die grundlegenden Argumente der Gen. R. L., soweit sie in der „Akkumulation des Kapitals" entwickelt sind, bis auf den Grund erschöpft zu haben.

Das gleiche Problem auf der gleichen oder, besser gesagt, f a s t auf der gleichen Höhe theoretischer Abstraktion berührt Gen. R. L. in ihrer „Antikritik". Wir lassen hier auch diese Beweisführung Revue passieren. Hören wir unseren „Kritiker":

> „Stellen wir uns vor, alle in der kapitalistischen Gesellschaft hergestellten Waren werden in jedem Jahr auf einem Platz in einem großen Haufen aufgestapelt, um in der Gesellschaft als Gesamtmasse Verwendung zu finden. Wir werden dann alsbald finden, daß sich dieser Warenbrei mit Selbstverständlichkeit in einige große Portionen von verschiedener Art und Bestimmung scheidet."*

Gleich darauf zerlegt Gen. Luxemburg ihren „Haufen" in die beiden folgenden Teile: erstens „Lebensmittel im weitesten Sinne dieses Wortes", zweitens „neue Produktionsmittel zum Ersatz der jeweilig verbrauchten". (Übrigens, wenn es sich lediglich um „Ersatz der verbrauchten" Produktionsmittel handelt, so verschwindet damit auch jede Quelle für „zusätzlich konstantes Kapital". Doch das nur nebenbei.)

Davon ausgehend, unterscheidet Rosa Luxemburg im genannten Warenhaufen nunmehr drei weitere Teile, und zwar:

a) einen das konstante Kapital ersetzenden Teil;
b) einen Teil, der einerseits das variable Kapital ersetzt, andererseits diejenige Mehrwertsrate enthält, die unproduktiv konsumiert wird, und endlich
c) jenen Teil des Mehrwertes, der der Akkumulation unterliegt. (Nebenbei bemerkt, leuchtet es ohne weiteres ein, daß diese Teilung der ersten durchaus nicht adäquat ist und im „großen Haufen" nur idealiter, d. h. auf dem Wege der Abstraktion, vorgenommen werden kann.)

Rosa Luxemburg wirft weiter die Frage auf, wer denn nun die A b n e h m e r jedes dieser drei Teile seien. In bezug auf den ersten

* R. Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals, Antikritik, pag. 10.

und zweiten Teil ihres „großen Haufens" löst Rosa Luxemburg die Frage sehr simpel, worauf sie sich gleich der Frage des dritten Teiles zuwendet, d. h. der zu kapitalisierenden Mehrwertsrate. Hier sehen wir uns genötigt, ihre unvergleichliche Argumentation möglichst dem Wortlaut nach wiederzugeben:

„... In unserem gedachten Gesamtwarenlager der kapitalistischen Gesellschaft müssen wir dementsprechend auch noch eine dritte Portion Waren vorfinden, die weder zur Erneuerung der verbrauchten (von uns gesperrt; N. B.) Produktionsmittel, noch zur Erhaltung der Arbeiter (?!! N. B.) und Kapitalisten bestimmt ist... Es wird eine Portion Waren sein, die... den zur Kapitalisierung, zur Akkumulation bestimmten Profit enthält. Welcher Art Waren sind das nun, und wer in der Gesellschaft hat für sie Bedarf (von uns gesperrt; N. B.), d. h. (?!) wer nimmt sie den Kapitalisten ab, um ihnen endlich zu dem wichtigsten Teil des Profites in blankem Gold zu verhelfen?"

Und weiter:

„Hier sind wir an den Kern des Akkumulationsproblems gelangt und müssen alle Versuche seiner Lösung prüfen. Können es vielleicht die Arbeiter sein, die die letzte Portion Waren vom gesellschaftlichen Warenlager abnehmen? Aber die Arbeiter besitzen gar keine Kaufmittel, außer den ihnen von den Unternehmern eingehändigten Löhnen..."*

„Können vielleicht die Kapitalisten selbst Abnehmer für jene letzte Portion ihrer gesellschaftlichen Warenmasse sein, indem sie die eigene Privatkonsumtion erweitern?.. Allein wenn die Kapitalisten den gesamten aus ihren Arbeitern ausgepreßten Mehrwert selbst restlos verjubeln würden, so würde aus der Akkumulation eben nichts werden..."**

Hieraus wird gefolgert:

„Wer kann also Abnehmer, Konsument für die gesellschaftliche Warenportion sein, deren Verkauf erst die Akkumulation ermöglichen soll? Soviel ist klar: Es können dies weder Arbeiter noch Kapitalisten selbst sein.***

Also die weitere Möglichkeit:

„Gibt es aber in der Gesellschaft nicht noch allerlei Schichten, wie Beamte, Militär, Klerus, Gelehrte, Künstler, die weder zu Arbeitern noch zu Unternehmern zu zählen sind?"

Allein diese Schichten besitzen „keine selbständige Quelle der Kaufkraft, sind vielmehr als Mitesser der beiden großen Massen: Kapitalisten und Arbeiter, bereits in der Konsumtion jener mit inbegriffen."†

---

* Ibidem pag. 15. Hier und weiter unten von uns gesperrt. N. B.
** Ibidem pag. 15.
*** Ibidem pag. 16.
† Ibidem pag. 17.

Nach Aufzählung all dieser Möglichkeiten erleuchtet die Verfasserin der „Akkumulation" plötzlich der ernüchternde Gedanke, den sie übrigens äußerst schnell wieder verscheucht:

„Am Ende ist der Ausweg aus der Schwierigkeit ganz einfach. Vielleicht gebärden wir uns wie jener Reiter, der verzweifelt nach dem Gaul suchte, auf dem er saß. Die Kapitalisten sind sich vielleicht gegenseitig Abnehmer auch für diesen Rest der Waren, nicht zwar, um sie zu verprassen, aber um sie gerade zur Erweiterung der Produktion, zur Akkumulation, zu verwenden. Denn was ist Akkumulation anderes als eben Erweiterung der kapitalistischen Produktion? Nur (Woher dieses ‚nur?' Aus welchem Anlaß wird es gebraucht? N. B.) müssen jene Waren, um diesem Zwecke zu entsprechen, nicht in Luxusgegenständen für den Privatkonsum der Kapitalisten, sondern in allerlei Produktionsmitteln (neuem konstanten Kapital) sowie in Lebensmitteln für Arbeiter bestehen.

Schon gut. Aber eine solche Lösung verschiebt die Schwierigkeit nur von diesem Moment auf den nächsten. Denn nachdem wir so annehmen, daß die Akkumulation losgegangen ist, und die erweiterte Produktion im nächsten Jahr eine noch viel größere Warenmasse als in diesem auf den Markt wirft, entsteht wieder die Frage: Wo finden wir dann (vom Verfasser unterstrichen. N. B.) die Abnehmer für diese noch mehr gewachsene Warenmenge? Wird man etwa antworten: Nun, diese gewachsene Warenmenge wird auch im folgenden Jahr wiederum von den Kapitalisten selbst untereinander ausgetauscht und von ihnen allen verwendet, um die Produktion abermals zu erweitern — und so fort von Jahr zu Jahr —, dann haben wir ein Karussell vor uns, das sich in leerer Luft um sich selbst dreht. Das ist dann nicht kapitalistische Akkumulation, d. h. Anhäufung von Geldkapital, sondern das Gegenteil (!!! N. B.): ein Produzieren von Waren um des Produzierens willen, also (!) vom Kapitalsstandpunkt eine vollendete Sinnlosigkeit. Wenn die Kapitalisten als Klasse immer nur selbst Abnehmer ihrer gesamten Warenmasse sind — abgesehen von dem Teil, den sie jeweilig der Arbeiterklasse zu deren Erhaltung zuweisen müssen —, wenn sie sich selbst mit eigenem Gelde (O Schreck! N. B.) stets die Waren abkaufen und den darin enthaltenen Mehrwert „vergolden" müssen, dann kann Anhäufung des Profits, Akkumulation bei der Klasse der Kapitalisten im ganzen unmöglich stattfinden."*

Daraus ergibt sich nun die alles zu einem Knoten schürzende, entscheidende Schlußfolgerung, die bereits den Übergang zu einem neuen Thema ankündigt:

„Soll diese Platz greifen, dann müssen sich vielmehr anderweitige Abnehmer für die Warenportion finden, in welcher der zur Akkumulation bestimmte Profit steckt,

* Ibidem pag. 17.

Abnehmer, die ihre eigenen Kaufmittel aus selbständiger Quelle beziehen und sie nicht erst aus der Tasche des Kapitalisten herleiten ... Es müssen dies also Abnehmer sein, die zu ihren Kaufmitteln auf Grund von Warenaustausch, also auch von Warenproduktion gelangen, die außerhalb der kapitalistischen Warenproduktion stattfindet."*

Wir wollen uns nun einmal auch diesen logischen Bau der Gen. Luxemburg Stein für Stein besehen:

1. Die Charakteristik des dritten Teiles des „Warenhaufens"

Hier ist zunächst folgende, auf den ersten Blick geringfügige Tatsache ernstlich zu beachten. Bei der Definition des famosen „dritten Teiles" behauptet Rosa Luxemburg, er sei „weder zur Erneuerung der verbrauchten Produktionsmittel noch zur Erhaltung der Arbeiter bestimmt" usw. Warum wird hier über verbrauchte, just verbrauchte Produktionsmittel gesprochen, nicht aber überhaupt über Produktionsmittel? Weil, sofern der der Kapitalisierung unterworfene Mehrwert aus Produktionsmitteln besteht, die Produktionsmittel zusätzliche Produktionsmittel sind. Sie sind nicht aus dem Grunde „neu", weil sie an Stelle der alten verbrauchten treten (diese Funktion erfüllt der erste Teil des Warenhaufens), sondern, weil sie die Rolle eines neuen zusätzlichen Kapitals spielen, das sich dessen ursprünglicher Quantität zuaddiert. Wie verhält es sich nun aber mit den Arbeitern? Stimmt es, daß vom „dritten Teil" nichts zur Erhaltung der Arbeiter verwendet wird, wie das Rosa Luxemburg behauptet? Es stimmt nicht. Daß auch nicht ein Atom des Wertes hier „verbrauchtes" variables Kapital ersetzt, ist richtig. Aber gibt es hier nicht, kann es hier denn nicht ein „neues", d. h. zusätzliches variables Kapital geben, genau so, wie es ein zusätzliches konstantes Kapital gab? Ist es doch a priori klar, daß, sofern man zusätzliches konstantes Kapital zugibt, man ein Anwachsen (wie gering dieses auch sein möge) auch des variablen Kapitals zugeben muß. Die Elemente dieses zusätzlichen variablen Kapitals sind nun aber aus dem Warenhaufen auf geheimnisvolle Weise von vornherein verschwunden. Gen. Luxemburg nutzt diesen Umstand aus, um, ungeachtet der Verneinung der Akkumulation, daraus flugs Kapital zu schlagen.

2. Die Arbeiter als mögliche Abnehmer

Dieses Kapitalschlagen passiert der Gen. Luxemburg gerade bei der Analyse der Frage über die Arbeiter als mögliche Abnehmer. Laut Rosa Luxemburg kommen die Arbeiter als Abnehmer des „Überschusses" schon gar nicht in Frage, da sie bekanntlich in Misere leben und ihrer Kaufkraft durch ihren Arbeitslohn Grenzen

* Ibidem pag 18

gesetzt sind. Darauf kann man, eine bekannte Anekdote paraphrasierend, erwidern: Daß die Arbeiter schlecht leben, verstehe ich, daß ihre Kaufkraft durch den Arbeitslohn beschränkt ist, verstehe ich ebenfalls, daß aber die Arbeiter nicht Abnehmer auch nur eines einzigen Atoms jener Dinge sein können, in denen sich der der Kapitalisierung unterliegende Teil des Mehrwertes verkörpert, das mögen die Anhänger der Gen. Luxemburg verstehen. In der Tat: Von was für Arbeitern ist hier die Rede? Was heißt denn Arbeiter „überhaupt"? Handelt es sich um alte Arbeiter mit alter Arbeitskraft usw. und alte Arbeitsentlohnung, so enthalten ja solche Voraussetzungen schon von vornherein eine verneinende Antwort. Die Konstanz des variablen Kapitals setzt die Konstanz der Nachfrage seitens der Arbeiter, das Fehlen zusätzlicher Arbeiter, mit einem Wort die Aufrechterhaltung aller früheren, die lebendige Arbeitskraft betreffenden Bedingungen voraus. Das setzt aber in der Regel — d. h., wenn nicht der ganze der Kapitalisierung unterliegende Teil des Mehrwertes sich zum konstanten Kapital schlägt — auch das Fehlen einer Akkumulation voraus. Somit ist dieser Punkt, in dem der Fehler der Gen. Luxemburg aufs beste mit dem Fehler des voraufgehenden Punktes harmoniert, im Grunde eine aufgelöste Tautologie. In Wirklichkeit liegen die Dinge so, daß die Kapitalisten zusätzliche Arbeiter einstellen, die dann gerade die zusätzliche Nachfrage ergeben.

3. Die Kapitalisten als mögliche Abnehmer

In diesem Punkte muß die Beweisführung der Gen. Rosa Luxemburg geradezu Erstaunen hervorrufen. Die Analyse der Bedingungen des gesellschaftlichen Gleichgewichtes hat sie selbst gänzlich aus dem Gleichgewicht gebracht. Wie lautet bei ihr die Problemstellung? Sie fragt (es sei uns die erneute Anführung der betreffenden Stelle gestattet):

„Können vielleicht die Kapitalisten selbst Abnehmer sein, indem sie die eigene Privatkonsumtion erweitern?"

Und sie antwortet: „Wenn die Kapitalisten den gesamten Mehrwert selbst restlos verjubeln würden, so würde aus der Akkumulation eben nichts werden."

Mit anderen Worten, sie fragt: Wenn die Kapitalisten alles individuell konsumieren und nichts akkumulieren, wie ist da noch eine Akkumulation möglich?

Und antwortet: Die Akkumulation ist unmöglich, da man, um zu akkumulieren, akkumulieren muß.

Gen. Luxemburg ist es natürlich nicht unbekannt, daß in unserem Falle die Nachfrage der Kapitalisten eine produktive Nachfrage sein muß. Sie dagegen begnügt sich mit der geschmacklosesten, geradezu an Naivität grenzenden, groben Tautologie, lediglich um einer richtigen Fragestellung auszuweichen. Sie vermengt auch hier das eigentliche Problem von vornherein mit unzulässigen Voraussetzungen. Kein Wunder, daß auch die Antwort unzulässig ausfällt. In Wirklichkeit ist die Nachfrage der Kapitalisten eine zu-

sätzliche, eben weil sie akkumulieren. Es darf nie aus dem Auge verloren werden, daß die Wertelemente des zusätzlichen Kapitals insgesamt, die stofflichen Elemente zum Teil von Anfang an den Kapitalisten gehören. Ergo handelt es sich um eine Nachfrage der Kapitalisten nach dem, was sie bereits besitzen, so haben wir es mit einem Austausch innerhalb der Kapitalistenklasse zu tun. Erst wenn man dies begriffen hat, ist man in der Lage, zu verstehen, was „sein eigener Käufer sein" bedeutet. Kaufen seitens der Kapitalistenklasse bedeutet lediglich gegenseitige Handelsgeschäfte innerhalb dieser Klasse.

Damit ist aber die Sache keineswegs erschöpft. Die Wertelemente der zusätzlichen Kapitale (sowohl des konstanten wie des variablen) befinden sich von Anfang an in den Händen der Kapitalisten. Und die stofflichen? Ja und nein. Im Gefolge des Produktionsprozesses erscheinen in den Händen der Kapitalisten einerseits Produktionsmittel, andererseits Konsumtionsmittel. Können im nächsten Produktionszyklus (wie überhaupt in jedem beliebigen Produkionsprozeß) Produktionsmittel in natura figurieren, so kann über die Konsumtionsmittel das gleiche nicht gesagt werden. Der Produktionsprozeß besteht aus einer dynamischen Verbindung von Produktionsmitteln und lebendiger Arbeitskraft, nicht aber von Produktionsmitteln und Konsumtionsmitteln. Die Produktion von Arbeitskraft dagegen ist ein Konsumtionsprozeß der Arbeiterklasse, ein Vorgang, der die Eigentümlichkeit besitzt, außerhalb der Fabriken, außerhalb des kapitalistischen Befehlsbereiches vor sich zu gehen und in einem bloßen Übertragen schon vorhandener Werte (Lebensmittelwerte) zu bestehen.

All das findet seinen Ausdruck in der einfachen, grundlegenden und elementaren Tatsache, daß die für die Reproduktion unentbehrlichen Austauschakte nicht nur den Austausch zwischen den Kapitalisten der beiden Abteilungen in sich schließen, sobald die Kapitalisten einander als unmittelbare Verkäufer und Käufer gegenübertreten, sondern auch Tauschgeschäfte zwischen Kapitalisten und Arbeitern.

Nehmen wir z. B. das Problem der Realisierung des der Akkumulation unterliegenden Mehrwertes, so haben wir:

$$\text{A.} \ldots \beta_1 \underset{c}{} + \beta_1 \underset{v}{},$$

$$\text{B.} \ldots \beta_2 \underset{c}{} + \beta_2 \underset{v}{}.$$

Wie verläuft nun die Sache konkret? Die Hauptbedingung ist, wie wir gesehen haben, gegeben durch die Gleichung $\beta_2 \underset{c}{} = \beta_1 \underset{v}{}$, wobei gewisse Teile dieser Gleichung ihre Stellen vertauschen müssen. Wir hätten dann in der ersten Abteilung die Summe der Produktions- und Konsumtionsmittel, wobei letztere Summe ihrem Werte nach dem erforderlichen zusätzlichen variablen Kapital gleichkäme. Das gleiche hätten wir auch in der zweiten Abteilung. Doch darf man das gesellschaftliche Produkt und dessen stoffliche Form nicht mit dem gesellschaftlichen produktiven Kapital und dessen stofflicher Form verwechseln. Das Produkt besteht aus Produktions-

mitteln und Konsumtionsmitteln. Das Kapital besteht in seiner produktiven Form aus Produktionsmitteln und lebendiger Arbeitskraft. „Dies (das variable Kapital; N. B.), dem Wert nach betrachtet, ist gleich dem Wert der gesellschaftlichen Arbeitskraft, also gleich der Summe der dafür gezahlten Arbeitslöhne. Dem Stoff nach betrachtet, besteht es aus der sich betätigenden Arbeitskraft selbst, d. h. aus der von diesem Kapitalwert in Bewegung gesetzten lebendigen Arbeit."* Folglich müssen Austauschakte vorliegen, bei welchen die Produktionsmittel (deren Eigentümer der Kapitalist) sich in lebendige Arbeitskraft verwandeln. Andererseits (hier müssen wir gezwungenermaßen unserer weiteren Darstellung etwas vorgreifen) kann der Kapitalist, zufolge der gesellschaftlichen Struktur, die Produktionsmittel nicht unmittelbar, in natura, hergeben. Hieraus ergeben sich zusätzliche Austauschakte zwischen den Arbeitern und den Kapitalisten.

Wir erhalten also:

Die Kapitalisten A, die den zusätzlichen Arbeitern A eine Geldsumme, die β_1 ist, vorstrecken (zusätzliche Arbeiter einstellen).

Die zusätzlichen Arbeiter A kaufen nun für diese Summe, und zwar für die ganze Summe, bei den Kapitalisten B Lebensmittel. Da $\beta_1 = \beta_2$, so verschwindet bei den Kapitalisten B der gesamte β_2 gleichkommende Teil. Dafür erscheint aber eine dem Werte nach diesem gleichkommende Geldsumme.**

Die Kapitalisten B kaufen für dieses Geld bei den Kapitalisten A Produktionsmittel. Somit erscheint bei den Kapitalisten B ein zusätzliches konstantes Kapital in der geeigneten Form von Produktionsmitteln, bei den Kapitalisten A dagegen verschwindet zwar in den Produktionsmitteln β_1, dafür kehrt aber die am Anfang des Produktionsprozesses von ihnen vorgestreckte Geldsumme zurück.

Bezeichnen wir die Kapitalisten A mit KA, die Arbeiter A mit PA; die entsprechenden Bezeichnungen in der Abteilung B seien KB und PB. Die Kette aller Kauf- und Verkaufsakte, vom Gesichtspunkte der an ihnen beteiligten Kontrahenten aus betrachtet, nicht aber der Werte, nimmt dann folgende schematische Formen an:

KA — PA — KB — KA (die Glieder der Kette sind: KA — PA, PA — KB, KB — KA).

Damit erhalten nun alle stofflichen Elemente ihren Platz, während das Geld zu seinen Besitzern zurückgekehrt ist, nachdem es

* K. Marx, Kapital, Band II, pag. 370. Von uns gesperrt. N. B.

** Genau genommen bedarf es hier einer weit geringeren Geldsumme, da die gleiche Geldmenge eine ganze Reihe von Kaufgeschäften vermittelt. In vorliegendem logischen Zusammenhange ist das bedeutungslos. In einem andern logischen Zusammenhange dagegen ist dieser Umstand von entscheidender Bedeutung. Darüber weiter unten.

die Rolle eines Zirkulationsmittels gespielt und die richtige Verteilung der stofflichen Elemente des Kapitals vermittelt hat.

Wir nahmen an, das Geld sei von den Kapitalisten A vorgestreckt worden. Wir können aber auch annehmen, daß es aus den Taschen der Kapitalisten B fließt. In diesem Falle erhalten wir folgende Reihe: KB kaufen bei KA Produktionsmittel, indem sie hierzu die Summe von $\beta_2 = \beta_1$ vorstrecken; KA stellen zusätzliche Arbeiter PA ein; die zusätzlichen Arbeiter PA kaufen bei KB Konsumtionsmittel; das Geld kehrt an seine ursprüngliche Stelle zurück; die stofflichen Elemente des Kapitals sind im entsprechenden Zusammenhang genommen.

Die Kette der Kaufs- und Verkaufsakte wird dann sein: KB — KA — PA — KB (Glieder der Kette sind: KB — KA, KA — PA, PA — KB).

Kehren wir nun zu unserer Frage zurück. Es ist somit klar, daß die Kapitalisten eine zusätzliche Nachfrage bekunden können — und sie auch bekunden —, teils unmittelbar (nach Produktionsmitteln), teils, bildlich genommen, im Wege über die Arbeiter (Nachfrage nach Gebrauchsartikeln), indem sie denselben Geld vorstrecken.

Das Ergebnis liegt auf der Hand. Käufer der zusätzlichen Produktionsmittel sind die Kapitalisten selbst, Käufer der zusätzlichen Konsumtionsmittel die zusätzlichen Arbeiter, die von den Kapitalisten, die die Arbeitskraft dieser zusätzlichen Arbeiter kaufen, Geld erhalten. Gen. Rosa Luxemburg dagegen schließt, ihre lächerliche Tautologie demonstrierend: „Soviel ist klar: es können dies weder Arbeiter noch Kapitalisten selbst sein!"*

4. Nun aber kommt das Beste. Nachdem Rosa Luxemburg unter anderem eine Reihe nebensächlicher Möglichkeiten geprüft und sie triumphierend „widerlegt" hat, nähert sie sich selbst dicht einer richtigen Fragestellung. Sie wirft nämlich (ganz zum Schluß!) die Frage auf, ob nicht seitens der Kapitalisten eine Nachfrage, und zwar nicht etwa eine individuelle, sondern eine produktive, erfolgen könne. Wie wir gesehen haben, geht sie hierbei von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß dann der Gegenstand der Nachfrage aus den Produktionsmitteln und den Existenzmitteln der Arbeiter bestehen muß. Was aber geschieht nun? Nachdem sie hart an die Lösung des Problems herangetreten ist, bricht sie plötzlich in den von uns schon angeführten Ausruf aus: Schon gut. Aber eine solche Lösung verschiebt die Schwierigkeit nur von diesem Moment auf den nächsten. Pardon, Gen. Luxemburg, ist es einmal „schon gut" (dieses „schon gut" ist ein erzwungenes Zugeständnis, denn dagegen, daß dies „schon gut" ist, vermag Rosa Luxemburg kein einziges Argument vorzubringen), d. h. haben sich einmal Käufer gefunden, so fragen wir: Worin liegt denn dann die „Schwierigkeit", die „auf den nächsten Moment verschoben" wird? Etwa darin, daß auch im nächsten Moment der Verkauf einen Kauf vor-

* Rosa Luxemburg, op. cit., pag. 16.

aussetzt, und sich wieder Käufer finden werden? Die Schwierigkeit bestand ja gerade darin, daß die Käufer plötzlich von der Bildfläche verschwunden waren. Nachdem sie sich aber glücklich wieder eingefunden, die „Schwierigkeit" sich somit als eine fiktive, „ideale" Schwierigkeit, d. h. als eine Schwierigkeit Rosas bei der Analyse der Reproduktion, nicht aber als eine Schwierigkeit des Reproduktionsprozesses selbst, erwiesen hat, muß man sich fragen: Was will man denn mehr? Rosa Luxemburg sucht sich dadurch aus der kitzeligen Affäre zu ziehen, daß sie flink ein Karussell besteigt. Dieses Rotationsvehikel soll ihrer Flucht Fasson verleihen.

Das Karussellargument stützt sich offenbar auf zwei Momente: 1. auf die Wiederholung der „Schwierigkeit" und 2. darauf, daß es „vom Kapitalsstandpunkt eine vollendete Sinnlosigkeit" ist.

Was die Wiederholung der „Schwierigkeit" betrifft, so haben wir darauf bereits geantwortet. Daß der Prozeß aber einen zyklischen Charakter aufweist, dagegen ist weder vom kapitalistischen noch von einem beliebigen andern Standpunkt das mindeste einzuwenden. Das Wort „Karussell" und entsprechende Jahrmarktsvergleiche allein verfügen noch lange nicht über irgendwelche Beweiskraft.

Prüfen wir dagegen noch einmal das Argument der „Sinnlosigkeit", da es hier in einer weit krasseren, zudem etwas abweichenden Form vorgebracht wird.

Also ein „Karussell". Bon. „Das ist dann" — schreibt, wie wir bereits gesehen haben, Rosa Luxemburg — „nicht kapitalistische Akkumulation, d. h. Anhäufung von Geldkapital, sondern das Gegenteil: ein Produzieren von Waren um des Produzierens willen, also vom Kapitalsstandpunkt eine vollendete Sinnlosigkeit."

Hier haben wir wieder ein wahres Bukett von Irrtümern und Widersprüchen vor uns.

Erstens. Das dem Gelde Entgegengesetzte ist bekanntlich die Ware, das dem Geldkapital Entgegengesetzte dessen Warenform. Folglich haben wir es hier bei Rosa nur mit der einfachen Reproduktion einer jüdischen Anekdote zu tun. „Haben Sie sich verletzt?" „O nein, ganz im Gegenteil." Das industrielle Kapital dagegen, das eine „wirkliche Reproduktion verkörpert", vereinigt in seinem Kreislauf alle drei Phasen des Kreislaufs. („Der wirkliche Kreislauf des industriellen Kapitals in seiner Kontinuität ist . . . nicht nur Einheit von Zirkulations- und Produktionsprozeß, sondern Einheit aller seiner drei Kreisläufe.")*

Zweitens. Indem R. L. zugegeben hat, daß dies „schon gut" ist, d. h. daß sich Käufer gefunden haben und die Produktion aufs neue einsetzen kann, hat sie, wie sie diesen Prozeß faktischer, erweiterter (und bei alledem offensichtlich doch nicht sozialistischer) Reproduktion auch immer qualifizieren mag, selbst zugegeben, daß er auch seine Geldphase passiert hat. (Wir haben oben bereits konkret gezeigt, auf welche Weise dies geschieht.)

* K. Marx, Kapital, Band II, pag. 75.

Drittens. Das genügt nun aber Gen. Luxemburg keineswegs. Es befriedigt sie darum nicht, weil sie eine geradezu ungeheuerliche Vorstellung von der kapitalistischen Akkumulation hat. Sie identifiziert nämlich die Akkumulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals mit der Akkumulation des Geldkapitals! Durfte man auf Grund ihres ersten Werkes, „Die Akkumulation des Kapitals", das bloß vermuten und an ihrer statt — wie von uns oben geschehen — einen solchen Schluß ziehen, so zieht sie nun in der „Antikritik" diesen Schluß selbst, und zwar expressis verbis. Im Gelde als Selbstzweck verkörpert sich ihrer Meinung nach das Ziel der Kapitalisten. Bildet das Geld in der Bewegung der „wirklichen Produktion" bloß eine Phase, so kann von einer kapitalistischen Akkumulation überhaupt nicht die Rede sein.

Eine genaue Schilderung dieses Prozesses findet sich bei Marx: „Ware wird verkauft, nicht um Ware zu kaufen, sondern um Warenform durch Geldform zu ersetzen. Aus bloßer Vermittlung des Stoffwechsels wird dieser Formwechsel zum Selbstzweck. Das Geld versteinert damit zum Schatz, und der Warenverkäufer wird Schatzbildner."* Und an einer anderen Stelle: „Mit gewisser Ausnahme zeigt auffallendes Überfüllen der Schatzreservoire über ihr Durchschnittsniveau Stockung der Warenzirkulation an oder unterbrochenen Fluß der Warenmetamorphose."**

Sollen diese Prozesse etwa als Typus der erweiterten kapitalistischen Reproduktion gelten?

Schließlich sei noch eine Stelle zitiert, die die Argumentation Rosa Luxemburgs geradezu vernichtend schlägt:

„Gegenüber der altadeligen Gesinnung, die," wie Hegel richtig sagt, „im Verzehren des Vorhandenen besteht" und namentlich auch im Luxus persönlicher Dienste sich breitmacht, war es für die bürgerliche Ökonomie entscheidend wichtig, die Akkumulation des Kapitals als erste Bürgerpflicht zu verkünden und unermüdlich zu predigen: Man kann nicht akkumulieren, wenn man seine ganze Revenue aufißt, statt einen guten Teil davon zu verausgaben in Werbung zuschüssiger produktiver Arbeiter, die mehr einbringen, als sie kosten. Andererseits hatte sie gegen das Volksvorurteil (Hört, hört, Genossen Luxemburgianer! N. B.) zu polemisieren, welches die kapitalistische Produktion mit der Schatzbildung verwechselt..... Verschluß des Geldes gegen die Zirkulation wäre gerade das Gegenteil seiner Verwertung als Kapital, und Warenakkumulation im schatzbildnerischen Sinn reine Narrheit."*** Und weiter: „Akkumulation um der Akkumulation, Produktion um der Produktion willen, in dieser Form sprach die klassische Ökonomie den historischen Beruf der Bourgeoisperiode aus."†

Gemach — werden uns die Anhänger der Gen. Rosa Luxemburg erwidern —, die Verfasserin der „Akkumulation" verwechselt ja gar

* K. Marx, Kapital, Band I, pag. 94.
** Ibidem pag. 108.
*** K. Marx, Kapital, Band I pag. 552.
† Ibidem pag. 558.

nicht die Akkumulation des Geldschatzes mit der Akkumulation des Kapitals. Nun, eins von beiden: Entweder sind wir der Ansicht, daß beim Akkumulationsprozeß das Hinzufügen zusätzlichen Kapitals zum früheren Kapital in der Geldform lediglich erfolgt, um diese Form unverzüglich durch die Form des produktiven Kapitals zu ersetzen, oder aber wir leugnen das allem gesunden Menschenverstande zum Trotz.

Geben wir das zu, so wird uns auch folgendes ohne weiteres einleuchten. In jedem gegebenen Moment tritt der für die Akkumulation bestimmte Gesamtmehrwert realiter in mehrfacher Form auf: in Form von Ware, Geld, funktionierenden Produktionsmitteln und Arbeitskraft. Daher darf Mehrwert in Geldform unter keinen Umständen mit dem Gesamtmehrwert identifiziert werden. Die gesamte Kapitalistenklasse, als Ganzes genommen, kann unter den von uns gemachten Voraussetzungen ihren Gesamtprofit realisieren. Aber dieser Prozeß ist ein stufenweise sich abspielender Prozeß. Daher passiert der Mehrwert eines jeden Kapitalisten wie der Kapitalisten eines jeden Produktionszweiges, folglich auch der gesamten Kapitalistenklasse in seiner Entwicklung die Geldphase. Nach Rosa Luxemburg dagegen muß gefolgert werden, daß, wenn der für die Akkumulation bestimmte Profit sein Geldgewand abgestreift hat, er nicht mehr als akkumulierter Profit zu gelten hat. Dann mögen uns aber die Anhänger der Gen. Rosa Luxemburg die Methoden und Wege der Parthenogenese dieses Teiles des Kapitals erklären!

Das Komischste jedoch an dieser ganzen talmudistischen Sophisterei bildet folgender pikante Umstand. Nehmen wir einmal an, der gesamte für die Akkumulation bestimmte Profit bestünde im Einklang mit den teils unklaren, teils aber auch reichlich unzweideutigen Wünschen der Gen. R. L. in einem bestimmten Moment aus Gold. Jeder einzelne Kapitalist, wie die Kapitalisten insgesamt, hätten ihr entsprechendes Produkt (d. h. Produktionsmittel und Konsumtionsmittel) gleichzeitig realisiert. Das sei geschehen dank der Rosa Luxemburg besondere Freude bereitenden, ausschließlichen Möglichkeit eines Absatzes auf dem Auslandsmarkte. Sehr schön! Was aber weiter? Wenn wir nicht darauf bestehen wollen, unsere Kapitalisten zu Schatzbildnern, Geizhälsen usw. zu stempeln, so müssen wir sie das Gold in produktives Kapital verwandeln lassen. Nun wollen sie zusätzliche Produktionsmittel kaufen. Aber woher sie nehmen (haben sie sie doch selbst verkauft)? Also kaufen sie sie wieder im Auslande. Weiter versuchen sie Arbeiter anzuwerben. Es gelingt ihnen. Aber den Arbeitern fehlt die Nahrung. Nun, sie beschaffen sich aus dem Auslande Konsumtionsmittel. So wiederholt sich die Geschichte immer wieder von neuem: Erst verkaufen die Kapitalisten ihre Waren nach dem Auslande, darauf kaufen sie dieselben Waren wieder zurück.* So wird die Frage der „Akkumulation" jedesmal erneut auf dieselbe Weise gelöst.

Und das soll kein Karussell und keine Sinnlosigkeit sein!

* Nebenbei bemerkt, müßte im zweiten Falle das Ausland ein anderes Ausland sein.

Damit dürfte die Akkumulationsfrage in ihrer abstraktesten Formulierung erledigt sein. Wir sahen, daß R. L., mit der Ausschaltung der Geldfrage beginnend, sich bei ihrem Rückzuge genötigt sah, sich allein und ausschließlich just auf dieses von ihr anfänglich verworfene Moment zu stützen. Wir haben das Essentielle des Irrtums der Verfasserin der „Akkumulation" auch in diesem Punkte klargelegt. Im Interesse der Vollständigkeit unserer Beweisführung jedoch, aber auch um des Vergnügens willen, das wir den Luxemburgianern zu bereiten hoffen, wollen wir der Frage der Rolle des Geldes im Reproduktionsprozeß ein besonderes Kapitel widmen.

Zweites Kapitel

GELD UND ERWEITERTE REPRODUKTION

Unsere bisherigen Ausführungen haben gezeigt, daß Gen. Rosa Luxemburg, die mit einer Leichenrede auf das Geld und dessen Bedeutung bei der Analyse der gesamten gesellschaftlichen Produktion eingesetzt hatte, mit einem Hoch auf dasselbe schloß, just in dem Augenblick, da ihr die Argumente für die Sicherung des Wohlergehens ihrer eigenen Konzeption auszugehen begannen.

Es stellt sich heraus, daß gerade hier der Hund begraben liegt, denn Marxens Schemata sind nur darum „wirklich" und „beweiskräftig", weil in ihnen die Geldform des Kapitals wenig beachtet wird. Die Verfasserin der „Akkumulation" macht sich lustig über diese Schemata, „in denen wir souverän mit Tinte auf Papier Zahlenreihen unter Zahlenreihen hinschreiben, mit denen mathematische Operationen tadellos verlaufen und in denen — vom Geldkapital ganz abgesehen wird!"*

Sehen wir nun einmal zu, inwieweit wir zum Verlust der „Souveränität" verpflichtet sind, wenn wir — allerdings auch mit Hilfe von Papier und Tinte — dem „Geldkapital" die ihm gebührende Beachtung schenken.

Im Prozeß der gesellschaftlichen Reproduktion muß jedes individuelle Kapital, jedes Atom desselben, folglich auch das gesellschaftliche Gesamtkapital, im Verlaufe seiner Entwicklung die Geldphase passieren, d. h. periodisch die Form des Geldkapitals annehmen, die trotz ihres „illusorischen Charakters" für die Bewegung des Industriekapitals ebenso unentbehrlich ist wie die die produktive, die „wirkliche Produktion" verkörpernde Form des letzteren.

In Verbindung damit müssen wir folgende Fragen aufwerfen und lösen:

1. die der Urquelle des Geldes;
2. die der Menge des im Umlauf befindlichen Geldes im Zusammenhange mit dem Prozeß der gesellschaftlichen Reproduktion und
3. die der Akkumulation des Geldkapitals.

Ad. 1. Wie jede Ware ist auch das Geld ein Arbeitsprodukt, d. h. es muß produziert werden. Sehen wir zur Vereinfachung der Ana-

* Rosa Luxemburg, Antikritik, pag. 35. Von uns gesperrt. N. B.

lyse einmal vom Unterschied zwischen dem Goldgeld sensu stricto und dem Goldmaterial des Geldes ab, so entspricht die Geldproduktion einem bestimmten Produktionszweig, und zwar der Goldindustrie. Daß das Geld nicht vom Himmel fällt, sondern in unserem irdischen Jammertal produziert werden muß, ist an sich ebensowenig geheimnisvoll wie die Tatsache, daß Eisenerz in der Bergindustrie, Roggen in der Landwirtschaft und Maschinen in der Maschinenindustrie erzeugt werden. So gesehen, besteht also kein prinzipieller Unterschied zwischen der Frage nach der Herkunft des Geldbesitzes der gesamten Kapitalistenklasse und der Frage nach der Herkunft ihres Besitzes an Produktionsmitteln. Die historisch bedingten gesellschaftlichen Merkmale des Geldes involvieren keineswegs die Negation des Geldes als eines Erzeugnisses der Produktion. „Um als Geld zu funktionieren, muß das Gold natürlich an irgendeinem Punkte in den Warenmarkt eintreten. Dieser Punkt liegt an seiner Produktionsquelle, wo es sich als unmittelbares Arbeitsprodukt mit anderem Arbeitsprodukt von demselben Wert austauscht. Aber von diesem Augenblick stellt es beständig realisierte Warenpreise vor."*

Betrachten wir somit die Bewegung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals vom Standpunkte der materiellen Form, d. h. der stofflichen Proportionen, die zum gegenseitigen Ersatz der stofflichen Elemente („des Stoffwechsels" innerhalb des „gesellschaftlichen Produktionsorganismus") und der vermittelnden materiellen Glieder dieses Ersatzes unentbehrlich sind, so gelangen wir zu dem Schluß, daß das kapitalistische System genau so dem Zwang der gesellschaftlichen Notwendigkeit der Produktion von Geld ausgesetzt ist wie auch der Produktion der stofflichen Elemente des Produktivkapitals. Wenn also rein vom Produktionsstandpunkt aus die Reproduktion des Geldes als Bestandteil des Prozesses zur „wirklichen Reproduktion" auch nicht gehört, so ist sie unentbehrlich vom Standpunkte der spezifisch-historischen Form des Kapitals. Bei alledem darf jedoch unter keinen Umständen außer acht gelassen werden, daß die Ware gegenüber dem Geld gewissermaßen präexistiert.

„Wir sahen, wie schon in dem einfachsten Wertausdruck, x Ware A = y Ware B, das Ding, worin die Wertgröße eines anderen Dinges dargestellt wird, seine Äquivalentform unabhängig von dieser Beziehung als gesellschaftliche Natureigenschaft zu besitzen scheint. Wir verfolgten die Befestigung dieses falschen Scheins. Er ist vollendet, sobald die allgemeine Äquivalentform mit der Naturalform einer besonderen Warenart (von uns gesperrt. N. B.) verwachsen oder zur Geldform kristallisiert ist. Eine Ware scheint nicht erst Geld zu werden, weil die anderen Waren allseitig ihre Werte in ihr darstellen, sondern sie scheinen umgekehrt allgemein ihre Werte in ihr darzustellen, weil sie Geld ist."**

Die Scheidung der reinen Warenfunktion von der Geldfunktion des Goldes findet ihren hauptsächlichen und grundlegenden Aus-

* K. Marx, Kapital, Band I, pag. 73.
** K. Marx, Kapital, Band I, pag. 58.

druck darin, daß das Produkt der Goldgewinnungsindustrie einerseits als Rohmaterial für industrielle Zwecke auftritt, andererseits in Geld verwandelt wird und in der ganz besonderen Form eines allgemeinen Warenäquivalents fungiert.

Die Produktion des Geldmaterials bildet also einen Bestandteil der gesellschaftlichen Produktion in ihrer Gesamtheit und die Gestalt des Goldproduzenten erscheint nicht geheimnisvoller als die Gestalt des Hüttenbesitzers, des Schuhwichsfabrikanten oder „Kükenkönigs" Auf die Frage, „woher überhaupt das Geld ins Land komme", kann es nur (wir haben, wie die Leser wissen, dauernd eine abstrakte und isolierte kapitalistische Gesellschaft im Auge) eine höchst elementare und simple Antwort geben: aus der Goldgewinnungsindustrie.

Ad 2. Bildet das Geld als solches* im Kapitalismus ein gesellschaftlich notwendiges Moment des Reproduktionsprozesses, so bedeutet das nicht, daß es im Verlaufe dieses Prozesses nicht eine ganz spezifische Rolle zu spielen vermag. Dieses Spezifische besteht darin, daß es kein Element der „wirklichen Reproduktion" darstellt, somit ständig in der Sphäre der Zirkulation verweilt. Das Geld fließt unaufhörlich aus einer Tasche zur anderen, führt ein Nomadenleben gleich den Zigeunern unter den zivilisierten Völkern Europas. Völlig absurd ist daher die Vorstellung, daß jeder beliebige neue Zuwachs des Warenwertes, vom Standpunkte der kapitalistischen Reproduktion aus, von einem gleichen, in geheimnisvolle Goldhülle versteckten Wertzuwachs begleitet sein müsse. Genau so, wie bei spiritistischen Veranstaltungen ein und dasselbe Medium sukzessive Hunderte von Dummköpfen „bedienen" kann, kann das Medium der Goldeinheit nacheinander eine Unzahl von Warenoperationen bedienen.

„Soweit das Geld zirkuliert, sei es als Kaufmittel, sei es als Zahlungsmittel — einerlei, in welcher der beiden Sphären und unabhängig von seiner Funktion, Revenue oder Kapital zu realisieren — gelten für die Quantität seiner zirkulierenden Masse die früher, bei Betrachtung der einfachen Warenzirkulation, Buch I, Kapitel III, 2 b, entwickelten Gesetze. Der Grad der Zirkulationsgeschwindigkeit, also die Anzahl der Wiederholungen derselben Funktion als Kauf- und Zahlungsmittel durch dieselben Geldstücke in einem gegebenen Zeitraum, die Masse der gleichzeitigen Käufe und Verkäufe resp. Zahlungen, die Preissumme der zirkulierenden Waren, endlich die Zahlungsbilanzen, die in derselben Zeit zu saldieren sind, bestimmen in beiden Fällen die Masse des zirkulierenden Geldes, der currency. Ob das so fungierende Geld für Zahler oder Empfänger Kapital oder Revenue vorstellt, ist gleichgültig, ändert absolut nichts an der Sache. Seine Masse wird bestimmt einfach durch seine Funktion als Kauf- und Zahlungsmittel."**

Von der Zunahme der Masse des zirkulierenden

* „Gold kann Geld sein oder auch nicht, gerade wie Papier eine Banknote sein kann oder auch nicht" — zitiert Marx eine Äußerung Overstones. (Kapital, Band III, 1, pag. 420.)

** K. Marx, Kapital, Band III, 1, pag. 432—433.

Geldes, einer Zunahme, die jedoch keineswegs dem Wachstum der Reproduktion äquivalent ist, muß die Akkumulation des Geldkapitals, als spezifische Form des Kapitals, die sich in ihrer Funktion abgesondert und eine Eigenbewegung erhalten hat, unterschieden werden. Darf die ganze Mehrwertmenge, die erneut produziert wird, auch auf keinen Fall mit der neu angewachsenen Geldsumme identifiziert werden, da der Realisierungsprozeß einer solchen Summe keineswegs bedarf, so darf andererseits die Akkumulation des Kapitals nicht mit der Akkumulation des Geldkapitals verwechselt werden. „Was nun den . . . Teil des Profits angeht, der nicht bestimmt ist, als Revenue konsumiert zu werden, so verwandelt er sich nur in Geldkapital, wenn nicht unmittelbar anwendbar zur Erweiterung des Geschäfts in der Produktionssphäre, worin er gemacht ist."*

Im zweiten Teil des dritten Bandes des „Kapital" (Kapitel 30, 31 und 32: „Geldkapital und wirkliches Kapital") gibt Marx auch eine ausführliche Analyse des Verhältnisses zwischen Akkumulation des Geldkapitals und Akkumulation des wirklichen Kapitals. Er gelangt zu folgendem allgemeinen Schluß: „Dieser Prozeß (Akkumulation des Leihkapitals; N. B.) ist sehr verschieden von der wirklichen Verwandlung in Kapital; es ist nur die Akkumulation von Geld in einer Form, worin es in Kapital verwandelt werden kann. Diese Akkumulation kann aber, wie nachgewiesen, Momente ausdrücken, die von der wirklichen Akkumulation sehr verschieden sind. Bei beständiger Erweiterung der wirklichen Akkumulation kann diese erweiterte Akkumulation von Geldkapital teils ihr Resultat sein, teils das Resultat von Momenten, die sie begleiten, aber ganz von ihr verschieden sind, teils endlich auch das Resultat sogar von Stockungen der wirklichen Akkumulation."**

Ergo: Zusätzliches Geld, neuproduzierter Mehrwert, der zur Akkumulation bestimmt ist, Akkumulation von Geldkapital — alle diese Größen decken sich unter keinen Umständen.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns nun der Untersuchung der Gedankengänge der Gen. Rosa Luxemburg zu. Wir gehen vorerst auf das Wesentliche ihrer Argumentation nicht ein, da ihre Beweisführung äußerst verworren ist, und die Grundlage ihrer Fehler sich erst im Verlaufe der Analyse ihrer einzelnen kritischen Bemerkungen offenbaren wird. Wir beginnen daher mit einem Gegenangriff, den wir auf ihre zerstreute Front aus verschiedenen Richtungen führen wollen, worauf wir unsererseits alle grundlegenden Einwände zusammenfassen werden.

Gegen Herrn S. Bulgakow, dem sie vorwirft, Marx „sklavisch"

* K. Marx, Kapital, Band III, 2, pag. 44. (Von uns gesperrt. N. B.) Es handelt sich hier nicht um eine technische Unmöglichkeit, sondern um eine Sättigung des betreffenden Produktionszweiges mit Kapital oder um eine ungenügende disponible Portion des Profits.

** K. Marx, Kapital III, 2, pag. 45.

zu folgen (welche Sünde!), polemisierend, formuliert die Verfasserin der „Akkumulation" die Stellung Bulgakows folgendermaßen:

„‚Seine' Lösung der Frage ist über die von Marx gelieferte Analyse auch nicht um ein Jota hinausgegangen. Sie reduziert sich auf die folgenden äußerst einfachen drei Sätze: 1. Frage: Wieviel Geld ist erforderlich, um den kapitalisierten Mehrwert zu realisieren? Antwort: Soviel, wie nach dem allgemeinen Gesetz der Warenzirkulation nötig ist. 2. Frage: Woher nehmen die Kapitalisten dieses Geld, um den kapitalisierten Mehrwert zu realisieren? Antwort: Sie müssen es eben haben. 3. Frage: Woher kommt das Geld überhaupt ins Land? Antwort: Vom Goldproduzenten."

Darauf folgt die sarkastische Bemerkung:

„Eine Erklärungsweise, die in ihrer außerordentlichen Einfach heit mehr verdächtig als bestrickend ist."*

Da aber mit bloßem Sarkasmus nichts getan ist, sucht Gen. R. L. mit Argumenten zu operieren, indem sie Bulgakow entnommene Stellen mit billigenden Zwischenrufen und Ausrufungszeichen versieht. Zum Mittelpunkt ihres Angriffes macht sie den armen „Goldproduzenten".

„Kann nun," zitiert R. L. Bulgakow, „der Goldproduzent nicht vielleicht den Dienst erweisen, daß er bei II dessen g a n z e n (von uns gesperrt; N. B.) akkumulierten Mehrwert abkauft und dafür mit Gold zahlt, daß II alsdann zum Ankauf der Produktionsmittel bei I und zur Erweiterung des variablen Kapitals, d. h. zum Ankauf der zuschüssigen Arbeitskraft gebraucht wird? Als wirklicher auswärtiger Absatzmarkt erscheint somit der Goldproduzent.

Doch das ist eine vollkommen absurde Voraussetzung. Ihre Annahme bedeutet, daß man die Erweiterung der gesellschaftlichen Produktion von der Erweiterung der Goldproduktion abhängig macht. (Bravo!) Dies setzt seinerseits ein Wachstum der Goldproduktion voraus, das der Wirklichkeit gar nicht entspricht . . . Die ganze Goldproduktion muß direkt ungeheuerliche Dimensionen annehmen. (Bravo!) . . . Es genügt, auf eine Tatsache hinzuweisen, die ganz allein diese Voraussetzung vernichtet. Diese Tatsache ist — die Entwicklung des Kredits, welche die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft begleitet. (Bravo!) . . . Die aufgestellte Hypothese steht auf diese Weise in direktem und offenbarem Widerspruch mit den Tatsachen und muß abgelehnt werden."**

Darauf Rosa: „Bravissimo! Sehr schön! Aber damit hat Bulgakow auch seine einzige bisherige Erklärung der Frage, wie und durch wen der kapitalisierte Mehrwert realisiert wird, selbst „abgelehnt". Übrigens hat er auch in dieser Selbstwiderlegung nur etwas ausführlicher dargelegt, was Marx bereits mit einem Wort gesagt hat, indem er die Hypothese von dem Goldproduzenten, der den g a n z e n (von uns gesperrt; N. B.) gesellschaftlichen Mehrwert schluckt, „abgeschmackt" genannt hat."***

* Rosa Luxemburg, Akkumulation, pag. 270—271.

** S. Bulgakow, Über die Absatzmärkte der kapitalistischen Produktion Moskau 1897, pag. 132, zitiert bei Rosa Luxemburg op. cit. pag. 271—272.

*** Rosa Luxemburg op. cit. pag. 272.

Was hielt nun Marx für „abgeschmackt", und was hat nun eigentlich Bulgakow (der auch in diesem Falle Marx „sklavisch folgt"), „abgelehnt"? Antwort: die Hypothese, daß der Goldproduzent unmittelbar den ganzen akkumulierten Mehrwert der II. Abteilung abkauft (wie dies Bulgakow zum Unterschied von R. L. genau formuliert). Muß diese Hypothese abgelehnt werden? Natürlich muß sie es, weil die Annahme einer solchen Hypertrophie der Goldproduktion, selbst im hypothetischen Falle der Existenz eines abstrakten Kapitalismus, unzulässig ist. Der akkumulierte Mehrwert muß in seiner Bewegung unbedingt die Geldphase passieren, wird jedoch nicht auf einmal realisiert, sondern portionsweise, nicht als kompakter Warenhaufen, dem ein ebenso kompakter Geldhaufen gegenübersteht, sondern im Wege einer Unmenge von Handelsoperationen, in denen eine und dieselbe Geldeinheit von einer Menge von Warenportionen sukzessive eine Portion nach der andern realisiert, deren jede einzelne ihrem Werte nach dieser Geldeinheit gleichkommt.

Wenn jede Geldeinheit nur einmal umgesetzt würde; wenn es keinen Kredit gäbe; wenn eine Steigerung der Umsatzgeschwindigkeit unmöglich wäre; wenn es keine Tilgung gegenseitiger Verpflichtungen gäbe; wenn Goldproduktion mit Geldproduktion völlig identisch wäre; wenn es keine historisch entstandenen Geldschätze gäbe; wenn ein Agio auf Goldmünzen usw. undenkbar wäre und wenn bei alledem eine reine Goldzirkulation vorausgesetzt würde, so entspräche der Wirklichkeit eben gerade die „abgeschmackte" Hypothese, die Produktion und deren Erweiterung würde von der Goldproduktion abhängen und die Goldproduktion ungeheure Dimensionen annehmen. Dem Warenhaufen Rosa Luxemburgs zur Seite würde sich ein gigantischer und sich immer höher wölbender Goldberg erheben.

Das Abgeschmackte besteht folglich darin, daß die Umsatzgeschwindigkeit unberücksichtigt bleibt, die Existenz des Kredits ignoriert wird usw., mit anderen Worten, abgeschmackt ist die Vorstellung von einem Goldhaufen, der einem Warenhaufen adäquat sein soll. Nichts weniger als abgeschmackt dagegen ist die Voraussetzung, daß das zuschüssige Geld vom Goldproduzenten stammt, und ebensowenig abgeschmackt ist es, daß dieses Geld die zusätzlichen Tauschakte vermittelt, sofern nur die Ersparnis an Zirkulationsmitteln und die Steigerung der Umsatzgeschwindigkeit das gesteigerte Bedürfnis nach Geld nicht kompensiert und deckt.

Gen. R. L. ist es also nicht gelungen, die Sache durch ein paar ironisch-zustimmende Ausrufe abzutun. Bei diesem Zusammenstoß schlägt sich die Wahrheit nicht auf ihre Seite. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß sie nach der „Widerlegung" Bulgakows unverzüglich die Fragestellung ändert und an die Stelle der Geldfrage das famose Rätsel des „Für wen?" setzt, ein Rätsel, dessen Lösung wir im ersten Kapitel gegeben haben.

Indessen finden wir im Arsenal der Gen. R. L. noch ein weiteres die Lösung dieser Frage betreffendes Argument. Sie bringt es zwar

an einer anderen Stelle vor, doch in annähernd demselben logischen Zusammenhange. R. L. schreibt:

„Entweder betrachtet man das gesellschaftliche Gesamtprodukt (der kapitalistischen Wirtschaft) einfach als eine Warenmasse von bestimmtem Wert, als einen „Warenbrei", und sieht, bei Bedingungen der Akkumulation, nur ein Anwachsen dieses unterschiedslosen Warenbreis und dessen Wertmasse. Dann wird nur zu konstatieren sein, daß zur Zirkulation dieser Wertmasse eine entsprechende Geld menge notwendig ist, daß diese Geldmenge wachsen muß, wenn die Wertmasse wächst — falls die Beschleunigung des Verkehrs und seine Ökonomisierung den Wertzuwachs nicht aufwiegen. Und etwa auf eine letzte Frage, woher denn schließlich alles Geld komme, kann man mit Marx die Antwort geben: Aus den Goldgruben. Das ist a u c h ein Standpunkt, nämlich der Standpunkt der einfachen Warenzirkulation. Aber dann braucht man nicht Begriffe, wie konstantes und variables Kapital und Mehrwert, hineinzubringen, die nicht zur einfachen Warenzirkulation, sondern zur Kapitalzirkulation und zur gesellschaftlichen Reproduktion gehören, und man braucht dann nicht die Frage zu stellen: Wo kommt das Geld her, um den gesellschaftlichen Mehrwert, und zwar 1. sub einfacher Reproduktion, 2. sub erweiterter Reproduktion zu realisieren. Solche Fragen haben vom Standpunkte der einfachen Waren- und Geldzirkulation gar keinen Sinn und Inhalt. Hat man aber einmal diese Fragen gestellt und die Untersuchung auf das Geleise der Kapitalzirkulation und der gesellschaftlichen Reproduktion eingestellt, dann darf man nicht die Antwort im Bereiche der einfachen Warenzirkulation suchen, um — da h i e r das Problem nicht existiert und nicht beantwortet werden kann — hinterher zu erklären, das Problem sei schon längst beantwortet, es existiere überhaupt nicht."

In dieser Tirade, die formal überzeugend wirken und als methodisch durchdacht erscheinen soll, liegt in Wirklichkeit ein gewaltiger theoretischer Irrtum verborgen, und zwar der folgende: Gen. Rosa Luxemburg, die dauernd an das spezifisch Historische, Besondere, Eigenartige u. ähnl. appelliert, übersieht gerade die besonderen Eigentümlichkeiten des Geldes und seiner Rolle. Wir erinnern an unsere Formel der gesellschaflichen Reproduktion in erweitertem Maßstabe:

$$\text{A.} \quad . \quad . \quad . \quad . \quad c_1 + v_1 + \alpha_1 + \beta_{1\,c} + \beta_{1\,v}$$

$$\text{B.} \quad . \quad . \quad . \quad . \quad c_2 + v_2 + \alpha_2 + \beta_{2\,c} + \beta_{2\,v}.$$

Welche Gesetzmäßigkeiten erhalten wir vom Gesichtspunkte der Bewegung des gesellschaflichen Gesamtkapitals? Wir hatten eine Reihe Gleichungen, die auf die Gleichung hinausliefen:

$$v_1 + \alpha_1 + \beta_{1\,v} = c_2 + \beta_{2\,c}.$$

Sofern es sich um Elemente der „wirklichen Reproduktion" handelt und ein wirtschafliches Gleichgewicht vorausgesetzt wird, gelangt die gegenseitige Bedingtheit der verschiedenen Produktions-

* Rosa Luxemburg, op. cit., pag. 135—136.

zweige in der Gegenüberstellung der beiderseitig produzierten Waren- (und gleichzeitig Wert-) Massen zum Ausdruck. Daraus ergeben sich die obenangeführten Gleichungen.

Nehmen wir nun an, wir hätten eine dritte Reihe, die der Produktion von Gold, bezw. von Geldmaterial oder von Geld entspräche. Gäbe es dann auch für diesen Fall Gleichungen vom gleichen Typus? Die Frage könnte nur in dem Falle bejaht werden, wenn die Voraussetzung gegeben wäre, daß der „Haufen" von Gold dem „Haufen" von Waren entgegengesetzt würde und umgekehrt. Nun liegt aber gerade diese Voraussetzung nicht vor, denn die Bewegung des Geldes ist eine andere als die Bewegung der Ware, die gesellschaftliche Nachfrage nach Geld von anderer Art als die Nachfrage nach irgendeiner Ware, und Geld spielt im „Stoffwechselprozeß" eine ganz besondere Rolle. Während in unserer Formel der gesellschaftlichen Reproduktion, die von der „wirklichen Reproduktion" ausgeht, $(v_1 + \alpha_1)$ Nachfrage nach c_2, c_2 umgekehrt Nachfrage nach $(v_1 + \alpha_1)$, β_1 Nachfrage nach β_2 und umgekehrt, folglich zusammengefaßt $(v_1 + \alpha_1 + \beta_1)$ Nachfrage nach $(c_2 + \beta_2)$, seinerseits Nachfrage nach $(v_1 + \alpha_1 + \beta_1)$ erzeugt, folgt die Nachfrage nach Geld einem andern Typus. Es ist barer Unsinn, zu behaupten, man vollziehe hier den Übergang zum Standpunkt der einfachen Warenzirkulation, der sich vom Standpunkt der Bewegung des Kapitals unterscheide. Hier wird das Spezifische berücksichtigt, das die Bewegung des Geldes im Prozesse der Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals von der Bewegung einer beliebigen, materiell bestimmten Form der Ware unterscheidet. Niemand — selbst Marx nicht — kann für die elementare Tatsache verantwortlich gemacht werden, daß die gesellschaftliche Notwendigkeit des Geldes, folglich auch die Nachfrage nach demselben, nicht dadurch bestimmt ist, daß irgend etwas auf dem Gebiete der Produktion ersetzt oder gesteigert werden müsse, sondern durch die funktionelle Rolle, die das Geld in einer ausgesprochen spezifischen Sphäre, in der Sphäre der Zirkulation, spielt.* Aus dieser besonderen Rolle des Geldes folgt alles übrige. So lesen wir:

„Den Unterschied zwischen der Zirkulation als Zirkulation von Revenue und als Zirkulation von Kapital in einen Unterschied zwischen Zirkulation und Kapital verwandeln, ist also durchaus verkehrt. Diese Redeweise entspringt bei Tooke daraus, daß er sich einfach auf den Standpunkt des Bankiers stellt, der eigene Banknoten ausgibt. Der Betrag seiner Noten ... kostet ihn

* Die Beschuldigungen, die Rosa Luxemburg hier (wozu, meint sie, erst komplizierte Fragen stellen, wenn man eine relativ einfache Antwort erhofft?) wie auch an anderen Stellen gegen Marx erhebt, entspringen oft einem Mißverstehen des Charakters der Beweisführung des zweiten Bandes. Marx schrieb zunächst für eigene Zwecke, machte verschiedene Ansätze, provisorische Notizen, Entwürfe zur Orientierung über verschiedene Fragen und dergl mehr. Das gerade läßt R. L. gänzlich außer acht, besonders dann, wenn sie sich in Wortspielen gefällt.

nichts ... Sie (die Banknoten. N. B.) bringen ihm aber Geld ein ... Sie sind aber von seinem Kapital verschieden ... Daher entspringt für ihn ein spezieller Unterschied von Zirkulation und Kapital, der aber mit den Begriffsbestimmungen als solchen nichts zu tun hat, am wenigsten mit den eben von Tooke gemachten.

Die verschiedene Bestimmtheit — ob es als Geldform der Revenue oder des Kapitals fungiert — ändert zunächst nichts an dem Charakter des Geldes als Zirkulationsmittel; diesen Charakter behält es, ob es die eine oder andere Funktion verrichtet.*

Also auch dieses „prinzipielle" Argument der Gen. Rosa Luxemburg ist hinfällig.

Wir wenden uns nun den Kardinalpunkten der Argumentation Rosa Luxemburgs zu, jenen Argumenten, die schon nicht mehr in der Richtung der Frage, „für wen?" der akkumulierte Mehrwert produziert wird, liegen, sondern in der neuen Richtung: Wie ist die Akkumulation, die nach der Lehre der Gen. Rosa Luxemburg eine Akkumulation von Geldkapital ist, möglich?

Der Genauigkeit und Klarheit wegen einerseits, und um einer eventuellen Beschuldigung vorzubeugen, wir unterschöben der Gen. Rosa Luxemburg Ungereimtheiten, seien vorerst die wichtigsten in Frage kommenden Stellen ihres Buches angeführt.

Wegen der notwendigerweise etwas langen Auszüge bitten wir die Leser um Nachsicht.

Zunächst sei an eine Stelle erinnert, die wir bereits zitiert hatten. Sie lautet:

„Wenn die Kapitalisten als Klasse immer nur selbst Abnehmer ihrer gesamten Warenmasse sind — abgesehen von dem Teil, den sie jeweilig der Arbeiterklasse zu deren Erhaltung zuweisen müssen —, wenn sie sich selbst mit eigenem Gelde stets die Waren abkaufen und den darin enthaltenen Mehrwert „vergolden" müssen —, dann kann Anhäufung des Profits, Akkumulation bei der Klasse der Kapitalisten im ganzen unmöglich stattfinden."**

Am ausführlichsten und konzentriertesten entwickelt die Verfasserin der „Akkumulation" dieses Thema in folgendem Passus:

„Kapitalakkumulieren heißt nicht, immer größere Berge von Waren herstellen, sondern immer mehr Waren in Geldkapital verwandeln. Zwischen der Anhäufung des Mehrwertes in Waren und der Anwendung dieses Mehrwertes zur Erweiterung der Produktion liegt jedesmal ein entscheidender Sprung, der Salto mortale der Warenproduktion, wie ihn Marx nennt: der Verkauf gegen Geld. Hat dies vielleicht nur für den Einzelkapitalisten Geltung, nicht aber für die Gesamtklasse, für die Gesellschaft im ganzen? Durchaus nicht ...

* K. Marx, Kapital, III, 1, pag. 432 („Umlaufsmittel und Kapital; Tookes und Fullartons Auffassung"). Von uns gesperrt. N. B.

** Rosa Luxemburg, Antikritik, pag. 17. Von uns gesperrt. N. B.

Nun ist die Anhäufung des Profits als Geldkapital gerade ein spezifischer und ganz wesentlicher Charakter der kapitalistischen Produktion und gilt für die Klasse so gut wie für den einzelnen Unternehmer. Marx unterstreicht auch selbst, gerade bei der Betrachtung der Akkumulation des Gesamtkapitals ‚die, die wirkliche Akkumulation begleitende und bei kapitalistischer Produktion sie bedingende (von R. L. gesperrt; N. B.) Bildung von neuem Geldkapital' (Kapital, Band II, 485) ... Kapitalist A* verkauft seine Waren an B, erhält also einen Mehrwert in Geld von B. Dieser verkauft seine Waren an A und erhält zur Vergoldung des eigenen Mehrwerts das Geld wieder von A zurück. Beide verkaufen ihre Waren an C und bekommen also auch für ihren Mehrwert die Geldsumme von demselben C. Dieser aber woher? Von A und B. Andere Quellen zur Realisierung des Mehrwerts, d. h. andere Konsumenten der Waren gibt es ja nach der Voraussetzung nicht. Kann nun aber auf diese Weise Bereicherung des A, B und C in Bildung neuen Geldkapitals bei ihnen stattfinden?.. Die Ausbeutung sei vollzogen, die Möglichkeit der Bereicherung, der Akkumulation, sei da. Damit aber die Möglichkeit zur Wirklichkeit wird, ist der Austausch, die Realisierung des gewachsenen neuen Mehrwerts in gewachsenem, neuem Geldkapital nötig. Wohlgemerkt, wir fragen hier (!) nicht, wie Marx mehrmals im Laufe des II. Bandes des „Kapital": Wo kommt das Geld zur Zirkulation des Mehrwertes her?, um darauf schließlich zu antworten: Vom Goldgräber. Wir fragen vielmehr (!): Wie kommt neues Geldkapital (woher kommt es; N. B.) in die Taschen der Kapitalisten hinein, da sie (abgesehen von den Arbeitern) die einzigen Warenabnehmer füreinander sind? Das Geldkapital wandert ja hier beständig aus einer Tasche in die andere.

Aber wiederum: Vielleicht gehen wir mit solchen Fragen ganz in die Irre? Vielleicht besteht Profitansammeln gerade in diesem Prozeß des beständigen Wanderns der Goldfüchse aus einer Kapitalistentasche in die andere, in der sukzessiven Realisierung von Privatprofiten, wobei die Gesamtsumme des Geldkapitals gar nicht zu wachsen brauche, da (? N. B.) es so etwas wie den „Gesamtprofit" aller Kapitalisten gar nicht gebe, außer in der grauen Theorie?

Aber — o weh! — mit einer solchen Annahme würden wir den III. Band des Marxschen „Kapital" einfach ins Feuer werfen. Denn hier steht im Mittelpunkt, als eine der wichtigsten Entdeckungen der Marxschen ökonomischen Theorie, die Lehre von dem Durchschnittsprofit (von der Verfasserin gesperrt; N. B.)... Der kapitalistische Gesamtprofit ist in der Tat eine viel realere ökonomische Größe als z. B. die jeweilige Gesamtsumme der gezahlten Arbeitslöhne .

* Im Beispiel R. L.s produziert Kapitalist A Kohle, B Maschinen, C Lebensmittel: „Mögen uns diese drei Personen die Gesamtheit der kapitalistischen Unternehmer darstellen." Ibidem, pag. 31.

Es bleibt also schon dabei: Das gesellschaftliche Gesamtkapital erzielt ständig, und zwar in Geldform, einen Gesamtprofit, der zu Zwecken der Gesamtakkumulation ständig wachsen muß. Wie kann nun die Summe wachsen, wenn die Teile nur aus einer Tasche in die andere immer im Kreise wandern?

Scheinbar kann dabei — wie wir es bis jetzt angenommen haben — wenigstens die Gesamtwarenmasse, in der der Profit verkörpert ist, wachsen, und nur die Geldbeschaffung bereitet eine Schwierigkeit, was vielleicht nur eine technische Frage der Geldzirkulation ist. Aber auch dies nur scheinbar (von der Verfasserin gesperrt; N. B.) bei oberflächlicher Betrachtung. Auch die Gesamtwarenmasse wird gar nicht wachsen, die Produktionserweiterung gar nicht stattfinden können, da für sie kapitalistisch (von der Verfasserin gesperrt; N. B.) schon beim ersten Schritt die Umwandlung in Geld die allseitige Realisierung des Profits Vorbedingung ist. A kann an B, B an C und C wieder an A und B nur in dem Falle steigende Warenmassen verkaufen und Profit realisieren, wenn wenigstens einer von ihnen schließlich außerhalb des geschlossenen Kreises Absatz findet. Ist dies nicht der Fall, dann wird das Karussell schon nach ein paar Umdrehungen kreischend zum Stillstand kommen."*

Dies die Beweisführung der Gen. R. L. Diese Argumente besitzen ungeachtet ihrer Verworrenheit eine gewisse feste, logische Achse. Und zwar: Kapitalakkumulation ist unmöglich, denn sie müßte Akkumulation von Geldkapital des Gesamtkapitalisten sein, während die Marxschen Schemata das Wandern des Geldes aus einer Tasche in die andere voraussetzen, was keine Grundlage für die Realisierung des Gesamtmehrwertes abgeben kann.

Prüfen wir auch diese Argumentation der Gen. R. L., indem wir ihren Gedankengängen Schritt auf Schritt folgen und ihre Gründe abwägen. Wir werden uns hierbei befleißigen, kein einziges halbwegs bedeutungsvolles logisches Kettenglied unberücksichtigt zu lassen.

I. Definition der Akkumulation

Die Akkumulation besteht nach Rosa Luxemburg nicht in der Produktion immer größerer Berge von Waren, sondern in der Verwandlung einer immer größeren Warenmenge in „Geldkapital", d. h. in der Produktion immer größerer „Goldberge". Da jedoch R. L. die Tatsache, daß die erweiterte Reproduktion eine immer größere Menge von Warenwerten (folglich auch eine noch größere Menge von Gebrauchswerten, d. h. Produkten in natura) bedeutet, keineswegs leugnet, so gewinnt bei ihr der gesamte Prozeß der gesellschaftlichen Reproduktion den Charakter der parallelen Produktion

* R. Luxemburg, Ibidem, pag. 31—34. Alle Sperrungen, wo nicht Gegenteiliges vermerkt, von uns herrührend. N. B.

eines Berges von Waren einerseits, eines Berges von Gold andererseits, wobei die Anhäufung eines Goldberges just das wirkliche Wesen des kapitalistischen Produktionsprozesses repräsentiert. Diese Vorstellung liegt allen ihren nachfolgenden Erwägungen zugrunde und tritt u. a. auch in der Definition der Akkumulation als Akkumulation von Geldkapital zutage. Die Akkumulation des Kapitals darf unter keinen Umständen mit der bloßen funktionellen Form des letzteren (Geldphase des Kapitalkreislaufes) verwechselt werden. Noch weniger darf man, wie wir oben gesehen haben, die Akkumulation des Kapitals mit der Akkumulation seiner losgelösten funktionellen Form, d. h. mit der Akkumulation des Geldkapitals im eigentlichen Sinne dieses Wortes, des zinstragenden Kapitals („moneyed capital im englischen Sinne") verwechseln. Daß die Bewegung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals von einer Akkumulation von Geldkapital begleitet ist (wie Marx richtig hervorhebt), bedeutet keineswegs, daß die Akkumulation des Kapitals der Akkumulation von Geldkapital gleichkommt, mit der letzteren identisch ist. Der „Salto mortale" gilt für jeden Kapitalisten, da jeder Kapitalist auf die eine oder andere Weise seine Ware absetzen muß, um das eingelöste Geld in die stoffliche Form des produktiven Kapitals zu verwandeln. Ist der „Salto mortale" aber einmal für jeden beliebigen Kapitalisten von wesentlicher Bedeutung, ja sogar eine unbedingte Notwendigkeit, so ist er folglich auch für alle Kapitalisten, d. h. für den Gesamtkapitalisten, für die gesamte kapitalistische Gesellschaft von wesentlicher Bedeutung und unbedingt notwendig. Das bedeutet aber durchaus nicht, daß der Gesamtkapitalist seinen Mehrwert mit einem Schlage realisiert, indem er den Warenhaufen gegen einen wertlich äquivalenten Goldhaufen auf einen Hub eintauscht. Diese („rosistische") Vorstellung ist absurd.

II. Machinationen der Kapitalisten A, B und C

Hier operiert Rosa Luxemburg mit drei Produktionszweigen, die die gesellschaftliche Gesamtproduktion symbolisieren sollen, und zwar mit der Kohlenproduktion (A), Maschinenproduktion (B) und Lebensmittelproduktion (C). Vorausgesetzt wird weiter eine bestimmte Geldbarschaft, die diese Kapitalisten abwechselnd in Umlauf setzen und dann aus dem Umlauf wieder „herausfischen". Wie ist nun hier Akkumulation, d. h. die Bildung neuen Geldkapitals bei ihnen (bei den Kapitalisten)" möglich? — formuliert Rosa Luxemburg ihre Frage. Sie antwortet: Es ist unmöglich. Ergo ist auch die Akkumulation unmöglich.

Nach allem, was von uns bereits ausgeführt wurde, ist es nunmehr ein Leichtes, dieses naive Sophisma zu widerlegen.

Schließt man — unter Verhältnissen der (gänzlich unentbehrlichen) Abstrahierung vom auswärtigen Markt — die Goldproduktion von vornherein aus, so wird natürlich das zuschüssige Gold nicht vom Himmel fallen. Das sieht ein Kind ein. Nach dem Umschlag des Kapitals wird genau dieselbe Menge Geld

vorhanden sein wie vor dem erörterten Umschlag. Dieses Gold bezw. Geld „verhalf" dem produktiven Kapital zu einer neuen stofflichen Verteilung der Elemente in einer Richtung, die es ermöglicht, daß ein neuer Kreislauf auf einer neuen, erweiterten Grundlage einsetzen kann. Was folgt daraus? Es folgt, daß eine wirkliche Akkumulation ohne Akkumulation in der „illusorischen Form" des Geldes, d. h. ohne die „Bildung neuen Geldkapitals", wie Rosa Luxemburg sich ausdrückt, möglich ist. Wohlgemerkt: Jeder der Kapitalisten hat hier gerade jenen „Salto mortale" gemacht, von dem Rosa Luxemburg spricht. Folglich wurde dieser „Salto mortale", der in der Tat eine conditio sine qua non der kapitalistischen Produktion ist, konsequent von allen Kapitalisten, somit auch vom Gesamtkapitalisten, d. h. von der kapitalistischen Klasse als Ganzes genommen vollführt.

Da sich aber Rosa Luxemburg damit offenbar nicht zufrieden gibt, muß (das folgt mit unabwendbarer Logik aus ihrer ganzen Argumentation) angenommen werden, daß sie unter Geldkapital nicht die Geldform des Kapitals versteht, die das in Bewegung befindliche Industriekapital annimmt, sondern das Geldkapital als moneyed capital, das allerdings als Geld und nur als Geld akkumuliert wird. Das bedeutet aber eine reduction ad absurdum ihrer gesamten Position.

Selbstverständlich ist es durchaus nicht unbedingt notwendig, daß die Menge des in Umlauf befindlichen Geldes die gleiche bleibe. Letzteres ist nur dann möglich, wenn das Wachstum der Warenmasse ihrer Wertbestimmung nach durch Ersparnis an Zirkulationsmitteln (Umsatzgeschwindigkeit, Kredit usw.) kompensiert wird. Sofern eine solche Kompensation nicht erfolgt, fließt das zusätzliche Geld gerade aus der von Gen. R. L. ungerechtfertigterweise so gehaßten Goldproduktion. Es ist daher auch nicht schwer, ihre Frage: „Wie gelangt neues Geldkapital in die Taschen der Kapitalisten?" zu beantworten. Es gelangt in ihre Hände, weil c, v und m des Goldproduzenten gegen Produktionsmittel und Arbeitskraft (und über die Arbeiter auch gegen Lebensmittel) ausgetauscht werden müssen. Übrigens befand sich dieses „neue Geldkapital" von Anfang an in ihrer „Gesamttasche", da unser Goldproduzent kraft göttlicher und menschlicher Vorsehung zur Kapitalistenklasse zählt. (Nebenbei bemerkt, ist der Goldproduzent vom Standpunkt der Gen. Luxemburg gleichzeitig ein ebenso sinnloses wie widernatürliches Wesen, da er beständig die Goldform seines Produkts von sich abstößt. Sollte etwa hierin die Erklärung für die Antipathie der Gen. Rosa Luxemburg ihm gegenüber zu suchen sein? Das „neue Geldkapital" stammt hier also, so sehr das der Verfasserin der „Akkumulation" auch mißfallen mag, aus der Goldproduktion. Fehlt dagegen eine Goldproduktion überhaupt, so ist die von Rosa Luxemburg aufgeworfene Frage (nicht die von Marx aufgeworfene, sondern: „Wir fragen vielmehr: Wie kommt neues Geldkapital in die Taschen der Kapitalisten hinein...?") einfach sinnlos, da gar kein „neues" „Geldkapital" da ist, es folglich auch nirgends „hineinkommen" kann.

III. Akkumulation des Kapitals und „Durchschnittsprofit"

Hier tritt Gen. Luxemburg zwar dicht an eine richtige Lösung des Problems heran, schreckt jedoch im entscheidenden Augenblick, einem zurückprallenden Gummiball gleich, wieder vor ihr zurück. Wir haben ihre Fragestellung über die teilweisen Realisierungen schon oben kennengelernt. Die Frage ist nicht nur absurd gestellt, sondern noch viel absurder beantwortet. In der Tat, vergegenwärtigen wir uns erneut jene kritische Stelle, an der Rosa Luxemburg ihren eigenen logischen Salto mortale vollführt.

Frage: „Vielleicht besteht Profitansammeln . . . in der sukzessiven Realisierung von Privatprofiten, wobei die Gesamtsumme des Geldkapitals gar nicht zu wachsen brauche, da es so etwas wie den „Gesamtprofit" aller Kapitalisten gar nicht gebe, außer in der grauen Theorie?"* Antwort: Nein, denn der „Durchschnittsprofit" bildet den Mittelpunkt des dritten Bandes des „Kapital", die „Lehre von dem ‚Durchschnittsprofit' gibt der Werttheorie des ersten Bandes erst realen Sinn** usw. usw."

Hier haben wir ein wahres embarras de richesses von Ungenauigkeiten und Irrtümern.

Erstens verwechselt R. L. Realisierung mit Akkumulation. Realisierung bedeutet Verwandlung von Warenform in Geldform, nichts mehr. Realisierung ist somit Vorbedingung der Akkumulation.

Zweitens kann nicht von einer Realisierung des Profits gesprochen werden, da der Profit selbst ein Ergebnis der Realisierung darstellt. Der Realisierung unterliegt dagegen der Mehrwert.

Drittens wird Akkumulation mit dem Wachsen des Geldkapitals verwechselt. Wirklich akkumulierter Mehrwert, der bereits in der Form des produktiven Kapitals vorliegt, wird gewissermaßen schon nicht mehr als Element der Akkumulation angesehen, obwohl gerade er einen Bestandteil der wirklichen Akkumulation bildet.

Viertens ist die Frage über die „Gesamtsumme des Geldkapitals" unklar formuliert. Es sind folgende Fälle möglich:

Die Geldmenge verringert sich (erscheint die Ersparnis an Zirkulationsmitteln wesentlicher als der Zuwachs an Warenwerten, so ist auch dieser Fall möglich); die Geldmenge bleibt unverändert (die Zunahme der Warenwertmasse wird durch Ersparnis an Zirkulationsmitteln aufgewogen); die Geldmenge nimmt zu, jedoch keineswegs in dem Maße wie der Wert der Gesamtwarenmasse wächst (der „normale" Fall); die Geldmenge nimmt genau in dem Maße zu, wie der Wert der Warenmasse wächst. Dieser letzte Fall stellt jenen absurden Fall dar, der der Luxemburgischen Theorie zugrunde liegt. Hätte R. L. diesen Punkt präzis formuliert, wäre die Absurdität ihrer Beweisführung augenfällig zutage getreten.

* Rosa Luxemburg, Antikritik, pag. 33.
** Ibidem, pag. 33.

Fünftens verbindet Rosa Luxemburg ganz willkürlich die absolut richtige Ansicht über den stufenweisen Charakter der Realisierung mit der absolut törichten Ansicht, die die Realität des Gesamtprofits der Kapitalisten in Abrede stellt. Diesen Zusammenhang („da") hat sich Rosa Luxemburg „hinzugedacht", alias hinzuerfunden, um eventuellen Argumenten eventueller Gegner um so leichter begegnen zu können. Gerade dadurch hat sie sich aber den Weg zu einer wirklichen Lösung des Problems verbarrikadiert.

„Der Gesamtprofit der Kapitalisten" ist eine objektiv reale Größe. Das bedeutet nun aber mitnichten, daß man sich ihn als einen gleichzeitig bestehenden Goldhaufen vorstellen müsse. Das vermag Gen. Rosa Luxemburg absolut nicht zu begreifen. Materiell besteht er in jedem gegebenen Moment nicht nur in Gold, nicht einmal vorwiegend in Gold, da ja die Akkumulation gerade in dem Hinzufügen des Profites zum Kapital besteht, das seinen echten Arbeitskittel anziehen, d. h. die Form des produktiven Kapitals annehmen muß, wodurch allein das Wesen der Sache, d. h. der Vorgang der Wertsteigerung gesichert wird. In reiner Form, d. h. in Rechnungseinheiten genommen, besteht er als Geldgröße. Seine Größe ist jedoch für die objektiven Gesetze der Bewegung der Gesellschaft von Bedeutung.

Wir wollen das an jenem Beispiel illustrieren, das Gen. Rosa Luxemburg in so ungeschickter Weise für sich ausschlachten wollte. Im Mittelpunkt der „wichtigsten Entdeckungen der Marxschen ökonomischen Theorie" steht nach Rosa Luxemburg die Lehre von dem Durchschnittsprofit. Ausgezeichnet! Nun ist aber jedem Ökonomen bekannt, daß der Durchschnittsprofit selbst eine abgeleitete Größe darstellt, da er durch die Durchschnittsprofitrate bestimmt wird (Nebenbei bemerkt, liegt gerade hierin der „Mittelpunkt" der obenerwähnten Entdeckungen, nicht aber im Durchschnittsprofit. Das zur Charakteristik der Schärfe ökonomischer Formulierungen bei Rosa Luxemburg): „Der Profit, der entsprechend dieser allgemeinen Profitrate auf ein Kapital von gegebener Größe fällt, welches immer seine organische Zusammensetzung, heißt der Durchschnittsprofit."* Die Profitrate aber ist eine abstrakte Größe, ist der Bruch $\frac{m}{c + v,}$ in dem m den gesellschaftlichen Mehrwert (bezw. die Profitsumme) und c + v das gesellschaftliche Gesamtkapital bedeutet. In welchem Sinne besitzt nun diese Profitrate objektiven Charakter? Sie ist objektiv im Sinne eines gesellschaftlichen Gesetzes, nicht aber einer eisernen Geldtruhe, an der man sich den Schädel zerschmettern kann. Ebenso verhält es sich mit dem Gesamtprofit. Er braucht durchaus nicht jederzeit, sozusagen in allen seinen Teilen, Geldform anzunehmen, um durch diese Form repräsentiert zu sein oder eine objektive Rolle im Bewegungsprozeß des Kapitals zu spielen. Aber auch das vermag Rosa Luxemburg absolut nicht zu fassen.

---

* K. Marx, Kapital, Band III, pag. 136.

IV. Das gesellschaftliche Gesamtkapital und der Gesamtprofit

Nachdem Rosa Luxemburg die von uns hier geprüften Beweisgründe ins Feld geführt, zieht sie schließlich die Bilanz. Sie schreibt:

„Es bleibt also schon dabei: Das gesellschaftliche Gesamtkapital erzielt ständig, und zwar in Geldform, einen Gesamtprofit, der zu Zwecken der Gesamtakkumulation ständig wachsen muß. Wie kann nun die Summe wachsen, wenn die Teile nur aus einer Tasche in die andere immer im Kreise wandern?"*

Nun ist es auch uns ein Leichtes, die Gesamtbilanz dieser Gesamtakkumulation von Irrtümern zu ziehen, die zwar bei R. L. von Seite zu Seite wandern, trotzdem aber an Quantität immerfort zunehmen, indem sich unterwegs neue zusätzliche Ungenauigkeiten, Schiefheiten, ja direkte Fehler hinzuaddieren.

Richtig ist, daß das gesellschaftliche Gesamtkapital ständig einen Gesamtprofit abwirft.

Falsch ist, daß der Gesamtprofit, sofern es sich um die Form der realen Existenz in einem chronologisch gegebenen Moment handele, nur in Geldform existiere.

Richtig ist, daß der Profit dem Kapitalisten in Geldform, als realisierter Mehrwert, zufließt.

Falsch ist, daß diese Realisierung einen einmaligen, den Gesamtmehrwert betreffenden Akt darstelle.

Richtig ist, daß gewöhnlich die Menge des in Umlauf befindlichen Geldes wächst.

Falsch ist, daß die Akkumulation des Kapitals unbedingt ein Anwachsen des Geldes voraussetze.

Richtig ist, daß die Akkumulation die Phase der Geldform des Kapitals passiert.

Falsch ist, daß die Akkumulation des Kapitals eine Akkumulation von Geldkapital sei.

Richtig ist, daß die Akkumulation des Kapitals im großen und ganzen von einer Akkumulation des Geldkapitals begleitet wird.

Falsch ist, daß die Akkumulation des Kapitals der Akkumulation des Geldkapitals gleich oder äquivalent sei.

Und so weiter und so fort.

V. Das letzte Karussell der Gen. Rosa Luxemburg

Zum Schluß nimmt die Verfasserin der „Akkumulation", wie bereits gelegentlich ihrer kostbaren Beweisführung in der Frage danach, „für wen" denn die erweiterte Reproduktion stattfinde, ihre Zuflucht zu dem famosen Karussell, das „kreischend zum Stillstand kommen" muß. Warum wohl? Nicht nur darum, weil die Geldbeschaffung Schwierigkeiten bereite, sondern auch, weil die Warenmasse zu wachsen aufhören werde, da das Wachstum der Warenmasse selbst eine „allseitige Realisierung des Profits" (soll wohl heißen: des „Mehrwerts"; N. B.) voraussetze. Hier müssen wir erneut die entsprechende Stelle zitieren, da sie neben einer Attacke

* R. Luxemburg, op. cit. pag. 33.

auch schon alle Merkmale regelloser Flucht aufweist. Rosa Luxemburg schreibt:

„A kann an B, B an C und C wieder an A und B nur in dem Falle steigende Warenmassen verkaufen und Profit realisieren, wenn wenigstens einer von ihnen schließlich außerhalb des geschlossenen Kreises Absatz findet. Ist dies nicht der Fall, dann wird das Karussell schon nach ein paar Umdrehungen kreischend zum Stillstand kommen."*

Würde die Umsatzgeschwindigkeit oder das Wachstum des Kredits usw. ebenso schnell zunehmen wie die Warenmasse, so würde, wie wir gesehen haben, keinerlei Stillstand eintreten. Die notwendige Realisierung würde mit Hilfe derselben Geldmenge stattfinden. Dieses Geld würde lediglich schneller umlaufen. Nichts weiter. Doch interessiert uns hierbei eine andere Frage. R. L. nimmt hier an, daß, falls ein Kapitalist seinen Mehrwert außerhalb des „Kreises" realisiert habe, das Problem von ihrem Standpunkte aus gelöst werden könne. Nun, in welcher Weise?

In der Tat, nehmen wir an, wir hätten die Kapitalisten A, B, C, D, E, F usf.; der für die Realisierung bestimmte Mehrwert sei bei ihnen demgemäß a, b, c, d, e, f usf.

Wir erhalten dann die Reihe:

A	a
B	b
C	c
D	d
E	e
F	f
.	.
.	.
.	. usf.

Der Gesamtmehrwert ist dann = a + b + c + d + e + f + ... usf.

Nehmen wir weiter an, einer der Kapitalisten, sagen wir F, habe den „Kreis" verlassen und „abseits" die Größe f realisiert. Die Summe des zur Realisierung bestimmten Mehrwertes aber ist (a + b + c + d + e + f + ...). Auf welche Weise können nun die Kapitalisten diese Summe realisieren? (Denn Rosa sagt ja, daß sie es könnten, sobald auch nur einer den Kreis verlasse.) Sollte Rosa antworten, das sei aus dem Grunde möglich, weil f aus einer Tasche in die andere wandern würde, so gäbe sie damit auf der Stelle ihre Hauptposition auf. Etwas anderes dagegen zu antworten, ist unmöglich, da es schlechterdings keine andere Antwort geben kann. Hier haben wir die Rückzugslinie vor uns, auf der sich die Flucht vollzieht. Denn gegen eine solche Lösung kann erneut die ganze Beweisführung der Gen. Luxemburg, daß hier der einzelne Kapitalist seinen Mehrwert realisiere, die Klasse der Kapitalisten ihn aber nicht realisieren könne usw. usw., ins Treffen geführt werden.

Doch die Frage besitzt auch eine andere Seite. Wiegt tatsächlich

* Ibidem, pag. 34.

die Umsatzgeschwindigkeit usw. das Wachstum der Warenmasse nicht auf, so gelangt das zuschüssige Geld in die Zirkulationskanäle auf dem Wege des Goldproduzenten, bei dem das Produkt (auch das zusätzliche Produkt) die Naturalform des Goldes aufweist. Damit gerade wird aber der Kreis durchbrochen, sofern ein solcher Durchbruch tatsächlich zur Notwendigkeit wird. Wie wir jedoch schon oben gesehen haben, und wie das aus den zuletzt angeführten Gründen unmittelbar hervorgeht, ist es ein Nonsens und abermals ein Nonsens, anzunehmen, die zuschüssige Geldmenge müsse der zusätzlichen Menge der herzustellenden Waren gleich sein.

Ergo: Der grundlegende Irrtum Rosa Luxemburgs besteht darin, daß sie den Gesamtkapitalisten als Einzelkapitalisten nimmt. Sie hypostasiert diesen Gesamtkapitalisten. Daher begreift sie nicht, daß der Vorgang der Realisierung stufenweise erfolgt. Aus demselben Grunde stellt sie die Akkumulation des Kapitals als eine Akkumulation von Geldkapital hin.

Gerade diesem, unseres Dafürhaltens zentralen und grundlegenden Irrtum Rosa Luxemburgs entspringt nun aber ihre Art der Erklärung des Imperialismus. In der Tat, wird der Gesamtkapitalist dem Typus des Einzelkapitalisten gleichgesetzt, so kann ersterer selbstverständlich nicht sein eigener Abnehmer sein. Ist ferner die Menge des zuschüssigen Goldes dem Werte der zusätzlichen Warenmasse äquivalent, so kann (da das Sinnlose der Annahme einer entsprechenden Goldproduktion offensichtlich ist) dieses Gold nur von auswärts beschafft werden. Müssen endlich alle Kapitalisten ihren Mehrwert auf einmal (ohne Wandern derselben Summe von Tasche zu Tasche, was streng verboten ist) realisieren, so bedürfen sie „dritter Personen". Und so weiter.

In unserem ersten Kapitel haben wir die Luxemburgsche Theorie in einer möglichst abstrakten, mehr noch, in der abstraktesten Form der Fragestellung behandelt. Da hatten wir es noch nicht mit dem Gelde zu tun. Die kritische Frage Rosa Luxemburgs lautete: „Für wen?" Wir haben gezeigt, daß diese Frage durchaus zufriedenstellend beantwortet werden kann.

In unserem zweiten Kapitel sind wir nun der konkreten Wirklichkeit um eine Stufe nähergekommen, indem wir die Geldfrage analysierten. Hier wirft Rosa Luxemburg bereits die Frage auf, wer zahle, und was das Zahlen ermögliche. Auch für diese Frage haben wir eine durchaus befriedigende Lösung gefunden, indem wir auch hier, auf der zweiten Stufe unserer abstrakten Analyse, den grundlegenden Fehler wie die Einzelirrtümer Rosa Luxemburgs aufgedeckt haben.

Das nächste Kapitel beabsichtigt, uns durch die Analyse jener Gleichgewichtsstörungen, die dem sich bewegenden kapitalistischen System immanent sind und den von uns vorläufig außer acht gelassenen Widersprüchen des Kapitalismus entspringen, der konkreten Wirklichkeit um eine weitere Stufe näherzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

A. DEBORIN

DES REVISIONISMUS LETZTE WEISHEIT*

1.

Der Revisionismus betrat die Arena der Geschichte mit dem Anspruch, den Marxismus von seinen angeblich „unwissenschaftlichen" Elementen, denen in erster Reihe der Materialismus und die Dialektik zugezählt wurden, zu „säubern". Der Vater des Revisionismus, Eduard Bernstein, zeichnete sich niemals durch besondere Kenntnisse auf dem Gebiet der Philosophie aus, weshalb ihm der Marxismus, als einheitliche Weltanschauung, stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Nichts natürlicher daher, daß, als unter dem Druck der zur sozialdemokratischen Partei gestoßenen kleinbürgerlichen und spießbürgerlichen Elemente die Revision des Marxismus einsetzte, sich just Eduard Bernstein an die Spitze dieser Bewegung stellte. Im philosophischen Teil kritisierte der Revisionismus am Marxismus in der Hauptsache die dialektische Methode und materialistische Geschichtsauffassung. Die Dialektik wurde als ein dem Marxismus völlig wesensfremdes, mit wissenschaftlicher Erkenntnis angeblich überhaupt unvereinbares Element hingestellt. Von sicherem bürgerlichen Instinkt geleitet, erstrebte der Revisionismus den Ersatz der revolutionären Dialektik durch vulgären Evolutionismus, der im Gegensatz zu ersterem die Möglichkeit von Revolutionen verneint und die Herrschaft des Prinzips stetiger Aufeinanderfolge postuliert.

Neben der Dialektik wurde auch der Materialismus, der alle Erscheinungen der Natur wie der Geschichte vom Standpunkte der Kausalität und objektiven Notwendigkeit aus betrachtet, durch den Revisionismus einer starken Kanonade unterworfen. Als einzig wissenschaftliche Weltanschauung schließt der Materialismus natürlich auch den Atheismus in sich, so daß der Angriff auch ihm galt.

Nachdem der Revisionismus den Materialismus abgelehnt hatte, schwenkte er zum Kantschen Idealismus ab. Eines schönen Tages verwandelten sich alle Revisionisten in „furchtbar gesittete" Leute und begannen das Primat der Ethik über die Wissenschaft und das der Teleologie über die Kausalität zu predigen. Der Rückzug vor der wissenschaftlichen Weltanschauung Marx' vollzog sich auf der ganzen Front angeblich im Namen der Wissenschaft, in Wahrheit dagegen im Namen der Interessen klein-

* Vorliegender Artikel stellt einen Vortrag des Verfassers auf der Tagung der Gesellschaft streitbarer Materialisten vom 28. November 1924 dar.

bürgerlicher Mitläufer der Sozialdemokratie, die fest am Glauben hängen.

Die Revisionisten hatten seinerzeit seitens der orthodoxen Marxisten eine gebührende Abfuhr erhalten. Im Verlaufe einer beträchtlichen Zeitspanne stand der revisionistischen Strömung der linke revolutionäre Flügel gegenüber. Der Revisionismus erstarkte indessen immer mehr. Schließlich hatte er alle revolutionären Elemente aus der Sozialdemokratie endgültig verdrängt. Gegenwärtig ist die gesamte Sozialdemokratie einheitlich revisionistisch. Das Jubiläum des 70. Geburtstages Kautskys, der einst an der Spitze des orthodoxen Flügels der internationalen Sozialdemokratie gestanden hatte, setzt in dieser Beziehung einen endgültigen Strich unter die Vergangenheit. Dieses Jubiläum offenbart die radikale Liquidation just jenes Marxismus, an dessen Spitze einst derselbe Kautsky gestanden. Welche Ironie der Geschichte!

Hatte die deutsche Sozialdemokratie einmal als revolutionäre proletarische Partei ihre Existenz eingebüßt, so mußte sie sich natürlich auch auf ideologischem Gebiet vom Marxismus endgültig lossagen. Man könnte hier einwenden, das sei bereits längst geschehen. Gewiß, im Wesentlichen stimmt das. Doch muß dabei im Auge behalten werden, daß erstens die Sozialdemokraten auch heute noch ohne eine marxistische Phraseologie schwer auskommen können, daß diese daher noch lange Zeit beibehalten wurde; zweitens, scheint uns, daß bisher den konkreten ideologischen Prozessen, die mit dem „Umlernen" der Sozialdemokratie zusammenhängen, nur geringe Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Welchem Ziele treibt die Ideologie der sozialdemokratischen Führer zu? Das ist die Frage, die jeden Marxisten interessieren muß.

Wir sind überzeugt, daß viele überrascht sein werden, zu erfahren, daß die Ideologen der Sozialdemokratie, die sich von der marxistischen „Last" befreit haben, sich nichts Geringerem widmen als dem Ausbau einer neuen sozialistischen Religion. Begann der Revisionismus seine Karriere mit der Entfernung aller angeblich unwissenschaftlichen Elemente aus dem Marxismus, so vollendet er nun seine Karriere, wie zu erwarten und von den orthodoxen Marxisten längst vorausgesehen worden war, mit der Bankrotterklärung der Wissenschaft, d. h. mit dem prinzipiellen Verzicht auf die Wissenschaft zugunsten des Glaubens, zugunsten der Religion.

Wie die Russen Bulgakow, Struve und Berdjajew, verzweifeln nun auch die Ideologen der deutschen Sozialdemokratie an der Wissenschaft, suchen sie und finden sie ihre Rettung allein in der Ethik und Religion. Sie bespeien jetzt auf alle Art ihre eigene stümperhafte Revolution und suchen zu beweisen, Krieg und Revolution hätten alle Welt von der Unzulänglichkeit des Marxismus augenfällig überzeugt. Der Marxismus habe ihrer Meinung nach Bankrott gemacht, weshalb eine neue Revision desselben im Geiste einer ethischen und religiösen Weltanschauung erforderlich sei.

Um das zu belegen, seien hier einige Stellen aus Artikeln verschiedener sozialdemokratischer Literaten angeführt.

Ein gewisser Arthur Bonus weist in einem 1919 in den „Sozialistischen Monatsheften" unter dem Titel „Religion und Revolution" erschienenen Artikel nach, daß sich Marx' Negation der Religion den Anschauungen bürgerlicher Aufklärer des 18. Jahrhunderts anschließe. Besagter gottesfürchtiger Mann stellt den Marxschen Anschauungen über die Revolution allen Ernstes die Lehre Christi entgegen. Während Marx auf dem revolutionären Standpunkt stehe und das Proletariat zum Sturze der Herrschaft der Bourgeoisie auffordere, habe „unser Herrgott Jesus Christus" niemals zum Aufstand aufgefordert noch die Notwendigkeit des staatlichen Umsturzes eingesehen. Der revolutionären Gewalt habe Christus die Kraft des Wortes und des Geistes entgegengestellt. „Und so liegt auch die Zukunft der Arbeiterbewegung," führt unser neugebackener Apostel aus, „in der Vorbereitung und dem Vertrauen auf die Kraft des Geistes, der ohne Gewaltanwendung siegt." *

Ein weiterer Apostel neuer Religion, namens Hans Ehrenberg, beweist, daß alles Übel der bürgerlichen Wissenschaft der naturwissenschaftlichen Weltanschauung und dem Geiste der Kritik entstamme. Zum Glück sei damit jedoch noch nicht die ganze Arbeiterklasse vergiftet. „Nur ein kleiner Teil der Arbeiterschaft," schreibt Ehrenberg, „ist von dem Bildungshochmut des akademischen Bürgertums angesteckt worden und hat sich von Bibelkritik und naturwissenschaftlicher Weltanschauung seine religiösen Gefühle verderben lassen." Der Arbeiter habe sich bisher, dank der feindseligen Stellung der Kirche zum Sozialismus, der Religion gegenüber indifferent verhalten. „Bisher hat die christliche Religion nur das Kleid des Bauern und das des Bürgers getragen; das Kleid des Arbeiters ist der Kirche unbekannt gewesen und bis jetzt auch unbekannt geblieben", kündet uns derselbe Verfasser weiter. Jetzt sei die Zeit gekommen, in der der Arbeiter dem Christentum seinen Stempel aufzudrücken, es zu seiner Religion zu machen habe.

Natürlich sind die Apostel der neuen „sozialistischen Religion" auch um das Erfinden entsprechender Formen des Gottesdienstes besorgt". Daß es an Religion in den Gottesdiensten fehlt, schreibt einer der heiligen Väter der neuen sozialistischen Kirche, „liegt vor allem daran, daß die neue Frömmigkeit noch nicht den Weg zur Darstellung ihres Fühlens gefunden hat".

Ein gewisser Perthel vertieft die Frage und resümiert die Aufgaben des Sozialismus in einem „Frömmigkeit und Sozialismus" überschriebenen Artikel wie folgt: „Eine neue Zeit steht vor der Tür, die auch hier eine neue Wirklichkeit schaffen wird. Aufgabe des Sozialismus wird es sein, die Frömmigkeit von der zu kurzen Zielsetzung auf das Ich zu befreien, Aufgabe der Frömmigkeit, den Sozialismus mit letzten ewigen Kräften zu durchströmen."**

* Sozialistische Monatshefte, 1919, S. 720.
** Sozialistische Monatshefte, 1920, S. 669.

So also sehen die Aufgaben des Sozialismus aus! Werden sich wirklich Arbeiter finden, die solchem Fieberwahn ernsthaft Gehör schenken? Muß es denn nicht jedem Arbeiter klar sein, daß ihm Steine statt Brot vorgesetzt werden und er mit Kindereien genarrt wird?

Alle erwähnten Verfasser suchen nachzuweisen, daß die Revolution die Unzulänglichkeit des Marxismus oder, wie sie sich ausdrücken, des „ökonomischen Sozialismus" offenbart habe. Das Grundübel des Marxismus sehen diese Herrschaften in jener atheistischen Denkrichtung, die der materialistischen Weltanschauung Marx' entspringe. Daher, erklären sie, müsse man den Materialismus und Atheismus entschieden ablehnen und sich auf den Boden des religiösen Sozialismus stellen. Die Revolution sei antireligiös und mit Gewaltanwendung verbunden. Dabei habe man ferner fest im Auge zu behalten, daß sogenannte materielle Revolutionen im Leben der Völker nichts änderten. Religiöse Erlebnisse allein bestimmten den Gang der Geschichte. Der Geist siege ohne jede Gewaltanwendung. Darum müsse der Sozialisierung der Produktionsmittel „eine Sozialisierung des Geistes und Gewissens" vorausgehen.

Doch selbst der bornierteste Blödsinn besitzt seine Logik. Bestimmt einmal die Religion den Lauf menschlicher Geschichte, ist die Religion erst einmal zur Quelle aller Veränderungen im Leben der Völker geworden, so ist es nur logisch und folgerichtig, zuvörderst eine „Sozialisierung des Geistes und Gewissens" zu fordern. Nehmen wirklich deutsche Arbeiter ein solches Geschwätz ernst?

Leider erhalten alle diese Narreteien seitens der deutschen Arbeiter nicht die ihnen gebührende Abfuhr. Ja, gewisse, noch rückständige, in religiösen Vorurteilen befangene Arbeiter scheinen immer noch bereit zu sein, ihrem eigenen Henker den für sie bestimmten Strick zu halten.

Das Auftreten der Bonus, Ehrenberg, Perthel, Allwohn u. a. in den „Sozialistischen Monatsheften", mit der Predigt einer neuen Religion, stellt jedoch keineswegs eine vereinzelte, isolierte Erscheinung dar, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Der religiöse Wahn hat im Gegenteil breiteste Kreise der Sozialdemokratie erfaßt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß in dem vor dem Görlitzer Parteitag der SPD, der das alte Erfurter Parteiprogramm liquidierte, herausgegebenen Sammelheft zur Programmrevision die gleichen Ideen wie in den „Sozialistischen Monatsheften" entwickelt wurden? Darin führt beispielsweise Gustav Radbruch zur Religionsfrage folgendes aus: „Daß eine gemeinsame Weltanschauung, eine neue Religiösität in der Arbeiterklasse im Entstehen ist, kann kein feineres Ohr überhören. Gerade in dem empörten Aufschrei gegen die Kirche und ihre Pfarrer, wie man ihn bei den Kämpfen um die weltliche Schule sooft hörte, wird schmerzlich enttäuschte Sehnsucht nach Religion deutlich vernehmbar. Und nicht nur Sehnsucht — jene weltfromme und diesseitsfrohe Religiosität selber wird in ihren Grundlinien schon erkennbar. Gerade auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung mußten wir ja erwarten, daß auch das empordrängende Proletariat einen kul-

turellen, einen religiösen „Überbau" über sich hinaus setzen werde. Religion ist Privatsache — das mag richtig sein in der Bedeutung, daß Religion nicht Staatssache sei; unrichtig ist es sicherlich in dem Sinne, daß Religion nur Sache des einzelnen, nicht Sache der Gemeinschaft sei, Sache der ganzen Arbeiterklasse. Die Privatisierung der Religion in diesem Sinne stünde in schärfstem Widerspruch zur Sozialisierung der Wirtschaft und auch des Geistes, die das Wesen des Sozialismus ausmacht." *

Das angeführte Zitat ist in jeder Hinsicht bemerkenswert. Der gelehrte Jurist Radbruch scheint ein außerordentlich scharfes „Gehör" zu besitzen. Er braucht nur das Ohr an die Erde zu legen, um das Wachsen des neuen religiösen Bewußtseins, die Entstehung einer neuen „Religiosität" zu vernehmen. Gemäß einem ihm zur Verfügung stehenden sechsten Sinn erkennt er sogar in der Empörung der Arbeiter gegen die Kirche und das Pfaffentum eine Sehnsucht der Arbeiter nach Religion. Das ist dasselbe, als wollten wir sagen, die Empörung der Arbeiter gegen den Krieg bedeute nichts anderes als die Sehnsucht der Arbeiter nach einem Kriege. Im weiteren stellt sich heraus, daß Radbruch im Verein mit Allwohn, Ehrenberg und anderen Federfüchsen der „Sozialistischen Monatshefte" — Radbruch verfügt nicht nur über ein scharfes Gehör, sondern auch über einen beneidenswerten Gesichtssinn — bereits die Konturen der neuen Arbeiterreligion erkannt hat, über die er sich allerdings wohlweislich ausschweigt. Besonders erheiternd wirkt indessen die Behauptung Radbruchs, gerade die materialistische Geschichtsauffassung fordere, daß man sich einen religiösen „Überbau" setze. Das zeigt, wie man jede Lehre verdrehen kann. Gestützt auf sein „tiefes" Verständnis für den Marxismus, fordert Radbruch weiter, die Religion solle Sache der gesamten Arbeiterklasse werden — wozu man mit der Sozialisierung des Geistes zu beginnen habe. Schade, daß die Sozialdemokratie, die seinerzeit die Einsetzung einer wirtschaftlichen Sozialisierungskommission „erzwang", gleichzeitig nicht auch ein proletarisches Kirchenkonzil zur Sozialisierung der Religion einberufen hat; die Tätigkeit eines solchen Konzils wäre sicherlich ebenso fruchtbringend verlaufen wie die Tätigkeit der wirtschaftlichen Sozialisierungskommission.

An einer anderen Stelle seines „hervorragenden" Artikels schreibt Gustav Radbruch: „Auch hat die Kirche, und die katholische Kirche mehr noch als die evangelische, eine große Anpassungs- und Aufnahmefähigkeit erwiesen gegenüber den Wandlungen der Wirtschaft und der Weltanschauung. Der Versuch muß auch diesmal gemacht werden, den alten Bau für den neuen Geist zu erobern, ehe man sich entschließt, neben den Ruinen der alten Kirche einen Neubau zu errichten.**

Wie sich's einem anständigen Mitglied der Sozialdemokratischen Partei geziemt, ist Radbruch jedoch weit entfernt, etwa zu irgend-

* Das Programm der Sozialdemokratie. Vorschläge für seine Erneuerung, 1920, S. 81.

** Das Programm der Sozialdemokratie, S. 82.

welchen radikalen Handlungen auf dem Gebiete der Schaffung einer neuen Religion aufzufordern. Er denkt gar nicht daran, Grundfesten zu erschüttern. Daher, meint Radbruch, solle man keine neuen sozialdemokratischen Kirchen errichten, solange nicht alle Mittel zur Reformation der katholischen und der protestantischen Kirche erschöpft seien. Eine der grundlegenden Aufgaben der Arbeiterklasse besteht somit in der Sozialisierung des Katholizismus und des Protestantismus. Der Antrag Radbruchs an den Parteitag der SPD in der Religionsfrage läuft denn auch in dieser Hinsicht auf folgendes hinaus: „Ermöglichung der Pflege proletarischer Weltanschauung und Religiosität innerhalb und außerhalb der bestehenden Religionsgesellschaften."

Ein anderer Verfasser konstatiert in einem „Staat und Religion" überschriebenen Artikel vor allem, daß wir, „die Kraftstoffelei Ludwig Büchners überwunden haben". Der Verfasser des Artikels, J. Meerfeld, will damit sagen, daß sie sich vom Materialismus und damit also vom Marxismus losgesagt, ihn aber mitnichten auf dem Wege wissenschaftlicher Kritik überwunden hätten. Ludwig Büchner ist unseren Christenmenschen zur Vogelscheuche und zum Popanz alter Heuchler geworden.

Wenn diese Herrschaften von Büchner reden, meinen sie in Wirklichkeit den Materialismus schlechthin und den Marxschen insbesondere. Gewiß ist der dialektische Materialismus, von dem unsere Sozialkatholiken keinerlei Vorstellung haben, sehr weit entfernt vom Materialismus Büchners. Dennoch muß offen erklärt werden, daß, im Vergleich zu den modernen sozialdemokratischen Pygmäen, Ludwig Büchner ein wahrer Riese ist. Der Vorzug ersterer vor den Materialisten besteht darin, daß sie „ein größeres Verständnis für die metaphysischen Bedürfnisse besitzen", wie sich unser unbezahlbarer Verfasser ausdrückt. Nach solchen Erklärungen ist naturgemäß auch die Grundlage für eine „Versöhnung des Sozialismus mit dem Christentum" gegeben, was auf dem Boden des Materialismus niemals geschehen könnte. Haben wir ja doch in der Partei, sagt er weiter, „dogmengläubige katholische Geistliche, die stramme Marxisten sind". Und was die Arbeiter betrifft, so „verlangen sie Vertiefung, sie dürsten nach Erkenntnis; stärker als früher drängt sich in ihren, vom Kriege zerrissenen Seelen die Frage Gott und Welt und die Frage, wie durch den Staatsorganismus religiöses Empfinden ausgewertet werden soll, in den Vordergrund".*

Weiter teilt uns der in dieser Frage so kompetente Autor mit, daß „ungemein zahlreiche unserer Parteimitglieder sich aktiv am religiösen Gemeinschaftsleben beteiligen und weder auf die äußeren Formen dieses Gemeinschaftslebens noch auf ihr innerliches Verhältnis zur Religion und Kirche verzichten wollen".**

Wenn die Dinge so liegen, daß es in der Sozialdemokratischen Partei „dogmengläubige katholische Geistliche gibt, die stramme

* Das Programm der Sozialdemokratie, S. 84.
** Das Programm der Sozialdemokratie, S. 84.

Marxisten sind", und die große Masse der Parteimitglieder am kirchlichen Leben aktiv teilnimmt, so wird allerdings das Streben sozialdemokratischer Ideologen, den „wissenschaftlichen Sozialismus" mit dem „rechtgläubigen Christentum" in Einklang zu bringen, menschlich begreiflich. So tief war die Theorie der Sozialdemokratie noch nie gefallen! Man wäre versucht, über all das zu lachen, besäße die Sozialdemokratie nicht noch einen bestimmten Einfluß auf die Arbeiter. Leider ist die Autorität der Sozialdemokratie bei den Arbeitern noch groß. Darum ist der ideologische Kampf um den echten Marxismus und die Bekämpfung aller seiner Entstellungen, insbesondere aber seiner Ersetzung durch die Theologie, die allerdringendste Aufgabe der Gegenwart.

2.

Die hier besprochene religiöse Bewegung in der Sozialdemokratie hat nun ihren Theoretiker in der Person Max Adlers* gefunden, der dieser praktischen religiösen Bewegung die philosophisch-mystische Begründung liefert. Max Adler war stets Kantianer, sowohl in Fragen der Erkenntnistheorie als auch der Ethik. Und das genügt natürlich vollständig, um weitsichtige Leute von der Art des katholischen Theologen Steinbüchel, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, hoffnungsvoll zu Adler als dem „Mann der Zukunft" emporschauen zu lassen. Schon 1921 hatte Steinbüchel prophezeit, die Brücke vom Marxismus zur Religion würde dereinst der ethische Sozialismus schlagen.

Der Revisionismus stellt die theoretische Verfälschung des Marxismus durch die bürgerliche Ideologie dar. Der „radikale" Max Adler hat von jeher die bürgerliche Ideologie in der marxistischen Weltanschauung kultiviert. Da nun der Kantianismus unter den modernen Ideologen der Bourgeoisie die größte Verbreitung genießt, ist es nur zu natürlich, daß sich der ideelle Einfluß der Bourgeoisie auf das Proletariat in Versuchen einer Kombination von Kantschem Idealismus und Marxismus geltend machte.

Marx hat es sich wohl nie träumen lassen, daß der von ihm eingeführte wissenschaftlich tiefe Begriff des vergesellschafteten Menschen mit der Zeit zum Ausgangspunkt einer neuen Religion gemacht werden würde. Nun, Max Adler hat ein ganzes religiös-philosophisches System geschaffen, dem er den Begriff des vergesellschafteten Menschen zugrunde legt, wobei unser Philosoph den vergesellschafteten Menschen in ein mystisches Wesen, einen transzendentalen „kritischen" Gott, verwandelt.

Nicht unbefleckter Empfängnis verdankt der Adlersche Gott seine Existenz, auch entsprang er nicht dem Haupte Jupiters, sondern lediglich Max Adlers selbst, der ihn im Wege einer Verkoppelung Kants und Marx' zeugte. Was für Wunder doch heutzutage noch geschehen! Nachdem unser Philosoph den vergesellschafteten Menschen zunächst in ein mystisches Ungeheuer verwandelt, begründet

* Wir haben hier sein 1924 unter dem Titel: „Das Soziologische in Kants Erkenntniskritik" erschienenes Buch im Auge.

er diese heroische Tat durch Kant, gibt ihr eine religiös-philosophische Unterlage und erhält auf solche Weise eine neue sozialistische Religion.

In der Tat ist jedes individuelle Subjekt ein allgemeines Subjekt, ein vergesellschafteter Mensch. Das besagt, daß in jedem Individuum die Gesellschaft enthalten ist. Gewiß ist nahezu der gesamte Inhalt des individuellen Bewußtseins — alle Vorstellungen, Begriffe und Ideen — ein sozialer Inhalt. Soweit wäre also alles richtig, und all das lehrte uns Marx. Darauf setzt nun aber bei Adler ein unglaublich mystisches Durcheinander ein, daß nur ein „Gott" entwirren kann. Durch Verkoppelung des Marxschen Begriffes des sozialen oder vergesellschafteten Subjektes mit der Kantschen Erkenntniskritik gelangt Adler zur Postulierung von a priori-Funktionen des vergesellschafteten Menschen und zur Verlegung des gesamten empirischen und realen Inhalts des „Sozialismus" auf das Bewußtsein dieses sozialen Subjekts. Der „vergesellschaftete Mensch", nicht der lebendige, konkrete Mensch, sondern das vergesellschaftete Bewußtsein ist somit der Träger des Sozialismus des Geistes und der Demiurg der Wirklichkeit. Es würde uns zu weit führen, wollten wir diese mystische Konstruktion einer ernsthaften Kritik unterziehen. Überdies ist das eine langweilige, sogar sehr langweilige Sache!

Adler erklärt also den „Sozialismus" zur formal-gnoseologischen Kategorie des vergesellschafteten sozialen Menschen. Wir übergehen hier die Verwechslung der Begriffe „sozial" und „sozialistisch". Das transzendentale Bewußtsein Kants stellt sich nach der Lehre Adlers dar als identisch mit dem Marxschen Begriff des vergesellschafteten Menschen. Wie das transzendentale Bewußtsein ein überindividuelles Bewußtsein sei, so bedeute auch der „vergesellschaftete Mensch" die Überwindung des Individualismus und Bejahung des „Sozialismus". In diesem Sinne sei Kant gewissermaßen der größte Sozialist gewesen, da er bis zu den letzten Quellen, bis zum Sozialismus des Bewußtseins, zum Sozialismus des Geistes vorgedrungen sei. Es kümmert Adler nicht, daß das transzendentale Bewußtsein Kants zum Unterschied von dem „vergesellschafteten Menschen" Marx eine rein formale, übergeschichtliche und überempirische Kategorie darstellt und seinem ganzen Wesen nach innerlich widerspruchsvoll ist. Doch, wie erwähnt, können wir hier auf die Einzelheiten der Begründung der Unzulänglichkeit der Theorie des transzendentalen Bewußtseins nicht eingehen. Wir beschränken uns auf obige Bemerkungen.

Das Kantsche überindividuelle Bewußtsein, das über der Wirklichkeit steht und ihr seine Gesetze diktiert, verfügt über eine Reihe von a priori-Funktionen, d. h. von der Erfahrung unabhängiger Funktionen. Mit diesen a priori-Funktionen stattet nun Max Adler seinen „vergesellschafteten Menschen" aus, der (nach Adler) denn auch nichts anderes sei als das transzendentale Subjekt Kants. In voller Übereinstimmung mit Kant akzeptiert Adler drei Arten des Bewußtseins oder drei grundlegende Funktionen desselben: die Erkenntnis-, die Willens (Moral)- und die Glaubensfunktion. So wird

die Funktion des Glaubens oder das religiöse Bewußtsein zu einem Element der menschlichen Natur. Der Glaube bildet eine notwendige und allgemein-gültige Form des Bewußtseins des vergesellschafteten Menschen, ohne welchen Bewußtsein überhaupt undenkbar sei.

Max Adler war niemals orthodoxer Marxist. Dennoch hatte er sich bisher nie zu so reaktionären Schlußfolgerungen verstiegen, obwohl die Zulässigkeit solcher Schlußfolgerungen sich aus seiner allgemeinen, idealistischen Weltanschauung ergab. Wir sagen es offen heraus, daß die Religion Adlers weit reaktionärer ist als alle positiven Religionen, denen der primitive, naive Volksglaube heute noch anhängt. Ist doch vom Standpunkt Adlers, wie oben ausgeführt, der Glaube der menschlichen Natur schlechthin immanent, während er andererseits eine synthetische, sowohl Erkenntnisfunktionen als „ethische" Funktionen in sich schließende Kategorie darstellen soll. Der Glaube sei die bestimmende Funktion und liege deshalb sowohl theoretischer Erkenntnis wie praktischem Handeln zugrunde.

Von diesem mystischen Standpunkte aus erklärt Max Adler weiter, wir seien die Träger transzendentaler Ideen, die jeder Wirklichkeit vorausgingen, seien rein geistige Wesen. Die Religion aber sei die Offenbarung unseres Geistes, d. h. des Geistes des vergesellschafteten Menschen.

Die wissenschaftliche Erkenntnis halte der Kritik schon deshalb nicht stand, weil sie ausschließlich mit den Kategorien der Kausalität und Notwendigkeit operiere, während nichts ohne die Anwendung der Kategorie der Zweckmäßigkeit erklärt werden könnte. Die Entwicklungslehre, der Darwinismus, wie der Marxismus müßten vom Standpunkte der der Welt eigenen immanenten Zweckmäßigkeit einer Revision und Umwertung unterzogen werden. Der geschichtliche Fortschritt, der, laut Adler, in erster Linie im Fortschritt der Vernunft bestehe (da Adler im Einklang mit allen Idealisten, insbesondere Kant und Hegel, die Vernunft zur Grundlage der Welt macht), sei ohne die Idee eines Endzieles, d. h. ohne Gott, ebenso undenkbar wie eine Naturentwicklung überhaupt. Das Leben des Menschen als solches, erklärt Adler, würde, gäbe es keinen Gott, jeden Sinnes bar sein. Die Garantie dafür, daß der geschichtliche Fortschritt nicht innehält, sondern ad infinitum dauert, wie, daß er zum Triumph des Sozialismus führt, liege in Gott, nicht aber in den objektiven materiellen Bedingungen der Wirklichkeit. Wenn aber Gott die Garantie alles menschlichen Fortschritts und des Triumphes des Endziels ist und der Prophet Adler uns versichert, Gott habe sich die Verwirklichung des Sozialismus zum Ziele gesetzt, so können wir uns jeden Kampf sparen und beruhigt nach Hause gehen. Dem Proletariat bleibt nur übrig zu glauben. Glaube aber versetzt bekanntlich Berge.

Am Schlusse dieses Kapitels scheint es uns am Platze, Adlers Buch einige Proben zu entnehmen, um dem Leser ein Bild der ungewöhn-

lichen Kraft des religiös-mystischen Enthusiasmus Adlers, besser der ganzen Tiefe seines Sturzes zu geben. So lesen wir z. B.:

„Die Welt des religiösen Bewußtseins ist durch direkte Anschauung nicht zu erfassen. Wir können sie nur in Gleichnissen uns selbst versinnlichen. Wenn wir daher von einem ewigen Leben sprechen und von einem höchsten, allweisen und allmächtigen, allgütigen und allgerechten Wesen, so sind das nur Bilder, unter denen wir uns den ganzen Inhalt dessen deutlich machen, was im religiösen Bewußtsein zum Ausdruck ringt." Oder: „Der eigentliche Sinn der Entwicklung liegt gar nicht dort, wo ihn der Naturalismus (lies Materialismus! A. D.) bisher gesehen hat, in der Heraufbildung des tierischen Lebens zum Menschen, sondern in der Fortbildung des Menschlichen zum Göttlichen." *

In angenehmer Erwartung der Verwandlung des Menschen Adler in einen fleischlosen Engel verharrend, gestatten wir uns gleichzeitig, unsere Wartezeit (Zeit ist reichlich genug vorhanden!) zu einer Auseinandersetzung mit andern göttlichen Kreaturen auszunützen, und zwar mit dem Katholiken Theodor Steinbüchel und dem Sozialdemokraten Albert Kranold.

III.

Die katholische Kirche zeichnet sich, wie bekannt, durch Klugheit, praktischen Sinn, insbesondere aber durch ihre Anpassungsfähigkeit aus. Sie bekämpft mit Feuer und Schwert das Emporkommen neuer Ideen und schreitet selbst zur physischen Vernichtung der „Ketzer", doch nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt. Denn sie versteht es, auch rechtzeitig den Rückzug anzutreten, sobald sie sich von der Unvermeidlichkeit des Sieges neuer Wahrheiten, neuer Ideen oder einer neuen gesellschaftlichen Klasse überzeugt hat. Bei allen gesellschaftlichen und ideellen Umwälzungen indessen bleibt sie sich selbst treu, bleibt sie lediglich um die Interessen Gottes, der Kirche und der christlichen Moral besorgt. So ist es daher nur natürlich, daß die katholische Kirche, die sich durch außergewöhnliche Weitsichtigkeit auszeichnet, es versucht, sich in den modernen, erbitterten Kampf der Klassen einzumischen und ihre „Autorität" ebenfalls in die Wagschale zu werfen. Die katholische Kirche, die die Ideologie der feudalen Klassen widerspiegelt, hat es verstanden, sich nach dem Siege der Bourgeoisie über die feudale Gesellschaft auch unter dem neuen Herrn häuslich einzurichten. Sie hat der Bourgeoisie auf Treu und Glauben gedient und dient ihr noch. Gegenwärtig nun, da die Arbeiterklasse sich anschickt, das Joch der Bourgeoisie abzuschütteln, beginnen, wenigstens in den fortgeschrittensten Ländern, weitsichtige Vertreter des Katholizismus sich bereits dem Sozialismus „anzupassen". Eifrig und nicht ohne Erfolg studieren sie die Werke von Marx und Engels, Plechanow und Lenin wie auch anderer marxistischer Schriftsteller, in denen sie gesunde Ideen und sogar unstrittige Wahrheiten zu finden vermeinen, die für wahre Christen durchaus annehmbar seien. Sie be-

* Max Adler, Das Soziologische in Kants Erkenntniskritik, 1924, S. 471.

fassen sich allen Ernstes mit den Problemen des Klassenkampfes, der Diktatur des Proletariats, der sozialen Revolution und dergl. mehr. Durch katholische Pfaffen entsprechend präparierter Marxismus findet andererseits auch sympathische Aufnahme seitens sogenannter Marxisten-Sozialdemokraten, die, zum mindesten in Deutschland und Österreich, endgültig ins Lager der Metaphysik und Religion abgeschwenkt sind. Übrigens ist der Weg zum Pfaffentum auch von einem Idealismus sogar Kantscher Prägung, wie wir gesehen haben, nicht gerade lang. Die Verfälschung des Marxismus hat somit bereits von beiden Seiten her eingesetzt. Es ist auch schwer zu entscheiden, wer hierbei wen bereits übertroffen hat: Die katholischen Theologen die sogenannten „Marxisten", oder die sogenannten „Marxisten" die katholischen Theologen.

Diese Tendenz kommt bei den Sozialdemokraten besonders scharf in einem Artikel Albert Kranolds zum Ausdruck, der in der Karl Kautsky gewidmeten Festschrift erschienen ist und sich „Vom Sozialismus als sittlicher Idee" * betitelt.

In diesem Artikel unterwirft der Verfasser das 1921 erschienene Buch des katholischen Theologen Theodor Steinbüchel „Der Sozialismus als sittliche Idee" einer Kritik. Zunächst stellt er fest, daß der Sozialismus unter den Vertretern der katholischen Kirche große Erfolge zu verzeichnen habe, und das Buch Steinbüchels mit Genehmigung der obersten katholischen Kirchenbehörden, die augenscheinlich die ganze Tiefe der Idee der Autonomie der Persönlichkeit, der Idee der Menschenwürde und der sozialen Gerechtigkeit erfaßt hätten, gedruckt worden sei. Kranold betont mit Recht, daß in Deutschland dank den Ereignissen des letzten Jahrzehnts eine Annäherung zwischen Katholizismus und Sozialismus stattgefunden habe. Es genügt, an das Zusammengehen der Zentrumspartei mit der Sozialdemokratie in den Koalitionsregierungen zu erinnern. Was Wunder daher, daß die sozialdemokratische Praxis der letzten Jahre nun auch einer neuen theoretischen Fundierung bedürfe. Der praktische Opportunismus ist mit dem theoretischen Revisionismus aufs engste verbunden. Die Koalitionspolitik, die Annäherung zwischen Katholizismus und Sozialismus auf politischem Boden, muß logischerweise auch eine Annäherung in der Theorie nach sich ziehen. Was ermöglichte ein Zusammenarbeiten der Sozialdemokratie mit der Zentrumspartei? Kranold antwortet: Das Zusammenarbeiten war aus dem Grunde möglich, weil die Lehre der Kirchenväter und großen Scholastiker des Mittelalters viele Berührungspunkte mit der sozialistischen Staats- und Gesellschaftslehre aufweise und die Wirtschaftsauffassung der klassischen Epoche des Katholizismus im Mittelalter einen scharf ausgeprägten antikapitalistischen Charakter besessen habe. Außerdem habe sich die katholische Kirche stets durch einen hochentwickelten Wirklichkeitssinn und ein Verständnis für den Geist der Zeit ausgezeichnet. Den Universalcharakter der katholischen Kirche erkläre

* Vergl. Albert Kranold, „Vom Sozialismus als sittlicher Idee." Der lebendige Marxismus. Festausgabe zum 70. Geburtstage von Karl Kautsky. Jena, 1924.

auch die Tatsache, daß sie sich über nationale Beschränktheit und Klassengegensätze zu erheben für fähig erwiesen habe.

Die katholische Kirche habe sich, zum mindesten seit dem Ausgang des Mittelalters, „nicht mehr, wie die protestantische Kirche, mit einzelnen Klassen vollkommen identifiziert". (Welche Vorsicht im Ausdruck!)

Die Notwendigkeit der Annäherung zwischen Sozialdemokratie und Katholizismus zwingt Kranold, die katholische Kirche zu ungunsten der protestantischen zu idealisieren. Der Protestantismus, entwickelt unser Verfasser weiter, sei geistig mit dem Kapitalismus verbunden. Wie der Kapitalismus eine individualistische Wirtschaftsform darstelle, so repräsentiere der Protestantismus die klassische Form des religiösen Individualismus. Gewiß hätten sich in den letzten Jahrzehnten sozialistische oder antikapitalistische Bestrebungen auch in der protestantischen Kirche geltend gemacht; im großen und ganzen jedoch sei sie dem Sozialismus gegenüber feindselig gesinnt geblieben und verharre bei ihrer kapitalistischen Einstellung.

Anders verhalte sich die Sache mit dem Katholizismus, zu dem unser Verfasser zufolge der langjährigen Verbindung zwischen Zentrum und Sozialdemokratie in heißer Liebe entbrannt ist. Natürlich sei auch der Katholizismus, meint Kranold, lange Zeit der ideelle Ausdruck einer bestimmten Wirtschaftsweise gewesen. Im Mittelalter, in der Epoche der Feudal- und Zunftwirtschaft, hätte die katholische Kirche die Interessen einer bestimmten sozialen Gruppe, z. B. des Rittertums, vertreten. Faktisch seien ja — das hebt Kranold selbst hervor — große Kreise der katholischen Kirche auch heute noch mit dem Kapitalismus verbunden. Nichtsdestoweniger bestehe zwischen Sozialismus und Katholizismus eine innere Verbundenheit und Verwandtschaft. Ihrem Wesen nach sei die katholische Kirche stets antikapitalistisch eingestellt gewesen. Die Verwandtschaft zwischen Katholizismus und Sozialismus erkläre sich aus der Ähnlichkeit der Wirtschaftssysteme des Sozialismus und des Feudalismus. Die katholische Ideologie sei vom Geiste der Solidarität durchdrungen, denn sie spiegele ideell das feudale Wirtschaftssystem wider, bei dem das Individuum in der Feudalgruppe aufgegangen sei. Mit der Abschaffung der Feudalwirtschaft sei der Katholizismus seiner sozialen Basis beraubt worden und genötigt gewesen, sich neuen Verhältnissen anzupassen, wobei er sich teilweise von kapitalistischem und individualistischem Geiste habe erfüllen lassen. Doch nur teilweise. Nachdem er der sozialen Basis, der er entsprossen, verlustig gegangen sei, im Kampfe gegen den Protestantismus aber doch seine „Jungfräulichkeit" behauptet habe, habe der Katholizismus, laut Versicherung des „Sozialisten" Kranold, eine besondere Stellung über den Klassen bezogen und sei übernational geworden! Die katholische Kirche lasse allen sozialen Gruppen und Klassen eine einheitlich herzliche Fürsorge angedeihen, ohne sich durch eine derselben fest binden zu lassen, und habe durch Verzicht auf Teilnahme an dem sie um tobenden sozialen Kampfe freiwillig den weltlichen Angelegenheiten

entsagt. Auf der andern Seite aber lege sie doch wiederum eine erstaunliche Fähigkeit zur Aufnahme neuer Ideen wie zur Anpassung an neue politische und soziale Verhältnisse an den Tag. Auf diese Weise habe sich die katholische Kirche ihre ganze Unschuld und Reinheit bewahrt und sich im Laufe ihrer jahrhundertelangen Geschichte durchaus makellos erhalten.

So habe unsere liebliche keusche Prinzessin nahezu ganze zwei Jahrtausende in Erwartung des wahren Prinzen und Bräutigams, nämlich des modernen Sozialismus, wie angenagelt gesessen. Die katholische Kirche habe im Laufe ganzer, von heftigen Klassenkämpfen, sozialen Umwälzungen und ideologischen Krisen erfüllten Jahrhunderte ein gewissermaßen überirdisches, übergeschichtliches, dem weltlichen Rummel und weltlichen Getriebe entrücktes Dasein geführt. Inzwischen sei aus dem Schoße des Nichts die Arbeiterklasse geboren worden, sei herangewachsen und mannbar geworden. Zu dieser Arbeiterklasse sei nun unsere unbefleckte Jungfrau in lammender Liebe entbrannt. Eines schönen Tages hätte dann die katholische Kirche die Verwandtschaft ihrer Lehre mit jener der großen Denker des Sozialismus einsehen und erkennen müssen. Alle diese schönen Dinge erzählt uns Herr Kranold. Der Leser sieht, daß Kranold, in der doppelten Eigenschaft eines Neukantianers und Sozialdemokraten, seine Mission nicht schlecht erfüllt. Immer wieder sucht er seinen Lesern zu beweisen, der Gegensatz zwischen Katholizismus und Sozialismus sei gar nicht so groß, wie man dies gemeinhin annehme. Auf jeden Fall sollte er nicht groß sein, sagt unser unbezahlbarer Verfasser.

G. W. Plechanow meinte einmal, man könne den Marxismus verbinden, womit man nur immer wolle, selbst mit dem Spiritismus. Es käme alles nur darauf an, wie man es anstelle. Mit Hilfe des Eklektizismus, schrieb er, ließe sich alles, was einem gerade in den Kopf komme, „verbinden". Das stimmt natürlich. Aber jede solche eklektische Verbindung besitzt, wie unser Beispiel lehrt, einen realen Untergrund. Die Verbindung des Marxismus mit dem Katholizismus, mit der Lehre der Kirchenväter, ist selbstverständlich logisch ein Unding; aber eine solche „Verbindung" diktiert die Notwendigkeit der „Verbindung" des Zentrums mit der Sozialdemokratie. Diese „Verbindung" kann auf dem Gebiet der Theorie naturgemäß nur ein Eklektiker à la Kranold vollbringen. Als heftiger Gegner des Materialismus und feuriger Anhänger des Idealismus fühlt er die Verwandtschaft mit der Weltanschauung des Katholizismus. Sein Pech ist nur, daß er seinen Idealismus für Marxismus ausgibt und, um den Marxismus Katholiken, Protestanten, Mohammedanern usw. mundgerecht zu machen, ihn gleich allen seinen Gesinnungsgenossen auf alle erdenkliche Art verfälscht.

Wir haben gesehen, was alles Kranold an geschichtlicher Lüge über die Rolle des Katholizismus in Vergangenheit und Gegenwart angehäuft hat. Und all das ausschließlich zu dem Zwecke, der Sozialdemokratie den Katholizismus annehmbar zu machen. Doch verfolgt Kranold noch einen weiteren Zweck, nämlich den einer Verfälschung des Marxismus zur Befriedigung der Wünsche

der Katholiken. Das erste Hindernis, auf das der arme Kranold beim Versuch der Verwirklichung der letztgenannten Absicht stößt, ist die ablehnende Haltung des Marxismus gegenüber der Religion. Dieser Umstand bringt unsern neuen Kreuzritter jedoch keineswegs in Verlegenheit. Er hat die Kantsche Schule durchgemacht. Die „kritische" Methode und Philosophie hilft ihm aus der Klemme. Von dem gelahrten Kantianer erfahren wir, Marx und Engels hätten die Religion als solche weder geleugnet noch sie als eine historisch bedingte Erscheinung angesehen. Religionen seien, wie alle geschichtlichen Erscheinungen, wohl der Wandlung unterworfen, die Religion als solche jedoch stehe über den Zeiten. Mehr noch: Die Religion bilde einen wesentlichen Teil der menschlichen Natur. Nur ihre verschiedenen konkreten Formen seien Produkte der Geschichte und daher Veränderungen unterworfen. Daher widersetzt sich Kranold der Vorstellung, als könne in der Geschichte der Menschheit einmal eine religionslose Zeit eintreten. Ist einmal Religion mit dem Menschen verbunden, wie der Kopf mit dem Rumpf, so wird der Mensch, so wenig er ohne Kopf leben kann, auch nie ohne Religion auskommen können. Dieses „Kompromiß" muß alle Gläubigen, insbesondere aber die katholischen Theologen, voll und ganz zufriedenstellen.

Marx und Engels sollen nun derselben Ansicht gehuldigt haben. Man habe sie bisher nur falsch verstanden. Zum besseren Verständnis ihrer Gedanken bedurfte es des Erscheinens des Herrn Kranold, der uns belehrt, daß die Begründer des Marxismus wohl Gegner des Theismus, aber nicht der Religion schlechthin gewesen seien. „Wenn Engels und Marx in einzelnen Äußerungen" — schreibt unser unvergleichlicher Sophist — „meinen, die Religion müsse vollkommen überwunden werden in einer sozialistischen Gesellschaft, so meinen sie damit, wie man aus den Einzelheiten dieser Äußerungen klar erkennen kann, den Theismus, die theistische Form der Religion, vielfach nicht einmal jeden Theismus, sondern lediglich die christliche Form des Theismus. Der sozialistische Mensch soll nach ihnen freilich atheistisch, aber nicht areligiös sein." * A. Kranold hat sich somit durch einen Sprung in die Philosophie gerettet. Aber Engels ist Kranold zuvorgekommen. Um solchen philologischen und etymologischen Tricks zuvorzukommen, hat Engels in ganz unzweideutigem Sinne darauf hingewiesen, daß solche Tricks lediglich den Zweck verfolgen, der idealistischen Philosophie eine Hintertür zu öffnen. Engels schreibt wörtlich: „Religion kommt her von religare und heißt ursprünglich Verbindung. Also ist jede Verbindung zweier Menschen eine Religion (nicht nach Engels Meinung natürlich, wohl aber jener, die ihre Zuflucht zu etymologischen Tricks nehmen. A. D.). Solche etymologischen Kunststücke stellen das letzte Auskunftsmittel der idealistischen Philosophie dar. Nicht was das Wort nach der geschichtlichen Entwicklung seines wirklichen Gebrauchs bedeutet, sondern was es der Abstammung

* Vergl. Der lebendige Marxismus, S. 509.

nach bedeuten sollte, das soll gelten. Und so wird die Geschlechtsliebe und die geschlechtliche Verbindung in eine „Religion" verhimmelt, damit nur ja nicht das der idealistischen Erinnerung teure Wort Religion aus der Sprache verschwinde. Gerade so sprachen in den vierziger Jahren die Pariser Reformisten der Louis Blancschen Richtung, die sich ebenfalls einen Menschen ohne Religion nur als ein Monstrum vorstellen konnten und uns sagten: Donc, l'athéisme c'est votre religion! Wenn Feuerbach die wahre Religion auf Grundlage einer wesentlich materialistischen Naturanschauung herstellen will, so heißt das soviel, wie die moderne Chemie als die wahre Alchimie auffassen. Wenn die Religion ohne ihren Gott bestehen kann, dann auch die Alchimie ohne ihren Stein der Weisen." * Kranold, der die Religion für ein wesentliches Attribut menschlicher Natur, d. h. für etwas dem Menschen „Angeborenes" hält, produziert uns also hier seine eigenen „Gedanken" oder vielleicht die Gedanken Kants. Mit dem Marxismus hat sein Standpunkt nichts gemein. Wir haben gesehen, wie entschieden Engels gegen Feuerbachs Mißbrauch des Wortes Religion protestiert. Mit Recht wollte er selbst das Wort Religion aus der menschlichen Sprache verbannt wissen, da er sich der Schädlichkeit seines Gebrauchs wohl bewußt war. Dabei muß noch betont werden, daß Feuerbach in seinen antireligiösen Bestrebungen so weit ging, daß er die Verbreitung des Atheismus auf diktatorischem, d. h. gewaltsamen Wege für möglich hielt. Heute dagegen erklären sich Philosophen der deutschen Sozialdemokratie bereit, die Religion zum Zwecke der „Annäherung" an die rückständigsten und reaktionärsten Gesellschaftsgruppen zu bejahen!

IV.

Steinbüchel ist mit den Marxisten und sogar mit den deutschen Sozialdemokraten wegen ihres Verhältnisses zur Religion sehr unzufrieden, doch hofft er, daß der ethische Idealismus der „marxistischen" Kantianer den Übergang zur religiösen Weltauffassung vermitteln werde. So würde zwischen Christentum und Sozialismus eine feste gegenseitige Verbindung hergestellt und der Gegensatz zwischen Katholiken und Sozialisten verschwinden. Besteht doch der Grundgedanke des Steinbüchelschen Buches just darin, daß der Sozialismus eine sittliche Idee sei, die nur noch einer religiösen Begründung bedürfe. Eine solche Begründung aber vermöge nur der Katholizismus zu geben. Dieser sei bereit, den Sozialismus anzunehmen, selbst einen erheblichen Teil der Marxschen Lehre, doch nur unter der Bedingung der Anerkennung der katholischen Kirche.

Nach Steinbüchel ist das Verhältnis der Sozialisten zur Religion ein unbestimmtes. Diejenigen Sozialisten, die näher zu Marx und Feuerbach stünden, verhielten sich der Religion gegenüber ablehnend und sprächen ihr jeden selbständigen Wert ab.

„Für sie gilt noch heute das 1874 gegen Hohoff geprägte Wort Bebels: , Christentum und Sozialismus stehen sich gegenüber wie

* F. Engels, Ludwig Feuerbach. Stuttgart 1920, S. 27/28.

Feuer und Wasser. Der sogenannte gute Kern im Christentum . . . ist nicht christlich, sondern allgemein menschlich, und was das Christentum eigentlich bildet, der Lehren- und Dogmenkram, ist der Menschheit feindlich".* Je radikaler die politische Richtung sei, fährt Steinbüchel fort, desto feindlicher sei ihr Verhältnis zum Christentum. Der russische Kommunismus z. B. trete als entschiedener Gegner der Religion auf und kehre erneut zu den alten Dogmen Marx' und Feuerbachs zurück.** Selbstverständlich sei bei den Revisionisten ein toleranteres Verhältnis zur Religion zu verzeichnen. In diesen Kreisen reife allmählich ein tieferes Verhältnis zur Religion heran. Je mehr sich der moderne Sozialismus der Ethik zu orientiere, desto mehr würde er vom Verständnis für die Religion durchdrungen werden. „Die Ethik vermag", wie er sich ausdrückt, „die Vermittlung zwischen Sozialismus und Religion zu übernehmen."*** An einer andern Stelle hebt er erneut hervor, daß die Annäherung des neuesten Sozialismus an das Christentum nicht über religiös-dogmatische Vorstellungen, sondern über die Ethik erfolge. Das dogmatische Christentum fände vorerst noch keinen Platz im Sozialismus, doch verspüre der Sozialismus bereits eine starke Sehnsucht nach dem Evangelium, was unwiderleglich Willbrandt, Allwohn und eine ganze Reihe Artikel der „Sozialistischen Monatshefte" bewiesen, in denen in der Tat eine Art neuer Religion, möge sie auch vorläufig noch in ethischer Verkleidung auftreten, gepredigt würde. Darum hat Steinbüchel vollkommen recht, wenn er erklärt, diese „Neigung des Sozialismus zur Religion" bedeute „die Überwindung der positivistischen Denkweise von Marx", d. h. die endgültige Abwendung vom Marxismus. Denn Marx stand fest auf dem Boden des Materialismus, während die heutigen „Sozialisten" längst ins Lager des Idealismus übergegangen sind.

Die philosophischen Anschauungen, die Marx vertreten habe, hätten ihn vom Christentum und von der Religion „abgestoßen", bemerkt Steinbüchel ganz richtig. Die philosophischen Anschauungen der modernen Sozialisten dagegen müßten diese allmählich zu einem vertieften Verständnis des religiösen Problems bringen. Darum ist unser schlauer und weitblickender Vertreter des Katholizismus bereit, diesen sogenannten ethischen Sozialisten die Hand zu reichen, da diesen der Sozialismus aus einem Gegenstand der Wissenschaft bereits längst zu einem Gegenstand des Glaubens geworden sei. Natürlich hat Steinbüchel von seinem Standpunkte aus vollkommen recht, wenn er darauf hinweist, daß es ohne Gott keine Religion gäbe. Aber leugnen denn die sich für Marxisten ausgebenden Kantianer etwa Gott? Mitnichten. Sogar der „radikale" Max Adler schreibt in seinem neuen Buche über Kant, daß „das eigentliche Objekt des Glaubens eben jene unbegrenzte Vernunftentwicklung ist, deren bloß empirischer Ausdruck die Entwicklung der Menschheit ist, und daß erst ihretwegen Gott und Unsterblichkeit

* Theodor Steinbüchel, Der Sozialismus als sittliche Idee, 1921, S. 265.
** Ebenda, S. 265.
*** Ebenda, S. 267.

als theoretisch mögliche und praktisch notwendige Bedingungen dieser Unbegrenztheit unabtrennbare Bestandteile dieses Glaubens werden." * Der Glaube an Gott in der praktischen Vernunft Kants repräsentiert bei Adler nichts anderes als den Glauben an die Möglichkeit menschlicher Entwicklung. Die Menschheit könne nach ihm ohne einen solchen Glauben nicht auskommen, denn Gott sei der „Bürge" des Erfolges all unseres Beginnens. Der „radikale" Max Adler findet im Gotte Kants alle jene Vorzüge vereinigt, ohne die er sich weder den Marxismus noch die menschliche Entwicklung noch auch die der Natur zu denken vermag.

Welche Vorzüge hat der Kantsche Gott gegenüber dem Gott der positiven Religionen? Der alte Gott war Anfang und Ende der Welt; er stand im Mittelpunkt einer unkritischen mythologischen Religion. Der Kantsche, der neue, der „kritische" Gott dagegen bedinge die menschlichen Erfolge und sei das Mittel zur Verwirklichung der menschlichen Ziele. Diese philosophische Gottesidee unterscheidet sich unseres Erachtens ihrem Wesen nach durch nichts vom alten Gott, mag der „Marxist" Adler noch so schlaue Kniffe anwenden und hochtrabende Argumente ins Feld führen.

Nachdem Max Adler einmal den von Kant erfundenen „kritischen" Gott (das Allheilmittel der Kantianer gegen jedes Übel bildet bekanntlich das Wörtchen „kritisch" oder „transzendental") sich zum Schutzgeiste auserkoren, ist es nur selbstverständlich, daß er ein ganzes Kapitel seines Buches der Kritik des naturalistischen Entwicklungsgedankens widmet. Dieses famose Kapitel beginnt also: „Es liegt nur an einem Vorurteil, welches durch die unserm Zeitalter bis jetzt noch gewohnte naturalistische Grundauffassung von der Entwicklung fast zur Denknotwendigkeit geworden ist, wenn diese erkenntniskritische Zurückführung des Fortschrittsbegriffs auf einen religiösen Glauben zunächst vielfach auf äußersten Widerstand stoßen wird."** Darauf wendet sich unser Philosoph aufs entschiedenste gegen die weitverbreitete Ansicht und das herrschende „Vorurteil", wonach die Entwicklung in Natur und Gesellschaft als ein einheitlicher, umfassender, natürlicher Prozeß, der alle Erscheinungen der Welt zu einer kosmischen Einheit und einem gesetzmäßigen Ganzen zusammenfasse, zu betrachten sei.

Vor allem protestiert Max Adler dagegen, daß die Entwicklung lediglich vom Standpunkt der Kausalität betrachtet und erforscht werde. Jeder Entwicklung liege ein bestimmtes Ziel zugrunde.

Unser Marxist stellt sich daher auf den Standpunkt der Teleologie oder der Zielstrebigkeit, wie er sich mit Karl Ernst v. Bär ausdrückt. Die geologische Entwicklung der Erde oder die kosmische Entwicklung des Sonnensystems stellten nur insoweit eine Entwicklung dar, als sie sich auf ein bestimmtes Ziel bezögen. Im weiteren unterwirft Adler die Evolutionstheorie Spencers und die Lehre Darwins wegen des ihnen zugrunde liegenden „Naturalismus" einer scharfen Kritik und nimmt die vitalistische Theorie gegen die physiko-chemischen Theorien eines Weißmann und

* Max Adler. Das Soziologische in Kants Erkenntniskritik. 1924. S. 414.
** Max Adler. Das Soziologische in Kants Erkenntniskritik. 1924. S. 414.

Jacques Loeb in Schutz. Dies die Einstellung Adlers zum Problem der Entwicklung der anorganischen Natur und der Organismenwelt. Was nun die menschliche Gesellschaft betrifft, so paßt Max Adler die Marxsche Lehre auch hier seinen eigenen Wünschen an, indem er sie auf eine ethische, somit religiöse Basis stellt. Die soziale Entwicklung als spezifische Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens entspringe lediglich den vom Menschen erstrebten Zielen und dem Glauben an ihre Erreichbarkeit, der der Zielstrebigkeit im Verlaufe der Entwicklung all ihrer Etappen von der instinktiven Überzeugung an bis zur religiösen Gewißheit zugrunde liege. „Das religiöse Bewußtsein", erklärt zur größten Freude des Herrn Steinbüchel derselbe Adler, „bilde ein wesentliches Moment der Entwicklungsidee im Sinne eines Fortschritts." „Man muß nur eben festhalten, was wir aus der Kantschen Kritik des religiösen Bewußtseins als Resultat gewonnen haben, daß das Wesentliche desselben gar nicht in einem bestimmten Bekenntnisse liegt, daher auch gar nicht im Glauben an Gott, sondern daß dieser Glaube an Gott, wo er als religiöses Phänomen vorliegt, selbst nichts anderes ist als eine bestimmte Richtung und Energie des Bewußtseins, nämlich diejenige des Glaubens an einen Sinn des Daseins und der Seelenstimmung, in diesem Sinne zu leben und zu wirken." *

Ein Sozialismus ohne Glauben sei, laut unserm Kantianer, undenkbar. Der Marxismus könne wohl von der Notwendigkeit des geschichtlichen Fortschritts und seiner Entwicklung in der Richtung zum Sozialismus sprechen, aber darüber hinaus bilde der Glaube an die Möglichkeit der Verwirklichung des Sozialismus ein wesentliches Moment dieser Entwicklung. Ohne Glauben sei der Sieg des Proletariats unmöglich. Ohne „Glauben" an den Sozialismus könne man für ihn auch nicht mit der Überzeugtheit von seinem Erfolge und seinem Siege kämpfen.

Nun verhalten sich in Wirklichkeit die Dinge aber so, daß alle religiös gestimmten „Sozialisten" oder „Marxisten" hierbei eine unzulässige Begriffsunterschiebung begehen. Mit dem Glauben in religiösem Sinne darf doch nicht ein Glaube oder eine Gewißheit, die auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruht, verwechselt werden. Adler dagegen legt uns ein ganzes Buch vor, in dem er Religion, Gott, Seele und ähnliche hehre Dinge in Verbindung mit seinem Glauben behandelt, wobei letzterer an eine „kritisch" geläuterte Vorstellung über Gott, objektiven Sinn des Lebens, immanente Zweckmäßigkeit des Weltprozesses und dergl. mehr angeschlossen wird. In der Sprache eines religiös eingestellten Menschen besitzt der Glaube einen durchaus eindeutigen Sinn: Er bedeutet die Überzeugung, daß es ein um die menschlichen Dinge wie um eine bestimmte Ordnung in der Natur sich bekümmerndes höheres Wesen gebe. „Der Glaube ist die Daseinsform des religiösen Bewußtseins," lautet Adlers eigene Definition. Das theoretische Bewußtsein aber beruht nicht auf dem Glauben, sondern auf der Erfahrung, dem Wissen. Das begreift selbst Adler, spricht er doch davon, daß man das, was man wisse, nicht zum Gegenstand eines Glaubens

* Max Adler. Das Soziologische in Kants Erkenntniskritik. S. 449.

im religiösen Sinne machen dürfe. „Der Glaube hat erst dort seinen Platz, wo ich nichts mehr wissen kann, aber auch nichts zu wissen brauche, weil es hier gar nicht mehr auf ein Wissen, sondern auf ein Wollen ankommt.“ * Andererseits aber ergeht sich Adler in Spekulationen über den psychologischen Wert, den die Begriffe Gott und Seele besitzen. Die Gottesidee erscheint Adler als Ordnungsidee. Im kritischen Stadium der Entwicklung der Religion verwandle sich die transzendente Auffassung von Gott in die unserm gesamten Leben immanente Anschauung, wonach wir sowohl uns selbst als den ganzen empirischen Weltprozeß uns als einen Teil eines anders denkbaren intelligiblen Ganzen dächten, das uns in Form von Natur und psychologischer Erfahrung lediglich als Erscheinung gegeben sei. So wird der Gottesbegriff aus einer Vorstellung von einem allgegenwärtigen persönlichen Wesen und Schöpfer der Weltordnung zur Idee dieser Ordnung. Gestützt auf den „Kritizismus“ sucht Adler den Leser von der Notwendigkeit der Anerkennung der Gottesidee und der Unsterblichkeit der Seele seitens der Menschheit zu überzeugen. Seiner Meinung nach seien diese Ideen für uns unentbehrlich, andernfalls das Leben unerträglich werden würde. Diese Ideen entsprängen tiefsten Bedürfnissen unseres Wesens und offenbarten eine zweckmäßige Einrichtung der Welt.

Wir wollen uns bei der Adlerschen Religion nicht länger aufhalten. Wir griffen etliche Stellen aus seinem letzten Buche heraus, um zu zeigen, daß der westeuropäische Sozialismus nicht nur bis auf die Knochen idealistisch ist, sondern darüber hinaus bereits einen religiösen Idealismus zur Grundlage seiner Weltanschauung gemacht hat. Mögen Herr Adler und seine Gesinnungsgenossen die Vorzüge des Kantschen Gottes gegenüber denen des christlichen oder hebräischen noch so preisen, wir halten alle Götter für gleich viel wert und einander ebenbürtig. Wir vermögen mit Lenin zwischen gelben und schwarzen Teufeln keinen Unterschied zu konstatieren. Steinbüchel klagt mit Unrecht. Er hat allen Grund, zufrieden zu sein.

V.

Wir haben soeben von Adler erfahren, daß Sozialismus ohne Glauben, ohne religiöses Bewußtsein ein Unding sei, der Sozialismus umgekehrt gerade dem Glauben seine Lebenskraft verdanke. Kranold seinerseits bemüht sich, nachzuweisen, daß der moderne Sozialismus mit dem Marxismus durchaus nicht identisch sei, da der Sozialismus nichts anderes als eine sittliche Idee darstelle, somit in engster Verwandtschaft mit der christlichen Ethik stünde. Seiner tiefsinnigen Lehre nach ist der Sozialismus eine Religion, deren konkreten Inhalt ein sittliches Ideal bilde. In diesem Punkte wird nicht nur Max Adler, sondern auch Theodor Steinbüchel Kranold vollkommen beipflichten. Der Sozialismus leugne lediglich die christliche Schöpfungstheorie, entlehne dagegen als sittliche Idee, sofern Religion nach Kant ihrem

* Max Adler. Das Soziologische in Kants Erkenntniskritik. S. 238.

Wesen nach mit der Ethik übereinstimme, seinen Inhalt der christlichen Ethik. Die Nächstenliebe, die Ideen der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, Menschenwürde und menschlichen Gemeinschaft, kurz der gesamte ethische Inhalt des Sozialismus decke sich mit der Lehre des Christentums. Die Ethik, orakelt derselbe Mann, stelle das wahre Wesen des Sozialismus, der Sozialismus darum ein System des Idealismus dar.*

Häufig wurde darauf verwiesen, meint unser Kantianer, daß der Sozialismus nichts anderes sei als die Bewegung der Arbeiterklasse. Das sei jedoch bloßer Schein und gelte nur für das Äußere der Erscheinung, das dem Wesen des Sozialismus nicht entspräche. Gewiß müsse zugegeben werden, daß die moderne sozialistische Bewegung bis zu einem gewissen Grade noch die Klassenbewegung des Proletariats repräsentiere, doch verliere sie immer mehr ihren Klassencharakter. Man solle doch die sozialistische Bewegung nicht mit der sozialistischen Lehre verwechseln, wie man ja auch die Kirche nicht mit der christlichen Lehre identifizieren dürfe.

Was nun den Marxismus betreffe, so bilde er, obzwar er noch nicht überwunden sei, doch nur ein vergängliches Element des Sozialismus, im Gegensatz zum Sozialismus als sittlichem Ideal, das ewigen und unvergänglichen Wert besitze. Und in der Tat ist der Marxismus allen Kantianern schon deshalb ein Greuel, weil er materialistisch und atheistisch ist und gerade absolute Werte und Normen verneint, ohne welche das Leben angeblich jeden Sinnes bar sein solle. Die neuen Kantjünger beginnen also bereits den Klassencharakter in der modernen sozialistischen Bewegung zu verneinen. Sie tun das in der Absicht, aus dem „ewigen ethischen Wesen" dieser Bewegung eine über den Klassen und den Zeiten stehende, für alle Klassen annehmbare, absolute Theorie zu machen. Und all das geschieht in der modernen Klassengesellschaft, in der das Proletariat sich unter blutigen Kämpfen den Weg zum Sozialismus bahnt!

Der Marxismus lehrt, daß in der Klassengesellschaft die Moral lediglich die Widerspiegelung der sozialen und ökonomischen Lage einer Klasse ist. Darum gibt es in der Klassengesellschaft keine über den Klassen stehende Moral, und kann es keine geben. Desgleichen gibt es vom Standpunkt des Marxismus auch keine absolute Moral, d. h. keine für alle Zeiten und Völker bindenden absoluten ethischen Normen. Die Kantianer, die die einheitliche Wirklichkeit in zwei Hälften spalten, ein Sein und ein Sollen, die Erscheinung und das Ding an sich, die wahrnehmbare und die intelligible Welt, postulieren auch eine doppelte Moral: Eine vergängliche, geschichtlich bedingte und eine absolute, gewissermaßen übergeschichtliche. Diese doppelte Buchführung geben die „marxistischen" Kantianer als Marx' Lehre aus. So behauptet Herr Kranold nebst einer Reihe seiner Gesinnungsgenossen, Marx' Methode sei eigentlich auch Kants Methode, Marx' Materialismus dagegen, an dem höchstens noch der „Vulgärmarxist" Engels festhalte, lediglich ein Mißverständnis. Was die Marxsche Auffassung der Ethik anbelangt, so hat Kranold hier einen Ausweg gefunden, und zwar einen ebenso „scharfsinnigen" wie

* Albert Kranold. Die Persönlichkeit im Sozialismus. 1923. S. 247.

bei der Behandlung des religiösen Problems. Wenn Marx und Engels, führt er in der Kautsky-Festschrift aus, die absolute Moral verwarfen, so verwarfen sie eben nur die Behauptung, wonach angeblich eine faktisch absolut geltende Moral, d. h. eine ewige Moral existiere, die zeitliche Geltung besäße. Mit diesem Sophisma will der Verfasser anscheinend sagen, daß auch Marx eine absolute Moral anerkannt habe, die jedoch, als eine Art Ding an sich, nicht in der Zeit existiere, da sie ewig und von den realen Bedingungen unabhängig sei. In gleichem Sinne sei auch der Sozialismus eine ewige sittliche Idee, ein absolutes Ideal. Die absolute Moral könne aber unmöglich zu einer historischen Tatsache, d. h. zu einer faktisch wirksamen Moral werden, da sie, sobald sie in den Zeitstrom hineingezogen würde, ihren absoluten, d. h. außerzeitlichen Charakter verlieren müßte.

Der Theologe Steinbüchel, der auf dem Boden der christlichen absoluten Ethik steht, begründet diese ebenfalls im Geiste der Kantianer. Auch hier kommt die innere Verwandtschaft des Kantschen Idealismus mit der christlichen Weltauffassung zum Durchbruch. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" — dies im wesentlichen das Ergebnis der „Erkenntnistheorie" Adlers, der „tiefen" Philosophie Kranolds und des christlichen Credo Steinbüchels. Das sozialistische Wirtschaftssystem wird, selbstverständlich, von allen anerkannt, einschließlich dem Katholiken Steinbüchel. Was für großartige Eroberungen doch der Sozialismus macht! Nur hat diese Anerkennung einen kleinen Haken: Man betrachtet nämlich die sozialistische Wirtschaft als bloßes Mittel zur Verwirklichung eines absoluten sittlichen und religiösen Ideals. Steinbüchel ist mit Marx' Sozialismus unzufrieden, weil Marx, laut Steinbüchel, die Menschheit und die einzelnen Menschen als deren Glieder für höchste Werte erklärte. Er erhebe sich damit nicht über den Boden des Feuerbachschen Humanismus. Das Christentum dagegen gebe dem Humanismus eine religiöse Begründung, insofern es der Menschheit Gott überordne.

Uns dünkt, daß der sogenannte ethische oder Kantsche Sozialismus nun seine entscheidende Schwenkung zum religiösen Sozialismus vollzogen hat. Wir haben das am Beispiel Max Adlers bereits gesehen. Dasselbe gilt für Kranold, der für den religiösen Sozialismus lediglich den Gott Martin Bubers für annehmbar erklärt. Wer den Wunsch hat, diesen „sozialistischen Gott' kennenzulernen, den verweisen wir auf den erwähnten Artikel Kranolds.*

VI.

Im Zusammenhang mit den vorstehend dargelegten Anschauungen der „religiösen Sozialisten" halten wir es für angebracht, hier einige ABC-Wahrheiten über den Zusammenhang des Marxismus mit dem Materialismus und die Stelle, die der Ethik im Marxismus zukommt, folgen zu lassen. Dabei wird der Leser erneut bestätigt finden, daß es ohne Materialismus auch keinen Marxismus gibt. Die ganze Marxsche Lehre läuft letzten Endes auf die Anwendung

* Der lebendige Marxismus. S. 561.

des Materialismus auf gesellschaftliche und geschichtliche Erscheinungen hinaus. So faßten Marx und Engels ihre historische Aufgabe auf. Die Zurückweisung des Materialismus führt, wie wir gesehen haben, unvermeidlich zur völligen Abkehr vom Marxismus, d. h. aber zum Triumph des Idealismus und der Religion. Der alte Materialismus besaß wohl in bezug auf die Erforschung und das Studium der Natur eine konsequent durchgeführte Auffassung, beging jedoch sofort Verrat an sich selbst und verfiel dem Idealismus, sowie er sich gesellschaftlichen und geschichtlichen Problemen zuwandte. Erst der Marxismus hat den Materialismus zu einer einheitlichen, geschlossenen Weltanschauung gemacht, denn er begnügte sich nicht damit, nur die Naturerscheinungen materialistisch auszulegen und zu erklären, sondern unterwarf seiner materialistischen Betrachtungsweise auch die geschichtlichen und die wirtschaftlichen Vorgänge. Der naturwissenschaftliche und historische Materialismus sind unzertrennlich miteinander verbunden.

Daneben begann man, Natur und Geschichte als gesetzmäßiger Entwicklung unterworfene Prozesse zu betrachten, die dem Kausalitätsgesetz gehorchen. Die alte Naturphilosophie wie auch die Geschichtsphilosophie haben den wirklichen, objektiven realen und natürlichen Zusammenhang der Erscheinungen durch eine, wie Engels sich ausdrückt, ideelle, ausgedachte und phantastische, mit einem Wort künstliche Verbindung ersetzt. Auf dem Gebiete der Geschichte wie dem der Natur galt es, „diese gemachten künstlichen Zusammenhänge zu beseitigen durch die Auffindung der wirklichen, eine Aufgabe, die schließlich darauf hinausläuft, die allgemeinen Bewegungsgesetze zu entdecken, die sich in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft als herrschende durchsetzen“ *

Nicht nur der Idealismus, sondern auch der Marx vorausgegangene Materialismus stützen sich zur Erklärung der geschichtlichen Erscheinungen auf die Ideologie. Der Marxismus hat dagegen als erster auch die Ideologien selbst zum Gegenstand materialistischer Forschung gemacht. Die Inkonsequenz des alten Materialismus bestand laut Engels nicht darin, daß „ideelle Triebkräfte anerkannt werden, sondern darin, daß von diesen nicht weiter zurückgegangen wird auf ihre bewegenden Ursachen,“** kurz, „die treibenden Kräfte dieser treibenden Kräfte“ aufzudecken. Der historische Materialismus hat bewiesen, daß die ausschlaggebenden Ursachen der sozialen und politischen Veränderungen nicht in philosophischer, ethischer oder religiöser Ideologie zu suchen seien, sondern in der Veränderung der Produktionsweise. Andererseits jedoch leugnet der Marxismus keineswegs schlechthin die Bedeutung der Ideologien, sondern gibt ihnen eine wissenschaftliche Erklärung, indem er sie als die ideelle Widerspiegelung gesellschaftlicher Beziehungen betrachtet.

Marx hat bewiesen, daß der Sozialismus das objektiv notwendige, unvermeidliche Ergebnis der Entwicklung der modernen sozial-

* F. Engels. L. Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Stuttgart. 1920. S. 43.
** A. a. O. S. 45.

ökonomischen Formation ist, und daß er die Lösung aller ihr entspringenden Gegensätze darstellt. Somit ist der Sozialismus weder eine Religion noch eine sittliche Idee — all das ist eitles Geschwätz müßiger Phantasten —, sondern eine bestimmte gesellschaftliche Formation, eine gesellschaftliche Wirtschaftsordnung, in der die Produktionsmittel zum Kollektiveigentum geworden und die Scheidung der Menschen in Klassen verschwunden ist. Gleichzeitig stellt der wissenschaftliche Sozialismus, als eine bestimmte Lehre, nichts anderes dar als die geistige oder ideelle Widerspiegelung der gesellschaftlichen Widersprüche und des Klasssenkampfes; kürzer gesagt: Der wissenschaftliche Sozialismus ist, um mit Engels zu reden, der theoretische Ausdruck der Arbeiterbewegung. In seiner Eigenschaft als Theorie hat der wissenschaftliche Sozialismus das Studium der geschichtlichen Bedingungen, des Weges und der Mittel zur Verwirklichung des Sozialismus als einer sozialökonomischen Ordnung, eines bestimmten Systems gesellschaftlicher Beziehungen zum Gegenstand.

„Sozialisten", die eine „Notwendigkeit", dem Sozialismus ein ethisches oder religiöses Fundament zu geben, postulieren, verneinen damit faktisch die objektive Notwendigkeit des Sozialismus, d. h. seine materielle und historische Bedingtheit. Sie ersetzen objektive Notwendigkeit durch subjektiv-phantastische Konstruktionen und unterwühlen durch religiöse und ethische „Forderungen" das wissenschaftliche Fundament des Sozialismus.

Während diese Herrschaften den russischen Kommunisten Utopismus vorwerfen, sprechen sie gleichzeitig ganz offen von der Notwendigkeit einer Kombination der „Wissenschaft" mit der „Utopie" Damit soll anscheinend irgendeine neue „Synthese" gemeint sein, bei der der Marxismus durch Verdünnung mit ethischem und religiösem Weihwasser aufgelöst, der Marxsche wissenschaftliche Objektivismus vom ätherischen Gott Bubers oder dem „kritischen" Gott Adlers verschlungen wird.

Alle religiös gesinnten „Kritiker" des Marxismus haben gegen Feuerbach und Marx wegen deren atheistischen Anschauungen eine besondere Abneigung. Zwar sind sie außerstande, dem Atheismus außer ehrbarer Gesinnung und „etymologischen Kunststücken" etwas Positives entgegenzusetzen. Das stört sie indessen nicht im geringsten. Vom Standpunkt Feuerbachs und Marx' ist die Religion eine verzerrte, phantastische Widerspiegelung der wirklichen Welt, d. h. der Natur und der menschlichen Gesellschaft. Die wissenschaftliche Weltanschauung und die sozialistische Organisation der Gesellschaft verdrängen die Religion endgültig. Macht denn der Atheismus nicht gerade jetzt gewaltige Fortschritte? Sind Phrasendreschereien, gleich denen, daß ein Leben ohne Gott undenkbar oder die religiöse Beule am Schädel vieler Menschen der menschlichen Natur angeboren sei, nicht bewußte Fälschungen der Wirklichkeit?

Die Religion ist dem Untergang verfallen. Die religiöse Widerspiegelung der wirklichen Welt, bemerkt Marx mit Recht, kann überhaupt erst dann verschwinden, wenn die Beziehungen des

politischen Alltagslebens der Menschen sich abspielen werden in einfachen und verständlichen Verhältnissen untereinander und zur Natur.

Die Verteidigung religiöser Vorurteile, welcher Art sie auch seien, stellt eine reaktionäre Erscheinung dar, die mit allen Mitteln bekämpft werden muß. Die religiöse Weltauffassung ist durch die Wissenschaft faktisch längst widerlegt. Gegen alle Versuche der Wiederherstellung religiöser Mythologie bildet nur die materialistische Weltanschauung ein wirkliches Bollwerk.

Was die Ethik anbelangt, so verneint sie der Marxismus nicht im mindesten. Die Ethik, als eine bestimmte Zusammenfassung von Verhaltungsnormen, hat jedoch keine himmlische, sondern eine irdische Herkunft. Dadurch wird ihr relativer Charakter festgelegt. Die ethischen Vorstellungen und Begriffe der Menschen werden durch die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen bestimmt. Sie ändern sich entsprechend den Veränderungen in diesen Beziehungen.

Der ethische Idealismus gibt sich mit einer solchen Fragestellung nicht zufrieden. Er zieht eine scharfe Grenze zwischen der Herkunft der ethischen Vorstellungen und derem Werte, indem er das Bestehen eines absoluten Wertes oder Endzieles (z. B. nach der Lehre Adlers) voraussetzt, welches Endziel zum absoluten Maßstab der Werthöhe eines gegebenen empirischen, ethischen Inhalts, der durch die sozial-historische Wirklichkeit bestimmt und bedingt sei, gemacht wird. Nun fragen wir uns: Welchen Sinn hat ein solcher Dualismus, diese Gegenüberstellung von absolutem Wert und relativer „Werte", absolutem Endziel und relativer empirischer Ziele? Es ist klar, daß eine solche Gegenüberstellung aus dem einfachen Grunde sinnlos ist, weil uns das „Endziel" der menschlichen Geschichte oder der Weltentwicklung unerforschbar bleibt. Jedes „Endziel" ist, sofern diesem sinnlosen Begriff überhaupt ein Sinn beigelegt werden kann, in Wirklichkeit immer nur ein relatives, geschichtliches „Ziel", das für ein absolutes ausgegeben wird. Dasselbe gilt für den „absoluten Wert". Fordert man die Absolutisten auf, diese „absolut" leere Form mit konkretem Inhalt zu erfüllen, so verwandelt sich der „absolute Wert" sofort in einen historisch bedingten relativen Wert. Wo sollen wir Sterbliche aber auch das Kriterium zur Bestimmung des absoluten Wertes hernehmen? Es ist klar, daß selbst diese Terminologie vollkommen sinnlos ist.

Der Appell an die absoluten Werte und Endziele bedeutet die Rückkehr zur utopistischen Auffassung der gesellschaftlichen und geschichtlichen Erscheinung, sofern man zur Erklärung der geschichtlichen Vorgänge und der menschlichen Tätigkeit die treibenden Kräfte in der ethischen Ideologie sucht. Die ethischen Sozialisten kommen zur Anerkennung des Primats des Zieles über die geschichtliche Notwendigkeit, des Primats der Teleologie über die Kausalität. Kann das Sollen (oder das Ideal) prinzipiell vom Dasein nicht abgeleitet werden, wie das Kant und dessen sozialistische Epigonen behaupten, so folgt daraus, daß das Ideal von der

Wirklichkeit, von den konkreten und realen Lebensbedingungen vollkommen unabhängig ist.

Im Lichte des Marxismus erhält dagegen das ethische Problem seine wissenschaftliche Erklärung. Die sittlichen Ideen stellen das Produkt historischer Verhältnisse dar. Der Marxismus verneint es nicht nur nicht, daß Menschen sich im gesellschaftlichen Leben bestimmte Ziele setzen, sondern gibt diesen Zielen erst die richtige Auslegung, indem er sie unter dem Gesichtspunkte der ursächlichen Gesetzmäßigkeit betrachtet. Die zweckmäßigen Handlungen der Menschen werden der Ursachenkette eingegliedert. Die sittlichen Ideale ergeben sich nicht aus einem besonderen, überweltlichen Plan, liegen nicht in einer besonderen Ebene teleologischer Wirklichkeit, sondern bilden lediglich eine Form der allgemeinen ursächlichen Gesetzmäßigkeit. Es gibt keine Geschichte, kein gesellschaftliches Leben ohne lebendige Menschen, die nach bestimmten Zielen handeln. Die Notwendigkeit oder Bedingtheit der menschlichen Handlungen wird von den Menschen als eine auf Ziele gerichtete Tätigkeit erlebt. Die Menschen sind gezwungen, sich unter gegebenen historischen Bedingungen solche Ziele und Ideale zu setzen, die durch die gegebenen materiellen Bedingungen ihres Lebens bestimmt werden. Der Sozialismus ist somit kein absolutes Ideal oder Endziel aller menschlichen Geschichte, sondern lediglich eine geschichtlich notwendige ökonomische Gesellschaftsordnung, die die kapitalistische Ordnung ablöst. Gleichzeitig bildet der Sozialismus das Ideal der Arbeiterklasse, d. h. das bewußte Ziel aller ihrer Bestrebungen, welches Ziel jedoch durch die materielle Wirklichkeit ursächlich bedingt ist.

Der Revisionismus hat sein letztes endgültiges Wort gesprochen. Er ist am Ende seines Lateins angelangt. Er entwickelte sich zum religiösen Mystizismus, nachdem er alle Überreste des Marxismus zur Seite geschleudert. Wie er auf politischem Gebiet längst mit Marx gebrochen und einen Burgfrieden mit der Bourgeoisie predigt, so hat er Marx auch auf dem Gebiet der Weltanschauung in die Rumpelkammer geworfen und sich nicht nur mit der Ideologie der Bourgeoisie, sondern selbst mit der feudalen Ideologie versöhnt. Der Revisionismus der Sozialdemokratie verkündet nun offen und offiziell die Notwendigkeit der Versöhnung des Sozialismus mit dem Christentum und der Kirche. Gleichzeitig schiebt auch das katholische Zentrum seine Ideologen vor, die ihrerseits die Notwendigkeit einer Versöhnung des Katholizismus mit dem Sozialismus beweisen. Die Arbeiterklasse habe der Kirche bis jetzt nur darum ferngestanden, weil die Kirche den Sozialismus verworfen habe. So bemühen sich die Revisionisten um die Sozialisierung der Religion und der Kirche, während die katholischen Theologen Katholizisierung des Sozialismus predigen. Beide Richtungen vereinigt der religiöse „Drang" und der Haß gegen den materialistischen Marxismus. Steinbüchel hat zwar von Marx eine sehr hohe Meinung, dennoch sei das Wesen des Sozialismus durch Thomas von Acquin und den heiligen Augustin besser und tiefer

formuliert und begründet worden als von Marx. Steinbüchel belehrt uns auch, daß der Katholizismus im Grunde genommen stets auf dem Standpunkte des Sozialismus gestanden habe. Warum hat dann aber der Katholizismus jede erdenkliche Unterdrückung und Ausbeutung des Volkes unterstützt? Warum hat er nie für den Sozialismus gekämpft, sondern marschierte Arm in Arm mit den Unterdrückern und Ausbeutern? Auf diese unsere naive Frage erhalten wir stets die stereotype Antwort: Der Katholizismus steht auf dem Boden des „Sozialismus des Geistes". Würde ein solcher „Sozialismus" sich um die irdischen Interessen kümmern, so würde er sich profanieren, würde zu einem grob materialistischen Sozialismus herabsinken, wie das dem Marxismus passiert sei. Zu einem „Sozialismus" in erster Linie des „Geistes und des Gewissens" bekennen sich nunmehr auch die Apostel der neuen sozialistischen Religion unter den Sozialdemokraten.

Die von uns vorgebrachten Belege zur Charakterisierung der neuesten Wandlung der Sozialdemokratie erlauben es uns, nun den endgültigen Bankrott der Ideen des Revisionismus zu konstatieren. Alle wirklichen Sozialisten aber, die dem Marxismus treu geblieben sind, haben nun die Pflicht, ihre Reihen zusammenzuschließen zum Kampfe gegen alle idealistischen Verfälschungen des Marxismus, insbesondere aber gegen jene, die das Proletariat in das „Irrenhaus der Theologie" zerren wollen.

W. JURINETZ

PSYCHOANALYSE UND MARXISMUS

Der Zerfall der gegenwärtigen bürgerlichen Kultur geht unter der Flagge des Ästhetizismus vor sich.

So war es stets am Wendepunkt zweier historischer Epochen. Plotin ästhetisierte und stilisierte Platon. Mohammeds Idee des Paradieses fand ihren „schönen" Ausdruck an den Wänden der Säle von Kusseir-Amra, wodurch sie ihr ganzes historisches Pathos verlor und sich in ein müßiges Spielzeug des rein ästhetischen Genusses verwandelte. . . .

Die bürgerliche Gesellschaft ist bereits in diese Phase eingetreten. Ihr Herannahen bemerkte u. a. auch Spengler, der feinfühlige Erforscher ihrer Zersetzung und ihr wollüstiger Apologet. Der gegenwärtige bürgerliche Ästhetizismus weist jedoch ein unterscheidendes Merkmal auf. Er kleidet sich in ein wissenschaftliches Gewand, er geht vom „letzten Wort der Wissenschaft" aus. Die Keime dieses Ästhetizismus waren bereits früher vorhanden. Wir erinnern uns alle, wie wunderlich sich Häckels Naturphilosophie mit der Häckelschen Poesie verschlang, wie die vielfarbigen Amöben seiner vorzüglichen Atlanten sich plötzlich in Argumente zugunsten des Schellingschen Absoluten verwandelten — ein Umstand, der merkwürdigerweise George Sorel veranlaßte, von Elementen „proletarischer Kunst" bei Häckel zu reden.

Die Psychoanalyse ist ebenfalls ein Ausdruck dieser ästhetisierenden Tendenz. Diese Behauptung kann paradox erscheinen. Ist doch die Theorie Freuds das letzte Wort der gegenwärtigen Psychiatrie, wird sie doch durch viele Versuche bestätigt usw. Aber das ist nur das Äußere. Zweifellose wissenschaftliche Wahrheiten, die auf einem begrenzten Gebiete der Wissenschaft eine tatsächliche Errungenschaft für diese bleiben werden, haben sich, von verschiedenen fremden Elementen umwuchert, zu einer umfassenden Weltanschauung ausgewachsen, die bei Freud, und besonders bei seinen Schülern, bereits längst ihren früheren Rahmen überschritten und sich in ein unzusammenhängendes Gemengsel aus verschiedenen Richtungen der bürgerlichen Philosophie verwandelt hat.

Was man nicht alles findet, wenn man die Schriften Freuds und der Freudisten durchblättert!

Die strenge, konzentrierte, etwas skeptische (im Sinne des der Wissenschaft eigenen kämpfenden Skeptizismus) Persönlichkeit Charcots, des Lehrers Freuds, ist in den Schatten getreten. Wir versetzen uns in die moderne Walpurgisnacht mit ihrem wilden Lärm und ihren wirren Tänzen. In diesem Reigen reichen einander freundschaftlich die Hände der Menschenhasser Schopenhauer, der seinen bürgerlichen Spleen mit dem philosophischen Kleid der Upanishaden umhüllt, und der Offizier Hartmann, der mit der Spitze

seines Degens auf den Wellen des Unbewußten die Umrisse der preußischen Logik zeichnete, sowie Nietzsche und Bergson. Wahrhaftig eine Verwirrung wie beim babylonischen Turmbau.

Übrigens ist sie nur der Ausdruck einer tiefen historischen Vernunft. Ist doch, nach der Lehre Ranks, der Sinn der ganzen Geschichte der Übergang der gesamten Menschheit in den Zustand der Hysterie. * Marx hat einmal gesagt, der jetzige Bourgeois ahnt nicht einmal, daß an seiner Wiege die großen Schatten des alten Rom standen. Der heutige Freudist beschwört und ruft diese Schatten herbei. Die festen Linien ihrer gewaltigen gesunden Figuren aber ersetzt er durch die feinen Arabesken ihrer Sprünge und Risse.

Übrigens ist der Ästhetizismus, dem wir in der Psychoanalyse begegnen, ganz begreiflich. Entstanden in Wien und Budapest, in einem Lande, das sich am äußersten Saum der Geschichte des Kapitalismus befindet, nicht durchtränkt mit den Traditionen der heroischen Epoche der Bourgeoisie, die ohne große Anstrengung auf dem Rücken der bis aufs Mark ausgesogenen kroatischen, slowenischen und serbischen Bauern erwuchs, hat die Psychoanalyse vieles vom Geiste dieses Kapitalismus in sich aufgenommen. Das finstere Drama der Geschichte verwandelte sich für ihn in ein Vaudeville Wiener Gemütlichkeit, für die alles möglich ist. Hier, unter dem Schutze des „genialen Synthetikers", des christlichsozialen Lueger, der sich bemühte, die blaue Bluse der Wiener Neustädter Arbeiter mit dem grünen Federhut des Habsburger Alpenjägers zu vereinigen, aus dem Takt der revolutionären Arbeiterlieder, die von den Geheimnissen des Kapitalismus erzählen, und dem blöden Jodeln des Alpenbauern eine Symphonie zu schaffen, wurden verschiedene „Synthesen" gemacht. Hier verband sich Ewald Avenarius mit Böhme, und der „Renaissancemensch" Bahr umhüllte die Schulter des Nietzscheanischen Übermenschen mit dem Schleier der Rokokograzie. Hier verwandelte Altenberg die Welt in ein buntes, bewegliches Kaleidoskop aus farbigen Steinchen der Phantasie, in der Meinung, daß die Terrasse des Kaffeehauses der Sockel der Geschichte sei, hier ist — die Schmiede verschiedener marxistischer „Synthesen", die schon vor dem Kriege mit einem vollständigen Krach der österreichischen Sozialdemokratie endeten.

Über dem allen schwebt der Schatten des krankhaft genialen Weininger, des letzten Ritters der Romantik und des Suchers nach der blauen Blume, die im Morast der bürgerlichen Dekadenz wächst.

Heute dringt die Psychoanalyse mit ihrem ad hoc präparierten Wagnerianertum, mit dem restaurierten Idealismus, nach der neuesten Mode gefärbt, unbemerkt ins Lager der Marxisten, vorläufig schüchtern, schleichend, den Boden sondierend. Ihr Einfluß ist

* Im Volke tritt dann immer stärker die „weibliche" Seite hervor; die anfangs noch aktive Kulturtätigkeit weicht einer rein passiven, durch hohe Sexualverdrängung bedingten Untätigkeit. Das Volk wird zum Weibe im neurotischen Sinne, und da die kulturellen Reizmittel erschöpft sind, so werden nur die inneren Widerstände gesteigert, bis das Volk schließlich „hysterisch" ist." (Von mir gesperrt. W. Ju.) Dr. Otto Rank, Der Künstler. Aufsätze zu einer Sexualpsychologie. Seite 49.

jedoch für jeden greifbar, der mit dem Geiste der Psychoanalyse gut bekannt ist. Dieser Einfluß ist der Ton der Schönheit, die sympathische „Urbanität", die dem Stil so vieler westeuropäischer Kommunisten eigentümlich ist.

In Rußland dringt die Psychoanalyse in das marxistische Lager in sehr verflachter, grober Form ein, wobei die Gedanken Freuds mit den Reflexen von Entschmen zusammenfließen. Bis jetzt sind in unserer marxistischen Literatur keine Spuren eines tiefen Studiums Freuds, einer umfassenden Bekanntschaft mit der freudistischen Literatur bemerkbar. Alle Anhänger Freuds dringen nicht in das Wesen seiner Lehre ein, klammern sich nur an Worte und finden auf diese Weise immer neue „Bestätigungen" der Richtigkeit der philosophischen Grundlage des Marxismus.

Dieser Aufsatz — ein rein kritischer — setzt die Bekanntschaft mit den Grundlagen der Lehre Freuds voraus.

Vor einem Jahre schrieb Trotzki in der „Prawda" ungefähr folgendes: „Die Experimente Pawlows führen zum Materialismus, sie bestätigen ihn." — Das ist für jeden, der auch nur ein bißchen mit der Lehre Pawlows und den Grundlagen des Materialismus bekannt ist, unzweifelhaft. Aber bis jetzt kann man noch nicht die Frage beantworten, ob die Theorie Einsteins * oder die Lehre Freuds mit dem Materialismus übereinstimmen.

Was die Psychoanalyse angeht, meine ich diese Frage verneinen zu müssen. Ich will versuchen, diese meine Behauptung zu beweisen.

Es ist natürlich, daß Freud auf den ersten Blick ein Materialist zu sein scheint. Er beruft sich stets auf die Physiologie, sehr oft spricht er von Nervenprozessen usw. Aber wir dürfen uns nicht von dem äußeren Schein der Lehre, von dem wissenschaftlichen Jargon, den der Autor anwendet, täuschen lassen. Der moderne Idealist Theodor Ziehen ist zugleich Verfasser einer Psychologie vom physiologischen Standpunkte und sogar der Verfasser einer physiologischen Erkenntnistheorie. Keiner führt mit solcher Folgerichtigkeit, mit solcher wissenschaftlichen Hartnäckigkeit die physiologischen Gedankengänge auf jeder Seite seines Buches durch, wobei diese Folgerichtigkeit oft in eine geradezu ungeheuerliche Vereinfachung und Schematisierung ausartet. Kein anderer als Berkeley war der Schöpfer der „physiologischen" Theorie der Entstehung der Raumvorstellungen. Aber es ist bekannt, wer Berkeley philosophisch gewesen ist.

Indessen, man braucht nicht tief zu graben, um sich zu überzeugen, daß Freud kein Materialist ist. Die Freudisten selbst geben

* Im Widerspruch zu der im marxistischen Lager eingebürgerten Meinung bin ich überzeugt, daß die Theorie Einsteins den dialektischen Materialismus unterstützt. In der Verbindung mit der Topologie, des rein qualitativen Zweiges der Mathematik (siehe Kerekejárto, Vorlesungen über Topologie, Seite 1) kann sie die Grundlagen zu einer tatsächlich zeitgemäßen Dialektik der Natur liefern. In der nächsten Zeit werde ich versuchen, in einem Aufsatz die Grundlagen dieser Dialektik niederzulegen. Hier will ich nur darauf hinweisen, daß — dank der klassischen Arbeit Brouwers — wir bereits der Bildung einer Theorie der analytischen Funktionen ohne metrische Begriffe (Kerekejárto, Seite 15), nur durch Anwendung der Eigenschaften des Stetigen nahe sind.

dies offen zu. Einer der eifrigsten Schüler Freuds, Aurel Kolnai, sagt es offen in seinem Buche „Psychoanalyse und Soziologie. Zur Psychologie von Masse und Gesellschaft", Seite 8: „Zugleich aber bedeutet sie (die Psychoanalyse. W. Ju.) eine Befreiung von dem materialistischen Obskurantismus der verflossenen Jahrzehnte."

Sowohl Freud als auch die Freudisten anerkennen nicht einmal den psycho-physischen Parallelismus. Im Gegenteil, sie betrachten es als eines der größten Verdienste Freuds, daß er im Gegensatz zu den früheren Psychoneurologen die Ursache der Nervenerkrankung nicht im Physiologischen, sondern in rein psychischen Veränderungen sucht. Dieser Ausgangspunkt der Psychoanalyse wird von verschiedenen Autoren des öfteren wiederholt. (Vergl. Freud: „Jenseits des Lustprinzips", Seite 28.)

Der oben erwähnte Kolnai sagt: „Vor allem ist es wichtig, daß die Psychoanalyse ausgesprochen aphysiologisch ist, eine ihrer Hauptquellen ist der Überdruß vor dem Jonglieren mit dem „Nervensystem" (in Anführungsstrichen; wie bei Avenarius) und mit den „Zentren" (Kolnai, op. cit. p. 6).* Die Psychoanalyse anerkennt eine rein psychische Tätigkeit, sogar eine „Fernwirkung" der psychischen Elemente. „Die psychoanalytische Auffassung über die Seele begünstigt die Erschließung sozialer Beziehungen schon, indem sie sich die Seele gänzlich dynamisch als ein Handlungssystem vorstellt und sich an keine physiologische Übersetzung der untersuchten Erscheinungen bindet. Wo es aber um Handlungen zu tun ist, dort muß derjenige Teil der Umgebung zu einem entscheidenden Einfluß gelangen, welcher eben größtenteils nicht physiologisch, sondern durch Fernwirkung, durch Handlungen mit der Einzelseele verbunden ist" (Kolnai, S. 37—38).

In einer seiner letzten reifen, systematischen Arbeiten, in dem „Jenseits des Lustprinzips" genannten Buche sagt Freud (S. 8): „Nach schweren mechanischen Erschütterungen, Eisenbahnzusammenstößen und anderen mit Lebensgefahr verbundenen Unfällen entsteht ein Zustand, der die Benennung „traumatische Neurose" erhalten hat. Der schreckliche, eben jetzt abgelaufene Krieg hat eine große Anzahl solcher Erklärungen entstehen lassen und wenigstens der Versuchung ein Ende gesetzt, sie auf organische Schädigung des Nervensystems durch Einwirkung mechanischer Gewalt zurückzuführen", wobei er sich zur Bestätigung auf die Ansichten Ferenczis, Simmels und Jones beruft. Hier werden deutlich gegenübergestellt auf der einen Seite die mechanische Erschütterung und auf der andern die Unabhängigkeit der Erkrankung von der möglichen organischen Verletzung, die ihre Wurzel in mechanischen Grundlagen hat. (Vgl. „Jenseits des Lustprinzips", S. 23—31.)

Bei alledem leugnet Freud nicht, daß das Psychische gewisse Stützpunkte im Physiologischen, im Gehirn, hat. Welchen Charakter aber haben diese Stützpunkte?

Durch die ganze Geschichte des Idealismus geht wie ein roter Faden die Meinung der Abhängigkeit des Psychischen vom Physischen, eine unbestimmte Meinung, die ganz den Anschein des

* Sperrungen und Bemerkung in Klammern von W. Ju. Der Übersetzer.

Materialismus besitzt, die aber ihn in Wirklichkeit verneint. Diese Meinung behauptet, daß die physiologische Welt die Sphäre sei, die die volle Entfaltung des Psychischen hemmt. Das Psychische erscheint als ein gewisses zeitloses und raumloses Reservoir der psychischen Potenzen, die sich der harten Rinde des Gehirns anpassen müssen und deshalb nur teilweise, und zwar in verzerrter Form, sich durchringen und offenbaren können.

Diese Meinung finden wir bei Platon und in deutlicher und mehr durchdachter oder, besser gesagt, in einer mehr plastischen, mythologisierenden Form bei Plotin. Lamettrie betonte dies genial in seiner Polemik mit dem Breslauer Arzt Dr. Tralles, worin er diese Anschauung „superstitio Tralliana" (Tralles Aberglaube) taufte. In unserer Zeit sind ihre glänzendsten Anhänger und Virtuosen die Begründer des gegenwärtigen Spiritualismus, Bergson und — Freud. Wir erinnern uns alle noch jener glänzenden Seiten in „Materie und Gedächtnis", wo Bergson die ganze reiche Literatur der gegenwärtigen Psychopathologie dazu benützt, um schließlich ihre Grundlage zu verwerfen. Bei ihm ist das Psychische nicht eine Funktion des Physiologischen. Das Psychische tritt auf die Szene als Beweis der menschlichen Freiheit an den Punkten, wo der Zusammenhang der mechanischen Prozesse durchbrochen wird, dann, wenn vor uns verschiedene Möglichkeiten der Auswahl stehen, wo das Physiologische Schlitze aufweist, wenn der fließende Strom des physiologischen Prozesses aufgehalten wird. Von dieser Tatsache, daß die physiologische Reihenfolge die psychische begleitet, darf man nicht ableiten, daß das Physiologische uns das Psychische erklärt. Solch ein Standpunkt wäre ein pars pro toto; er käme dem Gedanken gleich, daß die Schraube das Dampfschiff sei, weil ohne Schraube das Dampfschiff sich nicht bewege. Bei der Empfindung besteht noch eine gewisse Übereinstimmung zwischen dem Psychischen und Physischen. Aber die Empfindungen entstehen an der Grenze des Psychischen und Physischen, sie sind keine psychischen Funktionen par excellence. Das Gedächtnis — dieser Ausdruck der Seele — ist bereits vom Gehirn unabhängig. Das Gehirn kann der Anlaß, aber nicht die Ursache seiner Entstehung sein. Je mehr wir uns in die Tiefe des Geistes versenken, um so deutlicher und augenscheinlicher stellt sich seine Selbständigkeit heraus. Es bestehen viele „Ebenen" (les plans) im menschlichen Leben. Die Seele hängt nur in der Ebene der gewöhnlichen Tätigkeit von materiellen Prozessen ab, in den andern Ebenen hemmen sie die Entfaltung ihres ganzen Reichtums. Auch Freud begnügt sich nicht mit der üblichen Psychologie. Ihn interessieren nicht jene Gebiete der Seele, denen man bereits durch die ständige Berührung mit unserer materiellen und sozialen Welt alles Spezifische nehmen konnte. Als Gegengewicht zur Psychologie will er eine neue Lehre aufstellen, Metapsychologie, die Geheimnisse der geistigen Welten enthüllen, von der unsere gewöhnliche Welt der „assoziativen" Vulgärpsychologie nur ein blasser und armer Abglanz ist. In der letzten Zeit arbeitete Freud besonders auf dem Gebiet der Metapsychologie, die er selber zuweilen als im höchsten Grade spekulativ und mystisch bezeichnet, mit dem

größten Eifer. („Jenseits des Lustprinzips", Seite 21.) Hierbei treffen die Konzeptionen Freuds und Bergsons fast zusammen. Den Empfindungen Bergsons, diesen „unreinen" Offenbarungen des Geistes, entsprechen bei Freud die „Triebe", die an der Grenze zwischen Psychischem und Physischem entstehen, das Physische im Psychischen bildend. Dieses Gemisch wird durch die Freudisten als „Verfall" des Psychischen, dessen „Zersetzung" (Rank: „Der Künstler", Seiten 49, 65) ganz im Geiste der „Erschlaffung" Bergsons erklärt. Auch bei Freud figuriert die Theorie des „Schlitzes" im Sinne Bergsons. Psychische Bildungen zeigen sich nicht, wenn im Organismus sich Wunden bilden. * Folglich, wenn das Psychische nicht gezwungen ist, zu „drängen", sich zu verdichten, alle Möglichkeiten der Auswahl aufzuhäufen, uranfängliche Pläne aller möglichen Wege des Ablaufs zu zeichnen, sondern ohne Hindernis „sich entladen" kann. Diesen Sinn hat die Freud-Breuersche Einteilung der psychischen Energie in gebundene und freie, d. h. solche, die sich automatisch entlädt. Der niedrigste Grad des Bewußtseins (W.-Bewußtsein) ist — die freie Energie. Ganz wie bei Bergson. (Vgl. „Jenseits des Lustprinzips", S. 24.)

Wie bei Bergson, so bildet auch bei Freud nicht unser ganzer Kortikalapparat den Empfänger der äußeren Eindrücke, sondern eher ein Mittel zum Schutz vor Reizen („Reizschutz", „Jenseits des Lustprinzips", S. 24), das den Zweck hat, nur die Möglichkeit der psychischen Entfaltung zu signalisieren. Von einer Übereinstimmung des Psychischen mit dem Physischen kann hier keine Rede sein.

Man kann zwar einwenden daß es sich hierbei um nicht normale Erscheinungen handelt, aber gerade die nicht normalen Erscheinungen waren für Freud der Anstoß für seine allgemeinen psychologischen Theorien, genau, aufs Haar genau wie bei Bergson, für den die Psychopathologie den Schlüssel zur Psychologie bildet.

Sowohl bei Bergson als auch bei Freud ist das Psychische raumlos und zeitlos. Bergson anerkennt zwar für psychische Prozesse eine „Dauer" („durée"). Aber diese „Dauer" ist nicht Zeit in unserer gewöhnlichen Bedeutung, das Psychische als „durée" wird beim Eintritt in die körperliche Welt durch unsere „verräumlichte" Zeit angesteckt und verliert sein Wesen. Bei Freud ist das Psychische oder die Grundlage des Psychischen — das Unbewußte — auch nicht zeitlich (zeitlos) und raumlos. Er bestätigt die Theorie Kants von der Subjektivität des Raumes und der Zeit, was Freud besonders unterstreicht: „Ich gestatte mir, an dieser Stelle ein Thema flüchtig zu berühren, welches die gründlichste Behandlung verdienen würde. Der Kantsche Satz, daß Zeit und Raum notwendige Formen unseres Denkens sind, kann heute infolge gewisser psychoanalytischer Erkenntnisse wieder einer Diskussion unterzogen werden. Wir haben erfahren, daß die unbewußten Prozesse an sich ‚zeitlos' sind, das

* „An der traumatischen Neurose heben sich zwei Züge hervor, die zur Überlegung veranlassen: erstens, daß das Hauptgewicht der Verursachung im Moment der Überraschung, des Schrecks liegt, und zweitens, daß eine gleichzeitig erlittene Verletzung oder Wunde zumeist der Entstehung der Neurose entgegenwirken." („Jenseits des Lustprinzips", S. 8—9. Sperrung von W. Ju. Der Übersetzer.)

heißt zunächst, daß sie nicht zeitlich geordnet werden, daß die Zeit nichts an ihnen verändert, daß man die Zeitvorstellung nicht an sie heranbringen kann" („Jenseits des Lustprinzips", Seite 25).

Das Psychische haust, nach Bergson, irgendwo in einem unbestimmten Gebiet. Aber sich nach den Bedürfnissen der Praxis richtend, unterzieht es sich einem gewissen Prozeß der „Mimikry", paßt sich der körperlichen Welt an und verliert sein reines Gesicht. Bei Freud ist diese Dualität ebenfalls zu bemerken. Auch bei ihm ist das Psychische der Ausdruck zweier entgegengesetzter Prinzipien: des Lustprinzips und des Realitätsprinzips. Das Lustprinzip ist — das rein Psychische; das Realitätsprinzip ist — das verzerrte Psychische.

Wie wir sehen, spielt hier das Gehirn, wie bei Bergson, nur die Rolle der Entstellung und nicht die Basis des Psychischen.

Von den Berührungspunkten der Psychoanalyse mit dem Voluntarismus Schopenhauers werden wir später sprechen.

Bei Bergson ist das psychische Leben par excellence das Leben der Erinnerungen. Mit der Erinnerung kommen wir in das psychische Gebiet hinein — sagt er in „Materie und Gedächtnis". Die Erinnerungen dringen die ganze Zeit auf unser Hirn ein, sie möchten gern ganz durch dessen Kanäle entweichen. Aber vergebens stoßen sie an die Tür der Ganglienknoten. Nur die kommen heraus, die sich den Bedürfnissen der betreffenden praktischen Handlung anpassen. Aufs Haar genau dem gleichen begegnen wir auch bei Freud. Das psychische Leben in reiner Form ist für Freud — das Leben der Erinnerungen. Die Neurotiker kranken an den Erinnerungen — das ist das geflügelte Wort der Psychoanalyse. Die Welt der Erinnerungen ist reicher als unsere bewußte Welt. Hierher arbeitet sich nur das durch, was durch die Schranken unserer Zensur hindurchgeht, durch das Tor des Realitätsprinzips, dessen Basis, nach der Theorie der Erklärung im „Jenseits des Lustprinzips", der äußere Teil der Gehirnrinde bildet. Kann man die Bedingung für die Grundlage halten? Kann der Schlüssel, der die Tür zur Schatzkammer öffnet, irgendetwas über die Schätze aussagen? —, so kann wie Bergson Freud fragen.

II.

Auf den ersten Blick erscheint uns das psychologische System Freuds als eine gut gefügte Konstruktion, in der jeder Teil eine bestimmte Stelle einnimmt und sich in streng festgesetzten Verhältnissen zu den andern Teilen befindet, mit einem Worte, daß seinem System ein Monismus eigentümlich ist; und eben seine Anhänger und Schüler betonen und preisen ihn als ein nachahmenswertes Beispiel.

Bei sorgfältigerer Untersuchung stellt sich heraus, daß von Monismus bei Freud keine Rede sein kann, daß sogar seine rein psychologische Theorie — schon gar nicht von seiner soziologischen zu reden — von unglaublichen Widersprüchen wimmelt, die jeden vor den Kopf stoßen müssen, der sich von dem Einfluß des Stils, des Flusses der sehr schönen Ausdrücke und wirklich scharfsinnigen

„Apercus" freigemacht hat und mit dem Skalpell der nüchternen Forschung herantritt.

In der Grundanschauung über das Psychische herrscht bei Freud und den Freudisten größte Ungewißheit und Unschlüssigkeit. Auf der einen Seite besteht bei Freud, wenn man sich so ausdrücken darf, eine „hydrodynamische" Konzeption des Psychischen, wobei der Autor fast ganz die Begriffe der Hydrodynamik benützt. In einer seiner letzten Arbeiten wird das Psychische von Freud unter dem Gesichtswinkel der thermodynamischen Begriffe betrachtet (gebundene und freie Energie = latente und freie Wärme), wobei sogar das Gesetz der Entropie in der Form des toten „anorganischen" Gleichgewichts figuriert, ungeachtet dessen, daß dieses Gesetz in der Thermodynamik stark von Nernst erschüttert wurde. Auf der andern Seite sehen wir bei ihm die atomistische Auffassung des Psychischen in der Art Herbarts. Diese Atomreale besitzen, wie bei Herbart, dynamische Eigenschaften: Sie ziehen sich gegenseitig an oder stoßen sich ab. Sie übermitteln einander Impulse und hemmen einander beim Übergang in den Bereich des Bewußtseins usw. . . Das Psychische wird gewissermaßen einer Schachtel mit Atomen in der Art wie in der kinetischen Gastheorie ähnlich gemacht, eine Schachtel, die schon von vielen Psychologen in ihrer Polemik mit Herbart gegeißelt worden ist. Zwar sehen viele Assoziationspsychologen im Gesetz der Assoziation allerdings eine Art Gesetz der allgemeinen psychischen Gravitation. Aber die Psychologie Freuds entstand als Protest gegen die Assoziationspsychologie, die nach der Meinung der Freudisten zu allgemein ist und daher nichts erklärt.

Man bezeichnet gewöhnlich Freud als den hervorragendsten Theoretiker des Unbewußten, und er selbst sieht sein hauptsächliches wissenschaftliches Verdienst in der umfassenderen Anwendung dieses Begriffes, als dies bis dahin der Fall war.

Indessen hat er keine streng durchdachte und homogene Theorie des Unbewußten, oder richtiger gesagt, es existieren bei ihm in dieser Hinsicht einige Theorien. Um das zu beweisen, müssen wir uns mit seiner Lehre von der Struktur des Bewußtseins im weiten Sinne des Wortes bekanntmachen.

Das ganze Psychische teilt Freud in drei Teile (das Schema dieser Einteilung wird von dem Autor am deutlichsten in seinem Buche „Das Ich und das Es" dargestellt): Unbewußtes, Vorbewußtes und Bewußtes. Vorbewußt sind jene Elemente unserer Psyche, die man zu einer bestimmten Zeit nicht im Bewußtsein findet, die aber dorthin übergehen können.

Wie das Unbewußte bestimmen? Unbewußt ist jener Teil des Psychischen, der in keinem Falle, nie, über die Schwelle des Bewußtseins gelangen kann. Seinen Inhalt bilden die Sexualtriebe verschiedenen Charakters; da die Psyche sexuell polymorph ist, so können diese Triebe deshalb nicht bewußt werden, weil sie als sozial schädlich, von der Zensur des Bewußtseins unterdrückt, außerhalb der Schwelle des Bewußtseins bleiben und ihre Tätigkeit nur auf Umwegen, in maskierter Form, im Bewußtsein ausüben. Hier bereits wird mit einem Schlage eine sehr große Schwierigkeit der

Psychoanalyse ersichtlich. Vor allem: Wie kann man auf den Inhalt des Unbewußten hinweisen, wenn man nicht imstande ist, ihn zu analysieren, da er nie über die Schwelle des Bewußtseins gelangt? Freud schwankt. Einerseits nähert er das Unbewußte dem Bewußten, beseitigt die unpassierbare Grenze, die nach der Theorie zwischen ihnen bestehen soll, andererseits anerkennt er für das Unbewußte eine irgendwie vollständige qualitative Besonderheit.

Wir führten bereits früher das Zitat über das Zeitlose und Raumlose des Unbewußten an. Aber Freud unterstreicht noch seinen alogischen Charakter (in dem Buche: „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten). * Auch Kolnai spricht davon in seinem oben erwähnten Buche: Das Unbewußte arbeitet nur mit dem Nebeneinander, die Beziehung des Entweder — oder, der Gegensatz ist ihm unbekannt; seine daran anknüpfende Eigenschaft ist die Mobilität (daß die Gestaltung der Assoziationen von äußerer Bestimmung frei ist) und die Zeitlosigkeit, die Vernachlässigung der Umstände der Außenwelt (Kolnai, S. 44).

Man fragt sich: Wie kann das Bewußte etwas der Zensur unterwerfen und verdrängen, was außerhalb jeder Logik ist? Das ist unverständlich! Muß doch das Verdrängte einen bestimmten Inhalt haben, müssen doch wenigstens Grundtendenzen dieses Inhalts vorhanden sein. Im entgegengesetzten Fall wäre die Zensur eine ganz unerklärliche Sache. Diese Schwierigkeit bemerkten bereits die Schüler Freuds, und sie setzten an Stelle des Sexualtriebs Trieb überhaupt, ohne bestimmten Inhalt, wodurch alles Spezifische der Psychoanalyse beseitigt war, und letztere auf schiefer Ebene zu Schopenhauer herunterrollte (Rank, „Der Künstler").

Freud sah den Widerspruch dieser Theorie. In seiner „Neurosenlehre" entwickelte er die neue Theorie der „Verurteilung", die die hinkende Theorie der „Verdrängung" ersetzen sollte. In dieser neuen Konzeption ist das, was früher unbewußt war, das heißt, alle sexuell-antisozialen Triebe, dem Bewußtsein seinem Inhalt nach bekannt, und sie werden durch das Bewußtsein absichtlich, eben wegen ihres sozial schädlichen Charakters, verdrängt. „Die entwickelte Form der Überwindung antisozialer Wünsche ist die Verurteilung, ein kritisches Zurückweisen (von mir gesperrt: W. Ju.) und Nichbefriedigen des betreffenden Triebes. Sie (die Verurteilung; W. Ju.) erlaubt, sie wünscht geradezu das Bekenntnis dessen, daß der betreffende Wunsch tatsächlich, existiert und seine Beseitigung Mühe beansprucht" (Kolnai, op. cit. S. 50). Und an einer anderen sehr wichtigen Stelle: „Die Verurteilung, weit entfernt davon, eine Huldigung für das Unbewußte zu bergen, ist eben die Befreiung der Persönlichkeit von der Unbewußtheit" (Kolnai, op. cit. S. 53).

Hier tritt das Unbewußte in einem anderen Licht auf. Sein Inhalt, erstens, ist uns bekannt, zweitens geht der ganze Akt der Verdrängung im Bereich des Bewußtseins vor sich und ist eine absicht-

* Hier werden einige geneigt sein, ein Argument für die „Dialektik" der Freudschen Psychologie zu sehen. Über diese scheinbare Dialektik werden wir später sprechen.

liche Bestrebung des Bewußtseins. Die Begriffe Verdrängung und Verurteilung widersprechen einander, die Rolle des Unbewußten ändert sich. Außerdem besteht noch eine zweite Schwierigkeit.

Ist doch bei Freud die Neurose eine Folge der Konversion des Unbewußten, wobei dem Kranken der Inhalt des Unbewußten nicht bewußt wird! Die ganze Theorie der Neurose muß jetzt entweder auf dem zweiten Prinzip aufgebaut werden, oder man muß sagen, daß nur bei den Neurotikern das Unbewußte wirklich unbewußt ist.

Die Freudisten bemühen sich aus der Schwierigkeit dadurch herauszukommen, daß sie die Verurteilung nur den höheren Kulturstufen zuschreiben. So sagt z. B. Kolnai: „das System der Verurteilung gehört zu einer anderen ganz anders gearteten Gesellschaftsstruktur als das Verdrängungssystem" (Kolnai, S. 50). Aber auch bei einer solchen Wendung der Dinge wird die Schwierigkeit nicht beseitigt. Bei alledem bleibt die Frage nicht beantwortet, wann denn und unter welchen Umständen das System der Verdrängung durch die Verurteilung ersetzt wird, und wie ein solches System möglich ist. Andererseits wissen wir, daß wir mit der Entwicklung der Kultur ganz in die Epoche der Hysterie übergehen (nach Rank), die Zahl der Neurosen sich vergrößert und umgekehrt das Unbewußte in immer tiefere Schichten sinken sollte. Der Ersatz des Systems der Verurteilung durch das System der Verdrängung sollte die logische Folge der letzteren Anschauung sein. Aber der aufgedeckte Widerspruch ist noch nicht der größte.

Wir sprachen schon davon, daß das Unbewußte alogisch ist. Es ist auch amoralisch und bedarf deshalb einer Zensur. Das war wenigstens die Meinung der Freudisten bis in die letzte Zeit. Aber in seinen letzten Arbeiten verließ Freud seinen früheren Weg (überhaupt unterscheiden sich die letzten Arbeiten Freuds in vielem von seinen früheren, hauptsächlich im Sinn einer Lossagung vom Monismus und der bewußten Unterstreichung des Dualismus — diese Revision verdankt Freud teilweise der äußeren Kritik, teilweise dem Umstande, daß sich innerhalb der Psychoanalyse viele voneinander verschiedene Richtungen gebildet haben, wobei viele hervorragende Freudisten die ersprießliche Theorie gänzlich aufgaben. Hier werden durch das Unbewußte sehr viele hohe Eigenschaften des Bewußten verrichtet. So spricht z. B. Freud vom Schuldgefühl als der Grundeigenschaft des Unbewußten, wobei er selbst unterstreicht, daß diese Meinung scharf von der abweicht, die er früher gelehrt hat. „Weit befremdender ist aber eine andere Erfahrung. Wir lernen in unseren Analysen, daß es Personen gibt, bei denen die Selbstkritik und das Gewissen, also überaus hochgewertete seelische Leistungen, unbewußt sind und als unbewußt die wichtigsten Wirkungen äußern; der unbewußte Charakter des Widerstandes (gegen das Auftauchen unserer Sexualtriebe; W. Ju.) in der Analyse ist also keineswegs die einzige Situation dieser Art. Die neue Erfahrung aber, die uns nötigt, trotz möglicher kritischer Einwendungen, von einem unbewußten Schuldgefühl zu reden, verwirrt uns weit mehr und gibt uns neue Rätsel auf (von mir

gesperrt; W. Ju.), besonders wenn wir allmählich erraten, daß ein solches unbewußtes Schuldgefühl bei einer großen Anzahl von Neurosen eine ökonomisch entscheidende Rolle spielt und der Heilung die stärksten Hindernisse in den Weg legt. Wollen wir zu unserer Wertskala zurückkehren, so müssen wir sagen: „Nicht nur das Tiefste, auch das Höchste am Ich kann unbewußt sein". (Freud, „Das Ich und das Es", S. 29—30.)

Hier wird nicht nur die Theorie des Unbewußten über den Haufen geworfen, sondern auch die Theorie der Neurosen als rein asozialer Erscheinungen. Wie Freud selbst imstande sein wird, diese seine neue Ansicht mit seiner früheren Lehre in Einklang zu bringen, bleibt bis jetzt noch unbekannt.*

Immer mehr rücken Freud und die Freudisten von ihrem Begriff des absolut Unbewußten ab. Das ist begreiflich. Durch die Absonderung des Bewußten vom Unbewußten errichten sie zwischen beiden eine solche unüberbrückbare Kluft, daß der Übergang von einem zum anderen unerklärlich bleibt. Viele sind geneigt zu glauben, daß hier ein gewisser „dialektischer Sprung" möglich sein kann. Aber ein solcher Sprung kann nur dort und nur dann stattfinden, wenn die Quantität eine bestimmte Grenze erreicht. Wie kann man aber von einer Quantität in bezug auf das reden, was nicht der Zeit- und Raumbestimmung unterliegt, was sich überhaupt nicht bestimmen läßt? So bleibt es auch unbekannt, was man die Quantität des Unbewußten nennen soll.

In der letzten Zeit erklären Freud und die Freudisten das Unbewußte als das nicht durch die Sprache Vergesellschaftete. „An einer anderen Stelle habe ich schon die Annahme gemacht, daß der wirkliche Unterschied einer ubw. von einer vbw. Vorstellung (einem Gedanken) darin besteht, daß die erstere sich an irgendwelchem Material, das unerkannt bleibt, vollzieht, während bei der letzteren (der vbw) die Verbindung mit Wortvorstellungen hinzukommt. Hier ist zuerst der Versuch gemacht, für die beiden Systeme Vbw und Ubw Kennzeichen anzugeben, die nichts mit der Tatsache des Bewußtwerdens gemein haben (von mir gesperrt; W. Ju.). Die Frage: „Wie wird etwas bewußt?" lautet also zweckmäßiger: „Wie wird etwas vorbewußt?" Und die Antwort wäre: „Durch Verbindung mit den entsprechenden Wortvorstellungen" („Das Ich und das Es", S. 19—20.) Und Kolnai: „Ganz abweichend verhält es sich mit dem Unbewußten. Sein Hauptzug besteht nicht darin, daß es in der Seele zu keiner Rolle gelangen könnte, denn das ist nur in einem gewissen begrenzten Sinne wahr (früher war das ganz und gar unwahr!! W. Ju.), sondern daß es nicht vor die Gesellschaft kommen kann. . . . Im

* Hier ist zweifellos der Einfluß Kants und seiner Lehre über das Moralische, als das metaphysische Wesen des „Ich", vorhanden. Die Lehre von dem ursprünglichen Schuldgefühl ähnelt der Lehre Anaximanders von der metaphysischen Schuld und noch mehr dem „radikalen Bösen" Kants, deren Weiterentwicklung sie auch ist (vgl. „Massenpsychologie und Ich-Analyse", S. 10 Auf dieser Grundlage haben viele Freudisten aus dem Kreise der reinen Literaten nicht wenig Elemente des entsprechend umgearbeiteten „Dostojewskitums" in die Lehre Freuds hereingebracht.)

Unbewußten erscheint alles, was im Bewußtsein organische, formelle, grammatische Konstruktion war, als Rohmaterial." (Kolnai, Seite 42 und 44.)

Das Unbewußte spielt hier die Rolle des psychologischen Materials für eine gewisse logische Bearbeitung; es wird wahrgenommen, wird aber nicht bewußt. An diesen Stellen berührt sich Freud mit den Theorien des Soziomorphismus. Alle unsere Begriffe, die Hauptkategorien des Denkens, sind eine wortgrammatikalische Bearbeitung des ungeordneten Materials. Freud hat natürlich seine Gedanken nicht zu Ende gedacht. Er vermutet nicht, daß eine solche logische Schlußfolgerung zu einer vollständigen Loslösung von der Wirklichkeit oder zum Kantianismus führen würde, wenn man, dem letzten Zitat Kolnais folgend, das Bewußte als die Welt der Formen behandelte. Eine solche Wendung nahm die Theorie Freuds unter dem Einfluß des freudistischen Leibsoziologen Dürkheim. Die Natur z. B. verwandelt sich bei ihm in eine Kategorie der Gesellschaft. Damit ist Kolnai einverstanden: Er charakterisiert nur den freudistischen Soziomorphismus als einen psychologischen im Gegensatz zum erkenntnistheoretischen Soziomorphismus Dürkheims. „Dürkheim, dessen Gegenstand sowohl wie sein Ausgangspunkt grundverschieden sind, behauptet im wesentlichen dasselbe. Er schreibt nicht nur der Religion, sondern auch den Ideen des Raumes, der Zeit, der Kausalität und der Gruppe einen sozialen Ursprung zu. Sein „Soziologismus" ist mehr erkenntnistheoretisch, der „Soziologismus" der Psychoanalyse mehr psychologisch." Kolnai, Seite 38.) Aber das ist eine Frage zweiten Ranges. Wichtig ist, daß wir hier bei der vollständigen Negation des freudistischen Unbewußten angelangt sind; der Kreis schließt sich. Wir sind bei der Negation angelangt, aber — leider — nicht bei der dialektischen Negation.

III.

In der Einleitung des Aufsatzes sprach ich vom Ästhetizismus und Stilismus Freuds. Hier möchte ich meinen Gedanken genau auseinandersetzen und den Beweis für das Vorhandensein dieses Zuges liefern. Unter Ästhetizismus der Weltanschauung verstehe ich: die Verbindung einer Idee mit anderen Ideen, die nur entfernte Ähnlichkeit mit der betreffenden Idee haben, die aber die betreffende Idee zu einem durch ästhetische Momente der Weltanschauung wirkenden Ganzen abrunden. Ästhetisiert und stilisiert war z. B. die Idee der Demokratie bei dem englischen Romantiker Shelley (Queen Mab u. a.) oder bei dem polnischen Romantiker Slowacki. Ästhetisiert ist der heutige Industrielle bei Marinetti und den Futuristen, der aller Wirklichkeit fremd und der Psychologie von Unternehmern vollständig bar ist. Ästhetisiert ist der heutige Marinismus in den billigen geographischen Oden Whitmans, aber auch die Psychologie des Unternehmers ging bei dem Syndikalisten Sorel in Stilismus über, wo sie sich mit dem halbpoetischen und halbvitalistischen Elanbegriff Bergsons vereinigt. Die Ästheti-

L. L. N. ... OF GEOR...

sierung ist eine rein parasitäre intellektuelle Einstellung. Im kommunistischen Lager sind Elemente der Stilisierung bei Lukacz bemerkbar. Jede Kritik gegen ihn muß von hier ausgehen. Alle seine anderen Irrtümer haben hier ihre Wurzel.

Ich behaupte, daß die Psychoanalyse immer mehr und folgerichtiger in das Gebiet der Stilisierung übergeht. Bei Freud, einem ernsten Manne der Wissenschaft war sie früher fast unbemerkbar, kommt aber jetzt immer mehr, hauptsächlich unter dem Einfluß seiner eigenen Schüler, zum Vorschein. Diese Schüler sind typische, kulturell-raffinierte Intellektuelle mit sehr großen Interessen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, der Ethnologie — wobei sie auch hier in erster Linie von ästhetischen Momenten angezogen werden — und der Philosophie, aber für jene ihrer Teile, in denen sie sich am meisten mit der emotionalen Welt berührt oder in dem verlockenden Halbnebel der Mystik und der Poesie haust.

Ich spreche von dem metaphysischen Untergrund, den Freud und die Freudisten ihrer Lehre vom Unbewußten und dem Psychischen überhaupt verliehen haben, um einerseits auf den ästhetisierenden Eklektizismus ihrer Lehre hinzuweisen und andererseits die Legende von der materialistischen Grundlage der Psychoanalyse zu untergraben.

Seine Metaphysik legte Freud hauptsächlich in seinen zwei letzten Arbeiten nieder: im „Jenseits des Lustprinzips" und „Das Ich und das Es". Man kann sie charakterisieren als eine Kombination aus der Aristotelischen Lehre — in der heutigen neuvitalistischen Drapierung und der Fichteschen, ausgedrückt in den schönen Bildern Bergsons und teilweise Fechners — nicht des Psychophysikers Fechner, sondern des Träumers — und Nietzsches.

Freud und die Freudisten gehen von dem Begriff des Triebes aus. Dieser Begriff vereinigt sich bei ihnen mit dem Begriff der Tathandlung Fichtes und mit dem Begriff des Willens bei Schopenhauer. Auf Grund dieser Begriffe baute Freud sein Weltbild auf, dessen Charakter ungefähr so ist: Aus den unbewußten Tiefen unseres Ich fließen unendliche Bäche psychischer Energie in eine elementare, ewig tätige und blinde Lava zusammen, die danach strebt, „sich uferlos zu ergießen". Diese psychische Kraft ist der Strom des Lebens, der alles umfassen möchte, alles in seinen Strudel hineinreißen möchte. Aber in den Tiefen dieses Stromes, den Freud oft nach Plato als Eros bezeichnet, entsteht ein zweites, ihm entgegengesetztes Prinzip, das „Realitätsprinzip". „Die Erfahrung, daß mit zunehmender Komplizierung der Verhältnisse nicht jeder Trieb befriedigt werden kann und das Begehren bis zum Eintritt eines der Befriedigung günstigen Zeitpunktes schweigen muß, führt zur Einsetzung des von Freud als „Realitätsprinzip" erkannten psychischen Systems, das sich dem ursprünglich herrschenden „Lustprinzip" als zuverlässiger Führer durch die Schwierigkeiten der Wirklichkeit bietet." (Rank, „Der Künstler", Seite 33.)

Die Welt teilt sich in zwei Teile. Einesteils haben wir den blinden, in sich selbst verliebten Trieb, anderenteils das Gefühl

der Realität, der festen Konturen der Wirklichkeit. Dieses bildet die Gefühlsorgane und das, was wir Verstand nennen. Wie bei Schopenhauer, so ist auch bei Freud die Welt die Produktion des eigenen „Ich" mit dem Ziel der Regulierung unserer Triebe. Hier wie dort spielt ja die Welt der Empfindungen eine untergeordnete Rolle, sie ist ein Instrument in den Händen des Eros. Mit der Ausgestaltung des Trieblebens und des psychischen Apparats wurde dem Menschen die Möglichkeit geboten, den Außendingen immer noch in irgendeiner Form Lust nach Analogie des Sexualobjektes (von mir gesperrt; W. Ju.) abzugewinnen. Mit Hilfe der durch erogene Beiträge und zum Zwecke der Erhaltung des Lebens aus der überall erregbaren Haut differenzierten Sinnesorgane (Sinnlichkeit) entwickelte sich der Verstand. (Rank, „Der Künstler", Seite 36.) Hier wird die Verbindung der Erotik mit der Entstehung der Welt ersichtlich. Das ist das Stadium des gemäßigten Schopenhauertums. Der Gedanke der Freudisten ist hier noch sehr bescheiden: Der Trieb wirkt innerhalb einer außer ihm seienden Materie, wobei die Frage des Vorrechtes noch nicht klar ist.

Viel deutlicher tritt die Idee des Primats des Triebes über die Materie, wobei die Materie bereits die Rolle der passiven Umgebung spielt, im „Das Ich und das Es" hervor. Jedem dieser beiden Triebarten soll ein besonderer physiologischer Prozeß (Aufbau und Zerfall) zugeordnet, in jedem Stück Leben der Substanz sollen beiderlei Triebe tätig sein, aber doch in ungleicher Mischung, so daß eine Substanz die Hauptfunktion des Eros übernehmen könnte. („Das Ich und das Es", Seite 50.) In der Schrift „Jenseits des Lustprinzips" erreicht der Gedanke des Primats des Ich, des Menschen, als des Schöpfers der Welt, einen ganz präzisen Ausdruck. Gleich Schopenhauer erreicht Freud dies durch die Anerkennung der weltschöpferischen Bedeutung der Projektion. (Eine andere Bedeutung der Projektion werden wir später kennenlernen.) Das menschliche Gehirn besteht nach Freud aus einigen Schichten. Seine obere Schicht ist die Grundlage des Bewußtseins: Sie stellt eine anorganische Membran dar, die genau die Einflüsse der äußeren Welt wiedergibt. Sie ist die Grundlage der Empfindungen, die mit dem Verschwinden des Erregers vorübergehen.

Der Zweck dieser äußeren Membran ist nicht so sehr die Wahrnehmung der Welt, als der Reizschutz. Unter dieser Schicht befinden sich die Erinnerungszentren. Freud hat bekanntlich, im Gegensatz zu allen Physiologen, die physiologische Grundlage einiger psychischer Funktionen in die Tiefe des Gehirns verlegt. In diesen tiefsten Tiefen des Gehirns wirkt eigentlich unser Geist, hier spielt sich auch das Drama der Weltschöpfung ab. Wir wissen bereits aus den früheren Gedankengängen, daß die in das Schauen unklarer Bilder — der Vorstellungskeime — versenkten Triebe den Grundkern unseres Geistes bilden. Unser Ich ist bestrebt, das mit der Nichtbefriedigung des Triebes verbundene unangenehme Gefühl zu beseitigen. Um das zu verwirklichen, projiziert es den Inhalt dieser Gefühle nach außen. Auf diese Weise kann es sich des Schutzes der äußeren Membran bedienen. Dadurch verwandelt sich

der eigene psychische Inhalt in die äußere Welt, die obere Membran des Gehirns wird der Knoten, wo diese mystische Projektion vor sich geht.

Hier wird endlich der Punkt auf das i gesetzt. Der absolute Subjektivismus stilisiert in das prächtige Kleid der Physiologie — und Berkeley-Fichte sprechen jetzt in der eisernen Sprache der Topologie des Gehirns. Den noch nicht überzeugten Leser verweise ich auf „Jenseits des Lustprinzips", Seite 26.

Das ist der zweite Versuch, die Genesis der Welt und des Gefühls darzustellen. Der erste Versuch wurde von Hurwicz gemacht, fand aber keinen Anklang. Der freudistische hat mehr Chancen, in unserem auf Sensation hereinfallenden Jahrhundert Anklang zu finden.

Zweifellos führte die große Bedeutung unserer Triebe im psychischen Leben zu ihrer Absolutisierung und zu ihrer Verwandlung in Grundsteine des Weltbaues. Sie führte auch zu einer wissenschaftlich-stilisierten Drapierung einiger Vorurteile des Idealismus. Ich habe schon früher von dem Aphysiologismus der Freudisten gesprochen. Unter dem Vorwand des Sieges des Neovitalismus (auch eine der Ideologien des Zerfalls) in unserer Zeit führen die Freudisten eine rein idealistische Theorie der gegenseitigen Einwirkungen durch. Die Idee der Dominanten von Driesch mit der Theorie der Triebe kombinierend, haben die Freudisten ein „drittes Reich" gebildet, das weder physische noch psychische Reich der Triebe. „Das Psychische ist also abgeschwächtes, durch Entziehung von Libido verfeinertes „Physisches", und am Triebe, den Freud als Grenzbegriff zwischen Seelischem und Körperlichem faßt, spielt sich dieser Prozeß ontogenetisch mit greifbarer Deutlichkeit ab." (Rank, „Der Künstler", Seite 33.)

Dieses Übergangsreich, wovon übrigens schon Descartes in seinen „Prinzipes" sprach, gibt den Freudisten zwei Vorteile. Erstens gibt es ihnen die theoretische Möglichkeit, eine „reine" Psychologie zu schaffen. Wenn die rein psychologischen Prozesse nichts „lösen" können, wenn man zur Physiologie greifen (im Gegensatz zum Gesetz der Erhaltung der Energie) und den physiologischen Prozeß als ein gleichwertiges Glied in der Kette der psychischen Prozesse einsetzen muß, so können die Freudisten dies ruhig tun, da für sie das Physiologische auch bis zu einem gewissen Grad psychisch ist. Zweitens gibt eine solche Fragestellung die Möglichkeit, eine „janusartige" Politik im Verhältnis zum Materialismus und Idealismus zu führen. Durch den Materialismus bedrängt, weisen sie auf ihre „Triebe" als auf etwas Physisches im Psychischen hin. Vom Idealismus bedrängt, handeln sie umgekehrt: Der Trieb verwandelt sich in das Psychische im Physischen. Den modernen Beschauern der Ereignisse, allen aristokratischen Naturen, den Predigern der Ataraxie können sie eine von der Libido befreite Welt der platonisch-schopenhauerischen θεωρία bieten. Sic itur ad astra. Die allumfassende Unbestimmtheit schillert in allen Regenbogenfarben der göttlichen Universalität.

IV.

In der letzten Zeit begibt sich die Psychoanalyse Freuds immer bewußter auf das dualistische Gleis. Der freudistische Dualismus ist entweder eine psychoanalytische Interpretation der Lehren Bergsons und Kants oder eine Apologie der heutigen Zersetzung. In den neuesten Arbeiten wurde Freud bewußt zum Philosophen der Zersetzung; diese Tatsache wirft ein grelles Licht auf die in den Tiefen der heutigen bürgerlichen Kultur vor sich gehenden Molekularprozesse und bildet gleichzeitig eine Warnung für die Marxisten, die dazu neigen, im Freudismus Stützpunkte zur „Vertiefung" einiger Probleme des historischen Materialismus zu suchen.

Bis unlängst war der Hauptkern der Lehre Freuds das Verlangen nach Lust, das Libidoprinzip. Ihre philosophische Grundlage war der Hedonismus im weiteren Sinne dieses Wortes, der bei den einzelnen Autoren eine verschiedene Färbung annahm, aber im allgemeinen für alle Freudisten das Ausgangsaxiom bildete. Aber gewisse Beobachtungen veranlaßten Freud, von seinem früheren Standpunkte abzugehen. Er überzeugte sich z. B., daß viele Kinder, die die Mutter für einen ganzen Tag allein gelassen hatte, ihr Spielzeug in eine Ecke des Zimmers warfen und dabei die Töne oh—oh—oh! ausstießen. Dies gelang Freud als Ausdruck dessen zu interpretieren, daß das Nichtvorhandensein des Spielzeugs das „fortgegangene", „verschwundene" Spielzeug bedeutet. Später fanden sie dann wieder das Spielzeug. Freud erklärt dieses Spiel als die Inszenierung des „Fortgehens" und der „Wiederkehr" der Mutter. Es sollte scheinen, als ob dem Lustprinzip auch hier Genüge geleistet wäre, da nach glücklicher Beendigung der ganzen Handlung das Verschwundene wieder zurückkommt. Aber im Laufe der Zeit überzeugte sich Freud, daß der Akzent nicht auf dem zweiten, sondern dem ersten Teil des Spiels liegt. Hier bewahrheitet sich nicht die hedonistische These. „Dem (dem Lustprinzip; W. Ju.) würde die Beobachtung widersprechen, daß der erste Akt, das Fortgehen, für sich allein als Spiel inzeniert wurde, und zwar ungleich häufiger als das zum lustvollen Ende fortgeführte ganze Spiel." („Jenseits des Lustprinzips", Seite 12.)

Aber Freud gab seine anfängliche hedonistische Stellung nicht auf. Er erklärte diese Erscheinung folgendermaßen: Es ist klar, daß die Tatsache des Verschwindens der Mutter dem Kinde große Unzufriedenheit bereitet. Aber diese Unzufriedenheit verschwindet, wenn das Verschwinden zum Ausdruck des freien Wunsches des Kindes wird. Das Spielzeug, das im gegebenen Falle die Mutter vorstellt, verschwindet nach dem Willen des Kindes. Dieses „Machtprinzip" ist für das Kind eine Quelle der Lust. Das Kind ändert vollständig den Sinn der ihm früher unangenehm gewesenen Erscheinung und schöpft Lust aus dem, was an und für sich ihm Unzufriedenheit bereiten müßte.

Dieser Sieg erwies sich aber als ein vorübergehender Scheinsieg. Durch die Beobachtung vieler Neurotiker überzeugte er sich, daß viele von ihnen sich der der Konversion zugrunde liegenden und die Krankheit hervorrufenden Erlebnisse nicht erinnern, sondern sie „spielen", sie wiederholen. Da der sogenannte Ödipuskomplex

(Näheres darüber weiter unten) den Inhalt des Trauma bildet, so wiederholen sie ihn durch die Übertragung auf die Persönlichkeit des Arztes. Diese Erscheinung brachte Freud zu der zweiten Idee, die seine frühere Anschauung an der Wurzel untergräbt und direkt zum Dualismus führt. Er entdeckte bei den Kranken und dann natürlich auch bei allen anderen Menschen einen neuen zur Wiederholung zwingenden Trieb, den „Wiederholungszwang". Der Organismus und die Person streben danach, den früheren Zustand zu wiederholen. Jedem mit der modernen Philosophie Vertrauten fällt die Analogie mit Bergson ins Auge. Wir wissen, daß Bergson in seiner „Materie und Gedächtnis" zwei Arten von Gedächtnis unterscheidet — das reine Gedächtnis, mémoire pure, und das bewegende Gedächtnis, mémoire motrice, das die Vergangenheit in der Form von Bewegungen ohne Verbindung mit den konkreten Bildern der Vergangenheit reproduziert.

Was reproduziert dieser Wiederholungstrieb? Schon die Tatsache, daß das Wiederholungsprinzip in erster Reihe bei Kranken vorkommt, liefert den Beweis, daß die ursprünglichen, unbewußten, asozialen Zustände, „das Perverse", auferstehen. Hieraus entsteht die allgemeine Regel: Der Organismus strebt zur Rückkehr in den früheren einfacheren Zustand. Dieses Bestreben ist das „dämonische" Prinzip des Menschen. Den Organismen wohnt irgendein Schicksal inne, über ihnen schwebt ein unvermeidliches Verhängnis, ein „lenkender Geist". („Es macht bei diesen den Eindruck eines sie verfolgenden Schicksals, eines dämonischen Zuges in ihrem Erleben" — „Jenseits des Lustprinzips", Seite 18.)

Der Verfasser verhehlt nicht, daß wir hier das Gebiet des rein Rationalen verlassen, daß wir es mit einem mystischen Prinzip zu tun haben. Überhaupt muß hier bemerkt werden, daß die ganze Arbeit „Jenseits des Lustprinzips" von einem mystischen Geist angehaucht ist, der mit einer strengen, rein wissenschaftlichen Analyse in der Polemik gegen Weißmann usw. abwechselt, daß wir genau so unentschlossen vor ihr stehen, wie Kant unentschlossen vor den Kunststücken Swedenborgs stand, die aus der Welt der physischen Tatsachen zu kommen schienen, aber irgendwo in phantastischen unerreichbaren Welten endeten.

Diese Idee des Schicksals, die den Organismen eigen ist, ist — ebenfalls eine der Lieblingsideen des jetzigen bürgerlichen Verfalls. Sie erscheint als idée maîtresse bei Spengler, der sich bemüht, eine organische Theorie der Geschichte zu geben. Ihr geistiger Vater ist Schopenhauer (Über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des einzelnen), sie ist noch ein Beweis für den engen Zusammenhang zwischen Schopenhauertum und Psychoanalyse. Ein Beweis des gegenwärtigen geistigen Daltonismus ist die ziemlich sonderbare Tatsache, daß Spengler sowohl Schopenhauer als Spencer scharf kritisiert, den letzteren als den Schöpfer der organischen Geschichtstheorie.

Die Ähnlichkeit des Wiederholungszwanges mit der Idee Nietzsches über die „Wiederkehr des Gleichen" fällt in die Augen. Auch das subjektive Verhältnis zu dieser Wiederkehr stimmt überein. Bei Freud erscheint sie als ein wollüstiger Trieb zur Wiederholung, bei

Nietzsche als der stolze „amor fati". Diese beiden Verhältnisse sind der Ausdruck des Abscheus vor der Geschichte der gegenwärtigen Gesellschaft, des Unglaubens an ihre schöpferischen Kräfte. Der bürgerlichen Gesellschaft erscheint die Geschichte als ein sinnloses, sich unendlich wiederholendes Anprallen der Wellen an den öden Strand der Apathie, das als Resultat nur den klebrigen, schmutzigen Schaum des Alltags zurückläßt. Dieses Motiv war bereits auch Schopenhauer bekannt. Vorderhand haben wir mit dem Lustprinzip noch nicht gebrochen. Freud geht weiter. Er hat schon bewiesen, daß der Wiederholungstrieb in erster Reihe in den Neurosen zum Vorschein kommt, folglich in sehr minderwertigen Zuständen, im Sinne positiver Lebenswerte. Jetzt spricht er seinen Gedanken zu Ende aus. Der Wiederholungszwang verwandelt sich in ein metaphysisches Prinzip, und sein Sinn ist der Trieb zur Wiederholung, zu niederen Zuständen überhaupt, der Trieb zum Tode, zur Auflösung. Irgendwann kamen in der toten Materie durch die Wirkung uns unbekannter Kräfte Zeichen und Eigenschaften des Lebens zum Vorschein. Sie durchdringen die Materie, bemühen sich, sie auf eine höhere Stufe zu bringen. Der Wiederholungszwang dagegen hemmt diese Bewegung. Er entreißt der Materie ihr Wertvollstes — das Leben — und zieht sie zum Tode. Der Sinn des Lebens ist der Tod" („Jenseits des Lustprinzips", S. 36). Das Lustprinzip wird hier vernachlässigt, ihm wird der Trieb zum Tode gegenübergestellt. Alle Ansichten, die von dem Prinzip der Selbsterhaltung ausgehen, sind — grundfalsch. Sie müssen immer mehr dem entgegengesetzten Prinzip den Platz räumen, und es bleibt letzten Endes der Sieger. „Die theoretische Bedeutung der Selbsterhaltungs-, Macht- und Geltungstriebe schrumpft, in diesem neuen Licht gesehen, ein; es sind nur Partialtriebe, dazu bestimmt, den eigenen Todesweg des Organismus zu sichern und alle andern Möglichkeiten der Rückkehr zum Anorganischen fernzuhalten. Aber das rätselhafte, der Idee des Organismus widersprechende Bestreben des Organismus, sich aller Welt zum Trotz zu behaupten, entfällt." („Jenseits des Lustprinzips", S. 37.)

Freud drückt hier ein neues Gesetz des „organischen" Beharrungsvermögens aus, ähnlich dem physikalischen Gesetz. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß hier nichts Metaphysisches vorhanden ist, daß dieses Prinzip die Tatsache der Zersetzung der Organismen ausdrückt. In Wirklichkeit ist es aber nicht so. Der Tod ist der Sinn des Lebendigen. Mit großer Wärme und Ungeduld wiederholt Freud nach der gegenwärtigen Biologie (wir wissen alle, welchen Wert jetzt die allgemeinen Ideen in der Biologie haben), daß der Entwicklung stets ein Regreß folgt, eine Zersetzung auf andern Gebieten, wobei schließlich eben die Zersetzung siegt. Er bestreitet die Theorie Weißmanns, nach der das Keimplasma das Element der Erhaltung und der Entwicklung des Lebens wie auch dessen Hebung auf eine höhere Stufe sei, und klammert sich an die Experimente von Maupas und Calkins, nach denen die Vermehrung schließlich zum Tode führt. Seine „Beobachtungen" verallgemeinert er durch die Entwicklung der Theorie der Verneinung des Strebens zur Vervollkommnung und der Vervollkommnung überhaupt. „Vielen von

uns mag es auch schwer werden, auf den Glauben zu verzichten, daß im Menschen selbst ein Bestreben zur Verkommnung wohnt, der ihn auf seine gegenwärtige Höhe geistiger Leistung und ethischer Entwicklung gebracht hat, und von dem man erwartet hat, daß er seine Entwicklung zum Übermenschen besorgen wird. Allein, ich glaube nicht an einen solchen inneren Trieb und sehe keinen Weg, diese wohltuende Illusion zu schonen" („Jenseits des Lustprinzips", S. 40).

Und unmerklich, langsam, aber sicher, nähern wir uns dem sicheren Zufluchtsort aller Bankrotteure unserer Zeit — der allerlösenden Philosophie Schopenhauers. „Aber etwas anderes können wir uns nicht verhehlen, daß wir unversehens in den Hafen der Philosophie Schopenhauers eingelaufen sind, für den ja der Tod ‚das eigentliche Resultat' und insofern der Zweck des Lebens ist, der Sexualtrieb aber die Verwirklichung des Willens zum Leben." („Jenseits des Lustprinzips", S. 49.) Wir haben einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt: Von der schäumenden Lebenskraft, dem frohen Lebensprinzip und den stürmischen Strömen organischer Schöpfung zu den toten Gewässern des Nirwana. So spricht Freud auch jetzt vom Prinzip des Nirwana. *

So stellt er sich jetzt auf den dualistischen Boden. Er unterscheidet jetzt die „Ich-Triebe" und die „Sexual-Triebe": Die ersten sind der Ausdruck des Todesprinzips, die zweiten der Ausdruck des Prinzips des Todesaufschubs. Die zweiten Triebe sollen nur die Rolle der Garantie spielen, daß der Tod nach der immanenten, nicht äußerlichen Ursache eintritt, daß er — das metaphysische Wesen der Welt ist. Er streitet mit strenger Folgerichtigkeit gegen seinen Schüler Jung, der vom früheren Monismus nicht abgehen will. Mit unglaublicher Kraft der Analyse entdeckt er alles Konservative in der Natur. Er verneint den positiven Charakter des Lustgefühls und erklärt es, gleich Fechner, als Ausdruck eines bestimmten Gleichgewichts im Organismus. Indem er an die Spitze der ganzen Welt das Fechnersche „Stabilitätsprinzip" setzt, führt er gleich Avenarius den Begriff der „Vitaldifferenz" ein und sieht in der Lust nur den Ausdruck für die Beseitigung dieses Unterschiedes.

Aber Freud ist damit nicht zufrieden. Das Prinzip der Zersetzung als Prinzip des Organismus ist noch kein allgemeines Prinzip. Es fehlt ihm noch die Universalität, es ist noch kein allgemeines Gesetz. Noch schimmern in den Sonnenstrahlen die grünen, frischen Weiden der Geschichte, sie sind noch nicht alle mit dem kalten Leichentuch des Nirwana bedeckt. Freud aber arbeitet sich auch dorthin durch. Seine Theorie erreicht schließlich die endgültige Vervollständigung und verwandelt sich tatsächlich in eine Weltanschauung. Diese Verallgemeinerung des Prinzips des Nirwana verwirklicht Freud im Jahre 1923 in seinem Buche „Das Ich und das Es"

* Eigentümlicherweise spricht Hegel in seiner „Phänomenologie des Geistes" auch von einer solchen „Kombination des Genusses" und der Zersetzung in dem Abschnitt über Lust und Notwendigkeit. Noch eigentümlicher ist es, daß er eine solche kulturelle „Phase" vor die französische Revolution setzt. Sind aber nicht seine Worte auch jetzt prophetisch?

Freud fand bereits früher einen gewissen masochistisch zusammengesetzten Trieb des Quälens, der Wollust in der Vernichtung. Diesen Bestandteil der Selbstvernichtung brachten die einzelnen Freudisten in mehr oder weniger mystischen „Konzeptionen" zur Übereinstimmung, wobei Sabina Spielrein alle an Spekulativität übertrumpft hat, deren Aufsatz sogar Freud nicht besonders durchsichtig nannte, trotzdem er damals selbst ziemlich tief in dem Element der „Träume eines Geistersehers" steckte.

Seinen Gedanken entwickelt er jetzt weiter in einer etwas geänderten Fassung, trotzdem, wie wir sehen werden, diese Änderung prinzipielle Bedeutung hat, die wiederum ein Rückzug in andere, nicht rechtzeitig vorbereitete Stellungen ist. „Das Ich und das Es" ist der „Ichtrieb", das Zentrum des Selbsterhaltungstriebs und der Lust. Aber in uns existiert ein ganzes Knäuel von Gefühlen und Trieben, die mit dem Ödipuskomplex verbunden sind. Das sind auf der einen Seite das Gefühl der Eifersucht in bezug auf die Mutter gegen den Vater, unangenehme und feindliche Gefühle im Verhältnis zum Vater, die aus den inzestuösen Bestrebungen des Sohnes zur Mutter entspringen; auf der andern Seite — auf Grund des Gesetzes der Ambivalenz der Gefühle, d. h. des Schwankens zwischen zwei entgegengesetzten Polen — das Gefühl der Achtung zum Vater, das Bestreben, ihm nachzuahmen, sich mit ihm zu identifizieren. Dieser Gefühlskomplex äußert sich positiv und negativ folgendermaßen: Du sollst so sein wie dein Vater; du sollst nicht so sein wie dein Vater, d. h. du darfst vieles nicht tun, was er tut (d. h. in bezug auf die Mutter); er — ist unvereinbar mit dem früheren Komplex, da er sich in den Rahmen der Selbstbehauptung nicht hineinfügt. Deshalb bildet das Individuum über dem „Ich" eine Schicht des „Über-Ich" oder das „Ich-Ideal". Dieses „Ich-Ideal" ist in erster Linie die Welt der Moral. Während das „Ich" bemüht ist, sich ungeachtet aller Hindernisse selbst zu behaupten, stellt das „Über-Ich" ihm diese Hindernisse entgegen. Das „Über-Ich" verwandelt sich jetzt in das Prinzip der Zersetzung. Das „Es" nistet sich in das „Ich" ein und ruft in ihm das Schuldgefühl hervor. Wie wir aber weiter sehen werden, ist der Vater das Symbol der Staatsmacht und des Gesetzes. Auf diese Weise sind alle diese Bildungen (d. h. Staat, Recht, Moral usw.) Projektionen der dem „Ich" fremden Elemente des „Über-Ich", sie sind Produkte der Zersetzung.

Freud geht weiter; die Projektion von Teilen des „Ich" in das „Über-Ich" (ich möchte gleich Fichte sagen: in das „Nicht-Ich") gibt den Ausgangspunkt für die Teilung der Welt in eine innere und eine äußere. Das „Ich" ist die Quelle der äußeren, das „Über-Ich" der inneren Welt („Das Ich und das Es", S. 43 u. a.). Auf diese Weise gelangen wir zur Kant - Fichteschen Konzeption von dem moralischen Wesen unseres Ich und von dem letzten Endes moralischen Wesen der Welt.

Aber bei alledem besteht hier ein prinzipieller Unterschied. Während jener „Moralismus" mit grenzenlosem Pathos Optimismus und Glauben atmet, ist der „Moralismus" Freuds pessimistisch gestimmt. Diese ganze Welt der Moral ist — der Ausdruck der Zersetzung

des „Ich". Das „Über-Ich" zeichnet Freud im „Das Ich und das Es" gleichsam als einen Feind der Menschheit, einen versteckten Mörder, der auf betrügerische Weise in unsere Psyche eingedrungen ist, das Paradies ihrer Harmonie zerstört, die lustigen Flötentöne des Pan in einen Schrei des Entsetzens verwandelt. Die selbstzufriedene schmeichelhafte Weisheit der Menschheit verwandelte sich in ein gewisses nagendes Sehnen zum Höheren — und inde incipit tragoedia! Für eine Minute scheint es uns, daß wir in die uns bekannte, glückliche, an Vorahnungen reiche Epoche versetzt seien, in der Feuerbach auf den Boden der neuen menschlichen Geschichte seine gesunden Gedanken über Anthropologie warf und Stirner zur Beseitigung des die Menschheit zerfleischenden, aber von ihr selbst geschaffenen Spukes aufrief. Diese Gedanken endeten mit der Entstehung des Marxismus.

Wir befinden uns aber in einer andern Epoche. Die Gedanken Freuds tönen wider das jämmerliche Gewimmer Nietzsches über die Decadence. Die Gedanken Freuds sind nur — die Transposition der Idee Nietzsches über die „Verchristlichung" Europas auf ein anderes Gebiet. Es gibt nicht mehr Cäsar Borgias — als Vertreter des reinen „Ich", das Gift ist vorbereitet, das zum Tode führt. Bei Freud wie auch bei Nietzsche riecht das Psychische nach dumpfer, fauler Spitalsluft.

Dabei werden alle Grundelemente der menschlichen Psyche noch einmal einer gründlichen „Verschiebung" unterzogen, trotzdem der Grund dieser „Verschiebung" und ihr Zusammenhang mit den früheren „Konstellationen" nicht angezeigt wird. Während früher das „Ich" der Vertreter der moralischen Zensur war, das Unbewußte etwas Amoralisches, nimmt jetzt die Rolle des Unbewußten das „Ich" auf sich. Wir kommen um „eine Etage höher".

Übrigens ist hier alles in Ordnung? Wir haben oben schon gezeigt, daß die Freudisten ihre Theorie des Unbewußten immer mehr vernichteten; das äußerte sich unter anderm in der Ersetzung des Begriffes der Verdrängung durch den Begriff der Verurteilung. So verlieren sich immer mehr die spezifischen Züge des Freudismus, und wir schwimmen immer mehr in das uferlose Meer der Unbestimmtheit.

V.

Immer mehr verschwindet die Klarheit der Lehre des Freudismus, verschwimmen seine scharfen Konturen, und der Freudismus verwandelt sich in eine Richtung, die allen alles erklären kann. Wir werden später die Resultate dieser Erscheinung sehen. Wir erinnern uns alle an den Beginn der Polemik Engels gegen Dühring — im Anti-Dühring wirft Engels Dühring vor, daß er von irgendeiner unbestimmten nebelhaften Einheit ausgeht, aus der dann das Bewußtsein und die materielle Welt sich absondere. Es entsteht ein gewisses ἄπειρον des Anaximander, genau so chaotisch wie bei dem letzteren. Einen solchen Begriff des ἄπειρον führt Freud unter der rätselhaften Benennung „Es" ein. Freud hat das „Es" nie genau definiert, obgleich es bereits zum Gegenstand freudistischer Romane geworden ist (Georg Groddek, „Das Buch vom Es").

Das „Es" ist etwas Psychisches, das aber noch tiefer als das Unbewußte liegt. Dieses Gebiet, wo das „Ich" in das Element der Natur eintritt, besitzt noch gar keine Wirksamkeit oder besitzt sie nur in statu nascendi. Freud mißbraucht diesen Begriff, er wird schließlich das asylum ignorantiae, das den Verfasser über alle Schwierigkeiten hinweghelfen soll, die auf dem Gebiete der bewußten und überbewußten Prozesse auftauchen. Mit dem Begriff „Es" kommen wir in ein Gebiet, wo alle Katzen grau sind. Der Ursprung des „Es" ist — augenscheinlich. Es ist ein Abglanz der deutschen romantischen Philosophie, das modernisierte Absolute Schellings. Wie bei Schelling aus dem Schoße des Absoluten sich Natur und Geist, Realität und Idee absondern, so sondern sich auch bei Freud aus dem „Es" das „Ich" und das „Über-Ich" ab. Auf diese Weise tritt bei Freud die Idee der Polarität auf, die bereits ihren theoretischen Boden in dem hauptsächlichen metaphysischen Dualismus seiner letzten Arbeiten gefunden hat. Und ähnlich wie für Schelling seine Polarität ein bequemes Schema war, das ihm erlaubte, ohne größere geistige Anstrengung, ohne nach der verwickelten Dialektik und Dynamik der Dinge zu forschen, alle Erscheinungen in fertige Kästchen zu legen — eine Beschäftigung, die später zum Gegenstand unbarmherziger Angriffe und Verhöhnungen durch Hegel wurde, so verlegt auch Freud in das Gebiet des „Es" die Lösung der Gegensätze, die auf andern Gebieten unlösbar sind. Dabei spielt das „Es" verschiedene Rollen. Einmal erscheint es in einer gewissen Form des Absolutum indifferentiae („Das Ich und das Es", S. 46), bald übernimmt es die Funktionen des Unbewußten und verwandelt sich in den Ausdruck des Lustprinzips („Das Ich und das Es", S. 27), und bald ist es ein geeignetes Mittel, das uns die Herkunft unserer Gefühle erklären soll. („Das Ich und das Es", S. 21.)

Wir haben schon früher gesagt, daß die Welt der äußeren Dinge den Ausdruck des Realitätsprinzips darstellt. Jetzt „vertieft" Freud diese Theorie. Die ganze Welt ist real im Entstehungszustande im „Es" vorhanden, in diesen tiefsten Tiefen unseres psychischen Wesens. Es erscheint Freud als ein unbeschreibliches Amalgam der Keime von Bildern, die in den höheren Teilen des Geistes zur klaren Entfaltung gelangen. Es entsteht so etwas, wie die Welt der unklaren Perzeptionen Leibniz's, worauf letzten Endes die ganze Natur hinauslief. Sie war für Leibniz nur das „Es", wo das Wesentliche des wirklichen Zentrums noch nicht entwickelt war, sich im halbschlafartigen Traumzustand befand.* Die Freudisten sprechen oft (hierbei den Ideen Weiningers folgend) vom weiblichen Ursprung. Besonders hat Rank eine neue Philosophie des Männlichen und Weiblichen geschaffen, wobei zu Beginn das Weibliche der Ausdruck der träumenden Passivität war. Dieses „Ewig-Weibliche" der Unbestimmtheit vervollständigt die Symphonie der Freudschen Lehre. Wir sprachen früher von der Polarität der Philosophie Freuds. Dieser Umstand könnte einen unerfahrenen Leser veranlassen, bei Freud eine Dialektik zu suchen. Deshalb werden wir

* Oder wie Hegel trefflich in seinem zweiten Teil der „Logik" sagt: „Die Perzeptionen der Monaden gleichen dem Spiel farbiger Blasen."

einige Worte über die Dialektik Freuds sagen müssen. Es gibt Dialektik und „Dialektik". Bei vielen verwandelt sich die Dialektik sehr oft in ein geeignetes Mittel, das uns da „heraushelfen" soll, wo kein klarer Gedanke, keine überzeugenden Argumente vorhanden sind. So ist es bei Freud. Die Melancholie z. B. erklärt Freud als ein Element des Sadismus, der jedem Menschen innewohnt. Sadismus — das ist nur verkehrter Masochismus. So entsteht die „Einheit der Gegensätze" — und wir können mit Sadismus und Masochismus wie mit Schachfiguren spielen, sie miteinander identifizieren oder einander gegenüberstellen, wie es uns im gegebenen Falle paßt.

Eine eigenartige Theorie der Dialektik gibt uns Freud in seiner „Der Witz" benannten Arbeit. Der Witz ist diejenige Funktion der psychischen Tätigkeit, durch die sich die in uns eingeschlossenen Kräfte und Energien des Unbewußten befreien. Die charakteristische Eigenschaft des Witzes ist der plötzliche Übergang von Widerspruch zu Widerspruch, die „elegante" Verspottung der Logik. Diese Sprünge sind der Ausdruck der der Psyche angeborenen Tendenz zum Unsinn und reflektieren das alogische Wesen des Unbewußten. Es scheint uns, als ob der Verfasser sich bemüht, eine psychologische Erklärung der Dialektik zu geben, ähnlich wie Kant sich seinerzeit bemühte, im psychologischen Teil der Kritik der reinen Vernunft eine Begründung der transzendentalen Logik zu geben. Aber die Dialektik ist für Freud eben eine Sinnlosigkeit: Sie tritt im Witze zu Tage, aber die ganze Tätigkeit des Bewußtseins ist darauf gerichtet, diese Sinnlosigkeit zu beseitigen. Die Ansichten Freuds erinnern in dieser Beziehung bis in die kleinsten Details an den Standpunkt Hartmanns. Auch Hartmann spricht von der alogischen Struktur des Unbewußten, wobei für ihn das Unbewußte die Grundlage der Welt bildet, so etwa wie das freudistische „Es". Die ganze Arbeit des Denkens besteht darin, dieses Unbewußte logisch zu machen. Wir erinnern uns alle an die Kübel von Beschimpfungen, die Hartmann auf den „dialektischen Kopf" Hegels ausschüttete.

Von einer dialektischen Psychologie, oder den Ausdruck Freuds gebrauchend, Metapsychologie könnten wir anläßlich seiner Theorie der sogenannten Ambivalenz der Gefühle reden. Freud behauptet, daß alle Gefühle fähig sind, in ihr Gegenteil umzuschlagen, daß ein beliebiges Gefühlsverhältnis zu einer beliebigen Sache oder Person dieselben intellektuellen Resultate zeitigen kann, wie das ihm entgegengesetzte Verhältnis, wobei diese entgegengesetzten Beziehungen nebeneinander bestehen. Ist dies nicht die reinste Dialektik? Freud bemüht sich aber leider eiligst, sich von der durch ihn selbst aufgebauten „Dialektik" abzugrenzen. Zur Beseitigung der Folgerungen, die aus der Ambivalenz der Gefühle entstehen, greift Freud zur Theorie der Projektion. Das Wesen dieser Theorie besteht darin, daß aus einem gewissen psychischen Komplex sich einer seiner Bestandteile absondert, der im Gegensatz zu den andern Teilen steht und in einer andern psychischen Bildung verkörpert wird. So behauptet z. B. Freud, daß wir gegen die geliebten Wesen auch das Gefühl des Hasses hegen. Diese Erscheinung ist dadurch erklärlich, daß die Sexualtriebe stets einen Teil Sadismus enthalten. Es ent-

steht eine Ambivalenz der Gefühle. Aber das Psychische bemüht sich in seinen höheren Schichten, diese Ambivalenz zu beseitigen. Die Beziehung der Feindschaft „projiziert" sich, verkörpert sich in andern Personen, die das Glück und die Sicherheit der betreffenden Person zu bedrohen scheinen. Es entsteht in uns das Gefühl der Sympathie, das Mitgefühl mit der betreffenden Person, das sich deshalb bildet, weil die von uns geliebte Person der Gefahr ausgesetzt ist, und ähnliches. Das Gefühl der Sympathie ist logisch „vereinbar" mit unserm Liebestrieb, und so wird der „dialektische" Charakter der Gefühle beseitigt.

Jetzt sehen wir klar, daß hier gar keine Dialektik vorhanden ist. Von einer Dialektik kann nur auf sehr niederen Stufen des Bewußtseins die Rede sein, ganz wie bei Lévy-Brühl in dessen „Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures". Man kann schließlich noch zugunsten der „Dialektik" Freuds noch eine Überlegung anführen: Freud anerkennt, daß unser Bewußtsein eine stufenartige Struktur hat; zwischen diesen Stufen können dialektische Sprünge vorkommen. Es ist um so leichter, sich an diese Idee zu klammern, da nach Freud einige höhere Formen des Bewußtseins ihr Urbild in den niedrigeren haben, folglich alle früheren Stufen auf „erweiterter" Basis erscheinen. Wir sahen aber bereits früher, daß diese „Keime" der Ausdruck der theoretischen Hilflosigkeit des Verfassers sind. Andererseits zeigt der Verfasser nicht die theoretischen Übergänge von Stufe zu Stufe. Über die stufenartige Struktur des Bewußtseins spricht Hegel in seiner „Phänomenologie", aber er gibt uns ein vortreffliches, packendes, breites, episches Bild der dialektischen Knoten dieser Stufen. Und hierum handelt es sich eben!

Im Anfang dieses Abschnitts haben wir von der Unklarheit, Verschwommenheit der zu breiten Behandlung einiger Begriffe Freuds gesprochen.* Diese Unklarheit geht auch bei seinen Schülern weiter (Rank, „Der Künstler", S. 24). Rank dehnt in seinem Buche, das die Begründung der Sexualpsychologie sein soll, den Begriff des Sexuellen so weit aus, daß dessen spezifische Eigenschaften gänzlich verschwinden. Der Sexualtrieb verwandelt sich bei ihm in den Trieb überhaupt. Hiermit verlassen wir eigentlich das Feld der Psychoanalyse. Die Sexualtriebe verwandeln sich immer entschiedener zum Attribut von irgend etwas viel Tieferem. Was das viel Tiefere ist, ist unbekannt. Eine solche Gedankenrichtung bereitete übrigens Freud durch die Gegenüberstellung der metapsychologischen Forschung gegen die psychologische selbst vor. Da der Verfasser weder seinen Gegenstand noch die Grenzen seiner Metapsycho-

* So behandelt er seinen zentralen Begriff Libido: „‚Libido' ist ein Ausdruck aus der Affektenlehre. Wir heißen so die als quantitative Größe betrachtete — wenn auch zurzeit nicht meßbare — Energie solcher Triebe, welche mit alledem zu tun haben, was man als Liebe zusammenfassen kann. Den Kern des von uns Liebe geheißenen bildet natürlich das, was man gemeinhin Liebe nennt und was die Dichter besingen (sic!), die Geschlechtsliebe mit dem Ziel der geschlechtlichen Vereinigung. Aber wir trennen davon nicht ab, was auch sonst an dem Namen (sic!) Liebe Anteil hat. Einerseits die Selbstliebe, andererseits die Eltern- und Kindesliebe, die Freundschaft und die allgemeine Menschenliebe, auch nicht die Hingebung an konkrete Gegenstände und an abstrakte Ideen." („Massenpsychologie und Ich-Analyse", S. 42.)

logie genau bestimmt hat, tatsächlich aber in seinen metapsychologischen Forschungen in die äußerste Mystik verfällt, so gab er damit seinen Schülern ein „placet" zu der sehr weiten Auslegung seiner Lehre, was schließlich diese Lehre in einer sehr starken Verdünnung in das Fahrwasser der jetzigen, entsprechend stilisierten philosophischen Strömungen brachte.

VI.

Bis jetzt haben wir uns hauptsächlich mit den Problemen der Individualpsychologie befaßt. Aber Freud und die Freudisten, die sich bemühten, gewisse einzelne Beobachtungen und die aus ihnen gewonnenen Hauptresultate zum Rahmen einer allgemeinen Weltanschauung zu erweitern, stießen unvermeidlich auf die Fragen der Sozialpsychologie und der Soziologie. Das findet besonders in der letzten Zeit statt, wo unter dem Einfluß der sozialen Erschütterungen in der ganzen Welt die Fragen der Entwicklung und des Schicksals der Gesellschaft aktuell geworden sind. Besonders wirkt auf die Freudisten die Revolution in Rußland. Sie studierten mit großer Aufmerksamkeit die russischen Ereignisse und bemühten sich, ihnen eine psychoanalytische Erklärung zu geben.

So entstand die freudistische Soziologie, die in einer Reihe stehen will mit der ihr als wirtschaftlicher Mystizismus erscheinenden materialistischen Geschichtsauffassung oder sich sogar bemüht, sie zu ersetzen. (Kolnai, Seite 64.) Die Soziologie der Psychoanalyse ist der schwächste Teil des Systems, sie wimmelt geradezu von ungeheuerlichen Widersprüchen. Außerdem ist sie der Ausdruck des blinden, wütenden Hasses gegen den Marxismus, was noch nachgewiesen werden wird.

Die hauptsächliche, die Erbsünde der Psychoanalyse, besteht in dem Vergleich der Neurotiker mit den Wilden. „Wenn diese Voraussetzung zutreffend ist, so wird eine Vergleichung der „Psychologie der Naturvölker", wie die Völkerkunde sie lehrt, mit der Psychologie des Neurotikers, wie sie durch die Psychoanalyse bekannt geworden ist, zahlreiche Übereinstimmungen aufweisen müssen und wird uns gestatten, bereits Bekanntes hier und dort in neuem Lichte zu sehen. („Totem und Tabu", Seite 15.) Überall wo neurotische Erscheinungen vorhanden sind, sucht Freud Parallelen ebensolcher Zustände bei den wilden Völkern. Kolnai geht sogar weiter. Die Neurotiker hält er für viel „gesellschaftlicher" als die Urvölker. (Seite 25.)

Das widerspricht aber den Grundlagen der Psychoanalyse. Nach der klassischen Theorie Freuds werden alle sexuell-perversen Triebe, die nicht vor dem Gericht der Zensur bestehen können, entweder verdrängt oder konvertiert durch das „Hineintreiben" in den Organismus — der Beginn der Neurosen — oder sublimiert dadurch, daß sie sich einen Überbau „hoher" Ideologien bilden. In den Neurosen bildet der Mensch in verkrüppelter und verstümmelter Form das, was durch die Sublimierung sozial wertvolle Resultate ergibt. „Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier Kranke in asozialer Weise doch dieselben Versuche zur Lösung ihrer

Konflikte und Beschwichtigung ihrer drängenden Bedürfnisse unternehmen, die Dichtung, Religion und Philosophie heißen, wenn sie in einer für eine Mehrzahl verbindlichen Weise ausgeführt werden." (Freud im Vorwort zu dem Buche Reiks: „Probleme der Religionspsychologie", Seite IX.) Oder Reik in dem erwähnten Buche: „Die Neurosen stellen einen individuellen Versuch dar, dieselben Probleme zu lösen, welche die großen Institutionen der menschlichen Gesellschaft bewältigen wollen. Dabei ist freilich zu beachten, daß gerade das Zurücktreten des sozialen Faktors und das Überwiegen des Sexuellen das unterscheidende Merkmal der Neurosen bleibt, und es dieses Moment ist, das die Lösung unmöglich macht" (von mir gesperrt; W. Ju.). (Seite 16.) Sofort erscheint eine nicht zu beseitigende Schwierigkeit: Wenn die Neurosen antisoziale Erscheinungen sind, so darf man entweder keine Parallelen zwischen den Wilden und den Neurotikern suchen, oder man muß auf die Möglichkeit verzichten, die „Sozialität" des Menschen zu erklären.

Freud gibt keine Lösung, sondern fügt nur dem früheren allerersten Wirrwarr neue Serien des Wirrwarrs hinzu, von denen später die Rede sein wird. Hier könnte man zugunsten Freuds folgendes Gegenargument anführen, das einigen Schein von Wahrscheinlichkeit besitzt: Die Wilden gleichen den Neurotikern in dem Sinne, daß bei ihnen in bewußter Form das vorkommt, was bei dem Neurotiker im Unbewußten vor sich geht. Aber ein solches Argument schafft wieder eine neue Schwierigkeit, die noch viel fataler für Freud ist. Wenn diese Triebe der Neurotiker antisozial waren, wie konnte dann die Gesellschaft entstehen? Wenn aber die Gesellschaft zuerst existierte, wie soll man dann erklären, daß die Zensur zu einer bestimmten Zeit und nicht früher entstanden ist?

Man könnte den Standpunkt Freuds noch so verteidigen, daß die Summe der antisozialen Triebe anfänglich nicht groß war, so daß auch bei ihrem Vorhandensein die Gesellschaft existieren konnte. Aber Freud sagt uns nichts über die Entwicklung der verschiedenen Formen der Erotik, nimmt aber ihre Gesamtheit als gegeben an, umgekehrt, sie unterliegt immer mehr regressiven Prozessen. Oder man kann sagen, daß die asozialen erotischen Erscheinungen sich nur in einigen Gesellschaften entwickelten oder nur bei einigen Teilen der Gesellschaften, die in ihrem anfänglichen Kampf ums Dasein zugrunde gingen. Aber dieses Argument rettet nicht die Theorie Freuds. Erstens betrachtet Freud die Erscheinung der perversen Erotik als eine allgemeine, und zweitens haben sich die perversen erotischen Erscheinungen bis jetzt erhalten. Folglich sind sie in dem Kampf ums Dasein nicht vernichtet worden. Freud kann keine Antwort auf folgende Frage geben: In dem metapsychologischen Grunde aller kollektiven psychischen Gestaltungen, wie Religion, Philosophie, Volkskunst, liegen unbewußte inzestuöse Triebe. Existierten aber diese kollektiven Gestaltungen damals, als diese Triebe bewußt waren? Und bewußt waren sie nach der Behauptung Freuds sehr lange Zeit. Man muß zwischen zwei Möglichkeiten wählen: Entweder muß man eine Periode psychischer Sterilität, das Fehlen kollektiven Schaffens, annehmen, eine Periode, die Jahr-

tausende umfaßt, was direkt unsinnig ist und den ethnologischen Tatsachen widerspricht, oder annehmen, daß der „Spiritus movens" dieses Schaffen irgendein anderer unbewußter Inhalt war. Aber davon sagt Freud gar nichts, trotzdem einige Neofreudisten die Frage so gestellt haben. Hier liegt der Fehler Freuds, den zu beseitigen ihm nicht gelingt.

Freud macht aber an einer anderen Stelle noch einen sehr undialektischen „Sprung". Er verneint en bloc die Grundlage seiner psychologischen und sozialpsychologischen Theorien. („Zwangshandlungen und religiöse Zeremonien".) „Auf Grund dieser Ähnlichkeit und Analogie könnte man die Zwangsneurose als pathologische Kopie der Entwicklung der Religon betrachten, die Neurose als individuelle Religiosität definieren, die Religion als die allgemeine Neurose zwangshafter Zustände (von mir gesperrt; W. Ju.). Die wichtigsten Ähnlichkeiten beständen in der zugrunde liegenden Tatsache der Zurückhaltung von der Befriedigung der natürlichen Leidenschaften, der wichtigste Unterschied in der Natur dieser Leidenschaften, die in der Neurose ausschließlich sexuell, in der Religion egoistischen Ursprungs sind. „Ein wahrhaft babylonischer Turmbau von Gegensätzen!" Nach der früheren Theorie sind die neurotischen Erscheinungen die Folge mißlungener Verdrängung der Sexualtriebe die sozialpsychologischen Bildungen waren die Folge gelungener Sublimierungen, folglich der Beseitigung der Möglichkeiten zur Entstehung von Neurosen. Jetzt zeigte sich, daß auch die Produkte des sozialen Schaffens einen neurotischen Charakter haben. Was ist die soziale Neurose, und welchen Charakter hat diese Krankheit? Hier schlägt Freud selbst eine Bresche in seine Theorie. Er hat mit seiner Theorie der Sublimierung gebrochen und ein neues Modell der Neurose gegeben, deren Ursache, Wurzel und Form er nicht gezeigt hat. Eine solche Fragestellung steht bei Freud im unlösbaren Gegensatz zu anderen Teilen des Systems und vernichtet sie. Weiter führt Freud eine scharfe Trennung zwischen den Sexual- und egoistischen Trieben durch. Bis jetzt war von diesen Unterschieden keine Rede. Umgekehrt, die Neurosen waren der Ausdruck aller antisozialen, egoistischen Tendenzen par excellence und die Ideologien-Versuche, sie durch die Sublimierung sozial zu machen Warum trat hier plötzlich eine Abweichung von der orthodoxen Lehre ein?

Bei der Analyse der Soziologie Freuds interessiert uns in erster Reihe die Frage, ob für die Freudisten eine Klassenpsychologie besteht, und was sie darunter verstehen. Der Erklärung dieser Frage ist ein spezielles Buch von Freud unter dem Titel „Massenpsychologie und Ich-Analyse" und eine Reihe anderer Arbeiten der Schüler Freuds, wie Federn, Blüher, Kolnai u. a., gewidmet. Auf diese Kardinalfrage geben die Freudisten sehr verwirrte Antworten. So erklärt Freud z. B., daß die Frage des Vorhandenseins einer Massenpsychologie keine prinzipielle Bedeutung habe: „Der Unterschied von Individual- und Sozial- oder Massenpsychologie, der uns auf den ersten Blick als bedeutsam und wesentlich erscheinen mag, ver-

liert bei eingehender Betrachtung seine Schärfe." („Massenpsychologie und Ich-Analyse", Seite 1.) Aber in demselben Buche sondert Freud die Individualpsychologie von der Massenpsychologie ab durch den Hinweis auf den Umstand, daß das Individuum vom psychologischen Standpunkt aus sich in der Masse nach ganz anderen Gesetzen beträgt. „Sie (die Psychologie; W. Ju.) müßte die überraschende Tatsache erklären, daß dies ihr (vom Standpunkt der Individualpsychologie; W. Ju.) verständlich gewordene Individuum unter einer bestimmten Bedingung ganz anders fühlt, denkt und handelt, als von ihm zu erwarten stand, und diese Bedingung ist die Einreihung in eine Menschenmenge, welche die Eigenschaft einer „psychologischen Masse" erworben hat." („Massenpsychologie und Ich-Analyse", Seite 6.) (Sic! der Verfasser.)

Der Widerspruch zwischen diesen Ausführungen ist augenscheinlich. Die Schüler Freuds betrachten ohne Zaudern die Psychoanalyse als eine Methode der Individualpsychologie und lassen die Frage der Methode der Massenpsychologie offen. Praktisch dagegen übertragen sie die Methode der Individualpsychologie auf die Gesellschaft. „Unserer Meinung gemäß kann die Psychoanalyse, deren Hauptzweck und Methode schließlich immer individualpsychologisch bleiben (von mir gesperrt; W. Ju.), in der Soziologie keine dominierende Rolle erstreben." (Kolnai, Seite 9.) Das wird in einem Buche über freudistische Soziologie geschrieben, in einem Buche, das bestrebt ist, dem Marxismus eine entscheidende „Schlacht" zu liefern. Der Verfasser gibt zu, daß die Psychoanalyse als solche für soziologische Studien wenig taugt. „Sie bietet der Soziologie mehr, wo sie in ihrem Kreis verbleibt, als wo sie eine unmittelbar soziologische Tendenz annimmt." (Kolnai, Seite 12.) Rank geht von dem Satz aus, daß die sozialen Erscheinungen individualpsychologisch erklärt werden müssen, und deshalb schlägt er als Beispiel vor, nicht die Kunstrichtungen, sondern die Stellung hervorragender Persönlichkeiten in der Kunst zu studieren. „Von den vielseitigen und weit verästelten Problemen der Künstlerwerdung selbst war wieder der individualpsychologische Gesichtspunkt der ja der eigentlich psychoanalytische ist (von mir gesperrt; W. Ju.), zugunsten des genetischen vernachlässigt." (Rank, „Der Künstler", Seite 4.) Hier haben wir es zweifellos mit dem Standpunkt Rickerts und seiner Theorie über die Einmaligkeit und die Individualität der historischen Prozesse zu tun. „Die vornehme Eleganz" der Philosophie Rickerts hat nicht verfehlt, auf die stilisatorischen Tendenzen der Freudisten ihren Einfluß auszuüben. Carlyle ist jetzt wieder der Abgott vieler schönen Seelen.

Der Begriff der Masse selbst endlich fehlt bei Freud. Unter Masse versteht er einmal die zufällige Zusammenrottung einer beliebigen Masse, von ihm im Sinne Le Bons „psychologische Masse" genannt, ein anderes Mal versteht er, Dougall folgend, unter Masse langanhaltende, feste Vereinigungen bestimmter menschlicher Gruppen, ungefähr das, was wir Klasse nennen würden. Aber das Fehlen der Bekanntschaft mit den Kardinalfragen der Soziologie hat ihn be-

wogen, in der Kirche und in der Armee die typischen Formen der Masse zu sehen. Freud ist weit entfernt von dem Gedanken der Klassenstruktur der Gesellschaft, oder richtiger gesagt, er mißt dieser Erscheinung keine prinzipielle Bedeutung bei. Schon dieser eine Umstand verurteilt die soziologischen Untersuchungen Freuds zu einer vollständigen Fruchtlosigkeit. Die ganze Konzeption der Massen hat er von Le Bon übernommen, der seinerseits seine ganze Theorie der Masse zum Zwecke des Kampfes gegen den Sozialismus präparierte, welcher nach der Meinung Le Bons die angeborene Eigenschaft der französischen Nation und die Ursache ihres gegenwärtigen Verfalls ist. Er stellt den Franzosen als Beispiel die mächtigen liberalen, antisozialistischen Strömungen der angelsächsischen Rasse hin. Diese „angelsächsische Orientierung" durchzieht alle Werke Freuds und der Freudisten, die ihr politisches Ideal als „Liberal-Sozialismus" formulieren.

Einen weiteren charakteristischen Zug der Massenpsychologie Freuds bildet ihr Formalismus. Er behandelt nur die Formen einiger kollektiver Prozesse, die allen Zeiten und Epochen gemein sind, ohne ihren Inhalt zu beachten. Aber in ihm liegt das Wesen der Sache! In dieser Beziehung setzt er die Soziologie von Simmel, die nur eine formale Lehre der Vergesellschaftung sein wollte, fort. Simmel seinerseits hat diese Idee der Formen von Kant übernommen und sich nur bemüht, die Methoden des Kantianertums (durch das Sieb des gegenwärtigen erhabenen Agnostizismus und Skeptizismus filtriert) auf die Soziologie zu übertragen. Ein solcher Formalismus ist auch eine Erscheinung des gegenwärtigen Ahistorismus. Sobald die Formen der gesellschaftlichen Bewegung immer ein und dieselben sind, geht in der Geschichte eigentlich nichts vor, gibt es nichts Neues, sondern es bleibt auf der Stelle stehen. Soziologischer Formalismus — das ist die Form der Angst der bürgerlichen Gesellschaft vor der geschichtlichen Verantwortung. Sie kommt zum Ausdruck z. B. in den Arbeiten des Wiener Rechtstheoretikers und des Universitätskollegen Freuds, Kelsen, für den die Diktatur des Proletariats ebenfalls eine Form der Staatsbedrückung ist, folglich sich ihrem Wesen nach nicht von irgendeiner bürgerlichen Diktatur unterscheidet. Wozu dann der unnütze Lärm?

Gleich Le Bon sieht auch Freud in den Bewegungen und dem Auftreten der Masse eine Erscheinung der Rückkehr zu psychischen Urzuständen, eine Erscheinung der Regression. „In der Masse, meint Le Bon, verwischen sich die individuellen Erwerbungen der einzelnen, und damit verschwindet ihre Eigenart, das Rassenmäßige, Unbewußte tritt hervor, das Heterogene versinkt im Homogenen. Wir werden sagen, der psychische Oberbau, der sich bei den einzelnen so verschiedenartig entwickelt hat, wird abgetragen, und das bei allen gleichartige unbewußte Fundament wird bloßgelegt." („Massenpsychologie und Ich-Analyse", Seite 9.) Mit anderen Worten: In den Massenaktionen kehren wir wiederum in die primitive Sexualität zurück. Wir werden nachher sehen, welche Schlußfolgerungen Freud aus dieser Tatsache zieht. Hier unterstreichen wir nur die Tatsache des tiefen Abscheues des Verfassers gegen

Massenaktionen, die nach der Meinung Freuds (und nach der Meinung Le Bons) das „Tier" im Menschen offenbaren. Aber untergräbt dies nicht die Grundlage der freudistischen Theorie? Die Massenaktion, das ist eine der Formen der Sozialität des Menschen. Aber nach Freud führt sie zur Offenbarung seiner asozialen Züge, zu deren Herrschaft, zur vollständigen Dissozialisierung. In der sozialen Aktion stellt der Mensch gerade in ausgeprägtester Form das Bild der „blonden Bestie", des Urmenschen, d. h. des Neurotikers dar. Wie ist die freudistische Soziologie möglich, wenn sie von einem Begriff ausgeht, der schon a limine die Möglichkeit der Schaffung einer Soziologie ausschließt? Aber sehr oft bilden bei stilisatorischen Naturen logische Ungereimtheiten (und nicht Dialektik!) das verbindende Glied, das herrliche Pathos und das „Fortleitende" sehr scharfsinniger soziologischer Theorien. Freud arbeitet sehr oft bewußt mit dem unbewußten Mechanismus der Assoziation, und, seine antisoziologischen Konstruktionen gänzlich vergessend, nur an das Wort „rassenmäßig" erinnernd, entwickelt er seine Rassentheorie nicht mehr im negativen, sondern im positiven Sinne. Er erzählt herrliche Dinge über die Rassenseele und all das Gefasel, das uns die bürgerlichen Soziologen im Übermaß auftischten. Wie sich diese Theorie über die Rassenseele mit der Theorie der vollständigen Gleichartigkeit des menschlichen Unbewußten, die er an einer anderen Stelle predigt, vereinigt, das weiß Allah allein! Aber wie ist eine „moderne" (!!!) soziologische Theorie ohne Rassendeklamation möglich? Kolnai widmet der Rasse gefühlvolle Seiten, Maeder (A. Maeder, „Psychoanalytische Eindrücke von einer Reise in England", Imago 1912) gibt eine vollständige Theorie der englischen Rasse, und Freud befaßt sich mit der Erforschung der „tieferen", unbewußten Grundlagen des Wiener Philistertums. Die Tatsache, daß im englischen the ship (das Schiff) weiblichen Geschlechts ist, ist für die Freudisten ein Offenbarung, die ihnen die Erklärung der Freundschaft des englischen Volkes für das Meer gibt. Und all das wird in einem ernsten Tone verabreicht, mit entsprechenden Verbeugungen in die Richtung des Marxismus und Benützung der reaktionären Weisheit des katholischen Nietzscheaners Scheler!!

Der Mechanismus der Massenbildung ist — rein sexuell. Jede Masse hat einen Führer. Eine Masse ohne Führer ist durchaus undenkbar. Der Führer ist das Sexualobjekt der Masse. Die Masse verbindet mit dem Führer ein „Liebesband" (im Sinne von Libido Hier schleicht sich bereits eine Ungereimtheit ein. Die sexuellen Beziehungen sind polymorph, vielgestaltig. Es ist schwer anzunehmen, daß die eine und dieselbe Persönlichkeit des „Führers" das gleiche Objekt voneinander so verschiedener Sexualtriebe sein kann. Diese Schwierigkeit ist aber minder wichtig. Die Libido verbindet die Masse mit dem Führer, aber was verbindet die Mitglieder der Masse miteinander? Zur Erklärung dieser Erscheinung führt Freud den Begriff „Identifizierung" ein, der im wesentlichen die psychoanalytische Übersetzung der „Einführung" Lipps' ist. Die Identifizierung besteht in folgendem: Jedes Mitglied der Masse

strebt zur Realisierung seiner Libido in dem Verhältnis zum Führer. Es ist aber nicht von der Gegenseitigkeit des Führers überzeugt: vielleicht bevorzugt der Führer nicht das betreffende Individuum, sondern seinen Nachbar aus der Masse. Wo ist der Ausweg? Das betreffende Individuum identifiziert sich mit dem anderen, dem glücklichen Mitglied der Masse, und erlebt auf diese Weise in der Einbildung das Glück der Verwirklichung der Libido. Auf diese Weise entstehen unter den Mitgliedern der Masse Solidaritätsbande, die die Masse in etwas Ganzes und Festes verwandeln. Diese Theorie der Masse hält nicht nur wegen ihrer Phantastik, sondern auch wegen ihrer inneren Widersprüche keine Kritik aus.

Die Identifizierung ist nur der Ausdruck der Ambivalenz der Gefühle. Ihr liegt die Feindschaft zugrunde, die der Überzeugung entspringt, der Führer ziehe der betreffenden Person eine andere vor. Dieser Haß projiziert sich in das Bewußtsein als Liebe, Anhänglichkeit und Gemeinschaftsgefühl. Mit anderen Worten, die Harmonie in den Interessengegensätzen von Smith , nur mit dem Unterschied, daß die Harmonie Smiths eine objektive Kategorie, etwas über der Gesellschaft Stehendes, wealth of nation, ist, während diese Solidarität von den Individuen empfunden wird.

Das soziale Gefühl beruht also auf der Umkehrung eines erst feindseligen Gefühls in eine positiv betonte Bindung von der Natur einer Identifizierung. Freud sagt weiter, daß die Bildung des sogenannten Gemeingeistes (esprit de corps) die Kehrseite der Medaille — des gegenseitigen Mißtrauens ist, wobei die feindseligen Gefühle die Rolle des Unbewußten, die freundschaftlichen die Rolle des Bewußten spielen. Aber — o weh!!! Die psychologische Masse unterscheidet sich gerade dadurch, daß ihr der Gipfel des Bewußten entschwindet und die Mitglieder der Masse dem Einfluß der Tätigkeit des Unbewußten verfallen. Diese Gefühle der Feindschaft müssen zum Vorschein kommen. Im übrigen ist auch die Ambivalenz der Gefühle hier nicht folgerichtig durchgeführt, da sowohl im Unbewußten als auch im Bewußten, einzeln genommen, die Ambivalenz fehlt, sondern hier und da e i n bestimmtes Gefühl besteht. Diese Schwierigkeiten sieht Freud selbst, und deshalb beharrt er nicht auf seiner Theorie der Identifizierung. „Unsere Analyse erscheint uns selbst nicht erschöpfend", sagt er betrübt auf Seite 98 der „Massenpsychologie und Ich-Analyse" und treibt sich mit dem Vergleich des Herdentriebs der Gesellschaft mit dem Vielzellentrieb der Organismen im gelobten Lande des Spencerianertums herum. Übrigens war dieses Spencerianertum bereits genügend von den Rassentheorien vorbereitet worden. Wo ist aber die Psychoanalyse geblieben?

VII.

Wir haben schon mehrmals das nie verwirklichte Streben Freuds zum Monismus hervorgehoben. Letzten Endes sollte dieser Monismus nicht nur die psychischen, sondern auch die gesellschaftlich-geschichtlichen Erscheinungen umfassen. Wir haben bereits mehrmals darauf hingewiesen, daß dieser Monismus Freuds nie verwirklicht wurde oder dann verwirklicht wurde, wenn die Grundthese der

Psychoanalyse sehr weit aufgefaßt wurde, so verschwommen wurde, daß von der reinen psychoanalytischen Lehre nichts zurückblieb. Die neueren, zur Überlegung fähigeren freudistischen Autoren sind von der Idee des Monismus, als der Methodologie der Untersuchung sozialer Erscheinungen, vollständig abgekommen. Bei ihnen haben wir es bereits mit einer Lehre zu tun, die man dem historischen Materialismus gegenüberstellen könnte, mit der Theorie der Faktoren. „Es galt nicht, ein System einer psychoanalytisch fundierten Religionspsychologie aufzubauen, sondern an einzelnen Beispielen von repräsentativer Geltung und Bedeutung zu zeigen, was die Psychoanalyse mit den Mitteln, die ihr im gegenwärtigen Zeitpunkte zur Verfügung stehen, in der Aufklärung schwieriger Probleme der Religion zu leisten vermag.

Die psychoanalytische Forschung will die Arbeiten der Fachwissenschaft nicht überflüssig machen, sondern sie von einer bestimmten Seite her ergänzen. Es mußte daher ihr Ziel sein, gerade jene Seiten der Probleme hervorzuheben, die geeignet scheinen, mit Hilfe der psychoanalytischen Methode bewältigt zu werden. Dabei ist, auch wenn dies nicht überall ausdrücklich betont wird, keinen Augenblick vergessen worden, daß es andere Seiten gibt, daß religiöse Phänomene komplexer Natur sind und erst ihre unter verschiedenen Gesichtspunkten unternommene Erforschung zu ihrer vollen Würdigung führen kann." (Reik, „Probleme der Religionspsychologie", Seite 16.)

Wir historischen Materialisten verneinen ebenfalls nicht die große Bedeutung aller Spezialwissenschaften zur Erklärung der gesellschaftlichen Erscheinungen vom historisch-materialistischen Standpunkte. Kein anderer als Engels sagt, daß der historische Materialismus keine schematische Allgemeinformel sein darf, die uns von der schweren, harten Untersuchungsarbeit befreien soll. Aber den Prozeß der Untersuchung unterordnen wir einem Prinzip. Hier wird etwas ganz anderes gesagt. Die psychoanalytische Methode ist eine den anderen Methoden gleichwertige Methode. Mit anderen Worten, es entsteht die Theorie der Faktoren. In diesem Falle darf man nicht von einer psychoanalytischen Soziologie reden. Diese Behauptung bekommt noch mehr Gewicht dadurch, daß die soziologischen Grundbegriffe der Psychoanalyse, wovon wir bereits Gelegenheit hatten uns zu überzeugen, sich durch eine solche Verworrenheit auszeichnen, daß die Bedeutung der Methode gleich Null ist. Und letzten Endes überwiegt diese Überzeugung bei den Freudisten. Aber das ganze Wesen der Sache besteht darin, daß sie bei Verneinung der theoretischen Anwendung der psychoanalytischen Methoden auf die Soziologie faktisch die psychoanalytische Methode unbekümmert bei konkreten soziologischen Untersuchungen benützen. Oft verlassen sie sie und führen unter der Flagge der Psychoanalyse ganz andere Standpunkte durch, wie wir später sehen werden.

Die Ansicht über die Verwendung der Psychoanalyse bei soziologischen Erscheinungen unterliegt augenscheinlich einem ständigen Decrescendo. Kolnai z. B. behauptet, daß die Psychoanalyse nur

manche soziale Erscheinungen erklären könne. Sie kann nur solche Erscheinungen erklären, bei denen das Gefühl der Realität keine große Rolle spielt: in erster Reihe Mythen, Märchen und teilweise die Religion. Um die Psychologie zu verteidigen, muß er den gesellschaftlichen Charakter der philosophischen Systeme verneinen. (Kolnai, Seite 24.) Eine gute Methode, die nur einen Teil der zu einem Kreis gehörenden Erscheinungen (Ideologie) erklären kann! Kolnai hebt hervor, daß die Psychoanalyse keine Aufklärungen über die politischen Bewegungen geben kann. „Ferner ist jedes Detail, auch größeren Umfangs, Sache der Politik und hat nichts mit der Psychoanalyse zu tun, die ja z. B. in Bodenreformdiskussionen oder Parteiprogrammentwürfen herzlich wenig sagen kann" (Kolnai, S. 66). Folglich kann die Psychoanalyse über Gebiete, die die Marxisten als den Mittelpunkt der Geschichte betrachten, nichts sagen. Manchmal erwacht bei den Freudisten das Gefühl der Bedeutung des historischen Materialismus, und es werden Versuche gemacht, diese Methoden zu vereinigen, aber nicht auf dem Wege der Lieferung von Material durch die Psychoanalyse, sondern wieder im Geiste der Faktorentheorie, wobei die betreffende Erscheinung teilweise psychoanalytisch, teilweise historisch-materialistisch erklärt wird. „Diese Aufgabe (die Untersuchung der sozialen Erscheinungen; W. Ju.) ist immerhin schwieriger als die Mythenforschung, da die die Psychoanalyse berührenden „realitätsfremden" Elemente dabei einen größeren Platz den wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten und den rationalen Vernunftschlüssen (!!?) überlassen und außerdem mit diesen so vielfältig verwickelt sind, daß ihre Herausschälung keineswegs leicht erscheint. Welch harte Aufgabe wäre es z. B., in der Entstehung des Kapitalismus den Anteil irgendeiner immanenten Auflösung des Mittelalters und den des Analcharakters,* den Zusammenhang der beiden ins Reine zu bringen." (Kolnai, S. 85.) Hier beteiligen sich augenscheinlich an der Erklärung des Kapitalismus sowohl die Zersetzung des Mittelalters (wirtschaftliche Gesetzmäßigkeit) als auch die Psychologie der analen Sexualität, als etwas dem ersteren Gleichgestelltes.

Dabei darf man dies nicht so verstehen, daß die Freudisten eine psychoanalytische Theorie der Anfänge aller Ideologien geben, die damals entstanden, als der Mensch sich in dem Entwicklungsstadium zwischen Mensch und Tier im engeren Sinne des Wortes befand, und nachher die Veränderungen dieser Ideologie im Zusammenhang mit der ökonomischen Struktur der Gesellschaft, untersuchen. Folglich: Entweder die Faktorentheorie oder die rein psychoanalytische Erklärung gesellschaftlicher Erscheinungen, wobei der historische Materialismus als ‚ökonomischer Mystizismus" beseitigt wird (Kolnai, S. 64).

Wir haben schon früher gesagt, daß bei vielen freudistischen Autoren der Glaube an die Anwendungsmöglichkeit der freudistischen Methode auf die gesellschaftlichen Erscheinungen ein immer wachsendes Decrescendo erleidet. Die nächste Etappe dieses De-

* Der Kapitalismus ist für die Freudisten die Sublimierung der Analerotik. Das Gold des Mammonismus ist — Sublimierung von Kot.

crescendo bildet die Behauptung, daß die Psychoanalyse nur für regressive, aber nicht analogische (auf der Linie des Progresses schreitende) gesellschaftliche Erscheinungen anwendbar ist. „Die Psychoanalyse kann sich mit größtem Erfolg der Ergründung derartiger Gebilde annehmen, in welchen die realitätsfremden Tendenzen am mächtigsten sind. Massenimpulsen vermag sie näherzukommen als industriellen Entwicklungssphären. Sie ist besonders auf dem Gebiet der Regressionen zu Hause." (Kolnai. S. 85.) Deshalb widmet Kolnai viel Mühe und Zeit dem psychoanalytischen Studium des Anarchokommunismus (der übrigens für ihn überhaupt mit dem Kommunismus verschmilzt), als einer typisch regressiven Erscheinung. Dieser Analyse gedenke ich später noch einige Zeilen zu widmen.

Hier möchte ich die weitere und endgültige Etappe dieses Decrescendo verfolgen. In „Psychoanalyse und Soziologie" sagt Kolnai: „Es wurden bisher mit den neurotischen Regressionen meistens die primitiven gesellschaftlichen Ideen und nicht die Regressionen der gegenwärtigen Gesellschaft verglichen. Zweifellos deswegen, weil das Individuum, wiewohl es auch über die Masse ragt, die reine Artinstanz durch die Sexualität unversehrter bewahrt hat als irgendeine gesellschaftliche Gruppe." Hier ist so klar als nur möglich die Überzeugung ausgedrückt über die Unmöglichkeit der Anwendung der Psychoanalyse auf die gesellschaftlichen Erscheinungen. Kolnai trennt hier unzweideutig den „biologischen" Menschen vom gesellschaftlichen und sieht klar die Unhaltbarkeit aller Versuche, den Biologismus in die Soziologie zu verschleppen.

Daher das ununterbrochene Schwanken und Wanken in der Erklärung sozialer Erscheinungen, die der gewichtigste Beweis für die Unhaltbarkeit der Lehre sind. Ich möchte auf das Wichtigste davon hinweisen. Die Religionserscheinungen haben bei den Psychoanalytikern vier verschiedene Erklärungen. Freud bringt die Religion in Zusammenhang mit den sogenannten Zwangsvorstellungen und Zwangshandlungen. Der Kern der Religion bildet das Ritual, die Gesamtheit von Handlungen, die zu einer bestimmten Zeit mit dem Bewußtsein ihrer Notwendigkeit wiederholt werden, was die Kehrseite der Medaille der angeführten Neurose ist. In „Das Ich und das Es" gibt er eine andere Erklärung des Ursprungs der Religion: Sie steht in Zusammenhang mit dem Vaterkomplex und dem „Über-Ich" und drückt sich in dem Gefühl der Abhängigkeit und der moralischen Unbeständigkeit (Produkt der Identifizierung mit dem Vater) des betreffenden Individuums aus. „Es ist leicht zu zeigen, daß das Ich-Ideal allen Ansprüchen genügt, die an das höhere Wesen im Ich-Menschen gestellt werden. Als Ersatzbildung für die Vatersehnsucht enthält es den Keim, aus dem sich alle Religionen gebildet haben. Das Urteil der eigenen Unzulänglichkeit im Vergleich des Ichs mit seinem Ideal ergibt das demütige religiöse Empfinden, auf das sich der sehnsüchtig Gläubige beruft." („Das Ich und das Es", S. 44.) Ganz nach Schleiermacher!

Rank gibt eine ganz andere Erklärung der Religion. Bei ihm erscheint die Religion als Projektion der menschlichen Sexualität. Dem

ursprünglichen sexuellen Polymorphismus entspricht der religiöse Polytheismus, der parallel mit der Verengung des „sexuellen Feldes" langsam in den Monotheismus übergeht, dessen Nachfolgerin die Wissenschaft ist. Auf diese Weise ist die Wissenschaft das letzte Glied in der Entwicklung der Religion. Wirklich eine originelle Theorie! Wie kann man von diesem Standpunkte die Existenz der Wissenschaft in Griechenland bei dem zweifellos dort vorhanden gewesenen Polytheismus erklären? Andererseits steht eine solche Theorie des Ursprungs der Religion im Widerspruch mit der Theorie Freuds. Die Religion ist keine Form der Sublimierung der menschlichen Sexualität. Aber das Grundprinzip der Theorie der Psychoanalyse ist die Behauptung, daß die Menschheit bis jetzt sexuell polymorph sei. Folglich darf der Mensch nicht über den Polytheismus hinausgehen! Übrigens darf man diese Theorie der Religion nicht ernst nehmen. Rank brauchte sie an einer Stelle seines Buches zur Aufrechterhaltung der Stillinie, wo der Verfasser sich con amore Nietzscheanischen Wortergüssen hingibt. Später gibt Rank noch eine Erklärung der Religion, in ihrer Grundlage und Absicht von Freud entnommen, aber in ihrer Ausführung entgegengesetzt.

Reik, von dem wir noch ausführlicher sprechen werden, bringt die Entstehung der Religion in Zusammenhang mit dem Vaterkomplex, aber in einem andern Sinne als Freud. Während bei Freud das religiöse Gefühl der Ausdruck des Gramgefühls nach dem erschlagenen Vater ist, ist die Religion bei Reik, verbunden mit dem religiösen Ritual, der Ausdruck der Feindschaft des erschlagenen Vaters gegen seine Kinder. Hier herrscht der Geist der Rache, der den semitischen Religionen eigen ist. Die Zwangshandlungen spielen bei ihm in der konkreten Bearbeitung keine große Rolle, trotzdem er im theoretischen Vorwort sehr viel von ihnen spricht. Dafür übernimmt Rank sehr oft in seinen religiösen Forschungen den Standpunkt Frazers, wo die Psychoanalyse untauglich wird. Übrigens ist Freud selbst nicht frei von vielen Ideen Frazers.

Bei den Freudisten besteht noch eine sehr eigentümliche Kuriosität, die einen augenfälligen Beweis für die vollständige Willkürlichkeit ihrer Ausführungen liefert. Für Freud ist die Religion der Ausdruck der Zwangsneurose, die Philosophie — der Ausdruck der Paranoia (ein Ausdruck der Paranoia ist übrigens, wie wir weiter sehen werden, auch — der Marxismus). Mit einem solchen Standpunkt ist auch Kolnai einverstanden. Rank stellt sich aber auf einen entgegengesetzten Standpunkt: „Die Systembildung, die als religiöse oder mythologische Fassade die Projektionen der individuellen Konfliktlösungen ins Kosmische erweitert, findet ihr pathologisches Gegenstück in Gedankengebäuden vieler Paranoiker, deren narzissistische Identifizierung mit Gott auf die Psychologie des Religionsstifters ein Licht wirft, während der Zwangsneurotiker in seiner psychischen Struktur dem Philosophen nahesteht. . . ." (Rank, „Der Künstler", Seite 60.)

So verwandelt sich die psychoanalytische Theorie schließlich in ein System einiger Begriffe, mit deren Hilfe wir nach Belieben verschiedene Konstruktionen bilden können. Drückt sich darin die

Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse und der unerbittliche Determinismus aus, von dem sie oft schwatzen?

VIII.

Der „Clou" der Lehre Freuds ist seine Theorie des Ödipuskomplexes oder des Vaterkomplexes, die von dem Verfasser in vielen seiner Werke, am klarsten und bestimmtesten aber in „Totem und Tabu" entwickelt wird. Diese Theorie selbst ist im weiteren die Fortsetzung einer ebensolchen Theorie von Robertson Smith, der aber; mit der ihm eigenen Vorsicht, sie nur eine Hypothese nennt. Das Wesen dieser Lehre ist in folgendem enthalten. Die Söhne der Familien haben ein incestuöses Verlangen zur Mutter, so wie andererseits die Töchter — einen incestuösen Trieb zum Vater. Solche Triebe existieren auch zwischen Brüdern und Schwestern. In der Urhorde, die nach Freud den Anfang der Gesellschaft bildet, waren die Söhne auf den Vater der Mutter wegen eifersüchtig und sahen in ihm den Nebenbuhler. Dieses Gefühl der Eifersucht wuchs immer mehr und verwandelte sich endlich in eine starke Feindschaft. Sie veranlaßte schließlich die Söhne, sich miteinander zu verständigen und ihn gemeinsam zu erschlagen. Der Mord aber löste nicht die Aufgabe. Die von der Rivalität des Vaters befreiten Brüder wurden selber zu Rivalen, verwandelten sich selber alle in Väter. Dieser Umstand zwang sie, den incestuösen Trieben zur Mutter zu entsagen und legte den Anfang zur Exogamie. Andererseits rief die Ermordung des Vaters in ihnen Gewissensbisse hervor: Die Persönlichkeit des Toten, die früher ein Gegenstand des Hasses war, verwandelte sich in einen Gegenstand der Verehrung und der Sehnsucht. Die Brüder beschlossen, im Namen des Symbols des Vaters sich zu vereinigen, sich fest zusammenzuschließen, was dank der Einführung der Exogamie möglich wurde. Das Symbol des Vaters verwandelte sich in ein gesellschaftbildendes Element: Das veranlaßte die Brüder, sich dem Vorsteher der Horde unterzuordnen, der die Verkörperung der Figur des Vaters in der Form des Totem — des Ahnen der Horde — wurde. Der Vater gab den Anstoß zur Religion. Überhaupt gibt es kein Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, wo nicht Freud und seine Anhänger den Vaterkomplex, der sich in ein Steckenpferd der Psychoanalyse verwandelt hat, anwenden würden.

Diese Ermordung des Vaters und der darauf folgende Umsturz waren so etwas wie die Ursünde der Menschheit und fanden in allen Horden ohne Ausnahme statt. Die Nachklänge dieser Ermordung blieben in zahlreichen Volkslegenden zurück, in der reinsten Form im griechischen Mythos von Ödipus, der den Vater ermordete und die Mutter heiratete, daher die Benennung des Komplexes. Der Ödipuskomplex ist das freudistische Axiom, das dogmatisch angewendet wird, für das ein Beweis nirgends angeführt wird, ein Axiom, auf dem ein Überbau zahlreicher Konstruktionen ruht. Aber einstweilen ist das die reinste Phantasie! Freud und seine Anhänger selbst führen ihren Gedanken nicht zu Ende. Warum sprechen sie immer vom Vater- und nie vom Mutterkomplex?

Nehmen sie doch auch bei den Töchtern einen incestuösen Trieb zum Vater an. Dieser incestuöse Trieb müßte doch eine ebensolche Tragödie, ähnlich wie die Tragödie des Ödipus, hervorrufen. Warum ist keine Erinnerung an sie zurückgeblieben? Oder kann man vielleicht das auf diese Weise erklären, daß, da die Frau das „schwächere" Geschlecht war, ihre Tragödien unbemerkt blieben? Aber dem widerspricht die Existenz des Matriarchats (und nicht nur des Mutterrechts). Auf Grund des Mutterkomplexes könnte man auch ein ganzes soziologisches Gebäude aufbauen, das bei entsprechender Geschicklichkeit und Verstandesspielerei wahrscheinlich äußere Resultate zeitigen könnte. Können doch die Freudisten identische Resultate erzielen, indem sie von entgegengesetzten Voraussetzungen ausgehen. (Paranoia = Philosophie, Zwangsneurose = Religion, Paranoia = Religion, Zwangsneurose = Philosophie!) Man muß nur wollen! Sagte doch Freud selbst, daß die große Leidenschaft eine Quelle der strengsten Logik sei (= Leidenschaft, die keinen Widerspruch verträgt!). Übrigens hat bereits Freud selbst die Reinheit seiner Theorie zerstört. Nach seiner eigenen Theorie ist jeder Mensch bisexuell: Er spielt gleichzeitig die Rolle des Sohnes und der Tochter. Dieser kleine Umstand verwickelt in großem Maße die logischen Ableitungen des Systems, was Freud selbst in seiner Arbeit „Das Ich und das Es", Seite 38—39, etwas über das Schicksal seiner Theorie beunruhigt, bewußt wird. „Dieses Eingreifen der Bisexualität erschwert in hohem Grade das Rätsel der primitiven Objektwahlen und ihre faßliche Beschreibung." Und auf solch einem zerbrechlichen Fundament ist die ganze Theorie aufgebaut: Aber beunruhigt euch nicht! Es werden sich Leute finden, die auch auf der Bisexualität eine vortreffliche Synthese aufbauen werden. Was ist nur der eine Rank wert! Hier wenigstens eine der möglichen Synthesen: Es ist bekannt, daß früher die männlichen Götter ihre weiblichen counterparts hatten. Davon erzählt auf Hunderten von Seiten, den Leser zur vollständigen Betäubung bringend, der nicht unbekannte Frazer. Was leichter, als hier die Theorie der Bisexualität anzuwenden, um unter Benutzung des freudistischen Begriffs der Projektion eine neue Theorie der Mythologie zu schaffen. Sind ambivalente Gefühle, nach Freud notwendig, für jede Bisexualität nötig? Nach Belieben! Sind nicht die Beziehungen zwischen Zeus und Hera die Verkörperung der Ambivalenz? (Ilias, carmen I, III usw.)

Man kann indessen für den Vaterkomplex eine andere Erklärung geben, ohne zu den willkürlichen Kombinationen Freuds zu greifen. Frazer gibt sie auf Seite 233 seines Buches: »The Golden Bough.« Abridged edition. London Macmillan 1923.

Dort sagt er: „Unter den Geschichten, die man über Kineras, dem Ahnen der Könige, dem Priester von Paphos, und über den Vater des Adonis erzählte, müssen einige unsere Aufmerksamkeit erwecken. Vor allem wird erzählt, daß er seinen Sohn Adonis in incestuösem Verhältnis mit seiner eigenen Tochter Mirra während des Feiertages zu Ehren der Göttin der Ernte überraschte; während dieser Feiertage mußten die Frauen in weißer Kleidung Korngarben als die ersten Früchte der Ernte opfern und sich neun Tage lang des ge-

schlechtlichen Verkehrs enthalten. Ähnliche Fälle eines Incestes der Könige mit den Töchtern bilden den Gegenstand vieler Erzählungen. Es erscheint unwahrscheinlich, daß solche Erzählungen jeglicher Grundlage entbehren, oder daß sie der Ausdruck zufälliger Ausbrüche unnatürlicher Leidenschaften seien. Wir sind geneigt, zu glauben, daß sie auf einer Praxis beruhen, die in bestimmten Fällen noch heute vorkommt. Es kommt auch noch jetzt oft vor, daß in Ländern, wo das königliche Blut nur in den Adern der Frauen geflossen ist, und wo folglich der König sein Amt nur dank der Heirat mit der Kronprinzessin ausgeübt hat, die der wirkliche Souverän war, der Prinz seine eigene Schwester, die königliche Prinzessin, heiratete, um mit ihrer Hand auch ihre Krone zu erhalten; denn im entgegengesetzten Falle konnte sie den Titel einem andern Manne, vielleicht einem Fremden, geben. Diente nicht gerade dieses Erbschaftsrecht als Motiv zum Incest mit der Tochter? Ist es doch ein natürlicher Schluß für dieses Prinzip, daß der König im Falle des Todes seiner Frau, der Königin, den Thron abgeben muß, da er ihn doch nur dank der Heirat mit ihr erhalten hatte. Wenn diese Ehe aber beendet war, endete auch damit das Recht auf den Thron und ging auf den Mann seiner Tochter über. Und deshalb war für den König nach dem Tode seiner Frau der einzige Weg, auf dem er, wenn er weiterherrschen, gesetzlich seine Herrschaft fortsetzen wollte, die Ehe mit der Tochter. Nur auf diese Weise konnte er seinen Titel behalten, den er früher dank ihrer Mutter innegehabt hatte." Ähnlich konnte der Sohn, wenn er mit der Schwester verheiratet war, bei deren Tod die Königswürde nur durch die Heirat mit der Mutter behalten. (Der Ödipusfall.) Übrigens kam die Heirat mit der Mutter nicht nur in der königlichen Familie und nicht nur in der Epoche des Matriarchats vor. Hören wir, was Ernst Grosse in seinem Buche „Formen der Familie und Formen der Wirtschaft" ausführt: „Aber in früheren Zeiten band der Kaufpreis die Frau so fest, daß sie nach dem Tode des Gatten unter allen Umständen dem Erben zusammen mit dem übrigen Vermögen übergeben wurde. Wenn der Erbe noch ein Kind war, so mußten die Witwen auf seine Volljährigkeit warten. (Ratzel.) Man sieht, diese Tatsachen sind ganz unzweideutig." (Seite 117.)

Der Königssohn konnte nicht der Nachfolger der Königsmacht werden, da sie durch die Tochter vermittelt wurde. Er mußte entweder den Incest verüben oder eine fremde königliche Prinzessin heiraten, d. h. das Haus verlassen. In späteren Zeiten, als das Matriarchat bereits verschwunden war, konnten die Nachkommen diese Erscheinung nicht begreifen. Und damals, sagt Frazer, entstanden die Erzählungen von dem mordenden Sohne. Eine Kombination dieser zwei Möglichkeiten ist die Legende vom Ödipus. Ihre Grundlage ist das Matriarchat und die Mutterfolge, aber nicht die freudistische Metapsychologie der Geschlechter.

Auf dieser Metapsychologie der Geschlechter ist die ganze Psychologie und Philosophie der Religion bei Reik aufgebaut. (Reik, „Probleme der Religionspsychologie".) Es ist schon aus der früheren Auseinandersetzung ersichtlich, was sie wert ist. Reik betrachtet haupt-

sächlich die sogenannten Sohnreligionen, d. h. Religionen, deren Zentrum die Empörung des Sohnes gegen Gott-Vater bildet. (Prometheus, Christus, Moses in der Interpretation Reiks, Dionys, Ates u. a.) Der Sohn wird gewöhnlich später gestürzt und bestraft, wobei oft im Laufe der Zeit die Persönlichkeit des Sohnes mit der Persönlichkeit des Vaters auf Grund der freudistischen Verdichtungstheorie zusammenfließt. Frazer hat aber bewiesen, daß diese Legenden vom Tode des Sohnes, Gott-Vaters, ihre Wurzel in der primitiven Magie haben.

Der Beginn der Religion war nach Frazer die Magie, die in die sogenannte Nachahmungs- und Berührungsmagie (contagious magic) eingeteilt wird. Die Entstehung der Magie ist eng mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen jener Zeit verbunden. Die Persönlichkeit des Magiers war sowohl König wie auch Gott und Priester. Aber zu jener Zeit bestand der Glaube, daß die magische Kraft im Laufe der Zeit verschwindet. Um jedoch die Möglichkeit eines Unglücks zu vermeiden, das durch das Verschwinden der magischen Kraft beim König entstehen konnte, zwangen ihn die Untertanen, mit jedem den Kampf aufzunehmen, der gegen ihn aufzutreten wünschte, seine magische Kraft bestritt und ihn zu ersetzen beanspruchte. Später wurde eine bestimmte Frist festgesetzt, nach deren Verlauf die magische Kraft als verschwunden betrachtet wurde, weshalb der Gott-Magier unter üppigem Zeremoniell getötet wurde. Auf der Insel Kreta wurden noch in der klassischen Zeit Hunderte von Gräbern von Zeus gezeigt. Er konnte dem Tode nur dadurch entrinnen, daß er seinen Sohn tötete und sein junges Blut in sich aufnahm. Diese Opferung des Sohnes ist das Urbild der Sohnreligionen (Religionen der Sohn-Erlöser). Sie lag der biblischen Legende über Isaak zugrunde und nicht, wie Reik behauptet, die Rache des Vaters an dem Sohne für dessen inzestuösen Trieb zur Mutter.

Die Ideen Frazers sind den Freudisten bekannt, sie haben aber kein einziges Mal versucht, ihr Verhältnis zu diesem klar auszudrücken: Sie haben z. B. kein einziges Mal versucht, die Gedankengänge Frazers über den Inzest und den Vaterkomplex zu benützen. Dafür benützten sie ihn reichlich dort, wo ihr eigenes System Risse hat. So führt z. B. Freud die Ideen Frazers über die Magie unter dem Namen der Idee der „Allmacht der Gedanken" in sein System ein, mit der er viele Erscheinungen des Lebens der Urgesellschaft erklärt. Aber bei Freud selbst stört diese Einbeziehung der Ideen Frazers wenigstens nicht die äußere Harmonie seines Gebäudes. Dagegen führt bei den Schülern Freuds die Benutzung der Ideen Frazers zu einem ungeheuerlichen logischen Daltonismus. So stellt z. B. der „geniale" Rank zwei Theorien über die Entstehung der Kunst nebeneinander auf: Eine sexuelle, die andere auf den Ideen der Magie basierend. Nachdem er sein ganzes Buch der psychoanalytischen Forschung des Wesens des Künstlers und der Kunst gewidmet hat, erklärt er plötzlich, daß die Kunst mit dem Glauben an die Magie, mit der Überzeugung verbunden sei, daß der Besitz der Abbildung irgendeines Tieres oder irgendeiner Sache gleichzeitig auch die Herrschaft über dieses Tier oder diesen Gegenstand bedeute. Rank läßt

die Frage vollständig offen, welche Hypothese nach seiner Meinung die richtige sei, das überläßt er dem Leser. Übrigens ist das dem typischen Literaten Rank vollständig gleichgültig. Die Ideen Frazers sind äußerlich recht anziehend, nicht weniger als die freudistische sexuelle Metapsychologie. Logik? In unserer Zeit ist die Logik schon längst durch das Streben nach Effekt vertreten, und die Richtigkeit des Gedankens hat ein intellektueller Markt ersetzt. . . .

IX.

Wir hatten schon die Möglichkeit gehabt, uns zu überzeugen, daß der Psychoanalyse universalistische Tendenzen eigen sind, daß sie darnach strebt, sich in eine Art Zukunftsreligion zu verwandeln. Als solche mußte sie sich mit dem Marxismus messen und ihr Verhältnis zu ihm aussprechen. Diese Arbeit hat Kolnai (Adler, Federn und andere nicht mitgerechnet) in seinem Buche „Psychoanalyse und Soziologie" verrichtet. Dieses Buch ist eines der niederträchtigsten Pasquilles gegen Marxismus und revolutionäre Bewegung des Proletariats überhaupt. Alle Motive aus der Oper l'uomo delinquente, die von der Bourgeoisie im Kampf gegen den Sozialismus in Bewegung gesetzt wurden, erblassen und halten keinen Vergleich aus mit den Blättern Kolnais. Hier spricht nur blinde Bosheit, so daß man das Buch mit dem Gefühle eines unaussprechlichen Ekels beendet. Irgendein elementarer Haß hat den Verfasser veranlaßt, Absurdität auf Absurdität zu häufen, zu solchen Widersprüchen zu greifen, daß im Vergleich mit ihnen die Gedankenzersetzung Kautskys als Gipfel logischer Folgerichtigkeit erscheint.

Der Verfasser spricht in erster Linie vom Anarchokommunismus, aber das ändert nichts an der Sache aus folgenden Gründen: Erstens, der Verfasser unterscheidet nicht klar die verschiedenen Strömungen innerhalb des Sozialismus, und zweitens geht er während seiner Ausführungen unbewußt (oder — richtiger — bewußt) zur Kritik des Kommunismus über, wenn er auch äußerlich vom Anarchokommunismus spricht, und drittens führt er den Bolschewismus als eine Abart des Marxismus und Anarchismus ein, und ihm (speziell dem Bolschewismus in Rußland) widmet er die Schlußseiten seines Buches. Andererseits sind alle diese Ausführungen wertvoll als Muster freudistischer Soziologie: Sie entblößen ihre ganze Armseligkeit.

Vor allem muß hervorgehoben werden, daß Kolnai alle sozialistischen Bewegungen als regressive Bewegungen betrachtet. Das Streben zum Sozialismus ist — das Zurückstreben der Gesellschaft zu dem Urelement. Diese grundlegende prinzipielle Ausgangseinstellung liefert den Schlüssel zur Lösung der Einzelheiten. Wir haben schon früher gesehen, daß der Staat die Projektion des Vaterkomplexes ist. Folglich wird der Anarchismus der Ausdruck des Hasses gegen den Vater sein. Auf diesem Kanevas stickt Kolnai die Muster seiner Soziologie des Anarchismus. Die Bombe des Anarchismus ist — das Symbol der allerersten Ermordung des Vaters. Aber der Haß gegen den Vater wird begleitet von einem inzestuösen Trieb zur Mutter. Er bildet den zweiten Bestandteil des Anarchismus — den Kom-

munismus. Der Kommunismus ist der Ausdruck des Strebens zur Verschmelzung mit der Mutter, das ewige Sehnen zur Rückkehr in den Uterus der Mutter. Der Kommunismus ist bestrebt, alle Menschen zu Einem zu schmieden, sie zu einem ungeteilten Ganzen zusammenzukitten, ähnlich wie nach der Ermordung des Vaters die Brüder darnach streben, in dem Leib der Mutter zu „ertrinken". Dieses Streben nach dem Uterus ist besonders bemerkbar in den agrarkommunistischen Richtungen, da die Erde, wie bekannt, das Symbol der Mutter ist. Mit dieser Gegenüberstellung Mutter — Erde jongliert Kolnai bis zum Erbrechen!

Der Anarchismus zeichnet sich durch strenge äußerliche Logik aus; schon die Liebe zur Bombenerzeugung, die „Technizität" der Anarchisten ist Beweis dieser Logik. Der Logizismus der Anarchisten ist — der Ausdruck der Stärke der Liebesleidenschaft zur Mutter, die keinen Widerspruch duldet („diese Logik ist die physisch keinen Widerspruch duldende Logik der Leidenschaft"). So wird mit einem Wortspiel das Problem der kulturellen Struktur einer großen revolutionären Richtung gelöst!

Kommunismus und Anarchismus sind Formen gesellschaftlicher Neurosen nach dem Typus des Wahnsinns: Der Kommunismus verhält sich zum Anarchismus wie die Paranoia zur Paraphrenie (dementia praecox). Es folgt ein Bild der Klassenpsychologie des Proletariats; der Revolutionismus der proletarischen Massen ist dadurch erklärlich, daß das Proletariat, als Klasse, im Laufe der Jahrhunderte einen großen Vorrat von Libido, unbewußter Sexualtriebe, angehäuft hat, der sich wegen seines niederen kulturellen Niveaus nicht sublimieren konnte, und der jetzt mit großer Kraft zur Befreiung strebt. Speziell das russische Proletariat sublimiert jetzt nach der Oktoberrevolution seine sadistischen Triebe. Es hat jetzt in Rußland die Rolle der ehemaligen normannischen Erobererfürsten auf sich genommen.

Ihrer kulturellen Bedeutung nach ist die kommunistische Arbeiterbewegung ein Versuch zur Rückkehr in den Kindheitszustand. Die Losung des Kommunismus: Arbeite nach deinen Fähigkeiten, empfange nach deinen Bedürfnissen, ist — rein infantil! Sie ruft das Bild des „guten" Kindes hervor. Diese „Infantilität" des Kommunismus drückt sich noch darin aus, daß er sich die Arbeit in der Zukunft als eine Art Spiel vorstellt (hier beruft sich Kolnai auf Kautsky). Bei den Kommunisten fehlt diese strenge Hedonik der Arbeit, die hochentwickelten Gesellschaften eigentümlich ist, an ihre Stelle tritt die Psychologie des Lernens und Spielens. Ganz wie bei Kindern! Der Kommunismus verneint nicht die moderne, hoch entwickelte Technik, umgekehrt, er will sie auch in der zukünftigen Gesellschaft lassen, aber die durch sie hervorgerufene Organisation zerstören. Die kommunistische Gesellschaft erscheint den Kommunisten als eine Gesellschaft mit kolossal entwickelter Technik, aber schwacher gesellschaftlicher Organisation. Das ist das zweite Merkmal des Infantilismus (der Rückkehr zur Psychologie des Kindes) der Kommunisten. Man kann ihn definieren als die Rückkehr zum Glauben an die Allmacht des Gedankens, der allen wilden

Völkern, die in der Periode der magischen Weltanschauung leben, eigentümlich ist!

Ausdruck der Paranoia ist auch der „Maschinismus" der Kommunisten, der Beweis ihres Logizismus. Der Hang zum „Maschinismus" hat teilweise seine Wurzel auch in der urethralen infantilen Erotik. *

Die Grundlage der marxistischen Lehre, der historische Materialismus, ist einerseits nur eine Paraphrase des kapitalistischen Mammonismus (der Kapitalismus ist, nach der Lehre Freuds, nichts anderes als der Ausdruck der Analerotik), andererseits — die Auferstehung der feudalen Konzeption Hegels. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Marxismus an Stelle der Hegelschen Idee die „mystische" Wirtschaft gesetzt hat. Der Kommunismus ist eigentlich Neofeudalismus.

Der Marxismus zeichnet sich durch den Glauben an die historische Rolle des Proletariats aus. Dieser Glaube ist nur eine der Ausdrucksweisen des weitverbreiteten Motivs von der ausschließlichen Erlöserrolle des jüngsten Sohnes oder der überhaupt minderwertigen „geistesarmen" Persönlichkeit. Dieses Motiv ist nur die „Wunschphantasie" des Kindes, das ungeachtet seiner Schwäche und sexuellen Minderwertigkeit hofft, den Vater im Kampfe um die Mutter zu besiegen. Die ununterbrochenen Klagen über die Unterdrückung der Arbeiterklasse durch die Bourgeoisie sind — die Sublimierung des Verfolgungswahns.

Die strenge Dialektik Marx', die Geschlossenheit seiner Werttheorie sind auch ein Ausdruck der Paranoia, die zusammen mit dem mystischen Glauben an die Rolle des Proletariats Formen religiöser Paranoia annehmen. Den Gipfel der Paranoia und der Paraphrenie erklomm Fourier!

Die Einschätzung der Revisionisten, Bernstein usw., ist eine etwas höhere. Für sie hat sogar Kolnai einen „eigenen" Marx geschaffen, der plötzlich ein Antimilitarist wird! Niedriger ist die Einschätzung des Syndikalismus. Dafür aber kennt der Verfasser in bezug auf den Bolschewismus, den Kolnai bereits im Jahre 1920 Leninismus nennt, kein Maß. Der Leninismus ist eigentlich eine Kriegspsychose und darf nur im Zusammenhang mit dem Krieg erklärt werden! Er ist — eine ungeheuerliche Mischung von Blutdunst und Logarithmen (Kolnai, S. 143). Der Vaterkomplex kommt darin zum Ausdruck, daß der Bolschewismus die Kapitalisten und Kaufleute verjagt — Symbole der Väter, um desto ungestörter seinen Cäsarismus zu entwickeln, der auf einem neuen Prinzip des Vaters begründet ist. (Kolnai, Seite 145.) Die leninistische Konzeption, wo-

* Die Entstehung der modernen Hydrostatik in Norditalien im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, die, nach der Erklärung des historischen Materialismus im Zusammenhang mit den Kanalisations- und Bewässerungsarbeiten in der Lombardei und dem Bedürfnis, die reißenden Alpenströme zu regulieren, steht, wird von den Freudisten als wissenschaftliche Sublimierung der urethralen Erotik hingestellt. Schon die Gegenüberstellung allein dieser zwei Erklärungen entscheidet den vollständigen Durchfall der zweiten. Es ist interessant, zu bemerken, daß Mach, der anfänglich ein Freudist war, sich von der Psychoanalyse lossagte, als die freudistischen „Erklärungen" der Entwicklung der Mechanik aufzutauchen begannen.

nach nach dem verstärkten Terror ein staatsloses Paradies eintreten soll, ist nichts anderes als das mystische Schema: Introversion — Wiedergeburt. Das ungewöhnliche Wachstum des Militarismus bei den Bolschewiki und andere Anzeichen (die Aneignung der feudalen Politik des Jesuitismus, das Bestechungssystem, agents) beweisen, daß die Bolschewisierung der Welt ihrer Atomisierung gleichkäme!

Die Losung: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!" — ist nichts anders als der Klassenausdruck der Homosexualität!

Endlich gibt der Verfasser eine „klassische" Synthese: In der Tat sei der Bolschewismus zu verstehen als ein eigentümlicher feudaler Mittelweg zwischen der geradlinigen Regression des Anarchismus und der paranoiden Regression des marxistischen Sozialismus. (Kolnai, Seite 144.)

Der Verfasser hält den Bolschewismus für eine spezifisch russische Erscheinung und gibt, auf die „tiefe" historisch-philosophische, „rassenpsychologische" Studie von Hesse hinweisend („Die Brüder Karamasow oder der Untergang Europas" — „Neue Rundschau", 1920), folgende Definition des Bolschewismus: „Der Bolschewik ist der Übergangstypus zwischen dem europäischen Proletarier und der „russischen Seele". Die russische Seele aber ist der Ausdruck der Regression, der Rückkehr in die asiatische Heimat, in die Urmutter (Ödipuskomplex); der Abneigung gegen jede ethische Norm, der Einheit des Guten und Bösen. Mit einem Wort, „der gefährliche, rührende, verantwortungslose, dabei gewissenszarte, weiche, träumerische, grausame. t i e f - k i n d l i c h e russische Mensch". Der Kreis ist geschlossen: Der Geburtshelfer der Psychoanalyse ist Mereschkowski geworden!!!

Die anderen Autoren wiederholen dasselbe, nur mit einer kleineren Ausdruckskraft. Es kann auch nicht anders sein, da der Ödipuskomplex für die Psychoanalyse den Ausgangspunkt ihrer soziologischen Konstruktion bilden muß. Mit der Verneinung dieser Idee fällt auch die ganze Psychoanalyse zusammen.

Zum Schluß will ich noch eine freudistische Erklärung des Auftretens Napoleons auf der geschichtlichen Bühne, gegeben von Jekels („der Wendepunkt im Leben Napoleons"), anführen. Der kritische Moment für Napoleon war sein Abfall von Paoli und die Kriegserklärung Englands an die französische Republik. Die geheimen Verhandlungen Paolis mit den Engländern haben in Napoleon Abscheu gegen die Vorstellung: attaquer la patrie avec les étrangers (das Vaterland mit den Fremden überfallen), und die „Mutter" mit einem Fremden zusammenzuführen", hervorgerufen. Frankreich spielte für Napoleon die Rolle der Mutter. Der Tod Ludwigs XVI. und auf diese Weise die Befreiung der Mutter von dem Rivalen, dem Vater, war für Napoleon das Signal zum Handeln. Auch hier ist das Streben zum Inzest der Schlüssel zum gewaltigsten historischen Drama geworden.

*

Die Freudisten sind heorische Naturen. Sie sind Deterministen und rechnen mit der Erscheinung des Sozialismus als mit einer unvermeidlichen Tatsache. Daß der Sozialismus — der Ausdrück der

Degradation und des Zerfalls der Gesellschaft sei, ändert nichts an der Sache. Sie kennen keine Sentiments. Sie haben Spengler gelesen, sein Buch ist nicht umsonst geschrieben worden. Der Sozialismus ist ein notwendiges „Moment" in ihrer Historiosophie. Der Sozialismus, der eine Rückkehr der Menschheit zur Kindheit ist, wird sowohl das Ende als auch der Anfang einer neuen Epoche werden. Das starke primitive Naturvolk wird die hochkultivierten Völker verdrängen. (Rank.) Die Geschichte wird von neuem beginnen.

In den letzten Tagen vor der großen französischen Revolution hat die französische übersättigte Aristokratie plötzlich von der Natürlichkeit zu träumen begonnen. Der idyllische Greuze und der starke, urwüchsige, feste natürliche Chinese — wurden ihr Abgott.

Ist dieses Zusammentreffen nicht symptomatisch?

D. RJASANOW

EINE NEUE ARBEIT VON MARX ÜBER DEN ARBEITSLOHN

Das Marxsche Manuskript, das hier zum erstenmal veröffentlicht wird, habe ich zufällig unter Notizen und Heften mit Exzerpten gefunden, die im Archiv der deutschen Sozialdemokratie in Berlin aufbewahrt werden.

Auf der Umschlagseite des Heftes findet sich das Datum: „Brüssel, Dezember 1847." Daß das Manuskript gerade in diese Zeit gehört, zeigt ein auf der gleichen Umschlagseite befindliches Schema der verschiedenen Richtungen und Schulen des Sozialismus, das sich wenig von dem Schema unterscheidet, das das dritte Kapitel des „Kommunistischen Manifest" enthält. Offensichtlich war dies die ursprüngliche Skizze, die Marx damals für sich selbst entworfen hatte, als er gerade an dem „Kommunistischen Manifest" zu arbeiten begann.

Auf der ersten Seite finden wir unter dem Titel „Nachfrage" eine Reihe von Bemerkungen, die später zur Schilderung der Enwicklung der Bourgeoisie im „Manifest" benutzt worden sind.

Erst mit der zweiten Seite beginnt unter dem Titel „Lohnarbeit" eine Reihe von Notizen, die wir jetzt in der Form, wie sie geschrieben worden sind, veröffentlichen, mit allen — doch nicht zahlreichen — Wiederholungen, die darin vorkommen.

Es genügt, das neue Marxsche Manuskript flüchtig durchzusehen, um sofort zu bemerken, daß es, seinem Inhalt nach, sich eng an Marx' Vorträge über „Lohnarbeit und Kapital" anschließt.

Diese Arbeit erschien zum erstenmal, um mit den Worten Engels' zu sprechen, „als eine Reihe von Leitartikeln in der ‚Neuen Rheinischen Zeitung' vom 4. April 1849 an. Ihr liegen zugrunde die Vorträge, die Marx 1847 im Brüsseler Deutschen Arbeiterverein gehalten hat. Sie ist im Abdruck Fragment geblieben; das in Nr. 269 am Schluß stehende ‚Fortsetzung folgt' blieb unerfüllt infolge der sich damals überstürzenden Ereignisse, des Einmarsches der Russen in Ungarn, der Aufstände in Dresden, Iserlohn, Elberfeld, der Pfalz und Baden, die die Unterdrückung der Zeitung selbst (19. Mai 1849) herbeiführten." „Das Manuskript dieser Fortsetzung hat sich im Nachlaß von Marx nicht vorgefunden."

Wir können jetzt sagen, daß Engels nicht ganz recht hatte. Schon der Anfang des Manuskripts, das wir veröffentlichen, in dem Marx

in sieben Paragraphen das zusammenfaßt, was er „schon auseinandergesetzt" hatte, zeigt, daß wir es hier, wenn auch nicht mit der Fortsetzung jener Arbeit, die Marx in der „Neuen Rheinischen Zeitung" abdruckte, so doch unzweifelhaft mit einer Fortsetzung jener eingehenden Disposition zu tun haben, die Marx bei seinen Vorlesungen benutzt hatte.

Wir stellen uns die Sache folgendermaßen vor. Für seine Vorträge im Brüsseler Arbeiterverein hat Marx eine Disposition geschrieben, die ihm im Jahre 1847 und zu Beginn des Jahres 1848 als Grundlage für den mündlichen Vortrag gedient hatte. Als er zu der Überzeugung gelangt war, daß es notwendig sei, in der „Neuen Rheinischen Zeitung" eine Darstellung „der ökonomischen Verhältnisse" zu geben, „welche die materielle Grundlage der jetzigen Klassenkämpfe und Nationalkämpfe bilden" und „worauf die Existenz der Bourgeoisie und ihre Klassenherrschaft ebenso sich gründet wie die Sklaverei der Arbeiter", beschloß Marx, die alten Dispositionen zu benutzen, um seine Vorträge zu rekonstruieren.

Wie wir aus seinem Vorwort zu den Artikeln aus der „Neuen Rheinischen Zeitung" wissen, wollte Marx „die Darstellung möglichst einfach und populär gestalten". „Wir werden . . . selbst die elementarsten Begriffe der politischen Ökonomie nicht voraussetzen. Wir wollen den Arbeitern verständlich sein."

Er plante, seinen Artikel in „drei große Abteilungen" zu teilen. In der ersten Abteilung wollte er darstellen „das Verhältnis der Lohnarbeit zum Kapital, die Sklaverei des Arbeiters, die Herrschaft des Kapitalisten; in der zweiten den unvermeidlichen Untergang der mittleren Bürgerklassen und des Bauernstandes unter dem jetzigen System; in der dritten die kommerzielle Unterjochung und Ausbeutung der Bourgeoisklassen der verschiedenen europäischen Nationen durch den Despoten des Weltmarktes — England".

Es ist klar, daß Marx seine alten Dispositionen nur für die erste Abteilung benutzen konnte. In den abgedruckten Artikeln hat er folgende Fragen behandelt: Was ist der Arbeitslohn? Wie wird er bestimmt? Und im Zusammenhang damit auch die Frage: Wodurch wird der Preis einer Ware bestimmt?

Es erwies sich, daß der Arbeitslohn der Preis ist, für den die Arbeiter dem Kapitalisten ihre Arbeit (Arbeitskraft) verkaufen, daß diese Arbeit eine ebensolche Ware ist wie Zucker oder irgendeine andere Ware, die sich aber von ihnen dadurch unterscheidet, daß ihr einziger Behälter menschliches Fleisch und Blut ist. Die Arbeit ist die eigene Lebenstätigkeit des Arbeiters, seine eigene Lebensäußerung. Und diese Lebenstätigkeit verkauft er an einen Dritten, um sich die nötigen Lebensmittel zu sichern. Seine Lebenstätigkeit ist für ihn also nur ein Mittel, um existieren zu können. Das Produkt

seiner Tätigkeit ist daher auch nicht der Zweck seiner Tätigkeit. Was er für sich selbst produziert, ist nur der Arbeitslohn.

Bisher haben wir lediglich eine Entwicklung jener Gedanken, die wir in sehr gedrängter Formulierung im ersten Punkt der Disposition finden. In den gedruckten Vorträgen fügt Marx lediglich einige Erläuterungen hinzu, um den Unterschied zwischen einem Lohnarbeiter und einem Sklaven oder einem Leibeigenen zu unterstreichen.

Nachdem er dargelegt hat, was der Arbeitslohn ist, und festgestellt hat, daß er denselben Gesetzen unterliegt, denen auch der Preis jeder anderen Ware unterworfen ist, geht Marx zu der folgenden Frage über: Wodurch wird der Preis einer Ware bestimmt? und antwortet, indem er Punkt zwei entwickelt („als Ware der Arbeitslohn abhängig von der Konkurrenz, der Nachfrage und Zufuhr"), daß er durch die Konkurrenz zwischen Käufern und Verkäufern, durch das Verhältnis der Nachfrage zur Zufuhr, des Angebots zum Begehr bestimmt wird. Wir haben es mit einer dreiseitigen Konkurrenz zu tun. Es findet eine Konkurrenz unter den Verkäufern statt, die den Preis der Ware herabdrückt, eine Konkurrenz unter den Käufern, die ihren Preis steigen macht, und endlich eine Konkurrenz unter den Käufern und Verkäufern: die einen wollen möglichst wohlfeil kaufen, die anderen möglichst teuer verkaufen. Die Industrie führt zwei Heeresmassen gegeneinander ins Feld, wobei in jeder derselben ihrerseits wieder ein Kampf zwischen den sie zusammensetzenden Abteilungen wütet. Durch diesen Kampf werden die Schwankungen der Preise, ihr Steigen oder ihr Fallen bestimmt.

Also wenn der Preis durch das Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr bestimmt wird, wodurch wird dann das Verhältnis von Nachfrage und Zufuhr bestimmt? Es folgt eine eingehende Entwicklung der Antwort, die im Punkt drei gegeben wird: „ . . . die Zufuhr selbst abhängig von den Produktionskosten, d. h. der zur Produktion einer Ware erforderlichen Arbeitszeit."

Ebenso wird auch der Preis der Arbeit (Arbeitskraft) durch die Produktionskosten bestimmt, durch die Arbeitszeit, die erforderlich ist, um diese Ware (Arbeitskraft) hervorzubringen.

Weiter folgt die Untersuchung der Frage des Minimums des Arbeitslohnes. Marx ändert etwas den Plan seiner Darstellung in den Vorträgen und geht in seinen Artikeln zum Punkt sechs über. („Durchschnitts- oder normaler Preis der Arbeit gilt nur für die Klasse der Arbeiter, nicht für den einzelnen.")

„Dieses Minimum des Arbeitslohnes gilt, wie die Preisbestimmung der Waren durch die Produktionskosten überhaupt, nicht für das einzelne Individuum, sondern für die Gattung. Einzelne Arbeiter, Millionen von Arbeitern, erhalten nicht genug, um existieren und sich fortpflanzen zu können; aber der Arbeitslohn der ganzen

Arbeiterklasse gleicht sich innerhalb seiner Schwankungen zu diesem Minimum aus.*

Im Zusammenhang damit zeigt Marx in seinen Artikeln, daß der Preis der Arbeit durch den Preis der notwendigen Lebensmittel bestimmt wird, d. h. er wiederholt die Definition, die wir im Punkt sieben finden.

Nach der Untersuchung der allgemeinen Gesetze, die den Arbeitslohn regulieren, geht Marx zu dem über, was er sein Hauptthema nennt, d. h. zum Verhältnis von Arbeit und Kapital. In seiner Disposition der alten Vorträge entspricht das dem Punkt vier. („Umgekehrtes Verhältnis von Profit und Arbeitslohn. Gegensatz zweier Klassen, deren ökonomisches Dasein in Profit und Arbeitslohn besteht").

Es genügt jedoch, jene glänzenden Seiten durchzulesen, in denen Marx diesen Gedanken entwickelt, um zu der Folgerung zu gelangen, daß er in seinen Artikeln in der „Neuen Rheinischen Zeitung" den Rahmen der Vorträge, die hauptsächlich der Frage des Arbeitslohnes gewidmet waren, weit überschritten hat.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Marx den deutschen Arbeitern in Brüssel auch alle Phasen des Kampfes um die Erhöhung oder Veränderung des Arbeitslohnes dargelegt sowie ihnen die Rolle erläutert hat, die die Arbeiterassoziationen und Koalitionen in diesem Kampfe spielen. Er hat gleichfalls den Einfluß der Abschaffung von Steuern, Schutzzöllen, der Verminderung der Zahl der Armen usw. auf den Arbeitslohn untersucht, d. h. alle jene Fragen, die er in den Punkten fünf bis sieben als „schon auseinandergesetzt" aufzählt. Aber in den Artikeln über „Lohnarbeit und Kapital" behandelt Marx sie nicht. Freilich hatte er die Frage der Bedeutung der Koalitionen schon im „Elend der Philosophie" behandelt.

Wenn wir jetzt zu „Lohnarbeit und Kapital" zurückkehren, so sehen wir, daß Marx, nachdem er den historischen Charakter des Kapitals als eines bürgerlichen Produktionsverhältnisses bestimmt und die unvermeidliche Gegensätzlichkeit der Interessen von Arbeit und Kapital aufgedeckt hat, unmittelbar darauf zu der Untersuchung der Frage übergeht: Wie wirkt sich das Wachsen des produktiven Kapitals auf den Arbeitslohn aus?

Marx zeigt, wie der Mechanismus der industriellen Konkurrenz den Kapitalisten zwingt, die Produktivität der Arbeit zu vergrößern, wie die Produktionsweise, die Produktionsmittel beständig umgewälzt, revolutioniert werden, wie die Teilung der Arbeit größere Teilung, die Anwendung der Maschinerie größere Anwendung der Maschinerie, das Arbeiten in großem Maßstabe Arbeiten in noch größerem Maßstabe notwendig nach sich zieht, wie dieses Gesetz die

* K. Marx, „Lohnarbeit und Kapital". (Elementarbücher des Kommunismus. Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten G. m. b. H., Berlin, 1923, S. 24.

bürgerliche Gesellschaft stets wieder aus ihrem alten Geleise wirft, sie fortwährend vorwärtstreibt.

Wie aber wirken diese Umstände, die vom Wachstum des produktiven Kapitals unzertrennlich sind, auf die Bestimmung des Arbeitslohnes ein?

Eine größere Teilung der Arbeit befähigt einen Arbeiter, die Arbeit von mehreren zu leisten, vergrößert die Konkurrenz unter den Arbeitern. In demselben Maße, wie die Teilung der Arbeit zunimmt, vereinfacht sich die Arbeit und verliert ihre Bedeutung als eine besondere Geschicklichkeit des Arbeiters. Das ist ein neuer Faktor, der die Konkurrenz verschärft und gleichzeitig auch das Fallen des Arbeitslohnes zur Folge hat. „Der Arbeiter sucht die Masse seines Arbeitslohnes zu behaupten, indem er mehr arbeitet, sei es, daß er mehr Stunden arbeitet, sei es, daß er mehr in derselben Stunde liefert."

Eine gleiche Wirkung auf den Arbeitslohn übt die Maschine aus. Marx unterzieht in Verbindung damit die Beweisführung jener Ökonomen einer Kritik, die eine schädliche Wirkung der Maschinen ableugnen. Er weist nach, daß die Arbeiter, die durch die Maschine aus einem Industriezweig verdrängt werden, nur in dem Fall in einem anderen Industriezweig eine Zuflucht finden können, wenn sie niedriger, schlechter bezahlt werden.

Die Konkurrenz unter den Arbeitern wird auch dadurch verstärkt, daß die Arbeiterklasse sich aus höheren Schichten der Gesellschaft rekrutiert — es stürzt eine Masse kleiner Industrieller und kleiner Rentiers zu ihr herab, die die industrielle Konkurrenz und den Fall des Kapitalzinses nicht aushalten können.

Die Artikel über „Lohnarbeit und Kapital" schließen mit dem Hinweis auf die Krisen, die einen Teil des Reichtums, der Produkte und selbst der Produktivkräfte vernichten und auf solche Weise die Lage der Arbeiterklasse verschlechtern.

Wenn wir uns jetzt zu dem von uns entdeckten Manuskript wenden, so sehen wir, daß Marx viel daraus bereits für den letzten Artikel in der „Neuen Rheinischen Zeitung" benutzt hat. So folgt auf eine gedrängte Zusammenfassung der Auffassungen von Atkinson, Carlyle, Mac Culloch, Wade, Babbage, Rossi, Cherbuliez und Bray ein Abschnitt: Wie wirkt das Wachstum der Produktivkräfte auf den Arbeitslohn?

Aber in den Artikeln sind solche Abschnitte, wie der zweite. (Die Konkurrenz zwischen den Arbeitern und den Arbeitgebern), der dritte (Die Konkurrenz der Arbeiter unter sich, der vierte (Schwankungen des Arbeitlohnes, der fünfte (Minimum des Arbeitslohnes) nicht benutzt worden.

Alle diese Punkte sind von Marx wahrscheinlich in den Vorträgen entwickelt worden. Er plante noch einige Artikel oder Vorträge:

sechstens die Kritik der verschiedenen Vorschläge und Reformen zugunsten der Arbeiter, siebentens die Arbeiterassoziationen und achtens die positive Seite des Salariats (der Lohnarbeit).

Im Manuskript finden wir eine eingehende Disposition dieser Kapitel. Im sechsten Kapitel kritisiert Marx, indem er die bereits vom Owenisten Bray* gemachten Bemerkungen entwickelt, das System der Sparkassen, dann das von philantropischen Ökonomen als ein neues Allheilmittel vertretene System der beruflichen Erziehung und untersucht besonders eingehend die Theorie von Malthus.

In Verbindung damit kehrt Marx wiederum zu der Frage zurück, von der schon im ersten Kapitel oder Vortrag die Rede war: Wie wirkt das Wachstum der Produktivkräfte auf den Arbeitslohn?

Jeder Kenner des ersten Bandes des „Kapital" wird sofort bemerken, daß wir es in dieser Kritik von Malthus mit dem ersten Entwurf der Kapitel XXI, XXII und XXIII des Abschnittes „Der Akkumulationsprozeß des Kapitals" zu tun haben. Sie zeigt freilich, wieviel Marx noch arbeiten mußte, um sowohl eine genaue Terminologie als auch eine erschöpfende Formulierung für eine Reihe von ihm bereits im Jahre 1847 angedeuteter Sätze zu finden. Er hatte bereits alle notwendigen Elemente dieser Kritik, die er bei Ricardo, Barton, Sismondi, Cherbuliez gefunden hatte, ausgeschieden. Es war ihm jedoch noch nicht gelungen, sich von der alten Terminologie zu befreien und diese Elemente zu einem neuen System umzuarbeiten. Aber gerade deshalb hat die von uns veröffentlichte Disposition eine ungeheuere Bedeutung für das Studium der Entwicklung der Anschauungen von Marx auf dem Gebiete der ökonomischen Theorie.

Leider werden in unserer Disposition nur diejenigen erwähnt — Proudhon und Weitling —, die die Lage der Arbeiter durch neue Formen des Arbeitslohnes verbessern wollen. Was Proudhon betrifft, so ist das im „Elend der Philosophie" getan worden. Am Schluß des sechsten Kapitels untersucht Marx noch die Auffassung Rossis, eines der „philanthropischen Ökonomen", über den Arbeitslohn. Diesen Versuch, alle Leute in Bourgeois zu verwandeln, die Kategorien zu bewahren, die die bürgerlichen Verhältnisse ausdrücken, und jenen Antagonismus zu beseitigen, der von diesen Kategorien unzertrennlich ist, da er ihr Wesen darstellt, behandelt Marx bereits im „Elend der Philosophie", wo er auch Rossi zitiert.

Die Disposition des siebenten Kapitels stellt eine wichtige Ergänzung zum Kapitel über die Koalitionen im „Elend der Philosophie" dar.

Im achten Kapitel oder Vortrag wollte Marx als Gegenstück zu den Abschnitten über die historische Bedeutung der Bourgeoisie und des Kapitals die positive Seite der Lohnarbeit, die historische Bedeutung

* Sein „bemerkenswertes Werk" wird im „Elend der Philosophie" eingehend zitiert.

dieser neuen Kategorie der Gesellschaft und Produktion behandeln. Einige Formulierungen hat er ins „Kommunistische Manifest" übernommen. Es ist charakteristisch, daß er die Forderung der Ausgleichung des Arbeitslohnes in Verbindung mit jenem Prozeß der Revolutionierung setzt, dem auch das Proletariat selbst unterworfen werden muß, wenn es die bürgerliche Gesellschaft revolutioniert. Erst wenn es sich von den Vorurteilen dieser Gesellschaft befreit, die in den zünftlerischen Gewohnheiten der Arbeiter selbst ihren Ausdruck finden, wird das Proletariat nicht nur die bürgerliche Gesellschaft, sondern auch sich selbst aufheben.

An anderer Stelle werden wir die Frage eingehend behandeln, in welchem Maße sich Marx auf seine Vorgänger gestützt hat, und wem von ihnen er am meisten verdankt. Das neue Manuskript gibt ein äußerst interessantes Material zur Lösung dieser Frage. Wir beschränken uns einstweilen auf den Hinweis, daß Marx in seiner Charakteristik der Lage der Arbeiterklasse — Bestimmung des Arbeitslohnes und seiner Veränderungen — am meisten Ricardo, Wade, Carlyle und Bray benutzt hat.

Es ist notwendig, hinzuzufügen, daß einige Tatsachen und Sätze, die in dem vorliegenden Manuskript angeführt werden, von Marx in der Rede über den Freihandel benutzt worden sind. So führt er dort das Zitat über die Rede Bowrings im Unterhaus im Jahre 1835 und eine Reihe von Betrachtungen über den Einfluß der Maschinen an.

P. S. Der hier gegebene Text entspricht genau dem Originalmanuskript. Da zur Zeit der Abfassung dieses Konzeptes Marx seine Kritik der politischen Ökonomie noch nicht zum Abschluß gebracht hatte, enthält die vorliegende Darstellung Ausdrücke, die Marx später nicht gebraucht haben würde. Die Abweichung von der späteren, wissenschaftlich einwandfreien Terminologie besteht darin, daß Marx den Arbeiter seine A r b e i t dem Kapitalisten gegen den Arbeitslohn verkaufen läßt, statt seiner A r b e i t s k r a f t, wie in Marx' späteren ökonomischen Schriften steht. Doch scheint es uns, daß es richtiger ist, zunächst einmal einen unveränderten Abdruck der Marxschen Ausführungen zu geben und die Anpassung der Terminologie an die der späteren ökonomischen Schriften Marx' einer separaten Propaganda-Ausgabe vorzubehalten. Dagegen wurde die Orthographie durchgängig modernisiert, einige offenbare Flüchtigkeitsfehler wurden korrigiert und die Abkürzungen voll ausgeschrieben. Englische bzw. französische Ausdrücke oder Sätze wurden in deutscher Wiedergabe in eckigen Klammern beigegeben. Hierzu sei noch bemerkt, daß Marx überall für Arbeitslohn Salär sagt.

Der Herausgeber

ARBEITSLOHN

A

Auseinandergesetzt schon:

1. Arbeitslohn: Preis der Ware.

Die Bestimmung des Arbeitslohnes fällt im allgemeinen also zusammen mit der allgemeinen Bestimmung des Preises.

Die menschliche Tätigkeit = Ware.

Die Äußerung des Lebens — die Lebenstätigkeit — erscheint als bloßes Mittel: die von dieser Tätigkeit abgesonderte Erscheinung als Zweck.

2. Als Ware der Arbeitslohn abhängig von der Konkurrenz der Nachfrage und Zufuhr.

3. Die Zufuhr selbst abhängig von den Produktionskosten, d. h. der zur Produktion einer Ware erforderlichen Arbeitszeit.

4. Umgekehrtes Verhältnis von Profit und Salär. Gegensatz der beiden Klassen, deren ökonomisches Dasein der Profit und das Salär sind.

5. Kampf um Erhöhung oder Veränderung des Salärs. Arbeiterassoziationen.

6. Durchschnitts- oder normaler Preis der Arbeit, das Minimum gilt nur für die Klasse der Arbeiter, nicht für den einzelnen. Koalitionen der Arbeiter zur Erhaltung des Salärs.

7. Einfluß von Abschaffung der Steuern, Schutzzölle, Verminderung der Armeen usw. auf das Salär. Das Minimum im Durchschnitt bestimmt ist gleich dem Preis der notwendigen Lebensmittel.

B

ZUSÄTZE

*I. Atkinson**

1. Handloomweavers [Handweber] (arbeiten 15 Stunden täglich, eine halbe Million davon).

„Ihre distress [Elend] unvermeidliche Bedingung der Art von Arbeit, die leicht erlernt wird und beständig dem ausgesetzt ist, durch wohlfeilere Produktionsmittel verdrängt zu werden. Kurzes Aufhören der Nachfrage bei so großer Zufuhr bringt Krisis hervor. Das Nutzloswerden eines Arbeitszweiges und das Aufkommen eines anderen bringt zeitliches Leiden hervor. Beispiel der Handbaumwollweber vom Daccadistrikt; verhungert oder in die Landarbeit zurückgeworfen durch die Konkurrenz der englischen Maschinerie.“ (Auszug aus der Rede des Dr. Bowring im Haus der Gemeinen, Juli 1835.)

(Dieses Beispiel über den Übergang von einem Handel zum anderen für die Freihandelsdebatte zu benützen.)

2. Über die Bevölkerungstheorie einiges zu sagen.

3. Einfluß veränderter und ausgedehnter Arbeitsteilung auf die Bestimmung des Salärs.

---

* Atkinson, Wm. Principles of Political Economy, or the laws of the formation of National Wealth developed by means of the Christian Law of Government. London 1840.

*II. Carlyle**

1. Nicht nur die Quantität der wages [Löhne] zu bewerten. Ihre Qualität auch schwankend, durchs Spiel bestimmt.

2. Vorzug im Arbeitslohn, daß er mehr die Notwendigkeit, das Interesse, den Schacher der Arbeiter mit dem Arbeitgeber verschärft. Nichts Patriarchalisches mehr wie im Mittelalter.

Armengesetze. Rattenvertilgung, chargeable labourers [steuerbare Arbeiter].

3. Der größte Teil der Arbeit ist nicht skilled labour [qualifizierte Arbeit].

4. Die ganze malthusianische und kommunistische Theorie reduziert sich darauf, daß die Arbeiter es in ihrer Hand haben, die Nachfrage zu verändern, indem sie keine Kinder machen.

*III. McCulloch***

„Der Taglohn, den der Arbeiter verdient, ist gleich die gewöhnliche Rate von Profit für den Eigentümer der Maschine, genannt Mensch, dazu eine Summe, um to replace das wear und tear of the machines [um die Abnutzung der Maschinen zu ersetzen], oder, was dasselbe ist, um zuzuführen an die Stelle alter und abgenutzter Arbeiter new ones [neue]."

*IV. John Wade****

1. „Ist der Zweck, aus dem Arbeiter eine Maschine zu machen, woraus die größte Quantität Werk in einer gegebenen Okkupation [Beschäftigung] gezogen werden kann, so gibt es keinen wirksameren Weg als Teilung der Arbeit."

2. Eine Reduktion des Arbeitslohnes treibt die Arbeiter, entweder ihre Ausgaben zu vermindern oder ihre Produktivität zu vermehren, in Maschinenfabriken z. B. (und überhaupt) wenn sie längere Stundenzahl arbeiten, oder bei Handwerkern, Handwebern usw., indem sie mehr in derselben Stunde arbeiten. Aber da ihr Lohn eben reduziert ist, weil die Nachfrage abgenommen hat, so vermehren sie also die Zufuhr im ungünstigen Moment. Folge davon, daß der Arbeitslohn noch tiefer „sinkt", und dann kommen die Bourgeois und sagen: „Wenn die Leute nur arbeiten wollten."

3. Allgemeines Gesetz überhaupt, daß es nicht zwei Marktpreise geben kann, und zwar dominiert der niedrigere Marktpreis (bei gleicher Qualität).

Gesetzt 1000 Arbeiter von gleicher Geschicklichkeit; 50 außer Brot; so wird der Preis bestimmt nicht durch die 950 Beschäftigten, sondern durch die 50 Unbeschäftigten.

Aber dieses Gesetz des Marktpreises lastet schwerer auf der Ware Arbeit als auf anderen Waren, weil der Arbeiter seine Waren nicht in den Speicher legen kann, sondern seine Lebenstätigkeit weiterführen oder, der Lebensmittel verlustig, sterben muß.

---

* Carlyle, Thomas. Chartism. London 1840.

** Mac Culloch, The principles of Political Economy. London 1830.

*** Wade. John, History of the middle and working classes. London 1835.

Die verkäufliche Ware Arbeit unterscheidet sich von anderen Waren besonders durch ihre vergängliche Natur, durch die Unmöglichkeit, sie zu akkumulieren, und dadurch, daß die Zufuhr nicht mit derselben Leichtigkeit vermehrt oder vermindert werden kann als bei anderen Produkten.

4. Die Humanität der Kapitalisten besteht darin, möglichst viel Arbeit zum billigsten Preis zu kaufen. Ackerbauarbeiter erhalten mehr im Sommer als im Winter, obgleich sie im Winter mehr Nahrung, Feuerung, wärmere Kleidung bedürfen.

5. Z. B. die Abschaffung des Sonntags wäre ein reiner Verlust für die Arbeiter. Die Meister [würden] schon den Arbeitslohn zu verändern [verstehn], indem sie ihn nominell bestimmen, aber z. B. eine Viertelstunde mehr arbeiten lassen, die Mahlzeiten u. dgl. abtragen.

6. Der Arbeitslohn bestimmt durch Moden, Wechsel der Jahreszeiten und kommerzielle Fluktuation.

7. Geht der Arbeiter, durch die Maschine verdrängt, in einen anderen Arbeitszweig über, so ist das regelmäßig ein schlechterer. Er kommt immer wieder in seine frühere Lage.

Die Maschine und die Teilung der Arbeit setzen wohlfeile Arbeit an die Stelle von teurer.

Man hat den Arbeitern vorgeschlagen:

1. Sparkassen;
2. Alle möglichen Arbeitszweige zu lernen (so, wenn in einem Arbeitszweig Überzufuhr von Arbeitern wäre, so sofort in allen).

8. In Zeiten der Stagnation:

a) Aufhören der Arbeit;
b) Herabsetzung des Lohnes;
c) derselbe Lohn, wenige Tage in der Woche beschäftigt.

9. Bei den combinations of trade [Vereinigungen des Handwerkerstandes, Assoziationen] ist zu bemerken:

1. Die Ausgaben der Arbeiter (die Kosten), Erfindung von Maschinen infolge der Koalitionen. Andere Teilung der Arbeit, Herabdrückung des Lohnes.
2. Gelänge es ohne alles den Lohn so hoch zu halten, daß der Profit bedeutend fiele unter den Durchschnittsprofit von anderen Ländern, oder daß das Kapital langsamer wachse, so wäre die Industrie eines Landes ruiniert und die Arbeiter mit den Herren und noch mehr: Deplacement [Versetzung] der Fabriken nach anderen Lokalitäten.

*

Obgleich die Abnahme einer Steuer den Arbeitern nichts nützt, so schadet ihnen dagegen das Wachstum derselben. Das Gute am Wachstum der Steuern in bürgerlich entwickelten Ländern, daß der kleine Bauern- und Eigentümerstand (Handwerkerstand usw.) dadurch ruiniert und in die Arbeiterklasse geworfen wird.

*

Einfluß der Irländer in England, der Deutschen im Elsaß auf den Arbeitslohn.

*V. Babbage**

Trucksystem.

*VI. Andrew Ure***

Allgemeines Prinzip der modernen Industrie: Erwachsene durch Kinder, die geschickten Arbeiter durch die ungeschickten, Männer durch Weiber zu ersetzen.

*

Ausgleichung des Arbeitslohnes. Hauptcharakteristikum der modernen Industrie.

*VII. Rossi****

Herr Rossi meint:

Der Fabrikant eskomptiert dem Arbeiter nur seinen Anteil am Produkt, weil dieser den Verkauf desselben nicht abwarten kann. Ersteres ist eine Spekulation, die den Produktionsprozeß unmittelbar nichts [an]geht. Kann der Arbeiter selbst sich erhalten bis zum Verkauf des Produkts, so wird er als associé [Teilhaber] nachher seinen Anteil daran geltend machen.

Also ist das Salär kein konstituierendes Element des Produkts wie das Kapital und die Erde. Es ist nur ein Accidens [eine zufällige Eigenschaft], eine Form unseres sozialen Zustandes. Das Salär gehört nicht zum Kapital.

Das Salär ist kein der Produktion unentbehrlicher Faktor. Es kann in einer anderen Arbeitsorganisation verschwinden.

VIII. Cherbulicz†

1. „Die Vermehrung des produktiven Kapitals zieht nicht notwendig Vermehrung des Approvisionnement [Versorgung] für die Arbeiter herbei. Rohstoff und Maschinen können vermehrt, das Approvisionnement vermindert werden.

Der Arbeitsprozeß hängt ab:

a) von der absoluten Quantität des produktiven Kapitals;

b) von den Verhältnissen zwischen den verschiedenen Elementen des Kapitals, zwei soziale Tatsachen, auf die der Wille der Arbeiter keinen Einfluß ausüben kann.

2. Es ist weniger die absolute Konsumtion des Arbeiters als seine relative, welche seine Lage glücklich oder unglücklich macht. Über die notwendige Konsumtion hinaus ist der Wert unseres Genusses wesentlich relativ."

*

Wenn man vom Fallen oder vom Steigen des Arbeitslohnes spricht, darf man nie aus den Augen verlieren den ganzen Weltmarkt und die Lage der Arbeiter in den verschiedenen Gegenden.

*

---

* Babbage, On the economy of machinery and manufactures. London 1835.

** Ure, Andrew, Philosophy of manufactures, or an exposition of the scientific, moral and commercial economy of the factory system of Great-Britain. London 1835.

*** Rossi, Pellegrino, Cours d'économie politique. T. I—II. Paris 1840—1843.

† Cherbulicz, Ant., El. Riche et pauvre. Genève 1840.

Egalitärische [Gleichheit anstrebende] und sonstige Wünsche, den Arbeitslohn gerecht zu bestimmen.

Das Minimum des Arbeitslohnes selbst ändert sich und fällt immer mehr herab. Beispiel mit dem Branntwein.

*IX. Bray**

Sparkassen

Dreifache Maschine in den Händen des Despotismus des Kapitals.

1. Das Geld fließt zurück in die Nationalbank, diese macht Profite, indem sie es wieder an Kapitalisten verpumpt.

2. Goldene Kette, woran die Regierung einen großen Teil der Arbeiterklasse hält.

3. Ebenso dadurch den Kapitalisten als solchen neue Waffen in die Hand gegeben.

*

Wenn der Arbeitslohn einmal gefallen ist, steigt er nie mehr zu seiner früheren Höhe, der absolute und der relative Arbeitslohn.

C

*I. Wie wirkt das Wachstum der Produktivkräfte auf den Arbeitslohn? (cf. VI. 3)***

Maschinerie, Teilung der Arbeit.

Die Arbeit wird vereinfacht. Ihre Produktionskosten kleiner. Sie wird wohlfeiler, die Konkurrenz unter den Arbeitern wird größer.

Bei der Konkurrenz der Arbeiter mit der Maschine ist zu bemerken, daß die Handarbeiter (z. B. die Handbaumwollweber) noch mehr leiden als die unmittelbar in der Fabrik beschäftigten Maschinenarbeiter.

Der Übergang von einem Arbeitszweig zum anderen. Darüber sagt Dr. Bowring in bezug auf die Handbaumwollweber des Daccadistrikts in Indien im Parlament 1833.

Die neue Arbeit, in die der Arbeiter geschleudert wird, schlechter als die frühere der Handarbeiter. Arbeit von Erwachsenen durch die der Kinder, die der Männer durch die der Weiber, die geschickteren Arbeiter durch ungeschicktere ersetzt.

Entweder Arbeitsstunden vermehrt oder Arbeitslohn heruntergesetzt.

Die Konkurrenz unter den Arbeitern, nicht nur, daß einer sich wohlfeiler verkauft als der andere, sondern daß einer die Arbeit von zweien tut.

Das Wachstum der Produktivkräfte im allgemeinen hat die Folgen:

a) Daß relativ die Lage des Arbeiters gegenüber den Kapitalisten sich verschlechtert, da der Wert der Genüsse relativ. Die Genüsse selbst sind ja nichts als soziale Genüsse, Relationen, Beziehungen.

---

* Bray, J. F., Labours's wrongs and labour's remedy, or the age of might and the age of right. London 1839.

** Dieser Hinweis bezieht sich auf den unten folgenden 3. Punkt des VI. Abschnittes über: Vorschläge zur Abhilfe.

b) Der Arbeiter wird eine immer mehr einseitigere Produktivkraft, die in möglichst wenig Zeit möglichst viel produziert. Die geschickte Arbeit verwandelt sich immer mehr in einfache Arbeit.

c) Der Arbeitslohn wird immer mehr abhängig vom Weltmarkt, Egalisierung [?] der Lage der Arbeiter.

d) In dem produktiven Kapital wächst der Teil für Maschinen und Rohstoffe viel schneller als der für Approvisionnement [Versorgung mit Lebensmitteln]. Die Vermehrung des produktiven Kapitals ist also nicht begleitet von einer notwendigen Vermehrung der Nachfrage nach Arbeit.

Der Arbeitslohn hängt ab:

α) von der Masse des produktiven Kapitals überhaupt;

β) von dem Verhältnis seiner Bestandteile.

Auf beides hat der Arbeiter keinen Einfluß.

(Wären nicht die Schwankungen des Lohnes, so nähme der Arbeiter gar keinen Anteil an der Entwicklung der Zivilisation, es bliebe stationär.)

Jede Entwicklung einer neuen Produktivkraft zugleich eine Waffe gegen die Arbeiter. Z. B. alle Verbesserungen an den Kommunikationsmitteln erleichtern die Konkurrenz der Arbeiter in verschiedenen Orten und machen aus einer lokalen Konkurrenz eine nationale usw.

Das Wohlfeilwerden aller Waren, was übrigens für die unmittelbarsten Lebensbedürfnisse nicht der Fall ist, macht, daß der Arbeiter zusammengesetzte Lumpen trägt und sein Elend die Farben der Zivilisation trägt.

II. Konkurrenz zwischen den Arbeitern und den Arbeitgebern

α) Um den relativen Arbeitslohn zu bestimmen, ist zu bemerken, daß [ein] Taler für einen Arbeiter und ein Taler für einen Arbeitgeber nicht gleichen Wert haben. Der Arbeiter muß alles schlechter kaufen und teurer. Sein Taler kommandiert weder so viel noch so gute Ware als der des Arbeitgebers. Der Arbeiter muß Verschwender sein und gegen alle ökonomischen Grundsätze einkaufen und verkaufen.

Wir müssen hier überhaupt bemerken, daß wir hier nur eine Seite im Auge halten, den Arbeitslohn selbst. Aber die Exploitation [Ausbeutung] des Arbeiters beginnt von neuem, sobald er die Frucht seiner Arbeit wieder gegen andere Waren austauscht. — Epicier [Gewürzkrämer], Pfandleiher, Hausleiher, tout le monde l'exploite encore une fois [jeder beutet ihn noch einmal aus].

β) Indem der Arbeitgeber über die Beschäftigungsmittel kommandiert, kommandiert er über die Lebensmittel des Arbeiters, d. h. sein Leben hängt von ihm ab; wie der Arbeiter selbst seine Lebenstätigkeit zum bloßen Mittel seiner Existenz herabsetzt.

γ) Die Ware Arbeit hat große Nachteile vor anderen Waren. Für den Kapitalisten handelt es sich bei der Konkurrenz mit

den Arbeitern bloß um den Profit, bei den Arbeitern um die Existenz.

Die Arbeit ist vergänglicherer Natur als die anderen Waren. Sie kann nicht akkumuliert werden. Die Zufuhr kann nicht mit derselben Leichtigkeit vermehrt oder vermindert werden als bei anderen Waren.

δ) Fabrikregime, Hausgesetzgebung, Trucksystem, wo der Arbeitgeber den Arbeiter betrügt, indem er den Preis der Waren aufschlägt, den nominellen Arbeitslohn desselben läßt.

III. Konkurrenz der Arbeiter unter sich

a) Nach einem allgemeinen ökonomischen Gesetz kann es nicht zwei Marktpreise geben. Von 1000 Arbeitern von gleicher Geschicklichkeit bestimmen den Arbeitslohn nicht die 950 Beschäftigten, sondern die 50 Unbeschäftigten. Einfluß der Irländer auf die Lage der englischen Arbeiter und der deutschen auf die Lage der elsässer Arbeiter.

b) Die Arbeiter machen sich Konkurrenz, nicht nur, indem einer sich wohlfeiler anbietet als die anderen, sondern indem einer für zwei arbeitet.

Vorteile des unverheirateten Arbeiters über die verheirateten usw. Konkurrenz unter den Arbeitern vom Land und den Städtern.

IV. Schwankungen des Arbeitslohnes

Sie werden herbeigeführt:

1. Durch Veränderungen in den Moden,
2. Wechsel der Jahreszeiten,
3. Handelsschwankungen.

Im Falle einer Krise so:

α) Wird der Arbeiter seine Ausgaben einschränken und seine Produktivität vermehren, entweder längere Stundenzahl oder mehr in derselben Stunde fabrizieren. Da ihr Lohn aber reduziert ist, weil die Nachfrage nach ihrem Produkt abgenommen, vermehren sie noch das ungünstige Verhalten der Zufuhr zur Nachfrage, und dann sagt der Bourgeois, wenn die Leute nur arbeiten wollten. Ihr Arbeitslohn sinkt durch ihre Überanstrengung dann noch tiefer.

β) Im Zustand der Krise:

Vollständige Beschäftigungslosigkeit, Herabsetzung des Lohnes. Bleiben des Lohnes und Verminderung der Arbeitstage.

γ) In allen Krisen folgende Zirkelbewegung in bezug auf die Arbeiter:

Der Arbeitgeber kann die Arbeiter nicht beschäftigen, weil er sein Produkt nicht verkaufen kann. Er kann sein Produkt nicht verkaufen, weil er keine Abnehmer hat. Er hat keine Abnehmer, weil die Arbeiter nichts als ihre Arbeit auszutauschen haben, und eben deswegen können sie ihre Arbeit nicht vertauschen.

δ) Wenn vom Steigen des Arbeitslohnes gesprochen wird, ist zu bemerken, daß man immer den Weltmarkt im Auge haben muß, und daß das Steigen des Arbeitslohnes erst dadurch erkauft ist, daß Arbeiter in anderen Ländern außer Brot gesetzt werden.

V. Minimum des Arbeitslohnes

1. Der Taglohn, den der Arbeiter einnimmt, ist der Profit, den dem Eigentümer seine Maschine, sein Leib abwirft. Eingeschlossen hierin ist die Summe, die nötig ist, um zu ersetzen das wear und tear [die Abnutzung] der Maschine oder, was dasselbe ist, um alte, abgenutzte Arbeiter durch neue zu ersetzen.

2. In dem Minimum des Salärs liegt es, daß z. B. die Abschaffung des Sonntags ein reiner Verlust der Arbeiter wäre. Er müßte unter schwierigeren Bedingungen seinen Arbeitslohn verdienen. Dies ist der Sinn der wackeren Philantropen, die gegen die Sonntagsfeier eifern.

3. Obgleich das Minimum des Arbeitslohnes im Durchschnitt durch den Preis der unentbehrlichsten Lebensmittel bestimmt wird, so ist doch zu bemerken:

Erstens, daß das Minimum in verschiedenen Ländern verschieden ist. Z. B. Kartoffeln in Irland.

Zweitens nicht nur das. Das Minimum selbst hat eine historische Bewegung und sinkt immer mehr zu dem absolut niedrigsten Level [Niveau] herab.

Beispiel mit dem Branntwein. Erstens aus Wundwasser, dann aus Korn, dann aus Schnaps gebraut.

Um den wirklich niedrigsten Level des Minimums herbeizuführen, dazu tragen bei

1. die allgemeine Entwicklung der Produktionsmaschinerie, Teilung der Arbeit, ziehende und von den lokalen Fesseln befreite Konkurrenz der Arbeitsunterschiede, sodann

2. das Wachstum der Steuern und die größere Kostspieligkeit des Staatshaushaltes, denn, obgleich, wie wir gesehen haben, das Abschaffen einer Steuer dem Arbeiter nichts nützt, so schadet ihm das Auflegen jeder neuen, solange das Minimum des Salärs noch nicht auf seinen letztmöglichen Ausdruck gesunken ist, und das ist der Fall mit allen Perturbationen [Störungen] und Erschwerungen des bürgerlichen Verkehrs. Das Wachstum der Steuern, um dies nebenbei zu bemerken, wird zum Ruin der kleinen Bauern, Bürger und Handwerker.

Beispiel auch der Befreiungskrieg. Der Fortschritt der Industrie, der wohlfeilere Produkte und Surrogate aufbringt.

3. Dieses Minimum strebt sich auszugleichen in den verschiedenen Ländern.

4. Wenn der Arbeitslohn einmal gefallen ist und später wieder steigt, so steigt er dagegen nie mehr zu seiner früheren Höhe.

Im Laufe der Entwicklung fällt also der Arbeitslohn doppelt:

Erstens relativ im Verhältnis zur Entwicklung des allgemeinen Reichtums.

Zweitens: Absolut, indem die Quantität Waren, die der Arbeiter im Austausch erhält, immer geringer wird.

5. Im Lauf der großen Industrie wird die Zeit immer mehr zum Maß des Werts der Waren, also auch zum Maß des Arbeitslohnes. Zugleich wird die Produktion der Ware Arbeit immer wohlfeiler und kostet immer weniger Arbeitszeit im Lauf der Zivilisation.

Der Bauer hat noch freie Zeit und kann nebenbei verdienen. Aber die große Industrie (nicht die Manufakturindustrie) hebt diese patriarchalische [Lage] auf. Jeder Moment des Lebens, des Daseins des Arbeiters wird so immer mehr in den Schacher hereingezogen.

(Jetzt noch folgende Abschnitte:

1. Vorschläge zur Verbesserung der Lage der Arbeiter. Malthus, Rossi usw. Proudhon, Weitling.
2. Arbeiterassoziationen.
3. Positive Bedeutung der salärierten Arbeit.)

VI. Vorschläge zur Abhilfe

I. Einer der beliebtesten Vorschläge ist das System der Sparkassen.

Wir wollen gar nicht sprechen von der Unmöglichkeit, worin sich der größte Teil der Arbeiter selbst befindet, zu sparen.

Der Zweck — wenigstens der strikte ökonomische Sinn der Sparkassen— soll sein: daß die Arbeiter durch ihre eigene Vorsicht und Klugheit die gute Arbeitszeit mit der schlechten ausgleichen, daher ihren Arbeitslohn in dem Zyklus, den die industrielle Bewegung durchläuft, so verteilen, daß sie wirklich nie mehr als das Minimum des Arbeitslohnes, das zum Leben Unentbehrliche, ausgeben. Wir haben aber gesehen, daß nicht nur die Schwankungen des Arbeitslohnes die Arbeiter eben revolutionieren, sondern daß er ohne das momentane Steigen desselben über das Minimum von allen Fortschritten der Produktion, des öffentlichen Reichtums, der Zivilisation ausgeschlossen bliebe, also von aller Möglichkeit der Emanzipation. Er soll sich so selbst in eine bürgerliche Rechenmaschine verwandeln, die Knickerei in ein System bringen und der Lumperei einen stationären, konservativen Charakter geben.

Abgesehen hiervon ist das Sparkassensystem eine dreifache Maschine des Despotismus:

1. Die Sparkasse ist die goldene Kette, woran die Regierung einen großen Teil der Arbeiterklasse hält. Sie bekommen so nicht nur ein Interesse an der Erhaltung der bestehenden Zustände. Es tritt nicht nur Spaltung ein zwischen dem Teil der Arbeiterklasse, der an den Sparkassen beteiligt, und dem Teil, der nicht an denselben beteiligt ist.

2. Die Arbeiter liefern so ihren Feinden selbst Waffen in die Hand zur Erhaltung der bestehenden, sie unterjochenden Organisation der Gesellschaft.

3. Das Geld fließt zurück an die Nationalbank, diese verpumpt es den Kapitalisten wieder, und beide teilen sich in den Profit und vermehren so mit dem ihnen zu Lumpenzinsen vom Volk geliehenen

Geld — was eben erst durch diese Zentralisation zu einem mächtigen industriellen Hebel wird — ihr Kapital, ihre direkte Herrschermacht gegenüber dem Volke.

II. Ein anderer von den Bürgern sehr beliebter Vorschlag ist die Erziehung, speziell die allseitige industrielle Erziehung.

Wir wollen nicht auf den abgeschmackten Widerspruch aufmerksam machen, der darin liegt, daß die moderne Industrie immer mehr die komplizierte Arbeit durch die einfachere, wozu es keiner Erziehung bedarf, ersetzt; wir wollen nicht darauf aufmerksam machen, daß sie immer mehr Kinder vom siebenten Jahr an hinter die Maschine wirft und zu Erwerbsquellen nicht nur für die Bourgeoisklasse, sondern für ihre eigenen proletarischen Eltern macht. Das Fabrikwesen vereitelt die Schulgesetze — Beispiel Preußen —; wir wollen auch nicht darauf aufmerksam machen, daß die geistige Bildung, wenn der Arbeiter sie hätte, gar nicht auf seinen Arbeitslohn einwirkt, daß die Erziehung überhaupt von den Lebensverhältnissen abhängt, und daß der Bourgeois unter moralischer Erziehung die Eintrichterung bürgerlicher Grundsätze [versteht] und daß endlich die Bourgeoisklasse weder die Mittel hat, noch, wenn sie dieselben hätte, sie anwenden würde, um dem Volk eine wirkliche Erziehung zu bieten.

Wir beschränken uns nur, einen rein ökonomischen Gesichtspunkt hervorzuheben.

3. Der eigentliche Sinn, den die Erziehung bei den philantropischen Ökonomen hat, ist der: jeden Arbeiter möglichst viel Arbeitszweige kennen zu lernen, so daß, wenn er durch Anwendung neuer Maschinerie oder durch eine veränderte Teilung der Arbeit aus einem Zweig herausgeworfen wird, er möglichst leicht in einem anderen Unterkommen finden kann.

Gesetzt, das sei möglich:

Die Folge davon würde sein, daß, wenn in einem Arbeitszweig Überfluß vorhanden wäre an Händen, dieser Überfluß sofort in allen anderen Arbeitszweigen stattfinden und noch mehr wie früher die Herabsetzung des Arbeitslohnes in einem Geschäft unmittelbar eine allgemeine Herabsetzung nach sich ziehen wird.

Ohnehin schon, indem die moderne Industrie überall die Arbeit sehr vereinfacht und leicht erlernbar macht, wird das Steigen des Lohnes in einem Industriezweig sofort das Zuströmen der Arbeiter zu diesem Industriezweig hervorrufen und die Lohnherabsetzung mehr oder minder unmittelbar einen allgemeinen Charakter annehmen.

Auf die vielen kleinen Palliativa [Linderungsmittel], die von bürgerlicher Seite gemacht wurden, können wir hier natürlich nicht eingehen.

III. Wir müssen aber auf einen dritten Vorschlag kommen, der praktisch sehr bedeutsame Folgen nach sich gezogen hat und täglich nach sich zieht — die Malthusische Theorie.

Diese ganze Theorie, soweit wir sie hier zu betrachten haben, läuft auf folgendes hinaus:

α) Die Höhe des Arbeitslohnes hängt ab von dem Verhältnis der Arbeitshände, die sich anbieten, zu den Arbeitshänden, die verlangt werden.

Der Arbeitslohn kann wachsen auf eine doppelte Weise:

Entweder, wenn das Kapital, das die Arbeit in Bewegung setzt, so rasch zunimmt, daß die Nachfrage nach Arbeitern rascher zunimmt — in einer schnelleren Progression — als ihre Zufuhr.

Oder zweitens, indem die Bevölkerung so langsam wächst, daß die Konkurrenz unter den Arbeitern schwach bleibt, obgleich das produktive Kapital nicht rasch anwächst.

Auf die eine Seite des Verhältnisses, auf das Wachstum des produktiven Kapitals könnt ihr Arbeiter keinen Einfluß ausüben.

Dagegen wohl auf die andere Seite.

Ihr könnt die Zufuhr unter den Arbeitern, d. h. die Konkurrenz unter den Arbeitern, vermindern, indem ihr möglichst wenig Kinder macht.

Um die ganze Dummheit, Niederträchtigkeit und Heuchelei dieser Doktrin zu enthüllen, genügt folgendes:

β) (Dies ist ad [zu] I. zu setzen: Wie wirkt das Wachstum der Produktivkräfte auf den Arbeitslohn?)*

Der Arbeitslohn wächst, wenn die Nachfrage nach der Arbeit wächst. Diese Nachfrage wächst, wenn das Kapital, das die Arbeit in Bewegung setzt, wächst, d. h. wenn das produktive Kapital zunimmt.

Hierbei sind nun zwei Hauptbemerkungen zu machen:

Erstens: Eine Hauptbedingung für das Steigen des Arbeitslohnes ist das Wachstum des produktiven Kapitals und ein möglichst rasches Wachsen desselben. Die Hauptbedingung für den Arbeiter, in einer passablen Lage zu sein, ist also die, seine Lage gegenüber der Bourgeoisklasse immer mehr herabzudrücken, die Macht seines Gegners — des Kapitals — möglichst zu vermehren. Das heißt: Nur unter der Bedingung kann er in einer passablen [erträglichen] Lage sein, daß er die ihm feindselige Macht, seinen Gegensatz, erzeugt und verstärkt. Unter dieser Bedingung, indem er diese ihm feindselige Macht erschafft, strömen ihm von derselben Beschäftigungsmittel zu, die von neuem ihn zu einem Teil des produktiven Kapitals machen und zum Hebel, der dasselbe vermehrt und in eine beschleunigte Bewegung des Anwachsens schleudert.

Nebenbei bemerkt, wenn man dieses Verhältnis von Kapital und Arbeit begriffen hat, so erscheinen die Fourieristischen und sonstigen Vermittlungsversuche in ihrer ganzen Lächerlichkeit.

Zweitens: Nachdem wir so überhaupt dieses verrückte Verhältnis erklärt haben, kommt ein zweites, noch wichtigeres Element hinzu.

Nämlich, was heißt das: Wachstum des produktiven Kapitals, und unter welchen Bedingungen geht es vor sich?

* S. oben.

Wachstum des Kapitals ist gleich Akkumulation und Konzentration des Kapitals. In demselben Maß, wie das Kapital sich akkumuliert und konzentriert, führt es:

zur Arbeit auf einer größeren Stufenleiter und daher zu einer anderen Arbeitsteilung, die die Arbeit noch mehr vereinfacht;

dann zur Einführung der Maschinerie auf einer größeren Stufenleiter und zur Einführung von neuen Maschinen.

Das heißt also, in demselben Maß, wie das produktive Kapital wächst, wächst die Konkurrenz unter den Arbeitern, weil die Arbeitsteilung sich vereinfacht, und jeder Arbeitszweig jedem zugänglich ist.

Die Konkurrenz wächst ferner unter ihnen, weil sie in demselben Maß mit den Maschinen zu konkurrieren haben und von ihnen außer Brot geworfen werden. Die Konzentration und Akkumulation des produktiven Kapitals, indem sie die Stufenleiter, auf der produziert wird, immer größer macht; indem ferner durch die Konkurrenz unter den angebotenen Kapitalien der Geldzins immer mehr fällt,

bringt also hervor:

Die kleinen Industrieunternehmungen gehen zugrunde und können die Konkurrenz mit den großen nicht aushalten. Ganze Bestandteile der Bourgeoisklasse werden in die Arbeiterklasse hinabgeworfen. Die Konkurrenz unter den Arbeitern wird also vergrößert durch den Ruin der kleinen Industriellen, der fataliter verbunden ist mit dem Wachstum des produktiven Kapitals.

Und zur selben Zeit, weil der Geldzins fällt, werden die früher nicht direkt an der Industrie beteiligten kleinen Kapitalisten gezwungen, industriell zu werden, d. h. noch neue Schlachtopfer der großen Industrie zuzuführen. Also auch von dieser Seite wird die Arbeiterklasse vergrößert und die Konkurrenz unter den Arbeitern vermehrt. Indem das Wachstum der Produktivkräfte das Arbeiten auf einer größeren Stufenleiter nach sich zieht, wird die momentane Überproduktion immer nötiger, der Weltmarkt immer ausgedehnter, bei universellerer Konkurrenz also die Krisen immer heftiger. So plötzliches Encouragementmittel [Aufmunterungsmittel] den Arbeitern zum Heiraten und zur Vermehrung gegeben, sie in größeren Massen agglomeriert [zusammengeballt] und konzentriert und ihren Lohn immer schwankender. Jede neue Krise ruft also unmittelbar eine viel größere Konkurrenz unter den Arbeitern hervor.

Im allgemeinen: Das Wachstum der Produktivkräfte mit ihren rascheren Kommunikationsmitteln, beschleunigter Zirkulation, fieberhaftem Kapitalumsatz, besteht darin, daß in derselben Zeit mehr produziert werden kann, also nach dem Gesetze der Konkurrenz mehr produziert werden muß. Das heißt, die Produktion findet unter immer schwierigeren Bedingungen statt, und damit unter diesen Bedingungen die Konkurrenz ausgehalten werden kann, muß auf einer größeren Stufenleiter gearbeitet, das Kapital immer mehr in wenigen Händen konzentriert werden. Und damit dieses Produzieren auf größerer Stufenleiter fruchtbringend sei, muß die Teilung der Arbeit und die Maschinerie beständig und unverhältnismäßig erweitert werden.

Dieses Produzieren unter immer schwereren Bedingungen erstreckt sich auch auf den Arbeiter als einen Teil des Kapitals. Er muß unter

immer schwereren Bedingungen, d. h. für immer weniger Lohn und mehr Arbeit, für immer wohlfeilere Produktionskosten mehr produzieren. So wird das Minimum selbst immer mehr auf eine größere Kraftanstrengung bei dem Minimum des Lebensgenusses reduziert.

Das Wachstum der Produktivkräfte führt also mit sich vermehrte Herrschaft des großen Kapitals, vermehrte Versimplung und Vereinfachung der Maschine, genannt Arbeiter, vermehrte direkte Konkurrenz unter den Arbeitern durch vergrößerte Teilung der Arbeit und Maschinenanwendung, durch Prämie, die förmlich auf Maschinenproduktion gesetzt ist, durch die Konkurrenz der ruinierten Bourgeoisklassenfraktionen usw.

Wir können die Sache noch einfacher formulieren: Das produktive Kapital besteht aus drei Bestandteilen:

1. Der Rohstoff, der bearbeitet wird.
2. Die Maschinen und die Materialien, wie Kohlen usw., die zur Treibung der Maschinen nötig sind, Baulichkeiten usw.
3. Der Teil des Kapitals, der zum Unterhalt der Arbeiter bestimmt ist.

Wie verhalten sich nun beim Wachstum des produktiven Kapitals diese drei Bestandteile desselben zueinander?

Mit dem Wachstum des produktiven Kapitals ist seine Konzentration verbunden, und mit dieser, daß es nur auf einer größeren Stufenleiter exploitiert gewinnbringend sein kann.

Ein großer Teil des Kapitals wird also direkt in Arbeitsinstrument verwandelt werden und als solches tätig sein, und je mehr die Produktivkräfte wachsen, desto größer wird dieser unmittelbar in Maschinerie verwandelte Teil des Kapitals sein.

Die Vergrößerung der Maschinerie sowohl wie der Arbeitsteilung zieht nach sich, daß in kürzerer Zeit ungleich mehr produziert werden kann. Also muß der Vorrat des Rohstoffes in gleichem Verhältnis wachsen. Im Laufe des Wachstums des produktiven Kapitals vergrößert sich notwendig der in Rohstoff verwandelte Teil des Kapitals. Es bleibt nur der dritte Teil des produktiven Kapitals übrig, der zum Unterhalt der Arbeiter bestimmt ist, d. h. der in Arbeitslohn sich umsetzt.

Wie verhält sich nun das Wachstum dieses Teils des produktiven Kapitals zu den beiden andern?

Das Mißverhältnis steigt geometrisch, nicht arithmetisch.*

Die größere Teilung der Arbeit bringt es mit sich, daß ein Arbeiter soviel produziert wie früher drei, vier, fünf. Die Maschine hat dasselbe Verhältnis in ungleich größerem Maßstab zur Folge.

Es versteht sich zunächst von selbst, daß das Wachstum der in Maschinerie und Rohstoff umgesetzten Teile des produktiven Kapitals nicht begleitet ist von einem ähnlichen Wachstum des für den Arbeitslohn bestimmten Teils des Kapitals. In diesem Falle wäre ja der Zweck der Anwendung der Maschinerie und der vergrößerten Arbeitsteilung verfehlt. Es ergibt sich also von selbst, daß der für den Arbeitslohn bestimmte Teil des produktiven Kapitals nicht in

* Diesen Satz fügte Marx nachträglich am Rande ein.

demselben Maß wächst wie der für Maschinerie und Rohstoff bestimmte Teil desselben. Noch mehr. In demselben Maß, wie das produktive Kapital wächst, d. h. die Macht des Kapitals als solchen, in demselben Maß wächst das Mißverhältnis zwischen dem in Rohstoff und Maschine gesteckten Kapital zu dem im Arbeitslohn ausgelegten Kapital. Das heißt also, der für den Arbeitslohn bestimmte Teil des produktiven Kapitals wird immer kleiner verhältnismäßig zu dem als Maschine und Rohstoff wirkenden Teil des Kapitals.

Nachdem der Kapitalist immer größeres Kapital in Maschinen gesteckt hat, ist er gezwungen, ein größeres Kapital auf den Ankauf des Rohstoffs und des zur Treibung der Maschinen nötigen Rohstoffs zu verwenden. Hat er aber früher 100 Arbeiter beschäftigt, so wird er jetzt vielleicht nur 50 nötig haben. Er müßte sonst die anderen Teile des Kapitals vielleicht noch einmal verdoppeln, d. h. das Mißverhältnis noch größer machen. Er wird also 50 entlassen, oder die 100 müssen für denselben Preis arbeiten wie früher 50. Es befinden sich also überflüssige Arbeiter auf dem Markt.

Bei veränderter [verbesserter] Arbeitsteilung wird nur das Kapital für den Rohstoff vermehrt werden müssen. An die Stelle von drei Arbeitern wird vielleicht einer treten.

Gesetzt aber den günstigsten Fall: Der Kapitalist dehnt seine Unternehmung so aus, daß er nicht nur die bisherige Zahl der Arbeiter beibehalten kann — und es liegt ihm natürlich nicht die Laus daran, solange abzuwarten, bis er das kann — sogar selbst sie noch vermehrt, so hätte also die Produktion in einer ungeheuren Weise vermehrt werden müssen, um die gleiche Arbeiterzahl beizubehalten oder sie gar noch vermehren zu können. Und das Verhältnis der Arbeiterzahl im Verhältnis zu den Produktivkräften ist relativ unendlich mehr Mißverhältnis geworden. Die Überproduktion wird dadurch beschleunigt, und bei der nächsten Krise sind mehr Arbeiter unbeschäftigt als jemals.

Es ist also allgemeines Gesetz, was aus der Natur des Verhältnisses von Kapital und Arbeit notwendig hervorgeht, daß im Laufe des Wachstums der Produktivkräfte der Teil des produktiven Kapitals, der in Maschinerie und Rohstoff verwandelt wird, d. h. das Kapital also solches, unverhältnismäßig wächst gegen den Teil, der für den Arbeitslohn bestimmt wird; d. h. mit andern Worten: Die Arbeiter haben sich verhältnismäßig zur Gesamtmasse des produktiven Kapitals in einen immer kleineren Teil desselben zu teilen, ihre Konkurrenz wird also immer heftiger. Mit andern Worten: Je mehr das produktive Kapital wächst, um so mehr vermindern sich verhältnismäßig die Beschäftigungs- und Lebensmittel für die Arbeiter, um so rascher noch wächst mit anderen Worten die arbeitende Bevölkerung im Verhältnis zu ihren Beschäftigungsmitteln. Und zwar nimmt dies in demselben Maß zu, worin das produktive Kapital im allgemeinen wächst.

Um das obenangedeutete Mißverhältnis auszugleichen, muß es in geometrischer Progression vergrößert werden. Und um es nachher in Zeiten der Krise zu readjustieren, wird es noch mehr vergrößert.

Dieses Gesetz, das rein aus dem Verhältnis des Arbeiters zum Ka-

pital hervorgeht, und also selbst den günstigsten Zustand für ihn, das rasche Wachstum des produktiven Kapitals, zu einem ungünstigen macht, haben die Bourgeois in ein Naturgesetz aus einem gesellschaftlichen verwandelt, indem sie sagen, daß die Bevölkerung nach einem Naturgesetz rascher wachse als die Beschäftigungs- oder Lebensmittel.

Sie haben nicht begriffen, daß im Wachstum des produktiven Kapitals das Wachstum dieses Widerspruchs eingeschlossen ist.

Wir werden später darauf zurückkommen.

Produktivkraft, besonders die gesellschaftliche Kraft der Arbeiter selbst, ihnen nicht bezahlt, sogar gegen sie gerichtet.*

γ) Erste Abgeschmacktheit:

Wir haben gesehen, daß, wenn das produktive Kapital wächst — günstigster Fall, den die Ökonomen voraussetzen —, wenn also die Nachfrage nach Arbeit verhältnismäßig wächst, es im Charakter der modernen Industrie und der Natur des Kapitals liegt, daß die Beschäftigungsmittel der Arbeiter nicht im selben Maß wachsen, daß dieselben Umstände, die das produktive Kapital wachsen machen, noch rascher das Mißverhältnis zwischen Zufuhr und Nachfrage von Arbeit wachsen machen, mit einem Wort, daß das Wachstum der Produktivkräfte zugleich das Mißverhältnis zwischen den Arbeitern und ihren Beschäftigungsmitteln wachsen macht. Es hängt dies ab weder von der Vermehrung der Lebensmittel noch von der Vermehrung der Population. Für sich betrachtet, erfolgt dies notwendig aus der Natur der großen Industrie und dem Verhältnis von Arbeit und Kapital.

Schreitet aber das Wachstum des produktiven Kapitals nur langsam voran, bleibt es stationär oder nimmt gar ab, so ist die Arbeiterzahl immer zu groß im Verhältnis zur Nachfrage nach Arbeit.

In beiden, im günstigsten und ungünstigsten Fall, folgt aus dem Verhältnis von Arbeit zum Kapital, aus der Natur des Kapitals selbst, daß die Zufuhr von Arbeitern immer zu groß sein wird gegen die Nachfrage nach Arbeit.

δ) Abgesehen von dem Unsinn, daß die Arbeiterklasse unmöglich den Beschluß fassen kann, keine Kinder zu machen, macht im Gegenteil ihre Lage den Geschlechtstrieb zum Hauptgenuß und entwickelt ihn einseitig.

Nachdem die Bourgeoisie die Existenz des Arbeiters auf ein Minimum herabgedrückt, will sie auch noch seine Reproduktionszahl auf ein Minimum beschränken.

ε) Wie wenig ernst es aber der Bourgeoisie mit diesen Phrasen und Ratschlägen ist und sein kann, geht aus folgendem hervor:

Erstens: Die moderne Industrie, indem sie Erwachsene durch Kinder verdrängt, teilt eine Prämie auf das Kindermachen aus.

* Dieser Absatz von Marx nachträglich eingefügt.

Zweitens: Die große Industrie bedarf beständig einer Reservearmee unbeschäftigter Arbeiter für die Zeiten der Überproduktion. Der Hauptzweck des Bourgeois gegenüber dem Arbeiter ist ja überhaupt, die Arbeitsware möglichst wohlfeil zu haben, was nur möglich ist, wenn die Zufuhr dieser Ware möglichst groß ist im Verhältnis zur Nachfrage nach derselben, d. h. wenn möglichst viel Überbevölkerung stattfindet.

Die Überbevölkerung ist also Interesse der Bourgeoisie, und sie erteilt den Arbeitern einen guten Rat, von dem sie weiß, daß er unmöglich auszuführen ist.

ζ) Da das Kapital sich nur dann vermehrt, wenn es Arbeiter beschäftigt, so schließt Vermehrung des Kapitals ein Vermehrung des Proletariats, und wie wir gesehen haben, muß, der Natur des Verhältnisses von Kapital und Arbeit gemäß, die Vermehrung des Proletariats relativ noch schneller vor sich gehen.

η) Indes die obenerwähnte Theorie, die sich gern als Naturgesetz so ausdrückt, daß die Bevölkerung rascher wächst als die Lebensmittel, ist dem Bourgeois um so willkommener, als sie sein Gewissen beschwichtigt, ihm die Hartherzigkeit zur Moralpflicht gemacht, die Folgen der Gesellschaft zu Folgen der Natur gemacht und ihm endlich Gelegenheit gibt, sowohl ruhig dem Untergang des Proletariats durch Hungersnot wie anderen Naturereignissen zuzusehen, ohne sich zu rühren, und andererseits das Elend des Proletariats als seine eigene Schuld zu betrachten und zu bestrafen. Das Proletariat kann ja den Naturinstinkt durch Vernunft zügeln und so durch moralische Überwachung das Naturgesetz aufhalten in seinem schädlichen Entwicklungsgang.

ϑ) Als Anwendung dieser Theorie kann die Armengesetzgebung betrachtet werden. Rattenvertilgung, Arsenik, Workhouses [Arbeitshäuser], Pauperismus überhaupt. Tretmühle wieder innerhalb der Zivilisation. Die Barbarei erscheint wieder, aber aus dem Schoß der Zivilisation selbst erzeugt und ihr angehörig; daher aussätzige Barbarei, Barbarei als Aussatzkrankheit der Zivilisation. Die Workhouses [Arbeitshäuser], die Bastillen der Arbeiter. Trennung von Frau und Mann.

4. Wir kommen jetzt kurz auf die zu sprechen, die die Lage der Arbeiter verbessern wollen durch eine andere Bestimmung des Arbeitslohnes.

*Proudhon**

5. Schließlich unter dem, was philantropische Ökonomen über den Arbeitslohn bemerkt haben, ist noch eine Ansicht zu erwähnen.

α) Unter anderen Ökonomen hat namentlich Rossi folgendes auseinandergesetzt:

Der Fabrikant eskomptiert dem Arbeiter nur seinen Anteil am Produkt, weil dieser den Verkauf desselben nicht abwarten kann.

* Hier steht noch im Manuskript, aber durchgestrichen, der Name Weitlings.

Könnte der Arbeiter selbst sich erhalten bis zum Verkauf des Produkts, so würde er als Associé nachher seinen Anteil daran geltend machen. Wie zwischen dem eigentlichen und dem industriellen Kapitalisten. Daß der Anteil des Arbeiters also gerade die Form des Salärs hat, ist ein Zufall, es ist dies das Resultat einer Spekulation, eines besonderen Aktes, der neben dem Produktionsprozeß nebenbei spielt und kein notwendiges konstitutives Element desselben bildet. Das Salär ist nur eine akzidentelle [zufällige] Form unseres sozialen Zustandes. Es gehört nicht notwendig zum Kapital. Es ist kein zur Produktion unentbehrliches Faktum. Es kann in einer andern Gesellschaftsorganisation verschwinden.

β) Dieser ganze Witz läuft darauf hinaus: Wenn die Arbeiter genug aufgehäufte Arbeit (d. h. genug Kapital) besäßen, um nicht unmittelbar vom Verkauf ihrer Arbeit leben zu müssen, so fiele die Form des Salärs fort. Das heißt, wenn alle Arbeiter zugleich Kapitalisten wären; d. h. also das Kapital voraussetzen und beibehalten ohne den Gegensatz der salarierten Arbeit [Lohnarbeit], ohne den es nicht existieren kann.

γ) Indes ist dies zugestanden und ist mitzunehmen. Das Salär ist keine akzidentelle Form der bürgerlichen Produktion, aber die ganze bürgerliche Produktion ist eine vorübergehende historische Form der Produktion. Alle ihre Verhältnisse, Kapital wie Salär, wie Grundrente usw. sind vorübergehend und abschaffbar auf einem gewissen Punkt der Entwicklung.

VII. Die Arbeiterassoziationen

Ein Moment in der Bevölkerungstheorie war, daß sie die Konkurrenz unter den Arbeitern vermindern will. Die Assoziationen [Arbeiterverbände, Gewerkschaften] haben den Zweck, sie a u f z u h e b e n und an ihre Stelle V e r e i n i g u n g unter den Arbeitern zu setzen.

Was die Ökonomen gegen die Assoziationen bemerken, ist richtig:

1. Kosten, die sie den Arbeitern verursachen, meist größer als die Gewinnerhöhung, die sie erlangen wollen. Auf die Dauer können sie den Gesetzen der Konkurrenz nicht widerstehen. Diese Koalitionen rufen hervor neue Maschinen, neue Arbeitsteilung, Deplacement [Verlegung] von einem Produktionsort in den andern. Infolge von allem diesen Verminderung des Arbeitslohnes.

2. Gelänge es den Koalitionen, in einem Lande den Arbeitspreis so hoch zu halten, daß der Profit bedeutend fiele im Verhältnis zum Durchschnittsprofit in andern Ländern, oder daß das Kapital in seinem Wachstum aufgehalten würde, so wäre die Stockung und der Rückgang der Industrie die Folge, und die Arbeiter wären ruiniert mit ihren Herren, denn das ist, wie wir gesehen haben, die Lage des Arbeiters. Seine Lage verschlimmert sich sprunghaft, wenn das produktive Kapital wächst, und er ist von vornherein ruiniert, wenn es abnimmt oder stationär bleibt.

3. Alle diese Einwürfe der bürgerlichen Ökonomien sind, wie gesagt, richtig, aber nur richtig von ihrem Gesichtspunkt aus. Han-

delte es sich in den Assoziationen wirklich nur um das, worum es sich zu handeln scheint, nämlich um die Bestimmung des Arbeitslohnes, wäre das Verhältnis von Arbeit und Kapital ein ewiges, so würden diese Koalitionen an der Notwendigkeit der Dinge erfolglos scheitern. Aber sie sind das Mittel der Vereinigung der Arbeiterklasse, der Vorbereitung zum Sturz der ganzen alten Gesellschaft mit ihren Klassengegensätzen. Und von diesem Standpunkt aus lachen die Arbeiter mit Recht über die klugen bürgerlichen Schulmeister, die ihnen vorrechnen, was ihnen dieser Bürgerkrieg an Gefallenen, Verwundeten und Geldopfern kostet. Wer den Gegner schlagen will, wird nicht die Kosten des Krieges mit ihm diskutieren. Und wie wenig die Arbeiter so engherzig sind, beweist den Ökonomen selbst der Faktor, daß die bestbezahlten Fabrikarbeiter die ersten Koalitionen machen, und daß die Arbeiter alles, was sie abknapsen können von ihrem Lohn, auf Bildung politischer und industrieller Assoziationen und Bestreitung der Kosten dieser Bewegung verwenden. Und wenn die Herren Bourgeois und ihre Ökonomen, die philantropischen Augenbläser, so gnädig sind, in das Minimum des Arbeitslohnes, d. h. des Lebens, etwas Tee oder Rum und Zucker und Fleisch eingehen zu lassen, so muß es ihnen dagegen ebenso schändlich als unbegreiflich erscheinen, daß die Arbeiter in dieses Minimum ein wenig der Kriegskosten gegen die Bourgeoisie einrechnen, und daß sie aus ihrer revolutionären Tätigkeit sogar das Maximum des Lebensgenusses machen.

VIII. Positive Seite des Salariats

Ehe wir schließen, ist noch auf die positive Seite des Salariats aufmerksam zu machen.

α) Wenn man sagt: positive Seite des Salariats [Lohnsystems], so sagt man: positive Seite des Kapitals, der großen Industrie, der freien Konkurrenz, des Weltmarktes, und ich habe nicht nötig, Ihnen auseinanderzusetzen, wie ohne diese Produktionsverhältnisse weder die Produktionsmittel, die materiellen Mittel zur Befreiung des Proletariats und Stiftung einer neuen Gesellschaft geschaffen worden wären, noch das Proletariat selbst die Vereinigung und Entwicklung genommen hätte, in der es wirklich fähig ist, die alte Gesellschaft und sich selbst zu revolutionieren. Ausgleichung des Arbeitslohnes.

β) Nehmen wir selbst den Arbeitslohn im Kern seiner Verwerflichkeit, daß meine Tätigkeit Ware, daß ich durch und durch verkäuflich werde.

Erstens ist dadurch alles Patriarchalische weggefallen, indem nur mehr der Schacher, Kauf und Verkauf die einzige Beziehung, das Geldverhältnis das einzige Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter bleibt.

Zweitens: Der Heiligenschein ist überhaupt von allen Verhältnissen der alten Gesellschaft gefallen, indem sie sich in reine Geldverhältnisse aufgelöst haben.

Ebenso sind alle sogenannten höheren Arbeiten, geistige, künstlerische usw., in Handelsartikel verwandelt worden und haben dadurch ihre alte Weihe verloren. Welch großer Fortschritt war es, daß das ganze Regiment von Pfaffen, Ärzten, Juristen usw., also Religion, Jurisprudenz usw., nur mehr nach ihrem Handelswert bestimmt worden sind.

(Drittens: Indem die Arbeit zur Ware und als solche der freien Konkurrenz unterworfen wurde, suchte man sie möglichst wohlfeil, d. h. zu möglichst niedrigen Produktionskosten, hervorzubringen. Es ist dadurch alle körperliche Arbeit unendlich leicht und einfach geworden für eine kräftige Organisation der Gesellschaft. — Ins Allgemeine zu setzen.)*

Drittens: Indem durch die allgemeine Verkäuflichkeit die Arbeiter alles als von sich trennbar, losschlagbar konstatiert haben, sind sie erst frei geworden von der Unterordnung unter ein bestimmtes Verhältnis. Vorzug, daß der Arbeiter mit seinem Geld machen kann, was er will, sowohl gegen die Naturallieferungen als gegen die rein durch den Stand (feudalen) vorgeschriebenen Lebensweisen.

* Diese erste Fassung des 3. Punktes hat Marx selbst in Klammern gesetzt und die folgende Variante an dessen Stelle gegeben.

D. RJASANOW

ENGELS EINLEITUNG ZU MARX' „DIE KLASSENKÄMPFE IN FRANKREICH 1848—1850"*

Es ist bekannt, welch heiße Diskussion in Verbindung mit der berühmten Einleitung Engels' zu Marx' „Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850" entstanden war. In seinen „Voraussetzungen des Sozialismus" machte E. Bernstein den Versuch, diese Einleitung zu einem politischen Vermächtnis Engels' zu stempeln, durch das einer der Begründer der „revolutionärsten Lehre, die das XIX. Jahrhundert gesehen", sich von seiner revolutionären Vergangenheit lossage und seinen Schülern vermache, mit allen Mitteln dem von ihm und Marx begangenen Fehler aus dem Wege zu gehen.

* Die Bekanntgabe der ursprünglichen vollständigen Einleitung Engels' gewinnt eine um so größere Bedeutung, da dank der perfiden Taktik der sozialdemokratischen Parteiinstanzen, selbst unter einigen Kommunisten die Vorstellung entstanden war, als handle es sich in Engels' Einleitung um einen, wenn auch taktischen Rückzug des revolutionären Marxismus.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß selbst Rosa Luxemburg in ihrer auf dem Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands am 31. Dezember 1918 gehaltenen Programmrede einer solchen Auffassung Ausdruck verlieh. Sie führte, auf Engels' berühmte Vorrede eingehend, u. a. aus: „Ich will damit nicht sagen, daß Engels sich persönlich durch diese Ausführungen zum Mitschuldigen an dem ganzen Gange der Entwicklung in Deutschland gemacht hat; ich sage nur: Hier ist ein klassisch zusammengefaßtes Dokument für die Auffassung, die in der deutschen Sozialdemokratie lebendig war, oder vielmehr: die sie tot machte." Zur Entlastung Engels' führt Rosa Luxemburg folgendes Moment an: „Zu Ehren unserer beiden großen Meister und namentlich des viel später verstorbenen Engels', der die Ehre und die Ansichten von Marx mit vertrat, muß festgestellt werden, daß Engels diese Vorrede bekanntermaßen unter dem direkten Druck der damaligen Reichstagsfraktion geschrieben hat" (vergl. Bericht über den Gründungsparteitag der KPD). Wenn Rosa Luxemburg im Verlauf ihrer weiteren Rede auch immer wieder betont, daß Marx und Engels von dem Boden, auf dem sie 1848 gestanden, „prinzipiell nie abgewichen" seien, so ändert das nichts an der Tatsache, daß selbst Rosa Luxemburg mit einer Entgleisung Engels' rechnete, daß also auch ihr der wahre Umfang der Einleitung unbekannt geblieben.

Dagegen wirkt es mehr als befremdend, wenn die Bernsteinsche Legende, laut welcher Engels „die Marxsche Taktik zu revidieren, d. h. sie zu beseitigen" getrachtet haben soll, sich in einer Schrift wiederfindet, die noch unlängst in einem kommunistischen Parteiverlag erschienen ist. Wir meinen die Schrift M. Beers „Krieg und Internationale" (Verlag für Literatur und Politik, pag. 48—50). Auch ohne Kenntnis der hier zum erstenmal von Genossen Rjasanow angeführten ausgemerzten Stellen, war es doch zur Genüge bekannt, daß die Engels'sche Vorrede von Bernstein in verstümmelter, verfälschter Form veröffentlicht worden ist. Selbst ohne die „philologische" Aufdeckung der Fälschung war es klar, daß die Engels'sche Vorrede keine „Beseitigung der Marxschen Taktik" bezweckte, behandelte sie doch — wie Rosa Luxemburg schrieb — „nicht die Frage der endgültigen Eroberung der politischen Macht, sondern die des heutigen alltäglichen Kampfes, nicht das Verhalten des Proletariats gegenüber dem kapitalistischen Staate im Moment der Ergreifung der Staatsgewalt, sondern sein Verhalten im Rahmen des kapitalistischen Staates", was aus jeder Zeile des Vorwortes klar ist. (Vergl. Rosa Luxemburg, Sozialreform oder Revolution? Leipzig, Vulkan-Verlag 1919, pag. 46.) Die Redaktion

Gegen diese Verfälschung der Worte Engels' trat sofort mit entschiedenem Proteste Kautsky auf den Plan. Dabei gab Kautsky zu, daß der wirkliche Text Engels' von der veröffentlichten Fassung gewisse Abweichungen zeige. Wenn in der Einleitung Engels' revolutionäre Weltanschauung nicht mit der nötigen Klarheit und Bestimmtheit hervortrete, so „trägt nicht er daran Schuld, sondern deutsche Freunde, die in ihn drangen, den Schluß, weil zu revolutionär, wegzulassen; sie meinten, das Vorwort spreche auch ohnedem deutlich genug. Wie aber Figura zeigt, ist dies nicht der Fall." Worauf Kautsky Bernstein folgenden Vorschlag macht:

„Bernstein besitzt die nachgelassenen Manuskripte unseres Meisters. Sollte sich darunter auch das Manuskript der Vorrede mit dem gestrichenen Schlusse befinden, dann fordere ich ihn auf, diesen Schluß zu veröffentlichen, den Engels nur aus äußerlichen Rücksichten, nicht aus inneren Bedenken fortließ. Er wird deutlich beweisen, wie wenig Bernstein Ursache hat, sich auf Engels zu berufen!"*

Bernstein hat auf diese Herausforderung nicht reagiert, wahrscheinlich, weil er das Original der Einleitung nicht finden konnte. Dessenungeachtet wiederholte er hartnäckig in allen späteren Auflagen seines Buches, wie auch in Artikeln, er täte nichts anderes als treu das letzte Vermächtnis Engels' wahren.

So blieb denn nichts übrig, als Engels selbst zum Zeugen aufzurufen. Dabei stellte sich nun heraus, daß Engels noch bei Lebzeiten gegen die revisionistische Auslegung seiner Einleitung sehr entschieden protestiert hatte.

So veröffentlichte Lafargue folgende Stelle aus einem von Engels an ihn gerichteten, vom 3. April 1895 datierten Briefe:

„X. hat sich mit mir einen üblen Scherz erlaubt. Er hat meiner Einleitung zu den Marxschen Aufsätzen über Frankreich 1848—1850 alles entnommen, was ihm zur Verteidigung einer unter allen Umständen friedlichen und die Gewalt verabscheuenden Taktik, die es ihm seit einiger Zeit, besonders im gegenwärtigen Augenblick, da in Berlin Ausnahmegesetze vorbereitet werden, zu predigen beliebt, nützlich schien, während ich eine solche Taktik lediglich für das gegenwärtige Deutschland, dazu noch mit wesentlichen Einschränkungen empfehle. In Frankreich, Belgien, Italien und Österreich kann diese Taktik, als Ganzes genommen, nicht befolgt werden, und selbst in Deutschland kann sie sich schon morgen als unanwendbar erweisen . . ."**

* K. Kautsky, Bernstein und die Dialektik. Die Neue Zeit, XVII, 2, pag. 46 bis 47.

** Le Socialiste, 24. November 1900. „X... vient de me jouer un joli tour. Il a pris de mon introduction aux articles de Marx sur la France de 1848-50 tout ce qui a pu lui servir pour soutenir la tactique à tout prix paisible et antiviolente, qu'il lui plait de prêcher depuis quelque temps surtout en ce moment, où on prépare des lois coërcitives à Berlin. Mais cette tactique je ne la prêche que pour l'Allemagne d'aujourd'hui, et encore sous bonne réserve. Pour la France, la Belgique, l'Italie, l'Autriche, cette tactique ne saurait être suivie dans son ensemble et pour l'Allemagne elle pourra devenir inapplicable demain."

Einen weiteren Beleg dafür, daß Engels von dem Gebrauch, den man von seiner Einleitung gemacht hatte, nicht sehr erbaut war, finden wir in dem Artikel Kautskys, den er später in seiner Broschüre „Der Weg zur Macht" abgedruckt hatte.*

Kautsky hatte Engels um die Erlaubnis gebeten, dessen Vorwort noch vor Erscheinen desselben gesondert in der „Neuen Zeit" abzudrucken. Indem Engels darauf „mit Vergnügen" einging, schrieb er ihm:

„Mein Text hat einiges gelitten unter Umsturzvorlagen — furchtsamlichen Bedenken unserer Berliner Freunde, denen ich unter den Umständen wohl Rechnung tragen mußte."

Der Entwurf des neuen Antisozialistengesetzes, der sogenannten Umsturzvorlage, wurde im Reichstag am 5. Dezember 1894 eingebracht und von diesem am 14. Januar 1895 einer Kommission überwiesen, die ihn am 25. April beriet. Die Situation war äußerst ernst, was allein Engels Einverständnis zur Abschwächung einiger Redewendungen erklärt.

„Als aber der ‚Vorwärts' — schreibt Kautsky — wohl um die Kommissionsberatungen der Umsturzvorlage günstig zu beeinflussen, einige Stücke der Einleitung in einer Weise zusammenstellte und veröffentlichte, daß sie für sich allein jenen Eindruck hervorriefen, der nach den späteren Behauptungen der Revisionisten von Engels beabsichtigt war, da entbrannte dieser in hellem Zorn. In einem Brief vom 1. April schrieb er:

„Zu meinem Erstaunen sehe ich heute im ‚Vorwärts' einen Auszug aus meiner Einleitung ohne mein Vorwissen abgedruckt und derartig zurechtgestutzt, daß ich als friedfertiger Anbeter der Gesetzlichkeit quand même dastehe. Um so mehr wünschte ich, daß die Einleitung in der ‚Neuen Zeit' ungekürzt erschiene, damit dieser schmähliche Eindruck verwischt wird. Ich werde Liebknecht sehr bestimmt darüber meine Meinung sagen und auch denjenigen, die, wer sie auch seien, ihm diese Gelegenheit gegeben haben, meine Meinung zu entstellen."

Seitdem sind 30 Jahre verstrichen, und noch immer ist die Einleitung zu den „Klassenkämpfen" ungeachtet der Novemberrevolution von 1918 in ihrer ursprünglichen Fassung nicht veröffentlicht, ja, Bernstein fährt sogar in seiner „neuen, verbesserten und erweiterten Auflage" seiner „Voraussetzungen des Sozialismus" fort, alles, was er 1899 über den Wechsel in den Anschauungen Engels' gesagt hatte, unverändert zu wiederholen.**

So ist es ihm also nicht gelungen, das Manuskript Engels' aufzufinden. Glücklicherweise fand ich es unter den Papieren, die Bernstein dem Archiv der deutschen Sozialdemokratie vor einigen Tagen übergeben hatte. So sind wir denn nunmehr in der Lage, alle auf Drängen des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie im Jahre 1895 gestrichenen Stellen anzuführen.

---

* K. Kautsky, Einige Feststellungen über Marx und Engels. Neue Zeit, XXVII., Band 1 (2. Oktober 1908).

** Stuttgart, Dietz, 1920, p. 49, 59.

Ein Vergleich des Originaltextes mit dem veröffentlichten Texte zeigt, daß Kautsky in der Annahme, nur der Schluß habe gelitten, sich im Irrtum befand. In Wirklichkeit hat der Redaktionsstift gerade die letzten fünf Seiten der Einleitung besonders gründlich bearbeitet.

Nehmen wir die jetzt zugänglichere Ausgabe vom Jahre 1911 vor, die mit einem Vorwort Bebels* versehen ist, der, nebenbei bemerkt, der Frage, welchen Veränderungen die Einleitung Engels' unterworfen wurde, gänzlich aus dem Wege geht, und vergleichen wir diese Ausgabe mit dem Original, so stellt sich heraus, daß, abgesehen von einigen stilistischen, belanglosen Differenzen bis zur 18. Seite keine wesentlichen Unterschiede zu konstatieren sind. Mit der 18. Seite ändert sich jedoch die Lage.

Um nicht die ganze Einleitung wiedergeben zu müssen, lassen wir hier absatzweise die abgeänderten Stellen in ihrer wahren Form folgen und beschränken uns darauf, die gestrichenen Stellen durch Kursivdruck hervorzuheben:

Seite 18 der deutschen Ausgabe:

„Selbst in der klassischen Zeit der Straßenkämpfe wirkte also die Barrikade mehr moralisch als materiell. Sie war ein Mittel, die Festigkeit der Militärs zu erschüttern. Hielt sie vor, bis dies gelang, so war der Sieg erreicht; wo nicht, war man geschlagen. Es ist dieses der Hauptpunkt, der im Auge zu behalten ist, auch wenn man die Chancen . . . künftiger Straßenkämpfe untersucht."

Es handelt sich somit nicht um einen Verzicht auf den Straßenkampf, nicht einmal auf Barrikaden, sondern lediglich um ein sorgfältigeres Abwägen der Chancen derselben.

Nachdem Engels des weiteren gezeigt, daß sich die Bedingungen des Straßenkampfes seit 1849 sowohl für das Volk als auch für die Armee stark verändert haben, schließt er im veröffentlichten Texte diesen Absatz mit folgenden Worten (Seite 19 der deutschen Ausgabe):

„Und endlich sind die seit 1848 neugebauten Viertel der großen Städte, in langen, geraden, breiten Straßen angelegt, wie gemacht für die Wirkung der neuen Geschütze und Gewehre. Der Revolutionär müßte verrückt sein, der sich die neuen Arbeiterdistrikte im Norden und Osten von Berlin zu einem Barrikadenkampf selbst aussuchte."

Doch die vorsichtigen Redakteure strichen den Schluß dieses Absatzes. Er lautet:

„Heißt das, daß in Zukunft der Straßenkampf keine Rolle mehr spielen wird? Durchaus nicht. Es heißt nur, daß die Bedingungen seit 1848 weit ungünstiger für die Zivilkämpfer, weit günstiger für das Militär geworden sind. Ein künftiger Straßenkampf kann also nur siegen, wenn diese Ungunst der Lage durch andere Momente aufgewogen wird. Er wird daher

* Karl Marx, Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850. Mit Einleitung von F. Engels und einem Vorwort von August Bebel. Berlin 1911.

seltener im Anfang einer großen Revolution vorkommen als im weiteren Verlauf einer solchen und wird mit größeren Kräften unternommen werden müssen. Diese aber werden dann wohl, wie in der ganzen französischen Revolution, am 4. September und 31. Oktober 1870 in Paris, den offenen Angriff der passiven Barrikadentaktik vorziehen."

Diese Worte Engels' muten wie eine Prophezeiung der Erfahrung der Oktoberrevolution an! Wir erinnern daran, daß Engels bereits im Jahre 1854 in Verbindung mit dem spanischen Aufstand von 1854 in einem seiner für die „New York-Tribune" verfaßten Artikel geschrieben hatte:

„Zweitens hatten wir das Schauspiel einer erfolgreichen Barrikadenschlacht. Wo immer seit dem Juni 1848 Barrikaden errichtet worden waren, hatten sie sich bisher als unwirksam erwiesen. Barrikaden, die Form des Widerstandes der Bevölkerung einer großen Stadt gegen das Militär, schienen ganz ohne Wirkung zu sein. Diese ungünstige Auffassung ist widerlegt. Wir haben wieder siegreiche, unangreifbare Barrikaden gesehen. Der Bann ist gebrochen."*

Zu Seite 20 findet sich lediglich folgender kleiner Einsatz:

„Auch in den romanischen Ländern sieht man mehr und mehr ein, daß die alte Taktik revidiert werden muß. *Überall ist das unvorbereitete Losschlagen in den Hintergrund getreten,* überall hat man das deutsche Beispiel der Benützung des Wahlrechts, der Eroberung aller uns zugänglichen Posten, nachgeahmt." (Von uns ausgezeichnet. D. R.)

Seite 21 zeigt folgende von Engels selbst auf dem Korrekturbogen angebrachte Ergänzung:

„Auf 2¼ Millionen Wähler können wir schon heute rechnen. Geht das so voran, so erobern wir bis Ende des Jahrhunderts den größeren Teil der Mittelschichten der Gesellschaft, Kleinbürger wie Kleinbauern, und wachsen aus zur entscheidenden Macht im Lande, vor der alle anderen Mächte sich beugen müssen, ob sie es wollen oder nicht."

Unmittelbar auf diese Worte folgt ein Satz, in dem die von uns hier kursiv gesetzten Worte gestrichen sind:

„Dies Wachstum ununterbrochen im Gang zu halten, bis es dem herrschenden Regierungssystem von selbst über den Kopf wächst, *diesen sich täglich verstärkenden Gewalthaufen nicht in Vorhutkämpfen aufzureiben, sondern ihn intakt zu erhalten bis zum Tage der Entscheidung,* das ist unsere Hauptaufgabe."

Auf derselben Seite, an der Stelle, wo Engels über die Möglichkeit blutiger Repressalien seitens der herrschenden Klassen spricht, ist im Schlußsatz folgende Bemerkung gestrichen:

„Eine Partei, die nach Millionen zählt, aus der Welt schießen, dazu reichen alle Magazingewehre von Europa und Amerika nicht hin. Aber die normale Entwicklung wäre gehemmt, *der Gewalthaufe wäre vielleicht im kritischen* („entscheidenden"

* Der Artikel erschien erneut in den von mir herausgegebenen „Gesammelten Schriften von K. Marx und F. Engels. Zweiter Band, p. 54.

von *Engels* selbst durchgestrichen; D. R.) *Moment nicht verfügbar, der Entscheidungskampf* (im veröffentlichten Text: „die Entscheidung") verspätet, verlängert und mit schwereren Opfern verknüpft."

Konnten die zuletzt angeführten Veränderungen auch von Engels herrühren, so ist die folgende Kürzung auf Seite 22 ohne Zweifel das Werk der Parteizensur.

Indem Engels die preußischen Reaktionäre auffordert, zu „pfeifen" fährt er fort:

„Vergessen Sie aber nicht, daß das Deutsche Reich, wie alle Kleinstaaten und überhaupt alle modernen Staaten, ein Produkt des Vertrages ist, des Vertrages erstens der Fürsten untereinander, zweitens der Fürsten mit dem Volk. Bricht der eine Teil den Vertrag, so fällt der ganze Vertrag, der andere Teil ist dann auch nicht mehr gebunden, *wie uns das Bismarck 1866 so schön vorgemacht hat. Brechen Sie also die Reichsverfassung, so ist die Sozialdemokratie frei, kann Ihnen gegenüber tun und lassen, was sie will. Was sie aber dann tun wird, das bindet sie Ihnen heute schwerlich auf die Nase.*"

Selbst eine solche äsopische Wendung schien dem Parteivorstand allzu stark!

Wir sehen somit, daß Engels allen Grund hatte, entrüstet zu sein, als man unter Berufung auf seine Einleitung zu den „Klassenkämpfen in Frankreich", d. h. zu derjenigen Arbeit Marx', die die unzweideutigste Begründung der revolutionären Diktatur des Proletariats gibt, den Versuch machte, ihn zu einem „friedfertigen Anbeter der Gesetzlichkeit quand même" zu stempeln, besonders wenn das dazu noch diejenigen seiner Freunde taten, die ganz genau wußten, daß sie dabei ein Spiel mit markierten Karten spielten.

W. JURINETZ

DIE RELATIVITÄTSTHEORIE UND DIE RUSSISCHE MARXISTISCHE LITERATUR

Die Relativitätstheorie Einsteins, die in ihrem bedeutsamsten Teil, der allgemeinen Relativitätstheorie, unter dem Kanonendonner des Weltkrieges entstand, war in Rußland infolge dessen fast völliger Isolierung lange Zeit fast ausschließlich einigen Auserwählten bekannt. Wohl gelangten ab und zu Bruchstücke von Berichten herüber, das Wesen der Theorie jedoch, deren Zusammenhang mit der speziellen Relativitätstheorie wie ihr mathematischer Aufbau und experimentelle Verifikation blieben in geheimnisvolles Dunkel gehüllt.

Dieser Zustand dauerte bis in die ersten Revolutionsjahre hinein. Die beispiellose Anspannung aller revolutionären Kräfte des russischen Proletariats, die Einstellung der gesamten materiellen und geistigen Energie auf den Bürgerkrieg, wie endlich die Kämpfe zur Befreiung der Arbeiterrepubliken von dem eisernen Gürtel der Konterrevolution mußten notwendigerweise theoretische Fragen der Naturwissenschaft in den Hintergrund drängen. Erst als die Hydra der Konterrevolution niedergeschlagen war, und die Partei mit dem Übergang zur neuen ökonomischen Politik in die Phase stetigen kulturellen Aufbaues eingetreten war, begannen insbesondere die jungen Kräfte der Kommunistischen Partei theoretischen Fragen der Naturwissenschaft erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Die völlige Neugestaltung des Schulunterrichts bedurfte in erster Reihe der Vertiefung seines ideologischen Gehalts. Schöpferische marxistische Kritik erfaßte alle Wissenschaften. Die althergebrachten Methoden der Übermittlung wissenschaftlichen Stoffes unterlagen einer gründlichen Revision. Die Aufgabe der konkreten Ausgestaltung der kommunistischen Weltanschauung, der Weltanschauung des dialektischen Materialismus, scharte immer größere Kreise wissenschaftlich geschulter Marxisten um sich. Galt es doch, sich der gesamten Wissenschaft in allen ihren Zweigen zu bemächtigen, ihre Forschung vom Standpunkt der dialektischen Methodik zu analysieren, ihre Ergebnisse in einer materialistischen Synthese einheitlich zusammenzufassen.

Nun kam die Reihe auch an die Relativitätstheorie, die als eine Theorie, die die Grundanschauungen der modernen Physik einer umwälzenden Kritik unterzog, vieles, was bisher als unantastbar gegolten, unbarmherzig wegfegte und neue Grundprinzipien aufstellte, jeden denkenden Marxisten besonders lebhaft interessieren mußte. An Einsteins Weltanschauung konnte der dialektische Materialismus nicht gleichgültig vorübergehen. Er mußte zu ihr Stellung nehmen. Dazu kam, daß die Relativitätstheorie im Lager des westeuropäischen Idealismus und Materialismus eine lebhafte Bewegung ausgelöst hatte. Der Idealismus bemächtigte sich Einsteins, um eine neue Ära des Aufschwunges der idealistischen Philosophie zu proklamieren und eine Auferstehung und neue Bestätigung des Kantschen Apriorismus zu predigen. Auf der andern Seite jedoch zeitigte die Relativitätstheorie Ergebnisse, die zu entgegengesetzten, gerade dem dialektischen Materialismus günstigen Schlüssen zu führen schienen. Bildet nicht die Idee der Relativität einen Übergang zur Idee der Dialektik? Hat nicht schon Lenin in seinem Buche über „Materialismus und Empiriokritizismus" darauf hin gewiesen, daß die Idee der Relativität auch im materialistischen Sinne gedeutet

und gewertet werden könne? Ist nicht die Idee der Relativitätstheorie, unabhängig davon, welche erkenntnistheoretischen Schlüsse Einstein selbst gezogen, objektiv eine Verneinung des Metaphysisch-Absoluten und damit indirekt eine Verstärkung der Position der Dialektik? Solche und ähnliche Fragen tauchten in Fülle auf. Doch machten sich bald neue Bedenken geltend. Die Einführung nichteuklidischer Geometrien in die physikalische Forschung wirkte beunruhigend. Sie schien zu beweisen, daß sich die Physik in das Netz metaphysischer, mystischer Spekulation verstrickte und über die Axiomatik neuen absoluten Ideen zustrebte.

Das Verdienst, die Diskussion über Einstein in Fluß gebracht zu haben, gebührt dem marxistischen Naturforscher und Professor der Physik Genossen A. K. Timirjasew, dem Sohn des bekannten, vor wenigen Jahren verstorbenen Darwinianers und Chlorophyllforschers K. A. Timirjasew. Genosse Timirjasew trat in einer Reihe von Vorträgen und Artikeln der Relativitätstheorie entgegen. Er wies auf das Erkünstelte der speziellen Relativitätstheorie hin, kritisierte ihren absoluten, starr-mathematischen Charakter und suchte nachzuweisen, daß die Theorie auch experimentell einer sicheren Grundlage entbehre. Insbesondere betonte er das Schwanken Einsteins in der Ätherfrage und die Widersprüche und Schwierigkeiten, die sich an die Einsteinsche spätere Ätherdefinition knüpfen. Genosse Timirjasew hält die Relativitätstheorie für unvereinbar mit einem dialektisch-materialistischen Weltbild.

Timirjasews Opposition rief eine lebhafte Diskussion unter den Marxisten hervor. Seine Argumente bedurften, falls sie widerlegt werden sollten, ernster Vertiefung in das Problem. So setzte denn eine Periode lebhaften Studiums der Relativitätstheorie ein. Zahlreiche, insbesondere deutsche Schriften über die Relativitätstheorie erschienen in russischer Sprache. Die Diskussion hatte bald ein Niveau erreicht, das immer gründlicheres Studium der Originalarbeiten erforderte. Das war nun freilich keine leichte Sache. Ein ernsteres Eindringen in die Relativitätstheorie setzt erhebliche mathematische Kenntnisse voraus, und zwar Kenntnisse auf Gebieten der Mathematik, die in der bisherigen Physik keine Anwendung gefunden haben, darüber hinaus aber auch Kenntnisse über die Entwicklung der Grundlagen der Physik der letzten Jahre.

Unter den jüngeren marxistischen Physikern und Philosophen entstand in dieser Diskussionsperiode jene Richtung, die der Auffassung huldigt, daß die Relativitätstheorie dialektisch wertvolle Elemente enthalte. Nach der Auffassung dieser Richtung sei die Tatsache, daß die Relativitätstheorie im Westen von allerhand idealistischen Philosophenschulen ausgebeutet würde, wie auch die Berufung darauf, daß Einstein selbst seine Gedanken idealistisch auswerte, kein stichhaltiges Argument gegen die Möglichkeit einer materialistischen Ausbeutung der Relativitätstheorie.

Einer der ersten unter den Marxisten, die für die Relativitätstheorie eintraten, war Genosse A. Maximow, ein junger Physiker. In einer Reihe von Artikeln, die er 1923 in der in Moskau erscheinenden marxistischen theoretischen Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" veröffentlichte, suchte er nachzuweisen, daß Einsteins System, insbesondere seine Raumlehre, den Materialismus und die Dialektik bekräftigte, obwohl Einstein selbst zweifellos Idealist sei. Maximow hält es für ein großes Verdienst Einsteins, daß er das Raum- und Zeitproblem erneut im vollen Umfange aufgerollt und es von seiner methaphysischen Hülle befreit habe. Während Raum und Zeit bisher auch von den Materialisten für leere und absolute Formen des Seins, die unabhängig von aller

Materie, gewissermaßen als metaphysisches „Gehäuse" der Materie, existierten, angesehen wurden, erhält die Materie bei Einstein eine zentrale Bedeutung, wird zum Prius, während der Raum zu einer bloßen Funktion der Materie herabsinkt. Hierin liegt, nach Maximow, der materialistische Zug der Einsteinschen Lehre. Da andererseits der Raum und dessen Struktur von der Verteilung der Massen abhänge, sei er unaufhörlichen Veränderungen unterworfen. Hierin äußere sich der dialektische Zug der neuen Lehre. Einstein habe mit großem Nachdruck der Mathematik ihre Immanenz, ihre unabhängige Selbständigkeit, genommen und sie zu einem bloßen Zweig der Physik gemacht. Dies müßten alle materialistischen Dialektiker mit Beifall begrüßen, da just sie immer wieder den empirischen Charakter der Mathematik hervorhöben. Maximow hat durch eine Reihe von Artikeln wesentlich zur Information der Marxisten Sowjetrußlands über die ausländische Einsteinliteratur beigetragen.

Gegen die Ausführungen Maximows trat in der bereits erwähnten Zeitschrift Genosse J. Stukow auf den Plan. („Unter dem Banner des Marxismus" Nr. 4—5, 1923.) Stukow steht auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Er betrachtet die Grundlagen der Relativitätstheorie als den Prinzipien des Marxismus widersprechend. Gerade die Ausführungen Einsteins über Raum, Zeit und Bewegung seien unmarxistisch, und Marxisten, die sich Einstein in dieser Hinsicht anschlössen, müßten früher oder später in idealistisches Fahrwasser geraten. Stukow betont den Unterschied zwischen Relativität von Raum und Zeit als solchen und Relativität unserer Anschauungen über Raum und Zeit. Vom Standpunkte des Marxismus gäbe es keine Relativität des Raumes und der Zeit sondern nur eine Relativität unserer Anschauungen darüber. Er beruft sich hierbei auf Engels, indem er darauf hinweist, daß nach Engels' „Anti-Dühring" Raum und Zeit Grundformen alles Seins seien, und wir den Ablauf materieller Prozesse nur an unveränderlichen Zeit- und Raumformen messen und beurteilen könnten. Würden wir eine Veränderlichkeit des Raumes und der Zeit anerkennen, so würden wir uns damit jeder Möglichkeit berauben, das Verhalten der Materie zu beurteilen. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß wir eine von vornherein gegebene, der Natur adäquate Vorstellung von Raum und Zeit hätten, denn letztere selbst sei Produkt der Geschichte und entwickle sich als solche unter Widersprüchen gemäß den Prinzipien der Dialektik. Große Gefahren berge auch die Annahme der Relativität der Bewegung in sich. Da die Bewegung eine Eigenschaft der Materie darstelle, so würde der relative Charakter der ersteren auch auf letztere übertragen, wodurch die Materie zu einem bloßen Schatten herabsinken würde. Stukow warnt die Marxisten, die materialistische Weltanschauung auf Tatsachen eines beschränkten Wissenschaftsgebietes zu gründen. Das Raumproblem ist nach Stukow ein philosophisches Problem.

Die Basis des Streites begann sich nun immer mehr zu erweitern. „Unter dem Banner des Marxismus" brachte einen Artikel des Genossen A. Holzmann („Unter dem Banner des Marxismus", Nr. 1, 1924), der auch die mathematische Seite der Relativitätstheorie behandelte. Er betont den dialektischen Charakter der Relativitätstheorie und leugnet die Brauchbarkeit der euklidischen Geometrie. Ihm erwiderte Genosse A. Timirjasew in derselben Zeitschrift (Nr. 6—7, 1923). Timirjasew bestritt mit Recht die Behauptung Holzmanns, laut welcher nur starre Körper den Gesetzen der euklidischen Geometrie folgen sollen, wogegen Gase und Flüssigkeiten mit Euklid unvereinbar seien. Er schreibt: „Wie gründlich haben sich somit Euler, Lagrange, Helmholtz, Stokes, Kirchhoff, der unlängst verstorbene Professor N. E. Jukowsky u. a. ausgezeichnete Theoretiker und

Ingenieure verhauen, die in ihrer Einfalt der Meinung waren, Flüssigkeiten und Gase stünden im besten Einvernehmen mit Euklid!" Ferner tritt er der weiteren Behauptung Holzmanns entschieden entgegen, wonach auch die moderne Atomtheorie, wie sie von Bohr, Rutherford, Thomson, Sommerfeld u. a. ausgebaut wurde, Euklid widersprechen solle. Auch verwirft Timirjasew die Auffassung, daß, da Energie unter bestimmten Umständen die Qualität der Masse aufweise, sich die Materie in Energie auflösen lassen müsse. Er widerspricht dem Satz Plechanows, daß die Energetik mit dem Materialismus nicht unvereinbar sei, und bekämpft die Vorliebe gewisser Marxisten für Ostwald. Er halte es mit dem Kirchhoffschen Satz: „Dasjenige, was sich bewegt, heißt Materie." Ebensowenig wie Bewegung aus dem Nichts entstünde, lasse sie sich ohne ein Substrat, einen Träger denken, sondern setze Materie voraus. Im weiteren führt Timirjasew aus, daß Einstein das ptolomäische Weltbild für ebenso annehmbar und berechtigt halte, wie das kopernikanische, was den Grundlagen der modernen Wissenschaft zuwiderlaufe und lediglich religiösen Einflüssen Raum gebe. Während Holzmann in der Verschmelzung von Raum und Zeit zu einer Union und in der Annahme einer vierdimensionalen Raum-Zeit-Mannigfaltigkeit äußerst wichtige Errungenschaften der Dialektik erblicke, sieht Timirjasew in der Methode Einsteins und Minkowskis nur eine Erweiterung der Anwendung graphischer Methoden, deren Wert aber doch ein sehr beschränkter sei, und die mit der Wirklichkeit ebensoviel gemein hätten, wie die schematische Darstellung der Bewegungen eines Eisenbahnzuges mit dessen wirklicher Bewegung. Nach Timirjasew bildet die eigentliche Seele der Einsteinschen Welt nicht die Bewegung, sondern im Gegenteil die Bewegungslosigkeit und Starrheit. Es wäre daher richtiger, die Relativitätstheorie als eine Theorie des „Absoluten" zu bezeichnen, sagt doch der Wiener Physiker Haas: „Die Minkowski-Welt, als Schauplatz physischer Prozesse betrachtet, ist die Verwirklichung des Begriffs der Ewigkeit, wie sie von Thomas von Acquin gegeben wurde; er nannte nämlich die Ewigkeit ‚Nunc stans'."

Die Polemik Timirjasew-Holzmann hat wesentlich zur Erhöhung des Interesses für die Einsteinsche Relativitätstheorie beigetragen. Immer mehr Material wurde in die Diskussion einbezogen, wobei verschiedene Probleme, die bisher von marxistischer Seite keine Beleuchtung erfahren hatten, in ein neues Licht gerückt wurden, während andere Probleme, deren frühere Behandlung eine kursorische gewesen, nun mit größerer Sorgfalt diskutiert wurden.

Was der in lebhaften Schwung geratenen Polemik dagegen noch fehlte, war die historische Beleuchtung des gesamten Problems, d. h. die Beantwortung der Frage nach der historischen Stellung der Einsteinschen Theorie wie der ihrer Vorläufer und die Diskussion ihrer methodologisch-erkenntniskritischen Grundlagen.

Diese Lücke suchte Genosse S. Zeitlin auszufüllen. In der bereits erwähnten Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" (Nr. 3, 1924) erschien von ihm eine größere Abhandlung zur historischen Erklärung der Einsteinschen Grundgedanken. Die Ausführungen Zeitlins sind in verschiedener Richtung lehrreich und zeugen von einem weiten Gesichtskreis des Verfassers. Es sei jedoch vorweggenommen, daß seinen Ausführungen eine ganz falsche Hauptidee zugrunde liegt. Diese Hauptidee Zeitlins besteht in der Belebung des Cartesianismus und der Darstellung des dialektischen Materialismus als einer Weiterbildung der Lehren Descartes'! Ungeachtet dieses Grundmangels enthält jedoch Zeitlins Abhandlung eine Reihe wertvoller Anregungen. Zeitlin gab der bisherigen Polemik eine andere Richtung, indem er Einstein als einen Cartesianer hinstellte und ihn gerade darum

für einen dialektischen Materialisten erklärte. Zwar sei Einstein kein konsequenter dialektischer Materialist, da er sich in gewissen Punkten von Descartes entferne, indem er z. B. einen leeren Raum postuliere und der Bewegung Realität abspreche, was, da der Dialektik widersprechend, zu verwerfen sei. Dafür habe sich jedoch Einsteins Methode in der allgemeinen Relativitätstheorie von Grund aus geändert, so daß seine Lehre nunmehr der materialistisch-dialektischen Weltanschauung einverleibt werden könne.

Zeitlins Gedankengang läßt sich etwa folgendermaßen wiedergeben:

Es widerspricht der Wirklichkeit und steht auch in striktem Gegensatz zu den Auffassungen Engels', Plechanows und Lenins, zu behaupten, der dialektische Materialismus sei mit dem mechanistischen Materialismus unvereinbar, während in Wirklichkeit ersterer letzteren einschließe. Der mechanistische Materialismus sei nicht falsch, sondern seiner Einseitigkeit wegen ungenügend. Seine Einseitigkeit habe ihn dazu verführt, die Welt als eine fertige Maschine, als einen immer gleichen Gesetzen gehorchenden Mechanismus, als eine Art l'homme machine Lamettries anzusehen. Dieser Materialismus sei metaphysisch. Sein Grundmangel bestünde im Fehlen des Entwicklungsgedankens. Daher dürfe man Descartes, den genialsten Begründer des mechanistischen Materialismus, nicht einfach über Bord werfen, sondern müsse den dialektischen Materialismus historisch an Descartes anknüpfen lassen. Überdies sei Descartes ja nicht nur der Begründer eines umfassenden naturwissenschaftlichen Weltbildes gewesen, sondern auch der Schöpfer der analytischen Geometrie, die vom ersten Eindringen dialektischen Denkens in die Mathematik zeugt. Zeitlin sucht nun nachzuweisen, daß in der Relativitätstheorie nur soviel Dialektisches und Dialektisches nur in dem Maße vorhanden sei, als sich Einstein Descartes nähere. Auf die Frage, worin das Grundprinzip der Descartes'schen Philosophie, insbesondere seiner Naturphilosophie, bestünde, antwortet Zeitlin mit dem Hinweis auf die Vorstellung, daß der Raum ein physisch realer Körper sei. Das sei die erste Grundidee Descartes'. Descartes sei heftig gegen jene Atomistik aufgetreten, die neben der Existenz von Atomen auch noch die Existenz eines leeren Raumes predigte. Bei ihm dagegen seien Materie und Ausdehnung identisch. Zeitlin geht sogar so weit, die Annahme eines leeren Raumes selbst Newton abzusprechen, indem er behauptet, der leere Raum sei in Newtons Weltbild erst von seinen übereifrigen Schülern hineingedichtet worden. Die Annahme der Existenz eines leeren Raumes wird bei Zeitlin geradezu zum Kriterium der Zugehörigkeit eines Philosophen zum Lager des Idealismus. Daher versteigt er sich bis zur Behauptung, daß der als größter Materialist des Altertums vielgepriesene Demokrit ebenfalls ein Idealist gewesen sei. Er schreibt: „Vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet ist die Lehre Demokrits, Gassendis, Büchners und Molleschotts ein klassischer Idealismus, oder richtiger gesagt, die erste Stufe eines solchen, gegründet auf die Idee des Leeren." Von diesem Standpunkte aus kritisiert nun Zeitlin die spezielle Relativitätstheorie und gelangt zu dem Ergebnis, daß sie, da sie einen leeren Raum annehme und den Äther leugne, ebenfalls eine rein idealistische Konzeption darstelle. Die zweite Grundidee des Cartesianismus repräsentiere die Idee der Bewegung. Unter Bewegung verstand Descartes nur eine Translationsbewegung, wobei er diese vom Standpunkte sowohl der Realität als der Modalität betrachtete. Einerseits drücke die Bewegung ein Verhältnis aus, das sich in der Lage eines Körpers anderen Körpern gegenüber in verschiedenen Zeitmomenten darstelle, andererseits müsse die Bewegung als eine untrennbare Eigenschaft der Materie angesehen werden. Diese

Auffassung habe es Descartes ermöglicht, das Trägheitsgesetz richtig zu formulieren, was im Mittelalter unmöglich gewesen wäre, da die Bewegung damals noch als etwas der Materie Fremdes, eine Akzidenz, angesehen wurde, die sich im Verlauf einer bestimmten Zeit erschöpfen müsse. Die Idee der Realität der Bewegung sei die Grundlage der Dialektik. (Die spezielle Relativitätstheorie Einsteins, die nur eine Relativität der Bewegung kenne, sündige in dieser Beziehung wider den Geist der Dialektik.)

Die dritte Grundidee Descartes' sei seine Wirbeltheorie. Mache man nämlich die Annahme eines stetigen Raumes, so sei eine gradlinige Translationsbewegung unmöglich, es könne in diesem Falle nur geschlossene Wirbelbewegungen geben. Zeitlin sieht in der Wirbeltheorie Descartes' dessen Hauptverdienst.

Doch die Wissenschaft entwickele sich dialektisch. Da es nicht gelungen sei, eine rein cartesische Physik zu schaffen, bezogen die Forscher den entgegengesetzten, den Newtonschen Standpunkt. Man betrachtete die Welt als eine Gesamtheit von Atomen, die untereinander durch die Gravitation verbunden seien. Diese Richtung habe in der Mechanik, Astronomie, Elektrizitätslehre, mechanischen Wärmetheorie und kinetischen Gastheorie Hervorragendes geleistet. Man brauche sich nur Namen wie d'Alembert, Lagrange, Poinsot, Coulomb, Cauchy, Laplace, Clausius, Boltzmann zu erinnern. Aber es blieb noch die Optik und der Elektromagnetismus, in denen sich die Schwächen der atomistischen Anschauung auf Schritt und Tritt offenbart und die bisherigen Voraussetzungen sich als ungenügend erwiesen hätten. Da sei Faraday erschienen, dem Maxwell gefolgt sei. Die These der Atomistik wäre nun in die Antithese eines kontinuierlichen, äthererfüllten Raumes umgeschlagen. Darauf mußte eine Synthese folgen, die Lorentz gegeben habe. Bei Lorentz spiele die Idee des Äthers die Rolle der Antithese, während die Idee der Atome die These darstelle. Die Atome bzw. Elektronen selbst seien dagegen nichts anderes als Knotenpunkte des Äthers. Nach Zeitlin ist der Lorentzsche Äther der euklidische Raum als physischer Körper mit Ausdehnung und Bewegung als einzigen Attributen. Das experimentum crucis der Richtigkeit der Lorentzschen Theorie sollte der Michelsonsche Versuch sein. Stelle die Natur eine mechanische Bewegung der Materie dar, und gehorche sie folglich dem Descartes'schen Relativitätsprinzip als dem Grundprinzip der Mechanik. so müsse der Versuch ein negatives Ergebnis haben, d. h. aber, Mechanik, Optik und Elektromagnetismus müssen dann eine Einheit bilden. Der oft wiederholte Michelsonsche Versuch bestätigte die Lorentzschen Gedankengänge. Daß die lediglich eine Anhäufung von Elektronen, also Ätherknoten, darstellenden Körper eine Lorentz-Kontraktion erführen, ließe sich aus der Existenz eines Ätherwiderstandes kausal erklären. Dagegen sieht Zeitlin in der Lösung des Michelson-Lorentzschen Problems durch Einstein einen Rückschritt idealistischer Tendenz. Das Idealistische liegt hierbei in der Ausschaltung des Äthers wie in der Betonung mathematisch-formaler Momente, welch letztere wohl einer Beschreibung, nicht aber einer Erklärung natürlicher Phänomene dienen könnten. In dieser Beziehung lasse Einsteins Theorie den Einfluß nicht nur Kants, sondern auch der Philosophen Avenarius, Pearson, James, Poincaré, Schuppe und ähnl. erkennen. Zeitlin sieht in der speziellen Relativitätstheorie eine scholastisch-idealistische Interpretation der Lorentz-Fitzgeraldschen Theorie.

Anders stünde es nach Zeitlin mit der allgemeinen Relativitätstheorie. In dieser erscheine Einstein wieder als Materialist, und zwar als dialektischer Materialist. Zeitlin stützt seine Ansicht durch folgende Gründe: Einstein kehre wieder zur Ätheridee zurück, obwohl seine Ansicht in diesem Punkte noch nicht

abgeklärt sei. Des weiteren verwerfe Einstein alle alten Vorstellungen über Kraft und dergleichen mehr, die nach Zeitlin Reste aristotelisch-scholastischer Anschauungen seien. Einstein löse den Kraftbegriff, darin dem Cartesianismus folgend, in kinetische Begriffe auf. Daraus ergäbe sich die Verbindung von Geometrie und Physik und die Anwendung der nichteuklidischen Geometrie. Endlich beseitige die Einsteinsche allgemeine Relativitätstheorie den bloß modalen Charakter der Bewegung, indem sie die Realität der Bewegung betone. Somit könnte der dialektische Materialismus die allgemeine Relativitätstheorie sehr wohl in sich aufnehmen, da sie die Positionen der Dialektik wesentlich stütze.

Ohne auf die Ausführungen Zeitlins einzugehen, wollen wir hier doch nicht unterlassen, auf seine unseres Erachtens unmarxistische Übermechanisierung der Dialektik hinzuweisen.

Außer dieser Polemik, die größtenteils in der wiederholt erwähnten marxistischen Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" geführt wurde, sei hier noch einer Sammelschrift über Einstein Erwähnung getan, die 1923 unter dem Titel „Die Relativitätstheorie Einsteins und ihre philosophische Auslegung" erschienen ist. Die Verfasser der Beiträge dieses Buches stehen durchweg auf dem Standpunkt des Empirio-Kritizismus, wenn auch verschiedener Abarten desselben. Wir finden darin Beiträge jener „Marxisten", die in Rußland durch die Kritik, die ihnen Lenin in seinem Buche „Materialismus und Empirio-Kritizismus" (1908) angedeihen ließ, zur Genüge bekannt sind. Es sind dies die Schriftsteller W. Basarow, A. Bogdanow und P. Juschkewitsch.* Der Artikelreihe dieses Dreigestirns geht die Abhandlung Moritz Schlicks „Zeit und Raum in der modernen Physik" voraus. Wir übergehen Schlick, da eine Analyse seiner Philosophie den Zweck und den Rahmen unserer Übersicht überschreitet.

Sehen wir uns nun die drei erwähnten Empiriokritiker etwas näher an.

Zunächst Basarow. Basarow sucht die Einsteinsche Theorie vom Standpunkte des Unterschiedes elektrodynamischer und thermodynamischer Begriffe zu erklären und Richtlinien für die Entwicklung einer Physik der Zukunft zu entwerfen. Nach Basarow sei die Zeit eine thermodynamische Kategorie, während der Raum eine mechanische bzw. elektrodynamische darstelle. Die Relativitätstheorie — vor allem die allgemeine Relativitätstheorie und die sich aus ihr ergebende Gravitationslehre — bringe das Gebäude der elektrodynamischen Erklärung der physischen Welt zu einem gewissen Abschluß, soweit es sich beim Inhalt eines solchen Weltbildes theoretisch um „reine", d. h. umkehrbare Prozesse handele. Dagegen bleibe die Thermodynamik als Lehre von den nichtumkehrbaren Prozessen prinzipiell auch fürderhin isoliert. Ja, nach Basarow sei die Zusammenhanglosigkeit von Mechanik und Thermodynamik um so augenfälliger und stärker, je systematischer und strenger die Durcharbeitung dieser Gebiete erfolge. Eine wirkliche Synthese von Raum, als letzter Abstraktion der Mechanik, und Zeit, als letzter Abstraktion der Thermodynamik, zu einer räumlich-zeitlichen Einheit könne mit bloßen Denkmitteln nicht vollzogen werden. Eine solche Synthese setze vielmehr eine reale Synthese von Elektrodynamik und Thermodynamik im Sinne einer streng monistischen Universalwissenschaft voraus. Die Hauptschwierigkeiten, die der Lösung dieses Problems entgegenstünden, seien folgende: Der prinzipielle Unterschied zwischen dem Standpunkt der Mechanik

* Diese drei Verfasser pflegen ihre Arbeiten in marxistischen, jedoch keinen Parteicharakter tragenden Zeitschriften zu veröffentlichen. Darum erwähnen wir sie in unserer Übersicht, nicht aber, weil wir sie etwa revolutionären Marxisten, d. h. dialektischen Materialisten, zuzählten.

und jenem der Thermodynamik offenbare sich am deutlichsten in der Entgegensetzung der Begriffe „strenges" und „statistisches" Gesetz. Der zweite Hauptsatz der Thermodynamik fordere bekanntlich, daß im Gefolge aller in der Natur sich vollziehenden Prozesse eine Zerstreuung und Degradation der Energie Platz greife. Alle Versuche nun, den zweiten Hauptsatz aus mechanischen Gesetzen zu erklären, seien bisher gescheitert, ja festigten sogar die Überzeugung, daß die Anwendung „reiner" Gesetze hier unmöglich sei. Die wirkliche Begründung des Entropiesatzes sei nur auf dem von Boltzmann gewiesenen Wege, d. h. nur auf dem Wege der Wahrscheinlichkeitslehre, der mathematischen Statistik, möglich. Die statistische Begründung aber unterscheide sich prinzipiell von der mechanischen. Vom Standpunkte der mechanischen Gesetze erscheint der Begriff eines nichtumkehrbaren Prozesses innerlich widerspruchsvoll, da jeder mechanische Prozeß umkehrbar sei. Die statistische Methode dagegen, die die Wahrscheinlichkeit eines Zustandes durch Berechnung möglicher Chancen der Energieverteilung eruiert, führt zu dem Ergebnis, daß Prozesse, die von einer Verminderung der Entropie eines Systems begleitet werden, zwar nicht unmöglich, wohl aber sehr selten und in hohem Grade unwahrscheinlich seien. Wie kann also eine Synthese des mechanischen und des statistischen Prinzips verwirklicht werden? Basarow meint, dies könne durch Anpassung des Besonderen an das Allgemeine geschehen. Allgemeiner aber seien die statistischen Kategorien, denn jedes exakte Gesetz lasse sich immer als ein Spezialfall eines statistischen formulieren, während das Umgekehrte nicht möglich sei. Noch wichtiger sei der Umstand, daß sich in der Fülle der Elemente, deren Verteilungswahrscheinlichkeit wir statistisch erforschen, sowohl diskrete Einheiten als durch strenge Gesetze verbundene Komplexe fänden. Auch in diesem Falle sei das Umgekehrte ausgeschlossen. So würden uns also verschiedene Gründe zwingen, zu erwarten, daß die weitere Entwicklung der Wissenschaft die Richtung einer Erweiterung und Vertiefung der Anwendung thermodynamischer Methoden einschlägt. In Anwendung auf die Einsteinsche Relativitätstheorie aber bedeute das, daß nicht die Zeit der Physiker ihren historischen Charakter verlieren würde, wie das manche Mathematiker und Philosophen, beispielsweise Bergson, behaupteten, sondern sich im Gegenteil aller Wahrscheinlichkeit nach der Raum thermodynamischer „Nichtumkehrbarkeit" (durch immer größere Annäherung an die Zeit) anpassen würde. Den ersten Schritt in dieser Richtung habe H. Weyl getan.

Von ganz anderen Gesichtspunkten aus behandelt Bogdanow die Relativitätstheorie. Er tritt an sie vom Standpunkt seiner Organisationslehre heran. Eines der Grundprobleme seiner „allgemeinen Organisationswissenschaft" sei die Frage nach dem Wechselverhältnis eines Komplexes (eines physischen, biologischen, psychischen oder sozialen) und seiner Umgebung. Die Lösung des Problems vollziehe sich vornehmlich durch die Erforschung des physischen Systems „Körper milieu" als der einfachsten Beziehung. Aus dem dritten Gesetz der Newtonschen Mechanik folge, daß jeder Körper seinem Milieu, d. h. der ganzen übrigen Welt, „äquivalent" sei, da allen auf ihn ausgeübten Wirkungen gleiche, letzteren entgegengesetzte Gegenwirkungen entsprächen. Das sei die mechanische Äquivalenz. Die Physik des XIX. Jahrhunderts habe diese Äquivalenz zu einer energetischen erweitert. Danach entspräche jeder Veränderung einer Energiegröße des Milieus eine gleiche und entgegengesetzte Veränderung der Energiegröße außerhalb des Komplexes. Es sei klar, daß diese Äquivalenz nichts anderes sei als die Identität einer Tatsache, die von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet werde. Es handele sich hierbei um einen, nicht aber um zwei Prozesse.

Das Plus- und das Minuszeichen seien nur Symbole unseres Verhältnisses zu den Dingen, unserer Erkenntnisaktivität, die diese Prozesse dem System unserer Erfahrung eingliedere und die, zwei entgegengesetzten Einstellungen des Erkennenden entsprechend, in verschiedener Richtung verlaufe. Die Physik des XX. Jahrhunderts, die Physik der Relativitätstheorie, habe die Äquivalenz auch auf die Tatsache der Translation eines Körpers ausgedehnt. Die Translation stellt nach Bogdanow einen Spezialfall der Wechselwirkung von Körper und Milieu dar. Hier läge jedoch ein eigentümlicher Spezialfall vor, da der Körper Energie weder gewönne noch verlöre, sondern nur seine Verknüpfungen mit dem Milieu ändere: Verlust gegebener Zusammenhänge und gleichzeitig Gewinn neuer Zusammenhänge. Das alltägliche Denken fasse die Dinge in dem Sinne auf, daß das Milieu an und für sich unbeweglich sei, während sich der Körper bewege. Anders die Relativitätstheorie. Diese ginge von der Anschauung aus, daß wir es hier mit e i n e r, nicht aber mit zwei Tatsachen zu tun hätten. Verändere sich das räumliche Verhältnis zweier Systeme, so könne es sich, je nach der Stellung des Erkennenden, sowohl um eine Bewegung des Körpers in einer bestimmten Richtung als auch um eine Bewegung des gesamten Milieus in entgegengesetzter Richtung handeln. Vom Standpunkt Einsteins aus sei die Frage danach, was sich denn eigentlich bewege, ebenso sinnlos wie etwa die Frage, was sich im Falle eines Verhältnisses von A zu B denn eigentlich zueinander verhalte: A zu B oder B zu A.

Wenn somit die Bewegung eine objektiv-einzige Tatsache sei, so müsse auch die wissenschaftlich-exakte Darstellung derselben im Falle des Vorhandenseins zweier Einstellungen, die sich nur durch die Richtung der Aktivität des Erkennenden unterschieden, eine identische sein. Das Plus- und Minuszeichen symbolisiere in diesem Falle nur die Richtung. Das gelte jedoch nur, wenn die Naturgesetze für die Körper sowohl als für deren Milieu identisch seien, d. h. die Natur von e i n h e i t l i c h e r S t r u k t u r sei. Die Notwendigkeit, diesen doppelten Ausdruck e i n e r Tatsache in Übereinstimmung zu bringen, bilde die Grundlage der ganzen Analyse Einsteins. Im Einsteinschen Begriff des „Mollusken", welcher Masse, Energie, Raum und Zeit zu einer Einheit verbinde, sieht Bogdanow das Symbol jener Richtung, in der sich die Weiterentwicklung der modernen Physik zu vollziehen haben würde. Die Relativitätstheorie ließe sich als Organisationsprinzip seiner „allgemeinen Organisationswissenschaft" eingliedern. Dabei sei zu berücksichtigen, daß Ausdrucksweisen wie Krümmung eines vierdimensionalen Kontinuums und ähnliches nur graphisch-technischen, also konventionellen Charakter besäßen.

Endlich J u s c h k e w i t s c h. Juschkewitsch sieht in der Relativitätstheorie vor allem den Ausdruck des Strebens nach mathematischer Symmetrie und Eleganz. Gleichzeitig repräsentiere Einsteins Theorie aber auch jene Form des modernen Konventionalismus in der Physik, die schon von Poincaré begründet worden sei. „Einstein", meint Juschkewitsch, „wäre kein Mathematiker, zum mindesten kein großer Mathematiker, ginge sein Empirismus nicht mit einem Nominalismus, einem Konventionalismus Hand in Hand." Auch sieht Juschkewitsch in der Einsteinschen Theorie die Verwirklichung der Machschen Methode der „Beschreibung", die alle Erscheinungen auf ein System von Differentialgleichungen zurückführe, ohne sich um den materiellen Inhalt der den Differentialgleichungen zugrunde liegenden Prozesse zu kümmern.

Unsere Übersicht wäre unvollständig, würden wir nicht auch noch eine unlängst erschienene Broschüre des Genossen S. Ssemkowski erwähnen. Die

Broschüre ist betitelt: „Die Relativitätstheorie und der Materialismus" (1924) und bildet die Wiedergabe eines Vortrages, den Genosse Ssemkowski in Charkow vor Vertretern dortiger Forschungsinstitute gehalten hat. Es handelt sich um eine populäre, mehr aufs Philosophische als aufs Physikalische gerichtete Schrift. Es sei hier nur auf zwei Punkte hingewiesen, die die Stellung des Verfassers beleuchten. Sie betreffen die Stellungnahme des Marxismus zur nichteuklidischen Geometrie und das Verhältnis der modernen philosophischen Schulen zu Einstein. Was den ersten Punkt betrifft, so sucht Ssemkowski zu beweisen, daß die nichteuklidische Geometrie dem Marxismus nicht nur nicht widerspreche, sondern im Gegenteil schon von vielen Marxisten wiederholt anerkannt worden sei. Er beruft sich dabei auf Paul Lafargues Artikel „Mathematik, Naturwissenschaft und historischer Materialismus", in welchem der Schwiegersohn Marx' der nichteuklidischen Geometrie zustimme und darüber hinaus den Versuch gemacht habe, sie vom Standpunkte der ökonomischen Entwicklung zu erklären. Besondere Aufmerksamkeit widmet Ssemkowski dem Verhältnis bürgerlicher Philosophie zur Einsteinschen Theorie. Ssemkowski betont mit Recht das Wachstum des Skeptizismus in der Philosophie, in dem er eine ideologische Begleiterscheinung des Auflösungsprozesses der heutigen bürgerlichen Gesellschaft sieht. Besonders ausgeprägt sei der Skeptizismus im modernen Fiktionalismus, in der heute Triumphe feiernden „Philosophie des Als ob" Vaihingers. Einen mittelbaren Beweis für den materialistischen Charakter der Relativitätstheorie sieht der Verfasser u. a. in der Tatsache, daß verschiedene Fiktionalisten, wie z. B. Linke, Lipsius und Kraus, Einstein bekämpften, trotzdem es auf den ersten Blick scheinen möchte, als entspräche die Idee der Relativität gerade den Forderungen des Fiktionalismus. Ssemkowski untersucht ferner Einsteins Verhältnis zu Mach. Hier herrsche ein merkwürdiges Quid pro quo. Während Einstein Mach die höchste Verehrung zolle, ja sich in gewisser Hinsicht als seinen Schüler betrachte, wolle Mach von der Relativitätstheorie Einsteins nichts wissen. Andererseits sähen wir Machs größten Gegner, den Berliner Physiker Max Planck, sich ausdrücklich zu Einstein bekennen. Die Meinungen der Machianer seien geteilt. Während z. B. Petzoldt und die meisten russischen Machianer sich für Einstein ausgesprochen hätten, würde Einstein von andern Machianern aufs lebhafteste bekämpft. Was die Kantianer beträfe, so suchten auch diese sich Einsteins zu bemächtigen, ihn zu kantianisieren, wobei sie nicht unbedeutende akrobatische Leistungen vollbrächten. Wieder andere beuteten Einstein zum Zwecke eines Eklektizismus aus. Zu solchen Eklektikern gehöre beispielsweise der englische Astronom Eddington. Ssemkowski selbst sieht in Einstein einen dialektischen Materialisten. Sei der allgemeine Standpunkt Einsteins materialistisch, so sei die Idee einer immer größeren, wenn auch nie vollendbaren Annäherung an die objektive Wirklichkeit dialektisch.

Dies in großen Zügen die wichtigste Literatur zur Einsteinfrage. Daneben gibt es in verschiedenen Zeitschriften zahlreiche Artikel von geringerer Bedeutung.

Wir glauben durch unseren Bericht zur Genüge gezeigt zu haben, daß das Interesse für die Relativitätstheorie und die mit ihr verbundenen erkenntnistheoretischen Fragen unter den Marxisten der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ein äußerst reges ist. Der Vollständigkeit halber sei noch bemerkt, daß außer der marxistischen Einsteinliteratur noch eine umfangreiche akademische, nichtmarxistische Literatur über Einstein vorhanden ist, in der Übersetzungen hervorragender westeuropäischer literarischer Erscheinungen eine bedeutsame Rolle spielen.

G. JACOBSON

DER WIDERHALL DER KANTGEDENKFEIER IN DER SOWJETPRESSE

Am 20. und 23. April vorigen Jahres feierte Deutschland den zweihundertsten Geburtstag Immanuel Kants ... Schon die äußere Form zeigte, daß es Tote waren, die einen Toten beweinten, und nicht Lebende, die das lebendige Leben ehrten: Prozessionen nach dem Königsberger Dom, Dankgebete an den lieben Gott, weil er vor zwei Jahrhunderten in Königsberg Kant zur Welt kommen ließ. An der Spitze der Prozessionen — reaktionäre Korporationen der faschistischen Studentenschaft, deren Charakter meist schon aus ihren Namen klar hervorgeht, z. B. trägt eine dieser Korporationen ganz offen den bezeichnenden Namen — „Vandalen".

Genosse Rudas schildert in einem Aufsatze, von dem noch weiter unten die Rede sein wird, das Programm dieser „Friedhofsfeier", begangen von einer toten Klasse in einem toten Lande. Die Arbeiterklasse Deutschland hat an dieser „Feier" natürlich keinen Anteil genommen, da sie keine Veranlassung hat, diesen Tag durch ein Volksfest besonders hervorzuheben; außerdem hat sie jetzt an anderes zu denken als an philosophische Jubiläen. Auch das Proletariat der Sowjetunion hat aus diesem Anlaß keine Feste veranstaltet. Trotzdem ist der Gedenktag des großen Idealisten (von dessen Philosophie uns anderthalb Jahrhunderte trennen) in Rußland nicht unbemerkt vorübergegangen. Die Moskauer Zeitschriften brachten in diesem Jahre wohl ein Dutzend Abhandlungen, die Kant gewidmet waren; mit einigen von ihnen wollen wir uns hier befassen.*

Wie muß die marxistische wissenschaftliche Kritik an Kant herantreten?

Kants Philosophie war der abstrakt-theoretische Ausdruck für die Bestrebungen der deutschen Bourgeoisie am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Trotz der Wankelmütigkeiten und der Halbheiten, die die Ohnmacht dieser Bourgeoisie widerspiegeln, war die Philosophie Kants eine ebenso fortschrittliche Erscheinung, wie jene am Anfang ihrer Mission stehende Klasse eine fortschrittliche war, deren Ideologie diese Philosophie zum Ausdruck brachte. Aber schon am Anfang des 19. Jahrhunderts — im Maße der fortschreitenden Entwicklung der sozialen Verhältnisse in Deutschland — wird der transzendentale Idealismus überwunden und abgelöst von der höchsten Stufe der bürgerlichen philosophischen Erkenntnis — vom System Hegels und dem Materialismus Feuerbachs. Damit hatte sich der Kritizismus schon damals, noch vor der Kritik Marx' und der Marxisten, ins Gebiet der Geschichte begeben. Aber Kant fiel die würdige Rolle zu, der Schöpfer jener großen Ideen der deutschen klassischen Philosophie zu sein, deren Erbe mit Recht das revolutionäre Proletariat angetreten hat. Kant hat Hegel den Weg nicht nur im negativen Sinne gebahnt, nicht nur dadurch, daß er alle Mängel des formalen, intelligiblen Denkens aufs äußerste zugespitzt und dadurch die Notwendigkeit der Überwindung an den Tag gelegt hat. Kant war

* Leider war es uns nicht möglich, die erscheinenden Zeitschriften in der Provinz durchzusehen und festzustellen, ob dieser Jahrestag auch in ihnen ein Echo gefunden hat.

der erste in der Geschichte der neuen Philosophie, der die Fragen der Dialektik aufwarf, obwohl er nicht imstande war, sie zu lösen. Die Klarlegung dieser Rolle Kants stellt die marxistischen Forscher vor diese dankbare Aufgabe, deren Lösung um so notwendiger ist, als die schrankenlose bürgerliche „Kant-Philosophie" die Klärung dieses Problems in keiner Weise fördert.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in Form von zahllosen Richtungen des sogenannten Neokantianismus zu neuem Leben erwachend, tritt die transzendentale Philosophie immer mehr als ein offenkundig reaktionärer Faktor auf, der die Aufgabe hat, den Ansturm der proletarischen Massen gegen die schwankenden Grundfesten des Kapitalismus aufzuhalten. Seinen Kampf gegen die proletarische Revolution und die proletarische Theorie führt der Neokantianismus sowohl offen als auch versteckt, bald mit herabgelassenem Visier, bald hinter der Maske des Revisionismus, der auf den ersten Blick harmlosen Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Marxismus selber. Es handelt sich jetzt nicht darum, Kants grundlegende Widersprüche und Sünden zu untersuchen — seinen Mangel an historischem Empfinden, seinen metaphysischen Apriorismus und Dogmatismus, die vollkommene Haltlosigkeit seiner Versuche, den subjektiven und wenn auch inkonsequenten Idealismus zur Grundlage der Logik der Wissenschaft zu machen. All das ist im wesentlichen schon durchanalysiert worden, und zwar nicht nur von Marx, Engels und Plechanow, sondern auch früher schon von Hegel, dessen Kritik zum großen Teil auch für uns ihre Bedeutung behalten hat. Jetzt ist es viel wichtiger, sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht, das reaktionäre Wesen in allen modernen Richtungen des Neokantianismus aufzudecken: zu zeigen, wie die modernen Träger des menschlichen Geistes gerade die reaktionärsten und unwissenschaftlichsten Momente der Philosophie Kants zu neuem Leben erwecken, wie sie, selbst im Vergleich zu Kant, nur Rückschritte machen und in heilloser Geistesverwirrung in Metaphysik verfangen sind. Es muß gezeigt werden, wie verzerrt die gegenwärtigen Klassenkämpfe im Spiegel erscheinen, um so das kämpfende Proletariat vor der Vergiftung durch die Miasmen der bürgerlichen ideologischen Zersetzung zu schützen. Alle diese Fragen sind in den verschiedenen, dem Kantjubiläum gewidmeten Aufsätzen mehr oder weniger eingehend erörtert worden.

II.

Aber aus der Tatsache, daß der Kampf gegen den Kantianismus Pflicht jedes wahren Marxisten ist, kann keineswegs geschlossen werden, daß man sich gegen alles, was irgendeine Beziehung zu Kant hat, unbedingt abweisend zu verhalten hat. Im Zusammenhang damit ist es nicht uninteressant, auf die Polemik zwischen Boritschewsky und Genossen Deborin im „Nachrichtenblatt der Kommunistischen Akademie" hinzuweisen. Bereits im vorigen Jahre veröffentlichte Boritschewsky im 4. Heft der genannten Zeitschrift einen Aufsatz („Die idealistische Legende um Kant"), der, wie Genosse Deborin mit Recht sagt, trotz seiner großen Ansprüche schwach und oberflächlich ist und nur deshalb Aufmerksamkeit verdient, weil Boritschewsky offenbar nicht allein dasteht, sondern der charakteristische Vertreter einer besonderen Kategorie von Menschen ist, die die Kühnheit haben, sich Marxisten zu nennen. Boritschewsky gibt sich die größte Mühe, der philosophischen Tätigkeit Kants jede, auch die geringste Bedeutung abzusprechen. Er entrüstet sich darüber, daß „sich Gelehrte finden, die bereit sind, Kant zu ehren als denjenigen, der, wenn nicht heute, so doch früher die Philosophie dominierend beeinflußt hat". Dieser brave Kämpfer gegen den Idealismus erklärt die Philosophie Kants für eine „rückläufige Bewegung ... so-

gar für das damalige pseudowissenschaftliche (philosophische) Denken", ohne sich Mühe zu geben, seine Behauptungen durch anderes als durch leere Phrasen zu beweisen. Die apriorischen synthetischen Urteile kritisierend, erblickt der Metaphysiker Boritschewsky in ihnen lediglich eine „reine Erfindung", die „schon zur Zeit ihres Erscheinens unwissenschaftliches Gerümpel" waren; er ahnt nicht einmal, daß gerade sie es waren, die Hegels dialektischem Aufbau zum Ausgangspunkt dienten. Wie weit Boritschewsky überhaupt fähig ist, die Dialektik zu verstehen, geht schon aus seiner Behauptung hervor, „eine objektive Analyse jenes armseligen, metaphysischen Mischmaschs, der unter dem Namen ‚deutsche Philosophie' bekanntgeworden ist, liefere den Beweis, daß ... das ‚glänzende Dreigestirn Fichte-Schelling-Hegel' ... in Wirklichkeit nur würdige Nachkommen der philosophischen Mißgeburt sei, die den Namen der ‚kritischen' Scholastik Kants trägt".

Gänzlich außer acht lassend, daß Kant der Schöpfer der gewaltigen kosmogonischen Hypothese ist, stellt Boritschewsky die dreiste Behauptung auf, daß Kants geistiger Horizont „vom engen Gebiet einer rein beobachtenden Naturerkenntnis begrenzt war". Kants Kosmogonie erwähnt er nur, um im strikten Widerspruch zu den Tatsachen (wie es Genosse Deborin sehr überzeugend nachweist) „zu beweisen, daß der wirkliche Vorläufer von Laplace nicht Kant, sondern Buffon war". Er gibt sich Mühe, den leichtgläubigen und unwissenden Leser davon zu überzeugen, daß „Kant in seiner Weltentstehungstheorie keineswegs bestrebt gewesen ist, eine neue Kosmogonie zu schaffen; seine Aufgabe war ... zu beweisen, daß die Gottheit die Grundlage des Seins ist". Boritschewsky hat offenbar keine Ahnung davon, daß Kant in der Vorrede zur „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" den Ausspruch macht, „gebt mir nur Materie, ich will euch eine Welt daraus bauen", daß Kants Hauptverdienst gerade darin liegt, daß es sich bei ihm um die Entstehung des Weltsystems nicht im Sinne des unmittelbaren Schöpfungsaktes handelte, sondern einer vielleicht naturgemäßen Entwicklung durch die Kräfte der Materie selbst. (Fischer, Geschichte der neuen Philosophie, Bd. IV, I, X.) Bemüht, Kants wissenschaftliche Leistung auf Grund zufällig herausgerissener Zitate herabzusetzen, gerät Boritschewsky in eine sehr mißliche Ungelegenheit. Er verspottet Kants Ansicht, daß die Neger mit weißer Haut geboren werden, bleibt aber weit mehr als Kant hinter der Auffassung der modernen Wissenschaft über diese Frage zurück.* Es geht dabei auch nicht ohne naive unhistorische Vorwürfe politischer Natur ab. Kant — diesem charakteristischen Ideologen der Bourgeoisie — werden die bürgerlichen Vorurteile in der Frage der außerehelichen Kinder als größtes Verbrechen zur Last gelegt. Außerdem schreibt Boritschewsky dem Philosophen eine sehr einseitige Auffassung von der großen „französischen" Revolution zu, wobei Kant, im Gegensatz zu den Tatsachen und auch zu Marx (der Kants Lehre „als die deutsche Theorie der französischen Revolution" bezeichnet) in einen Erzreaktionär verwandelt wird. Genosse Deborin beantwortet diesen Unsinn in seinem Aufsatz („Ein leichtsinniger Kritiker", „Nachrichten der Kommunistischen Akademie", Heft 7) sehr erfreulicherweise und deckt die völlige Haltlosigkeit der Anschläge „unseres glänzenden Herostraten" auf, seine offenkundige Unfähigkeit, Kant historisch zu begreifen, den hoffnungslosen Stumpfsinn seiner Untersuchungs-

* Genosse Deborin führt in seiner Antwort die Auffassung des bekannten Geographen Grigoriew an, nach der „die Hautfarbe des neugeborenen Negers nicht dunkler ist als bei einem neugeborenen Europäerkinde", und die fast gleichlautenden Ansichten anderer Autoritäten auf diesem Gebiet.

methode, die im wesentlichen darauf ausgeht, Kant einen Vorwurf zu machen, weil er im 18. Jahrhundert Dinge nicht gewußt hat, von denen wir im 20. Jahrhundert bereits Kenntnis haben.

Auch wenn man von den persönlichen Eigenschaften Boritschewskys absieht, wird man feststellen müssen, daß, wie schon erwähnt, derartiges Herangehen an dieses Problem recht verbreitet ist. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß eine derartige „Kritik" mit Marxismus nichts zu tun hat. Die marxistische Dialektik lehrt uns, an alles kritisch heranzugehen und die landläufigen Vorurteile und Legenden zu zerstören. Aber dieser abstrakte, absolute Nihilismus, der auf die nackte, metaphysische Verneinung des großen Ideensystems der Vergangenheit ausgeht, der die kontinuierliche Linie in der Ideenarbeit der verschiedenen Klassen und Epochen nicht sieht, und dem es an historischem Instinkt vollkommen mangelt, steht im krassen Gegensatz zur dialektischen Kritik und ist bestenfalls nur ihre Parodie. Es ist zu bedauern, daß ein solcher Nihilismus durch seine angeblich radikale Einstellung der Jugend oft sehr imponiert.

Außerdem baut Boritschewsky seine ganze Argumentation auf einzelnen willkürlich herausgegriffenen Zitaten auf, ohne der Bedeutung des betreffenden Werkes in seiner Gesamtheit genügende Beachtung zu schenken. Wir finden bei ihm auch eine direkte Fälschung der Tatsachen, die er vielleicht aus besten Beweggründen vorgenommen haben mag. Ähnliche Methoden sind in der bürgerlichen Wissenschaft an der Tagesordnung, seitdem das Interesse für wissenschaftliche Forschung in den Hintergrund trat, um dem Kreuzzug gegen den Marxismus Platz zu machen. Die ganze bürgerliche Kritik, die sich mit Marx und seinen Schülern befaßt, beruht auf kleinen oder größeren Entstellungen und Fälschungen. Nach einer geschickten Fälschung des Gegenstandes der Kritik wendet sich die offizielle akademische Wissenschaft der Ausgeburt ihres eigenen synthetischen Einbildungsvermögens zu, die sie dann erfolgreich bekämpft. Wenn dieses unsaubere Verfahren seine Berechtigung findet in der Schwierigkeit der Aufgaben, die die Apologeten des Kapitalismus zu bewältigen haben, so gilt das nicht für Kritiker, die sich Marxisten nennen. Wir haben, wenn wir Kant kritisieren, keinerlei Veranlassung, ihn zu verleumden und die Wahrheit bewußt zu entstellen.

III.

Wir haben schon darauf hingewiesen, welch dankbare Aufgabe die Analyse der dialektischen Elemente im Kantschen System bietet. Diese Arbeit ist nicht nur von Interesse, weil sie die historischen Wurzeln des Marxismus aufdeckt, sondern auch weil sie zu einer Vertiefung des Verständnisses der Hegelschen Methode und zu einer positiven Klärung der Probleme der materialistischen Dialektik führt. Diese Dialektik ist in den Händen des Proletariats zu einem scharfen, unzerstörbaren Werkzeug der wissenschaftlichen Forschung, der sozialen Kritik und des revolutionären Kampfes geworden. Dieser Aufgabe ist der Aufsatz des Genossen Deborin „Die Dialektik bei Kant" gewidmet, der im ersten Band des „Marx- und Engels-Archiv" veröffentlicht ist. Es ist eine umfangreiche, sehr gründliche Untersuchung, die das erste Kapitel seiner „Beiträge zur Geschichte der Dialektik" darstellt. Wir möchten den Leser mit einer Reihe in ihr enthaltener Auffassungen bekanntmachen.

„In der neuesten Philosophie finden wir die Keime der Dialektik bei Kant. Man könnte sogar sagen, daß er ihr Schöpfer ist, denn er stellt das Problem der Dialektik auf, und sogar zweimal, einmal in der kritischen, das andere Mal in der vorkritischen Periode seiner Tätigkeit." Die meisten Vertreter der

Kathederphilosophie ignorieren bekanntlich nach Möglichkeit die „vorkritische" Periode, in der Kant in einer Reihe positiver Wissenschaften eine große Arbeit geleistet hat. Diese Periode wird sehr häufig als ein dogmatischer Schlafzustand geschildert, aus dem Kant nur durch das kritische Erwachen aufgerüttelt wird, ebenso wie nach christlicher Anschauung ein Wilder durch die Taufe ins ewige Leben gerettet wird. Genosse Deborin befaßt sich eingehend mit den Arbeiten dieser ersten Periode, was für uns von besonderem Interesse ist.

Zum Unterschied von Hegel, der die Weltgeschichte als Grundlage nimmt, stellt Kant in den Mittelpunkt seiner philosophischen Arbeit die mathematische Naturwissenschaft, mit der die Philosophie seiner Meinung nach ein festes, dauerndes Bündnis schließen müsse. Kant nimmt die Newtonsche Lehre zum Ausgangspunkt, die sich damals immer mehr in Europa verbreitet. Die Schulphysik und Philosophie vor Newton annerkannte nur die Kraft der Abstoßung, während die Bewegung auf die unmittelbare Berührung der Körper mittels Druck oder Stoß zurückgeführt wurde. Durch die Entdeckung einer neuen Anziehungskraft führte Newton einen neuen Begriff ein: „Es wurde das Vorhandensein zweier entgegengesetzt gerichteter Kräfte festgestellt, deren Wirkung eine mechanische Erklärung der Natur ermöglicht" (S. 15). Schon in seiner ersten Arbeit — „Die wahre Schätzung der lebendigen Kräfte" — verteidigt Kant Newtons Kraftbegriff und ist bestrebt, eine dynamische Physik zu schaffen und zu begründen. In seiner berühmten „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" nimmt Kant Newtons Standpunkt auf und arbeitet ihn weiter aus. Die von Newton entdeckten mechanischen Weltgesetze dehnt er auf unser Sonnensystem aus; er gibt die Geschichte der Entwicklung des Sonnensystems, die er als einen ewigen Prozeß der Verwandlung der Materie auffaßt, als einen Prozeß der Entstehung und des Unterganges von Welten. Die Triebfeder dieses Prozesses erblickt Kant im Kampfe der entgegengesetzten Kräfte. Der grundlegende Gedanke der ganzen Kosmogonie ist die Idee der Entwicklung. Auch in andern kleineren Arbeiten dieser Periode finden wir die gleichen Gedanken. In der Untersuchung der Frage, „ob die Erde veralte", gelangt Kant zu der Schlußfolgerung, daß derselbe Mechanismus, der zunächst die Entwicklung und Vervollkommnung der Dinge fördert, im weiteren Verlauf ihren Untergang herbeiführt. Diesen Gedanken wendet Kant sowohl auf das Wachsen der Pflanzen, als auch auf die Entwicklung der Erde an. Das größte Interesse in bezug auf die Dialektik bietet in der vorkritischen Periode sein „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen". „Kant ist in dieser Arbeit bestrebt, die Theorie des Antagonismus auf ein allgemein-philosophisches Fundament zu stellen im Zusammenhang mit dem Problem der formalen Logik." Über diese letzte Frage hat Kant auch früher schon öfters nachgedacht und nach und nach die Überzeugung vom tiefen Unterschied zwischen dem realen Kausalnexus der Dinge und dem idealen Zusammenhang der Begriffe gewonnen. Vom Standpunkt des logischen Gegensatzes können dem Subjekt nicht gleichzeitig disjunktive Prädikate zugeschrieben werden; anders steht es mit dem realen Gegensatz, wo die disjunktiven Prädikate einem Ding angehören. Die gleichzeitige Bewegung eines Körpers in verschiedenen Richtungen widersprechen einander logisch in keiner Weise. Deshalb ist die logische Antinomie streng von der realen zu unterscheiden. Die positiven und negativen Momente bilden die notwendigen Momente eines realen Verhältnisses. Diese negativen Größen sind ganz anderer Natur als die logische Verneinung; sie haben in der Natur eine ungeheure Bedeutung, und deshalb muß ihr Begriff in die Philosophie eingeführt

werden. Nachdem Kant den Gegensatz zwischen den realen Prozessen der Natur und bestimmten Eigenschaften des Denkens aufgedeckt hat, bleibt er jedoch auf halbem Wege stehen und begnügt sich mit dem ersten Schritte in der Richtung der Kritik der formalen Logik. Das sind die sehr interessanten Grundlagen jener eigenartigen Dialektik, die Kant in den wissenschaftlichen Arbeiten der vorkritischen Periode entwickelte.

IV.

Alle diese Gedanken (die ideale Antinomie, der Kampf entgegengesetzter Kräfte und die Idee der Entwicklung) bilden die erste Stufe in der Entwicklung der Dialektik. „Kant mußte auch auf das Problem der Einheit der Gegensätze stoßen, das sozusagen das Wesen der Dialektik bildet, ebenso wie das Prinzip des Widerspruchs. Die von Kant in der vorkritischen Periode seiner philosophischen Tätigkeit entwickelten Gedanken erfahren eine weitere Entfaltung und Vertiefung in den Werken der kritischen Periode."

Bestrebt, den Empirismus mit dem Rationalismus zu versöhnen, macht Kant die Sinnlichkeit und den Verstand zur Grundlage seiner Erkenntnistheorie. Der von Kant konstruierte Gegensatz zwischen ihnen „ist ein metaphysischer ... real kann die Sinnlichkeit nicht, wie Kant es macht, von der Vernunft getrennt werden". Bei dieser Gelegenheit betont Genosse Deborin mit gutem Grund die positive Seite der Kantschen Fragestellung. „Kant hat ganz recht, wenn er im Gegensatz zum leidenden Empirismus behauptet, daß wir uns zur Wirklichkeit aktiv erhalten. Unsere wahre Erkenntnis der wirklichen Welt besteht in der richtigen Spiegelung derselben; aber diese Erkenntnis setzt sich zusammen aus Urteilen, die den Charakter allgemeiner Gesetze tragen, die uns keineswegs unmittelbar durch die Wahrnehmung gegeben sind; denn die Wahrnehmung hat es nur mit konkreten einzelnen Gegenständen zu tun. Den oben hervorgehobenen Gegensatz feststellend, deckt Kant zugleich die Abhängigkeit der beiden Bewußtseinsfunktionen im Prozeß der Erkenntnis auf. Diese Erkenntnis entsteht aus ihrer Zusammenfassung. Um die beiden Erkenntniszweige zu vereinigen, stellt Kant das dritte Prinzip auf, welches ... beide Gegensätze in einer höheren Einheit dialektisch überwinden muß." Das sind die transzendentalen Schemata. Aber „Kant vermag die erstrebte konkrete Einheit der Sinne und Gedanken nicht zu erreichen". Die höhere Einheit von Sinnlichkeit und Vernunft erreicht er durch die transzendentale Apperzeption, die als objektiv logische Grundlage der Erkenntnis aufgefaßt wird. Mit ihrer Hilfe versucht Kant das Problem der Verwandlung der subjektiven Vorstellungen in objektive Urteile zu lösen, was ihm aber natürlich keineswegs gelingt. Anstatt die Möglichkeit dieser Verwandlung zu erklären, begnügt sich Kant damit, das objektive Bewußtsein dogmatisch zu postulieren. „Die transzendentale Apperzeption ... bedeutet ... die Notwendigkeit, sich über die durch das Subjekt gesetzten Grenzen hinaus der objektiven Wirklichkeit zuzuwenden, in der allein wir das Kriterium des Allgemeinen und Notwendigen finden können ... Mit der Annahme der objektiven Bedeutung der Erkenntnis tritt Kant aus den Grenzen des Subjektiven heraus, während sein Bestreben dahin gerichtet ist, die Erkenntnis auf der Basis des Subjektivismus zu begründen ... Aus diesem verzauberten Kreise kommen Kants Gedankengänge nicht heraus." „Der Umstand, daß wir bestimmten Formen unseres Denkens die Bedeutung von objektiven Gesetzen beimessen, besagt, daß diese Formen unserer Vernunft — Definitionen der Wirklichkeit selber sind." „Es bestimmt durchaus nicht, daß ... die Identität des erkennenden Subjekts die logische Grundlage des Urteils bildet ... Die

Dialektik der Erkenntnis besteht darin, daß das Subjekt Urteile ausspricht, deren Inhalt vom Subjekt ganz unabhängig ist."

Die Lehre von den synthetischen apriorischen Urteilen betrachtet Hegel als den Mittelpunkt der Philosophie Kants. Das synthetische Urteil ist ein Akt der Vereinigung von allgemeinen und abstrakten Begriffen zu einer konkreten dialektischen Einheit; hier haben wir es nicht mit abstrakt-logischen Begriffsverhältnissen zu tun, wie etwa bei analytischen Urteilen, sondern mit konkret-realen Verhältnissen. Die formale Logik mit ihrem obersten Grundprinzip der Antinomie ist auf analytische Urteile, d. h. auf dem Gebiete des abstrakten Denkens, anwendbar. Auf dem Gebiete der konkreten Wirklichkeit jedoch ist es die dialektische Synthese, die das Grundprinzip der Erkenntnis bildet. Das synthetische Urteil ist seinem eigentlichen Wesen nach eine Einheit von Gegensätzen. Alle diese dialektischen Momente des transzendentalen Idealismus hervorhebend, auf die übrigens schon Hegel im allgemeinen hingewiesen hat, ist Genosse Deborin indes keineswegs geneigt, in Kant einen konsequenten Dialektiker zu sehen oder die diametral entgegengesetzten Eigenschaften seines Systems zu vertuschen. Er betont ausdrücklich das Undialektische in seiner Gesamtheit. „Kant versteht die Einseitigkeit des Gegensatzes als auch seine Einheit und bleibt doch der typische Philosoph der Reflektion, d. h. des abstrakten Denkens." Die Antinomien tragen bei ihm „einen rein metaphysischen Charakter, sie sind durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt"

Zu den unversöhnlichsten Gegensätzen, zwischen denen Kant jede Möglichkeit einer Brücke sorgfältig vernichtet, gehört die Antinomie vom Ding an sich und den Erscheinungen. Hier zeigt sich die Kant eigentümliche Tendenz zu Kompromissen und Halbheiten. Ebenso wie der Materialismus, leugnet er nicht die Realität der Dinge an sich, aber er leugnet im Gegensatz zum Materialismus die Möglichkeit, diese Dinge an sich zu erkennen. „Aber die Kategorie der Realität ist auch eine erkennende Handlung." „Hier zeigt sich gleich von Anfang an eine Bresche in den Gedankengängen des Philosophen", bemerkt Genosse Deborin ganz richtig. Das negative Wissen vom Ding an sich, das wir — nach Kant — trotz allem besitzen, ist immerhin ein Wissen. „Das Ding an sich zerreißt seine Hülle der Unkenntlichkeit ... Die Erscheinung verläßt die Grenzen des Subjektes und ergreift Besitz vom Ding an sich. Hier, in diesen Wechselverhältnissen zwischen Ding an sich und Erscheinung, zeigt sich das Unwahre am Kantschen Idealismus." Kant merkt nicht, daß ja die ganze Aufgabe der Wissenschaft gerade in der Überwindung dieser Antinomie vom Subjektiven und Objektiven besteht. „In Kants metaphysischer Gegenüberstellung des Dinges an sich und der Erscheinung ist nichts Dialektisches. Aber diese Trennung, diese Zweiteilung der Welt bereitet notwendigerweise die dialektische Lösung der Frage vor."

Von großer Bedeutung für die Klärung der Rolle Kants in der Geschichte der dialektischen Methode ist seine „transzendentale Dialektik", in der er die widerspruchsvollen Illusionen der Vernunft untersucht, die die intelligiblen Kategorien auf das Unbedingte, das kein Objekt der Erkenntnis sein kann, anwendet. Kants Verdienst besteht hier darin, daß er das Unvermeidliche dieser Widersprüche erkennt; aber er schreibt sie ausschließlich dem Subjekte zu. Aber „wenn dieser Schein oder diese Illusion wirklich notwendig und unvermeidlich ist, dann hört sie auf, nur eine Illusion zu sein, dann beruht sie auf irgendwelchen notwendigen objektiven Grundlagen". Die Widersprüche des Subjektes spiegeln nur die realen und keineswegs die scheinbaren Widersprüche der Wirklichkeit wider. Das Wesen aller Kantschen Antinomien besteht im Gegensatz zwischen

Endlichem und Unendlichem. Dieser grundlegende Widerspruch bleibt in den Antinomien ungelöst. Er kann nur durch den Begriff des Prozesses oder der Werdung gelöst werden. Das Endliche und das Unendliche bestehen nicht gesondert und voneinander getrennt. Jedes Ding ist gleichzeitig unendlich im Sinne der Unerschöpflichkeit seiner Beziehungen zur Gesamtheit der Dinge, und endlich — wenn wir es von diesen Zusammenhängen isolieren. Und hier „weicht Kant vor dem letzten Schritt zurück und bleibt auf dem Boden der negativen Dialektik stehen", obwohl seine einseitige, aber tiefe Analyse die positive Dialektik vorbereitet. Am Schlusse seines Aufsatzes weist Genosse Deborin auf die dialektischen Momente der philosophisch-historischen Arbeit von Kant hin: „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." Kants Auffassung ist hier folgende: Die Natur verfolgt im sozialen Leben der Menschen die Verwirklichung eines bestimmten Planes. Das Mittel zu seiner Verwirklichung bildet der menschliche Antagonismus. Dieser gegenseitige Kampf erzeugt schließlich Solidarität und Eintracht, das Übel verwandelt sich in seinen Gegensatz. Es ist interessant, daß Kant sich in dieser Arbeit mit der Frage beschäftigt: Sind historische Prophezeiungen überhaupt möglich? und diese Frage bejahend beantwortet — so seine Schüler aus dem 19. und 20. Jahrhundert beschämend. Zum Schluß dieser Betrachtung über die interessante Arbeit des Genossen Deborin wollen wir noch auf die unpopuläre Form ihrer Darstellung hinweisen, durch die sie nur einem beschränkten Kreis von Lesern zugänglich ist. Die Arbeit hat natürlich nicht den Zweck, die Probleme zu popularisieren — es gibt Dinge, die außerordentlich schwer und oft sogar unmöglich popularisiert werden können. Aber trotzdem glauben wir, daß man bestrebt sein müsse, auch Veröffentlichungen solcher Art nicht nur für Leute zu schreiben, die über besondere philosophische Kenntnisse verfügen. Unserer Ansicht nach würde es gut sein, die Marxisten Westeuropas mit dem Inhalte dieser Arbeit von Deborin ausführlicher bekannt zu machen und sie zu diesem Zweck ins Deutsche übersetzen zu lassen.

V.

Einige Aufsätze, die Kant im Zusammenhang mit seinem Jubiläum gewidmet sind, veröffentlicht Heft 4/5 der philosophischen Monatsschrift „Unter dem Banner des Marxismus". Den Versuch einer Analyse der Kantschen Philosophie und ihrer Gesamtheit unternimmt Genosse Karew im Aufsatz „Zum 200. Geburtstage Immanuel Kants". Es ist dies eine recht glückliche Zusammenfassung der wichtigsten Elemente der marxistischen und vormarxistischen Kritik des Kritizismus, wobei die historische Rolle Kants absolut richtig eingeschätzt wird. „Indem wir die positive Bedeutung Kants für die Gegenwart leugnen," sagt Genosse Karew, „verlegen wir die Frage seiner Bedeutung für die Menschheit in das einzige Gebiet, in dem sie richtig geklärt werden kann — in das Gebiet der Geschichte." Das bedeutet keineswegs, daß das Proletariat es ablehnt, mit der Philosophie der großen Idealisten in irgendeine Berührung zu kommen. „Das Proletariat ist der gesetzmäßige Erbe der ganzen großen Vergangenheit. Immanuel Kant, der die Seele eines Philisters und Eklektikers besaß, war zugleich der Begründer der dialektischen Methode in der neuen Philosophie und einer ihrer größten Geister. Kant ist ein Ahne des dialektischen Materialismus, in dessen Geschichte ihm eine große und ehrenvolle Rolle gebührt. Aber für den toten Kant ist kein Platz unter lebenden Menschen."

In dem gleichen Heft der Zeitschrift steht ein Aufsatz von Sserjoschnikow mit dem vielversprechenden Titel „Kants Lehre über Raum und Zeit vor dem

Richterstuhl der Physiologie". In dieser Arbeit wird die Raumtheorie des bekannten Physiologen Zion geschildert und das Verhältnis dieses letzteren zu Kant untersucht. Dieser Theorie sind Beobachtungen der Funktionen der Bogengänge des Ohrlabyrinths zugrunde gelegt. Diese halbkreisförmigen Bogengänge liegen gewissermaßen in den drei Koordinatenebenen; bei teilweiser Beschädigung dieser Bogengänge in irgendeiner Richtung verloren die dem Experiment unterzogenen Tiere vollständig die normale Fähigkeit der Körperbewegungen in den Ebenen der beschädigten Bogengänge. Auf diese Beobachtungen gestützt, stellt Zion folgende psychophysiologische Raumhypothese auf: „Das von den drei Bogengängen des Labyrinths ausgehende Raumgefühl erweckt und unterhält dauernd das unbewußte Gefühl oder die Vorstellung eines mathematisch rechteckigen Koordinatensystems. Diese ideale Vorstellung von Raum muß unsern räumlichen Wahrnehmungen unbewußt zugrunde liegen." Derselbe Zion greift Kant und seine Raumlehre scharf an; er wirft dem Begründer des Kritizismus sogar Sünden vor, die dieser nicht begangen hat, so zum Beispiel den Nativismus. Aber Genosse Sserjeschnikow weist mit Recht darauf hin, daß Kant auf der Seite, gegen die Zion den Angriff führte, gut geschützt ist. „Zions sechster Sinn wird Kants transzendentale Lehre nicht im geringsten Abbruch tun"; „die transzendentale Realität" der von Kant wohlgeschützten Begriffe von Freiheit, Unsterblichkeit, Gott „läßt sich weder vom psychologischen noch vom physiologischen Standpunkte aus angreifen". Es muß überhaupt von einer vereinfachten Auffassung der Beziehungen zwischen der Philosophie und den einzelnen konkreten wissenschaftlichen Disziplinen gewarnt werden. Jedes philosophische System, das für die Erkenntnis irgendeinen Wert hat oder gehabt hat, wurde zweifellos auf der Grundlage der konkreten Wissenschaften und des durch diese angehäuften Tatsachenmaterials aufgebaut, wobei die Struktur und die Methode dieser Wissenschaften ihre Formulierung fanden. (Die materialistische Philosophie — auf geradem Wege, die idealistische — in falscher und entstellter Weise.) Trotzdem gewinnt die Philosophie als selbstständiger Zweig der Wissenschaft die Fähigkeit, sich der Kritik der einzelnen wissenschaftlichen Theorien mit Erfolg zu entziehen und sich ebenso erfolgreich, wenn auch nur scheinbar, den verschiedenen Systemen und neuen Strömungen anzupassen. Daher kann eine Kritik dieses oder jenes philosophischen Systems, die auf Tatsachen und Prinzipien einer oder mehrerer Spezialwissenschaften beruht, niemals ausreichend sein. Eine solche Kritik muß vom Standpunkte der allgemeinen Prinzipien der Wissenschaft in ihrer Gesamtheit unternommen werden, vom Standpunkte der Methodologie der Wissenschaften, d. h. von dem der wahrhaft wissenschaftlichen Philosophie. Wenn wir jedoch Zions Hypothese aufmerksamer betrachten, so werden wir sehen, daß unser Physiologe trotz seiner entschiedenen Ablehnung Kants dem Standpunkte dieses letzteren sehr nahesteht. Genosse Sserjeschnikow weist mit Recht darauf hin, daß die Theorie der idealen, unsern Wahrnehmungen zugrunde liegenden Raumvorstellung „mit ihrer wissenschaftlichen Aufmachung im Grunde genommen nur eine anständige Deckung für Kants aprioristischen Idealismus darstellt". Das ist es, was die Materialisten zwingt, sich ihren Schlußfolgerungen gegenüber äußerst vorsichtig zu verhalten, obgleich Sserjeschnikow weiter behauptet, daß diese Theorie, „wenn man von ihrer Abweichung in die Richtung Kants absieht, auf einer objektiven experimentellen Untersuchung beruht und empirisch einen streng wissenschaftlichen Weg geht." Die Idee des physiologischen Apriorismus ist an und für sich nicht neu. Zion hat in dieser Hinsicht einen so bekannten Vorläufer wie den be-

rühmten Historiker, oder — wie ihn Lenin sehr treffend nannte — Fälscher des Materialismus — Lange. Bestrebt, den Kritizismus mit der Naturwissenschaft zu verbinden, versucht dieser Verkünder des Neokantianertums, Kants reine Formen der Sinnlichkeit und der Vernunft in physiologischer Richtung zu interpretieren. Das Beispiel Zions, der unfähig war, seine eigene methodologische Stellung zu erkennen, zeigt sehr deutlich, wie vorsichtig man jenen behandeln muß, der, wenn auch nur zum Teil, den Eindruck eines Bundesgenossen im theoretischen Kampfe erweckt. Es geschieht sehr häufig, daß solche „Bundesgenossen" unbewußt Wasser auf die Mühlen derer gießen, gegen die sie scheinbar einen unversöhnlichen Kampf führen, und durch ihr Benehmen unerfahrene Menschen nur irreführen.

VI.

Es ist ganz natürlich, daß bei den Festlichkeiten, die in Deutschland im Zusammenhange mit dem Kantjubiläum stattfanden, „nicht so sehr der historische, d. h. der wahre Kant in den Vordergrund gestellt wurde, als vielmehr Kant, wie er in der Bearbeitung und Auffassung der deutschen Bourgeoisie unserer Zeit lebt."

„Dieser Gedanke bietet uns daher einen bequemen Anlaß, die geistige Physiognomie der deutschen Bourgeoisie zu beleuchten, was den Hauptzweck der hier folgenden Zeilen bilden soll." Mit diesen Worten definiert Genosse Thalheimer die Aufgabe, die er sich in seinem Aufsatz „Die Zweihundertjahrfeier Kants in Deutschland" (Heft 4/5 „Unter dem Banner des Marxismus") stellt. Um die skrupellose Entstellung und die Primitivität der Fälschung des Kanterbes in unserer Zeit sich zu vergegenwärtigen, verweilt der Verfasser zunächst beim historischen, echten Kant, und hebt sowohl die Verdienste als auch die schwachen negativen Seiten seiner Philosophie hervor. Die Philosophie resümierend, die einerseits die banale, theistische Theologie, andererseits den französischen Materialismus bekämpfte (was durch die, im Vergleich zu Frankreich, zurückgebliebene revolutionäre Entwicklung der deutschen Bourgeoisie leicht erklärt werden kann), gelangt Genosse Thalheimer zu der Schlußfolgerung, daß das Resultat dieser Philosophie außerordentlich widerspruchsvoll sei. Es enthalte sowohl die Keime der Dialektik als auch den Ausgangspunkt für neue Rückfälle zur Metaphysik, ja sogar okkultistische Spiegelfechtereien.

Genosse Thalheimer behauptet, die Ethik Kants enthalte in abstraktester Form die Formulierung des bürgerlichen Selbstbewußtseins, der abstrakten Forderung nach rechtlicher Gleichheit. Bekanntlich erklärte Kant selbst in seiner Rechtslehre, daß die wirtschaftliche Ungleichheit in keiner Weise einem Prinzip der Gleichwertigkeit aller menschlichen Persönlichkeiten widerspreche. Genosse Thalheimer zieht daraus den einzig möglichen Schluß, der für jeden Marxisten nicht nur dem Namen nach unbedingte Geltung haben muß, daß Kants Ethik, die in bezug auf den Feudalismus und Absolutismus revolutionär sein konnte, reaktionär wird, sobald man sie dem Proletariat aufdrängt.

Wie bescheiden und unvollkommen Kant vom Standpunkte des progressiven Denkens auch gewesen ist — für die zeitgenössische deutsche Bourgeoisie ist er viel zu radikal und revolutionär. In der feierlichen Jubiläumssitzung wird dieser Abgott der Bourgeoisie von seinen eigenen Ideologen skrupellos verleumdet. Der Vorsitzende der Kant-Gesellschaft, Vaihinger, sieht im Neovitalismus Drieschs, der die Wissenschaft in theologische Bahnen zu lenken versucht.

die Fortsetzung der Kantschen Lehre. Und wenn Heinichen (in seinem Aufsatz „Kant und Driesch") offen zugibt, daß Drieschs Mystik von der raumlosen Realität mit Kant nicht übereinstimme (worüber bei jedem vernünftigen mit Kant etwas vertrauten Menschen nicht der geringste Zweifel bestehen kann), so behauptet Vaihinger mit erstaunlicher Gewissenlosigkeit das Gegenteil und behauptet, Kant habe einst Swedenborg sehr ernst genommen. Durch den Namen Kants deckt er alle Ammenmärchen, die Driesch erfunden hat, und in denen von jenen geistigen Kräften die Rede ist, die „in einer für uns übernatürlichen Weise im Hellsehen, in der Telepathie und Telekinese in Erscheinung treten". (Zitat aus der Rede Vaihingers.) Von Kant ... zum Tischrücken. In diesem Schema findet die Entwicklung der bürgerlichen Philosophie und ihres geistigen Habitus eine gute Formulierung. Es geht auch nicht ohne eine Fälschung der politischen Überzeugung Kants. Obwohl allen bekannt ist, daß Kant ein überzeugter Kosmopolit und zugleich „einer der hervorragendsten Vertreter des bürgerlichen Pazifismus" war, verwandelt der Erzreaktionär Jarres (in seiner Rede in derselben festlichen Sitzung der Kant-Gesellschaft) den Philosophen Kant in einen Nationalisten, der durch seinen kategorischen Imperativ das Blut seines Volkes mit Eisen bereichert habe.

Genosse Thalheimer setzt in seinem Aufsatze die allgemeinen Grundlagen der Entwicklung des Neokantianertums auseinander, und zwar vom Augenblicke an, als zum ersten Male die Parole „Zurück zu Kant!" erklang, bis auf unsere Tage. Dieser Ruf ertönte in Deutschland nach der mißglückten Revolution von 1848. In dieser seiner Phase ist der Neokantianismus die Ideologie der aufblühenden Mittel- und Großbourgeoisie, die an der freien Entfaltung der Wissenschaft und Technik interessiert ist. Daher verteidigte das Neokantianertum zu jener Zeit die materialistische Auffassung der Natur gegen die feudal-junkerliche Reaktion. Aber andererseits richtet es sich gegen den Materialismus von Feuerbach, Strauß, Vogt, Büchner, unter deren Banner das revolutionäre Kleinbürgertum und die damals ideal und politisch hinter ihr stehende Arbeiterklasse kämpften. Mit dem Wachstum der selbständigen Arbeiterbewegung in Deutschland und mit ihr der marxistischen Theorie gewinnt der Neokantianismus einen immer reaktionäreren Charakter. Zu seinem Hauptgegner wird der historische Materialismus; der Angriff wird sowohl von der Seite der Kantischen Kritik der Erkenntnis, als auch der Ethik geführt. Es werden Versuche gemacht, aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung die Geschichte zu entfernen, die zum Inbegriff der transzendentalen Werte wird (Windelband-Rickert). Der proletarischen Wissenschaft werden Theorien entgegengestellt, wie Vaihingers Philosophie des „Als ob" oder die Lehre der Marburger Schule, die sich in der Person Paul Natorps zum Panlogismus vom Hegelschen Schlage entwickelt. Die Evolution der philosophischen Richtungen wird immer trostloser. Das Haupt der phänomenologischen Schule, Husserl, der sich erst Kant angeschlossen hatte, gelangt allmählich zu der Überzeugung, daß es notwendig sei, „das Wesen aller Dinge und insbesondere aller Begriffe auf dem Wege der inneren Anschauung (intuitiv) zu erfassen. Das ist schon reine Mystik." Noch einige Etappen, und wir gelangen zu derselben Telepathie und Telekinese, von denen oben die Rede war. Selbst im Vergleich zu Kant hat die bürgerliche Philosophie mehr als einen Schritt rückwärts gemacht. „Vor dem Kriege begnügte sich die deutsche Bourgeoisie mit einer Philosophie, die sich darauf beschränkte, die Bedeutung der exakten Wissenschaften als solche anzuerkennen und den historischen Materialismus methodisch zu bekämpfen. Jetzt, nach den schweren Erschütterungen des

imperialistischen Krieges und der Revolution, braucht die Bourgeoisie mehr. Sie sucht nach einem festen, sicheren Glauben ... sie sucht das übersinnliche Reich der Metaphysik."

VII.

Der Aufsatz des Genossen Rudas — „Zu der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Immanuel Kant" („Krassnaja Nowj" Nr. 4) —, den wir bereits oben zitiert haben, beschäftigt sich ebenfalls mit den eben erörterten Fragen. Genosse Rudas beurteilt die gegenwärtige Lage des Kantianismus im wesentlichen ebenso wie Genosse Thalheimer. Weder Kant noch seine philosophischen Nachfolger, die in nicht nur nominellem, sondern auch tatsächlichem Zusammenhang mit ihrem Lehrer stehen, sind imstande, die Bourgeoisie unserer Tage zu befriedigen. „Die neokantianische Philosophie beherrscht nur einen kleinen Kreis ... der bürgerlichen Professur; im allgemeinen wird sie aber immer mehr durch Neofichteanismus und Neohegelianismus verdrängt, oder sie artete vollständig aus in einen chaotischen und keines Widerstandes fähigen Eklektizismus und Dilettantismus. Die Neokantianer verfallen selbst immer mehr in offenen Skeptizismus und Mystizismus." Gleich von Anfang an als Philosophie auftretend, die gern Konzessionen machte, und die die fortschrittlichen und reaktionären Ideen miteinander zu versöhnen suchte, war der Kantianismus „eine philosophische Richtung", die sich als unfähig erwies ‚in einer kritischen Periode, in der Periode des zugespitzten Klassenkampfes eine ideologische Stütze zu sein." Aber gerade deshalb ist dem Kantianismus die Rolle der Philosophie des kleinbürgerlichen Reformismus zugefallen. „Er blieb im wesentlichen stets die Philosophie jener Schichten, die bei den Klassenkämpfen ihrer Zeit zwischen den großen kämpfenden Klassen unschlüssig hin und her zu schwanken pflegten." Wie bereits erwähnt, machen sich im modernen Neokantianismus die reaktionärsten metaphysischen Momente des Kritizismus geltend. „Wenn der Rationalismus früher das fortschrittlichste Element der Kantischen Philosophie darstellte, so verschwindet diese rationalistische Tendenz im Neokantianismus der Gegenwart vollständig und macht dem Voluntarismus Platz, der sich an Schopenhauer und Wundt anschließt." Die Selbständigkeit und Gleichberechtigung des Kausalprinzips und der ethischen Wertung, die Kant eingeführt hat, werden aufgehoben: die erste fällt der zweiten zum Opfer. „Die zeitgenössische Naturwissenschaft (Einstein, Bohr) schlägt eine entschieden materialistische Richtung ein." Sogar die Mathematik, die glaubte, eine apriorische Wissenschaft zu sein, ist jetzt, wie Genosse Rudas sich ausdrückt, „vom Throne gestürzt worden". Der Raum ... ist ein physischer Begriff geworden. Darum mißglücken alle Versuche des Kantianismus, sich der Naturwissenschaft anzuschließen — wie etwa die erfolglosen Experimente von Natorp und Cassirer, das Realitätsprinzip idealistisch zu interpretieren. Der ganze Eifer der modernen Neokantianer ist gegen die sozialhistorischen Wissenschaften gerichtet. Meinungsverschiedenheiten auf besonderen Gebieten hindern sie nicht, eine geschlossene „Einheitsfront" gegen den Marxismus zu bilden. Der Soziologe Max Weber, der einerseits eine gewisse wissenschaftliche Nützlichkeit der „ökonomischen Interpretation der Geschichte" nicht leugnet, andererseits aber erklärt, daß der historische Materialismus „zum mindesten veraltet" sei, setzt Rickerts Werk fort und versucht, die historische Gesetzmäßigkeit zu untergraben. Er fordert eine soziale Philosophie, die feststellt, „welche Erscheinungen der sozialen Geschichte für uns einen Wert haben" Es genügt, einige Schlußfolgerungen

Webers zu betrachten, um das tief Reaktionäre seiner Weltanschauung mit aller Deutlichkeit aufzudecken. Alles führt bei ihm zur Religion, die seiner Auffassung nach die bestimmende Grundlage selbst des wirtschaftlichen Lebens ist.

Genosse Rudas beschäftigt sich, wenn auch nur flüchtig, auch mit den andern Kampfgenossen der „Einheitsfront". Der Begründer der aktivistischen Philosophie, Rudolf Eucken, bekämpft die wissenschaftliche Geschichtserkenntnis ebenso eifrig. Er erhebt den menschlichen Geist weit über die übrige sündige Welt, indem er ihn der passiven Natur als das aktive Prinzip gegenüberstellt. Der Anhänger des Historizismus, Troeltsch, gelangt zu nicht minder „neuen" Erkenntnissen. Dieser Vertreter der bürgerlichen entarteten Wissenschaft stellt sich die Welt nicht mehr und nicht weniger als die „Offenbarung" eines göttlichen Weltplanes, als eine Entwicklung des Göttlichen vor. Das Seltsamste an diesen mittelalterlichen Phantastereien ist der Umstand, daß „diese offenkundig reaktionären, ganz phantastischen Erfindungen — so komisch es auch klingen mag — mit dem Marxismus verwechselt werden". In seinen „Grundfragen des Marxismus" sprach Plechanow zum Scherz den Gedanken aus, daß es Liebhaber geben könne, die Marx nicht nur mit Kant und Mach, sondern auch mit dem heiligen Augustin in Verbindung bringen. Kein Wunder — wir leben in einer Epoche, in der die unglaublichsten Dinge möglich werden. Natürlich lassen sich auch die reaktionärsten Führer der Arbeiterbewegung durch eine solche „Wissenschaft" nicht ködern. Das Klassenbewußtsein des Proletariats wird durch weit geschicktere und raffiniertere Präparate zersetzt. Hierzu gehören zum Beispiel die Werke von Max Adler, der seit mehr als 20 Jahren bemüht ist, den Beweis zu liefern, daß die Wurzeln des Marxismus „nicht so in Hegel als in Kant" zu finden seien. Hartnäckig mit der idealistischen Fälschung des Marxismus beschäftigt, nennt er die materialistische Geschichtsauffassung die „Lehre von der soziologischen Motivation der Werturteile". Das soziale Sein des Menschen ist nach Adler keine historisch entstandene Tatsache, sondern eine überhistorische transzendentale Form des menschlichen Bewußtseins. Es ist nur natürlich, daß auch der Staat bei Adler zu einer sozialen Form des Bewußtseins wird. Hier bemerkt Genosse Rudas mit Recht: „So wird der ganze Klassenkampf in den luftleeren Raum der Begriffe verlegt ... Daß dieser Marxismus nur eine Abart der bürgerlichen Philosophie ist, darüber kann kein Zweifel bestehen."

Die Erkenntnis des Metaphysischen und Unwissenschaftlichen in allen diesen Richtungen befreit uns keineswegs von der Notwendigkeit, wenn nicht alle (dazu würde uns die Zeit fehlen, und außerdem wäre es überflüssig), so doch die Hauptrichtungen einer eingehenden Prüfung und Kritik zu unterziehen, die die ideelle Entwicklung des Proletariats mehr oder minder ungünstig beeinflussen. Genosse Rudas hat zweifellos recht, wenn er sagt, daß „es keineswegs überflüssig sei, sich mit einem Max Adler auseinanderzusetzen". Der Kantianismus — bemerkt er — übt auch auf einige Kommunisten einen gewissen Einfluß aus. Die Parole der Vereinheitlichung der theoretischen Linie aller kommunistischen Parteien wurde vom 5. Kongreß der Komintern als eine ebenso dringende Aufgabe anerkannt wie der Kampf gegen die Abweichungen der revolutionären Linie in der politischen Bewegung. Das revolutionäre Proletariat kann sich nicht leiten lassen von der Regel des Opportunismus, der zufolge das philosophische Credo Sache der Privatüberzeugung des Politikers ist, und auf dessen Grundlage sich eine schlechte Theorie mit einer guten Praxis sehr gut vereinigen läßt. Die Erfahrung der russischen Revolution (und nicht nur sie allein) hat

zur Genüge bewiesen, daß die Ideenreinheit und die unversöhnliche revolutionäre marxistisch-orthodoxe Konsequenz die wichtigsten Vorbedingungen für einen erfolgreichen Kampf und Sieg darstellen. Wir wollen hoffen, daß das in Westeuropa unter den Kommunisten wieder auflebende theoretische Interesse bald vor allen Entstellungen des Marxismus (mögen es neokantianische, neohegelianische oder x-beliebige andere sein) befreit wird und den sicheren Weg des reinen dialektischen Materialismus geht.

M. J. LONSKY

KARL MARX- UND FR. ENGELS-ARCHIV

Herausgegeben von D. Rjasanow, Moskau 1924, Staatsverlag (Archiv K. Marksa i Fr. Engelsa pod redakziej D. Rjasanowa)

Das „Marx-Engels-Archiv", dessen erste Nummer das Moskauer Marx-Engels-Institut im letzten Jahre erscheinen ließ, gelangt mit einer gewissen Verspätung zur Kenntnis des Auslandes. Diese Tatsache ist um so bedauernswerter, als die Forschungsarbeit des genannten Instituts unter der bewährten Leitung D. Rjasanows zweifellos eine große Bedeutung auch über die Grenzen Rußlands hinaus beanspruchen darf. Der Aufstieg der marxistischen Forschung in Rußland bildet das Gegenstück zu dem Verfall des marxistischen Denkens in Westeuropa.*

Einige Worte über den Charakter des „Archiv" und die programmatischen Ziele, die es sich gesetzt hat. Wie wir der vorliegenden ersten Nummer entnehmen, ist die Aufgabe des „Archiv" vor allem eine historische, die Erforschung der Anfänge und Urquellen der sozialistischen Bewegung und ihrer Fortentwicklung bis zum Schicksalsjahre 1914. Diese historische Behandlung schließt vorzüglich auch die Theorie des Sozialismus-Kommunismus ein. Die Wiederherstellung des unverfälschten Marxismus bildet die vornehmste Aufgabe des Marx-Engels-Instituts. Das Werk unserer Altmeister Marx und Engels soll vor allem auf Grund ihrer noch nicht veröffentlichten Manuskripte seinen monumentalen Gesamtbau wiedergewinnen.

Daß die Durchführung dieser umfassenden Aufgaben in vielverheißender Form begonnen hat, davon zeugt die erste Nummer des „Archiv".

Die Nummer weist vier Abteilungen auf. Die erste Abteilung ist selbständigen theoretischen und historischen Untersuchungen über den Marxismus und die Arbeiterbewegung gewidmet; die zweite — der Schwerpunkt des „Archiv" — bringt unveröffentlichte oder bisher verstümmelt erschienene Schriften unserer Altmeister; die dritte Abteilung liefert Materialien zur Biographie Marx' und Engels', die zugleich ein gutes Stück der Arbeiterbewegung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts darstellen; die vierte endlich schließt den Band mit einer gewissenhaften Registrierung der gesamten Literatur über Marx und Engels sowie Rezensionen über die moderne russische und international-marxistische sowie auch bürgerliche soziologische Literatur.

Wenden wir uns zunächst der ersten Abteilung zu, so finden wir hier neben der Arbeit A. Deborins „Über die Dialektik bei Kant", die auf die wichtigen Zusammenhänge zwischen Dialektik und Naturwissenschaft sowohl in der dogmatischen als auch kritischen Epoche des Königsberger Philosophen hin-

* Es wäre nur zu wünschen, daß das Marx-Engels-Institut in Moskau die Herausgabe unveröffentlichter Schriften der Begründer des revolutionären Sozialismus etwas beschleunigte. Das Genossen Rjasanow zur Verfügung stehende Material ist zu wertvoll, zu umfangreich und zu aktuell, als daß man es in homöopathischen Dosen mit Intervallen von einem Jahr und darüber verabreichen dürfte.

weist, zwei weitere historische Abhandlungen: J. Zobel: „Zur Geschichte des Kommunistenbundes" und D. Rjasanow: „Die Entstehung der Ersten Internationale". Wir wollen des beschränkten Raumes wegen nur letztgenannte Arbeit kurz besprechen.

Der Aufsatz D. Rjasanows verdient deshalb eine vorzügliche Beachtung, weil er uns neben der Erörterung des eigentlichen Themas eine übersichtliche Darstellung der Tendenzen innerhalb der englischen und französischen Arbeiterklasse zu Beginn der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gibt. Ohne Zweifel ist gerade die Kenntnis dieser Verhältnisse eine unbedingte Voraussetzung dafür, daß man den Charakter der Ersten Internationale unmittelbar nach deren Gründung sowie die ersten Schwierigkeiten, auf die sie stieß, richtig verstehen lernt. Wir haben hier den schon Anfang 1865 zutage getretenen Zwiespalt in der französischen Sektion im Auge. Was England betrifft, so gelingt es dem Verfasser, nachzuweisen, daß erst der Übergang der Trade Unions von ihrer zünftig beschränkten Form zur umfassenden gewerkschaftlichen Organisation, zur Bildung von Gewerkschaftskartellen und Gewerkschaftsräten (Trades Committees und Trades Councils) — somit ihr Übergang vom lokalen zum nationalen Standpunkt — die Vorbedingung für die internationalen Einigungsbestrebungen schuf. Der äußere Anlaß hierfür waren die beiden großen Bauarbeiterstreiks 1859/62. Wir sehen hier einen charakteristischen Kampf der „Lokalisten" mit den „Zentralisten", der im gewissen Sinne eine historische Parallele zur Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland bildet. Doch glaubt Rjasanow, daß man nicht schematisch die „Lokalisten" der Kategorie der „Nurgewerkschaftler", die „Zentralisten" der der „Politiker" zuzählen darf. Es muß vielmehr angenommen werden, daß gerade in der bezeichneten Epoche die politische Tendenz die gesamte englische Gewerkschaftsbewegung durchdrang. Dafür zeugt u. a. die Gründung des Hauptorgans der Trade Unions „Beehive", das einen ausgesprochen politischen Einschlag zeigt. Dessen Herausgeber sollte später bekanntlich Marx werden (vergl. Marx' Brief an Engels vom 24. Februar 1865).

Die französische Arbeiterbewegung stand Ende der fünfziger Jahre unter dem unverkennbaren Einfluß des Bonapartismus. Wenn dieser nach Marx auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung der Arbeiterklasse gegen die Bourgeoisie eine Rolle zu spielen berufen ist (vergl. Engels' Briefe an Bernstein im „Archiv", S. 349), so zeigt nun D. Rjasanow die besondere Eigenart des französischen „Kaisersozialismus" auf Grund neuer Quellen. Ausführlich wird darin die Beziehung Tolains, des späteren Mitbegründers der Internationalen Arbeiterassoziation, zu den bonapartistisch gesinnten Arbeitern und dessen Teilnahme an der Entsendung der französischen Delegation zur Londoner Weltausstellung von 1862 erörtert. — Was den eigentlichen Ausgangspunkt der Gründung der Ersten Internationale betrifft, so zeigt D. Rjasanow, daß als solcher Ausgangspunkt nicht das Bankett vom 5. August 1862, sondern vielmehr das Zusammentreffen der wirklichen Vertreter der organisierten englischen und französischen Arbeiterschaft in der Versammlung vom 22. Juli 1863 angesehen werden muß. Damit erhält die Auffassung, daß das Polenmeeting in St. James Hall die Wiege der Arbeiterassoziation war, ihre dokumentarische Bestätigung. Ein Vergleich der Adresse vom 5. August 1862 mit der vom Dezember 1863, die durch das in der Juliversammlung gewählte Komitee verfaßt wurde, beweist dies mit aller Deutlichkeit. Dort ein klassenversöhnlicher Standpunkt, die Predigt guten Einvernehmens zwischen Arbeitern und Unternehmern, hier der Standpunkt des

Klassenkampfes und scharfe politische Ausfälle gegen die Regierung Palmerstons und des Bonapartismus.

Die zweite Abteilung des „Archiv" ist besonders wertvoll. Sie beschert der Marx-Forschung, insbesondere der Erforschung der philosophischen Grundlegung des Marxismus, ein äußerst wichtiges Dokument, nämlich das bisher unveröffentlichte Manuskript „Aus der deutschen Ideologie — Über Feuerbach". Wir gehen auf die Geschichte dieser verlorenen Handschrift hier nicht weiter ein. Die Hinweise Marx' in dem Vorwort „Zur Kritik der politischen Ökonomie" und Engels' im „Ludwig Feuerbach" sowie die Darstellungen Franz Mehrings und Gustav Mayers haben uns in dieser Frage eine nur sehr lückenhafte Kenntnis vermittelt. Bekannt war jedoch, daß, wollte man einen bestimmten Ausgangspunkt für die Entwicklung der marxistischen Methodologie und Entstehung des dem spekulativen Idealismus entgegengesetzten dialektischen Materialismus fixieren, man unbedingt an dieses Manuskript der „Deutschen Ideologie", namentlich an den Abschnitt über Feuerbach, anknüpfen müßte, da hier die bereits in der „Heiligen Familie" einsetzende Überwindung des „realen Humanismus" deutliche Konturen gewinnt.

Ging Marx auch über Feuerbach hinaus, so tat er es doch in der von diesem vorgezeichneten Richtung. Deshalb bewegt sich seine Abrechnung mit Feuerbach in ganz andern Bahnen als die mit Hegel und den Junghegelianern. Das Kapitel über Feuerbach zeigt, daß Marx von seinem materialistischen Lehrer den Standpunkt der Gegebenheit, der „Voraussetzung" der wirklichen Welt" mit allen Konsequenzen übernommen hat. Das bedeutete in methodologischer Hinsicht zunächst eine schroffe Absage an die Hegelsche wie überhaupt an die idealistische Denkmethode der „Voraussetzungslosigkeit". Marx wollte, unter Beibehaltung dieses Standpunktes der Gegebenheit der vorgefundenen Umstände und Verhältnisse, dabei auch die dialektische Methode zur Anwendung bringen. Er löste das Problem, indem er das historische Moment im Gegensatz zu Feuerbachs „abstraktem" Materialismus" oder bloßem „Naturalismus" wieder in seine Rechte einsetzte. An die Stelle der von Feuerbach propagierten subjektiv-genetischen Kritik trat die objektive Kritik der Geschichte selbst. Hierdurch, und nur auf diese Weise, wurde die Feuerbach vorschwebende Einheit von Natur und Mensch praktisch-dynamisch, im objektiven historischen Prozeß geschaffen, also die Einheit von Mensch und Natur geschichtlich gefaßt. Die objektive Kritik der Geschichte war aber nichts anderes als die Revolution, und so konnte in den „materialistischen Kommunisten", den objektiv handelnden, d. h. das „Bestehende", „Gegebene" praktisch umwälzenden Menschen, das Geheimnis des angeblichen Gegensatzes von „Mensch und Natur" von „Individuum und Gesellschaft" enthüllt werden.

> „Für den praktischen Materialisten, d. h. Kommunisten, handelt es sich darum, die bestehende Welt zu revolutionieren, praktisch die Dinge, die er vorfindet, anzugreifen und sie zu verändern.* Und — ‚nicht die Kritik, sondern die Revolution ist die treibende Kraft der Geschichte wie der Religion, der Philosophie und jeder sonstigen Theorie'."**

Oder, um den Standpunkt des Kommunismus gegenüber dem des einseitigen Materialismus noch deutlicher abzuheben:

---

* „Archiv", S. 217. Dieses Zitat wie alle nachfolgenden sind aus dem Russischen zurückübersetzt.

** Ebenda, S. 227.

„Die ganze Deduktion Feuerbachs in der Frage der Beziehungen der Menschen zueinander läuft darauf hinaus, zu beweisen, daß die Menschen einander nötig haben und stets nötig gehabt haben. Er will das Bewußtseit dieses Faktums feststellen, er will also wie die andern Theoretiker nur das richtige Bewußtsein irgendeines Bestehenden, einer Tatsache produzieren, wo es sich doch für einen wirklichen Kommunisten darum handelt, dieses Bestehende umzuwälzen."*

Aber mit der Einführung des historischen, dynamischen Elementes in den Materialismus und durch den hierdurch bewirkten Wechsel seines methodologischen Standpunktes erhebt Marx zugleich die Frage der Philosophie überhaupt auf eine höhere Stufe. In der Tat, auch hierin vermochte es Feuerbach höchstens zum pathetischen Ausruf zu bringen: „Meine Philosophie ist keine Philosophie!" Marx dagegen faßt das Problem historisch und deshalb in seiner konkreten ökonomischen Gewordenheit. Das erlaubt ihm, sich nicht bloß mit dem Verweisen der Philosophie auf die reale, positive Wissenschaft, auf die Empirie, zu begnügen, sondern dem philosophischen Problem die methodologische Seite der Erforschung historisch gewordener Begriffe abzugewinnen.

„Wenn man die Wirklichkeit darzustellen beginnt, verliert die selbständige Philosophie ihr Lebensmedium. An ihren Platz kann im besten Fall die Summierung der allgemeinen Resultate treten, die aus der Betrachtung der historischen Entwicklung des Menschen abstrahiert werden. Aber diese Abstraktionen von der geschichtlichen Realität haben keinen Wert. Sie können bloß dazu dienen, die Anordnung des historischen Materials zu erleichtern und die Folge seiner einzelnen Schichten zu etablieren. Aber zum Unterschied von der Philosophie geben sie kein Rezept oder Schema, nach welchem man die historischen Epochen ordnen kann. Die Schwierigkeit beginnt erst dann, wenn man an die Übersicht und Ordnung des Materials, gleichgültig welcher vergangenen Epoche oder Gegenwart, wenn man an die Darstellung der Wirklichkeit geht."**

Leider wird dieser für die Marxsche Auffassung der methodologischen Funktion der Philosophie so wichtige Abschnitt im Manuskript jäh unterbrochen. Doch gehen wir nicht fehl, wenn wir in ihm die erste Formulierung jenes Problems sehen, das Marx zeitlebens beschäftigen sollte: des Problems des Verhältnisses der logischen, abstrakten Kategorien zur Geschichte. Wir finden später die ausführliche Erörterung desselben in der Polemik gegen Proudhon (vergl. „Elend der Philosophie", Kapitel 1: „Die Methode"); es begegnet uns unter demselben Titel in der Einleitung zur „Kritik der politischen Ökonomie" („Produktion überhaupt" usw., S. XV und XLIV), wie an verschiedenen Stellen des „Kapital".

Indem nun Marx in dem Feuerbach-Manuskript die Frage der Philosophie in der gekennzeichneten Form faßte, ging er zugleich ein gutes Stück über die Feuerbachsche Erkenntnistheorie hinaus. Hier wird uns klar, weshalb er schon in der „Heiligen Familie" den Nominalismus, bei dem Feuerbach letzten Endes stehengeblieben, den „Ersten Ausdruck des Materialismus" nennen durfte. Sofern man sich nämlich mit bloßen allgemeinen Abstraktionen begnügt, muß sich jeder Materialismus unvermeidlich zu einem Subjektivismus zurückentwickeln, wie es bei Feuerbach der Fall war; denn seine gelegent-

* Ebenda, S. 230.
** „Archiv", S. 216—217.

lichen entgegengesetzten Äußerungen, wie z. B.: „In der Hütte denkt man anders als im Palast", fallen nicht ins Gewicht.

Auf der andern Seite galt es für Marx, den Konstruktionen der Geschichte nach der „Folge der Idee", wie es die linkshegelschen Ideologen und Proudhon getan, einen materialistischen Damm entgegenzusetzen. Das tat er erstens dadurch, daß er die Wurzeln aller ideologischen Bewußtseinsformen in der Trennung von Hand- und Kopfarbeit nachwies und daraus die Selbstgenügsamkeit des „vergeistigten Kopfes" wie seine Sucht nach Systembildungen ableitete. Denn in Wirklichkeit waren das „Selbstbewußtsein" Bruno Bauers, „Der Mensch" und die „Gattung" Feuerbachs, der „Einzige" Stirners u. ähnl. nur Verkleidungen des Hegelschen Universalismus der Idee („Archiv" S. 232/33 und 243). Zweitens aber schnitt Marx durch seine entschiedene Formulierung: „Es gibt keine Geschichte der Politik, des Rechtes, der Wissenschaft, der Kunst und der Religion", den Weg ab allen ferneren Versuchen, die Entwicklung irgendeiner ideologischen Bewußtseinsform nach einem ihr eigenen, immanenten Zusammenhang und gesondert von der materiellen, ökonomischen Bewegung zu geben, was, nebenbei bemerkt, trotz vielfacher entsprechender Hinweise Engels', auch von Marxisten nicht genügend beachtet wird. Raummangel hindert uns, die weiteren Ausführungen Marx' „Über die Ideologie überhaupt und insbesondere die deutsche Philosophie" zu besprechen.

Wir wenden uns nun der nicht minder interessanten Frage zu, inwiefern das Feuerbach-Fragment den Standpunkt des mit sich ins Reine gekommenen Marxismus vertritt. Bekanntlich hat Engels dieses Recht erst für das „El. d. Phil." geltend gemacht, das ungefähr ein Jahr später entstanden war. Wir wissen ferner aus Engels' Brief an Marx vom 15. Januar 1847, daß dieser in der Polemik gegen Proudhon „Unsere Publikation" (gemeint ist die nichtveröffentlichte „Deutsche Ideologie") „antizipieren" durfte. Kann also das Manuskript über Feuerbach beanspruchen, das erste Dokument des historischen Materialismus zu sein? Rjasanow scheint dieser Ansicht zu sein, wenn er sagt, daß „der historische Materialismus, wie er in dem ‚El. der Phil.' und ‚Kommunistisches Manifest' dargelegt wurde, durch Marx und Engels nicht später als im Herbst 1845 formuliert wurde".* Diese Frage kann jedoch nur geklärt werden, wenn wir die Darstellung der drei Grundelemente des Kommunismus in dem Feuerbach-Manuskript, nämlich die politische Konzeption des Klassenkampfes, die ökonomische Auffassung des Wesens der kapitalistischen Anarchie und ihrer Aufhebung und die theoretische Fortführung des französischen Materialismus und der deutschen klassischen Philosophie mit den genannten beiden späteren Schriften vergleichen.

Aus Gesagtem erhellt zur Genüge, daß die theoretisch-philosophische Begründung des Materialismus in der Schrift über Feuerbach vollkommen durchgeführt ist. Deshalb nur noch zwei Zitate, die wegen ihrer Varianten im „Kommunistischen Manifest" eine besondere Erwähnung verdienen:

> „Die Ideen der herrschenden Klasse waren in jeder Epoche die herrschenden Ideen, d. h. die Klasse, die die herrschende materielle Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende geistige Macht."** Ferner: „Die herrschende Klasse hatte im Durchschnitt selbst die Vorstellung, daß diese ihre Begriffe herrschen, und unterscheidet sie nur dadurch von den herrschen-

* „Archiv", S. 195.
** „Archiv", S. 230.

den Vorstellungen früherer Epochen, daß sie sie als ewige Wahrheiten darstellt."*

Was nun das zweite — politische — Grundelement des Marxismus anbelangt, so bewegt sich die Auffassung des Klassenkampfes und des Staates als eines „Surrogates der Gemeinschaft" in dem Feuerbach-Fragment auf dem Niveau der später im „El. d. Phil." gegebenen Darstellung. Hier wie dort derselbe Gedanke, daß die „Klasse" der Bourgeoisie sich erst allmählich aus den einzelnen, partiellen „Koalitionen" des „Bürgertums" konstituiert habe („Archiv", S. 243, sowie „El. d. Phil.", S. 162). Ja, in der „Deutschen Ideologie" ist der Gedanke des Verhältnisses von Individuum und Klasse und der Verselbständigung der Klasse und des Staates als einer gesellschaftlichen „Macht" noch viel ausführlicher entwickelt:

„Die einzelnen Individuen bilden eine Klasse nur insofern, als sie einen gemeinsamen Kampf gegen irgendeine andere Klasse führen müssen, im übrigen sind sie einander als Konkurrenten entgegengestellt. Andererseits objektiviert sich die Klasse, indem sie etwas Selbständiges gegenüber den Individuen wird, so daß die letzteren ihre Lebensbedingungen vorbestimmt finden: Die Klasse weist ihnen ihre Lebenslage und damit zugleich auch ihre eigene Entwicklung an, sie subsummiert sie sich."**

Suchen wir nun das dritte — ökonomische — Moment in dem Feuerbach-Fragmente seinem Werte nach abzuschätzen, so dürfen wir nicht die entsprechende Äußerung Engels' im „Ludwig Feuerbach" vergessen, „wie unvollständig" nämlich ihre „damaligen Kenntnisse der ökonomischen Geschichte waren". Auf welchen Punkt der Darstellung in der „Deutschen Ideologie" kann sich jedoch diese Bemerkung beziehen? Sicherlich nicht auf denjenigen, der sich mit der Entwicklung des „ständischen Kapitals" zum beweglichen, mit der Entstehung der Manufaktur und der den Weltmarkt schaffenden Funktion der Großindustrie befaßt. Denn er deckt sich oft fast wörtlich mit der Darstellung im „El. d. Phil." und im „Komm. Manifest". Auch das Problem der „Eroberung und Produktion" wird schon im Manuskript aufgerollt und allen „Gewalttheorien" gegenüber für die Zukunft richtig gelöst. Wenn man also vermuten darf, so bezieht sich die kritische Bemerkung Engels' über ihre Vorkenntnisse möglicherweise auf den Inhalt der in der „Deutschen Ideologie" noch sehr mangelhaften Darstellung der Entwicklung des Produktionsprozesses und der Produktivkräfte. Obwohl das Problem der Arbeitsteilung und der durch sie bedingten geschichtlichen Entwicklung einen großen Raum im Manuskripte einnimmt, fehlt hier doch noch der entscheidende Hinweis auf die fundamentale Dialektik der Arbeitsteilung in der einzelnen Manufaktur und Fabrik einerseits und der kapitalistischen Gesellschaft, als Ganzes genommen, andererseits. Im ersteren Falle Organisiertheit — im letzteren Anarchie. Aber diese Beleuchtung des springenden Punktes des Kapitalismus, der seine positive und negative Seite in eins zusammenfaßt und deshalb die Tendenz seiner Überwindung darstellt, wie es in der Polemik gegen Proudhon im „El. d. Phil." voll entwickelt wird, konnte bloß durch die Untersuchung des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst gegeben werden. Wenn deshalb Marx in dem „Menschen" Feuerbachs „das der Arbeitsteilung nicht mehr unterworfene „Individuum" erkennt („Archiv", S. 250), so konnte er doch zugleich

* „Archiv", S. 231.
** „Archiv", S. 243.

die Realisierung dieser „totalen Individuen", d. h. ihr Unabhängigwerden von den in der Manufakturepoche gegebenen Bedingungen der Teilarbeit und der Teilinstrumente nicht konkret aufzeigen, wie es später auf Grund der Untersuchung der „Gesamtbewegung der Maschine" geschehen ist (vergl. „Kapital", Band 1, Volksausgabe, S. 429, und „Anti-Dühring", S. 308). Nebenbei bemerkt, wurde diese Idee des „totalen Individuums" durch die Junghegelianer und namentlich auch Feuerbach von Hegel übernommen und spielte in ihren Auseinandersetzungen eine große Rolle.

Diese Hinweise mögen genügen, um den außerordentlich hohen Wert des Manuskripts über Feuerbach aufzuzeigen. Das Verdienst D. Rjasanows ist, daß er die „disjecta membra" der „Deutschen Ideologie" in ihrer Ganzheit zu rekonstruieren verstanden hat. Erst jetzt können wir mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß von den „zwei dicken Oktavbänden" der erste Band die Abschnitte über Feuerbach und Stirner und zwei Manuskripte über Bruno Bauer enthielt, während der zweite den „wahren Sozialismus" in allen seinen Spielarten aufs Korn nahm.

Von Interesse sind auch die dem Feuerbach-Fragment vorausgeschickten ursprünglichen Marxschen „Thesen" über Feuerbach, die stilistisch in manchen Stücken von den durch Engels veröffentlichten abweichen. In derselben zweiten Abteilung des „Archiv" finden wir eine Ehrenrettung Engels' vor dem Anwurfe des Legalismus. Wir erfahren nun dokumentarisch, daß die von Bernstein veröffentlichte Engelssche Einleitung zu Marx' „Klassenkämpfe in Frankreich" gegen den Willen des Autors wesentlich verstümmelt und grob verfälscht wurde.*

Zum Schlusse der Rezension noch einige Hinweise auf die in der dritten Abteilung des „Archiv" enthaltenen Beiträge. Hier werden wir zunächst gleichsam in die verborgene Werkstatt des wissenschaftlichen Denkens von Marx eingeführt. Rjasanow bietet uns hier gleich vier Entwürfe eines Antwortschreibens an Wera Sassulitsch, die bei Marx eine Lösung der damals die russischen Narodowolzi (die Partei des „Volkswillens") quälenden Fragen über das Schicksal des russischen „Mir" erbat. Mit welcher Gewissenhaftigkeit suchte doch Marx alle die Arbeiterbewegung angehenden Probleme bis in die kleinsten Details zu erforschen und genau zu beantworten.

Im darauffolgenden, 108 Seiten umfassenden „Briefwechsel Engels-Bernstein", der die Zeitspanne von 1881 bis 1895 umfaßt, entrollt sich vor unseren Augen ein großes Stück allgemeiner politischer Weltgeschichte, insbesondere auch parteipolitischer Geschichte des Sozialismus. Besonders interessant ist in dem Briefwechsel die Ausführung über das Nationalitätenproblem, namentlich über die irische und Balkanfrage. Wir wollen hier nur auf die letztere eingehen. Engels betont mit besonderem Nachdruck die von ihm und Marx schon 1848/49 vertretene Auffassung, daß der Panslavismus und überhaupt die Freiheitsbestrebungen der südslawischen Völker in erster und ausschließlicher Linie unter dem Gesichtspunkte des Kampfes gegen den Zarismus betrachtet und beurteilt werden müssen. Wie in „Revolution und Konterrevolution in Deutschland" stand also Engels auf Grund der Analyse der internationalen politischen Situation auch in den achtziger Jahren auf dem Standpunkt, daß die allgemeinen Interessen der Demokratie, und diese repräsentierten damals die großen „revolutionären Völker" Westeuropas, den besonderen Interessen kleiner „reaktionärer Völker", der „russischen Vorposten" in Europa, unbedingt über-

* Siehe Artikel von Riasanow über Engels' „Einleitung" in diesem Heft.

zuordnen seien. Zugleich wird die Frage der Unterordnung des Nationalitätenkampfes unter den Befreiungskampf des westeuropäischen Proletariats und die proletarische Revolution überhaupt konkret entwickelt:

„Wir müssen an der Befreiung des westeuropäischen Proletariats arbeiten und diesem Ziele alles andere unterordnen. Und wie interessant auch die Balkanslawen usw. wären, wenn ihr Freiheitsstreben mit den Interessen des Proletariats kollidiert, dann schere ich mich nur wenig um sie. Die Elsässer sind auch unterdrückt, und ich werde froh sein, wenn wir sie wieder loswerden. Aber wenn sie angesichts einer heranziehenden Revolution einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland provozierten, diese beiden Völker gegeneinander hetzen und damit die Revolution aufschieben würden, dann sage ich: Halt! Ihr könnt soviel Geduld haben wie das europäische Proletariat. Wenn es sich befreit, dann werdet ihr auch von selbst frei. Aber bis dahin dulden wir nicht, daß ihr dem kämpfenden Proletariat in die Parade fahrt. Dasselbe gilt auch für die Slawen. Der Sieg des Proletariats wird sie wirklich und notwendig befreien, nicht bloß scheinbar und provisorisch wie der Zar." *

Engels stützt seine Ansicht von der Unmöglichkeit einer unabhängigen politischen Demokratie auf dem Balkan auf die Analyse der damaligen konkreten ökonomischen und politischen Verhältnisse bei den in Betracht kommenden Balkanvölkern.

„Ein Großserbien ist nach zwei bis vier Generationen und nach allgemein europäischen Umwälzungen durchaus möglich, heute jedoch, in der Periode der Bildung seiner Elemente, absolut unmöglich."**

Nachdem er erstens auf die Bedeutung der religiösen Unterschiede bei den ein zukünftiges Großserbien konstituierenden Völkern hingewiesen, fährt er fort:

„Zweitens. Das Land hat drei politische Zentren: Belgrad, Montenegro und Agram. Weder die Kroaten noch die Montenegriner wollen sich der Oberhoheit Belgrads unterwerfen. Im Gegenteil! Die Montenegriner und ihre Freunde, die primitiven Völker in Kriwoscha und Herzegowina, werden ihre Unabhängigkeit gegen Belgrad und gegen jede andere Zentralregierung, serbische oder sonst welche, ebenso verteidigen wie gegen die Türken und Österreicher . . .

Also auch hier bedeutet Großserbien die Erneuerung des Kampfes, den jetzt die Herzegowina führt, d. h. ein Bürgerkrieg mit allen Hochländlern Montenegros, Cattaros und Herzegowina."***

Man brauchte jetzt bloß zu den drei politischen Zentren, die Engels für ein zukünftiges Großserbien bereits angegeben hat, noch ein viertes hinzuzufügen, nämlich Mazedonien, um seine Analyse und Prophezeiung auch auf die Gegenwart fast vollkommen übertragen zu können. Andererseits hat Engels die ökonomische Durchdringung der Balkanhalbinsel durch den westlichen Kapitalismus und die fortschreitende Zersetzung der bäuerlichen Hausgenossenschaften (Zadruga) damals noch nicht genau abschätzen können. Daß sich dadurch die Elemente der Bildung neuer Nationalstaaten auf dem Balkan viel rascher entwickelt haben, war eine unausbleibliche Notwendigkeit.

Ferner behandelt Engels in den Briefen die Frage der Demokratie, die besonders aktuelles Interesse besitzt. Es handelt sich hierbei um das Wesen und

* „Archiv", S. 307, Brief vom 22. Februar 1882.
** „Archiv", S. 307—308.
*** „Archiv", S. 307—308.

den Verlauf einer deutschen Revolution und die von der revolutionären Sozialdemokratie einzuschlagende Kampfweise gegen die Anarchisten. Da diese Probleme in der heutigen Auseinandersetzung zwischen dem Sozialopportunismus und dem revolutionären Kommunismus den Angelpunkt bilden, geben wir die entsprechenden Äußerungen Engels' wörtlich wieder:

„Bei uns", schreibt Engels am 27. August 1883, „kann und muß das erste unmittelbare Ergebnis der Revolution formell nichts anderes sein als eine bürgerliche Republik. Aber hier wird sie bloß einen kurzen Übergangsmoment darstellen, weil wir glücklicherweise keine reine republikanische bürgerliche Partei besitzen. Die bürgerliche Republik, vielleicht mit der Fortschrittspartei an der Spitze, wird uns zuerst dazu dienen, die breiten Arbeitermassen für den revolutionären Sozialismus zu gewinnen. Das wird in einen oder zwei Jahren abgemacht sein und zur Auflösung und Selbstvernichtung aller noch möglichen Mittelparteien führen, worauf wir mit Erfolg an unser Werk herangehen können." *

An einer andern Stelle, im Briefe vom 28. Januar 1884, lesen wir:

„Für den Fall, daß von der Mark oder sonst jemand von ‚Konzessionen' unsererseits an die Anarchisten sprechen sollte, so beweisen folgende Stellen, daß wir die Vernichtung des Staates noch früher proklamiert haben, als es überhaupt Anarchisten auf der Welt gab, so Misère de la philosophie, S. 177:

‚La classe laborieuse substituera, dans son développement, à l'ancienne société civile une association qui excluera les classes et leur antagonisme, et il n'y aura plus de pouvoir politique proprement dit, puisque le pouvoir politique est précisément le résumé officiel de l'antagonisme dans la société civile.' Ferner: ‚Manifest', Schluß des II. Abschnittes:

‚Sind im Laufe der Entwicklung die Klassenunterschiede verschwunden... so verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter. Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen." **

Bedenken wir, daß dies 1884 geschrieben würde, so erhält die Auffassung Bernsteins, daß Marx und Engels ihre im „El. d. Phil." und „Komm. Manifest" gehegten Meinungen über die Diktatur des Proletariats seit 1852 geändert haben, erst die richtige Beleuchtung der Physiognomie dieses Renegaten.

In der Tat, welches „Forscherscharfsinnes" bedurfte es bei Bernstein, um aus dem ausdrücklichen Hinweis Engels' auf die Zitate der ersten Dokumente des historischen Materialismus gerade das Gegenteil daraus zu schließen, gerade eine Kluft zwischen dem Marxismus vor 1850 und dem nach 1850 aufzureißen. Und mit welch einer Treffsicherheit hat Lenin gerade als den springenden Punkt der Debatte zwischen den Revisionisten und Zentristen einerseits, den revolutionären Sozialisten oder Kommunisten und Anarchisten andererseits die Frage der Zerstörung (des bürgerlichen Staatsapparates) herausgearbeitet und ihre Beantwortung als eine konsequente Fortführung des Marxschen Gedankens von dem „El. der Phil." bis zum „Bürgerkrieg in Frankreich" aufgezeigt. Denn gerade an die von Engels zitierte Stelle des „El. der Phil." knüpft er in seinem Buch „Staat und Revolution" an. In diesem Zusammenhang drängt sich fast von selbst ein weiteres Zitat aus den Briefen Engels' an Bernstein auf, das den Begriff der Demokratie „überhaupt" kritisch, d. h. revolutionär, analysiert.

* „Archiv", S. 349.
** „Archiv", S. 353—354. Von Engels gesperrt.

„Der Begriff (der Demokratie; L.) ändert sich jedesmal zusammen mit dem entsprechenden Demos und bringt uns nicht weiter. Man sollte, meiner Ansicht nach, folgendes sagen: Das Proletariat hat auch für die Ergreifung der politischen Gewalt demokratische Formen nötig, aber sie sind ihm bloß Mittel, wie auch alle politischen Formen. Wenn man dagegen heute die Demokratie als Ziel erstrebt, dann muß man sich auf die Bauern und Kleinbürger stützen, d. h. auf verschiedene Klassen, die, wenn sie sich künstlich erhalten wollen, reaktionär in Beziehung zum Proletariat sind. Ferner darf man nicht vergessen, daß die konsequente Form der Herrschaft der Bourgeoisie gerade die demokratische Republik ist, die nur beim Vorhandensein eines bereits entwickelten Proletariats gefährlich wird, aber, wie es das Beispiel Frankreichs und Amerikas zeigt, stets noch als einfache Herrschaft der Bourgeoisie möglich ist. Das ‚Prinzip' des Liberalismus als ‚ein bestimmtes geschichtlich Gewordenes' ist eigentlich seinem Wesen nach nur eine Inkonsequenz. Die liberale konstitutionelle Monarchie ist die entsprechende Herrschaftsform der Bourgeoisie: 1. Wenn die Bourgeoisie noch nicht ganz mit der absoluten Monarchie fertiggeworden ist, und 2. wenn das Proletariat für die demokratische Republik schon zu gefährlich wird. Und trotzdem bleibt die demokratische Republik stets die letzte Herrschaftsform der Bourgeoisie, jene Form, in der sie zugrunde geht. Damit schließe ich den Brief." *

Wir glauben nicht, daß diese Ausführungen noch eines Kommentars bedürfen, und schließen deshalb unsere etwas ausgedehnte Besprechung der ersten Nummer des „Archiv" mit dem Wunsche, das deutsche Proletariat möge dieses inhaltsvolle Buch möglichst bald zur eigenen Einsichtnahme und zum eingehenden Studium in deutscher Sprache vorgelegt erhalten.

* „Archiv", S. 356.

I N V O R B E R E I T U N G :

N. LENIN

Materialismus und Empiriokritizismus

Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie

I N H A L T :

Vorwort

Kapitel I
Die Erkenntnistheorie des Empiriokritizismus und des dialektischen Materialismus

Kapitel II
Der dialektische Materialismus und das Ding an sich

Kapitel III
Der dialektische Materialismus und die Metaphysik

Kapitel IV
Die philosophischen Idealisten als Mitkämpfer und Nachfolger der Empiriokritizisten

Kapitel V
Die neue Revolution in der Naturwissenschaft und der philosophische Idealismus

Kapitel VI
Der historische Materialismus und die Sozialwissenschaften

Anhang
Der dialektische Materialismus und die Philosophie der toten Reaktion

Umfang ca. 500 Seiten
Preis: broschiert ca. 8 Mark,
gebunden ca. 10 Mark

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK

A. DEBORIN

LENIN ALS REVOLUTIONÄRER DIALEKTIKER

I.

Der Verfasser macht es sich nicht zur Aufgabe, in dem vorliegenden Aufsatz eine erschöpfende Charakteristik der Leninschen Dialektik zu geben, da dies eine Darstellung der Methodologie des Marxismus im ganzen erfordern würde, was den Rahmen eines Zeitschriftenartikels überschreiten würde. Überdies muß berücksichtigt werden, daß alle Arbeiten Lenins von Dialektik durchsättigt sind und bei ihm, gleich Marx, die dialektische Methode mit dem konkreten Inhalt der analysierten Erscheinungen verschmolzen ist. Unter solchen Umständen kann eine kritische Darstellung der dialektischen Methode Lenins in ihrem ganzen Umfage nur im Wege einer Analyse des gesamten konkreten Materials und sämtlicher Probleme, mit deren Erörterung und Beleuchtung er sich befaßt hatte, gegeben werden. Wir sind daher genötigt, unser Thema einzuschränken und die grundlegenden dialektischen Momente oder Kategorien, die in ihrer Gesamtheit die dialektische Methode bilden, auszuscheiden, indem wir zu diesem Zwecke hauptsächlich die Leninsche Analyse des Imperialismus, des Weltkrieges und der Revolution benutzen.

Die revolutionäre Dialektik des Marxismus unterscheidet sich von der Hegelschen dadurch, daß sie ohne eine materialistische Geschichts- und Naturauffassung vollkommen undenkbar ist. Sie stellt indessen nicht etwa etwas Selbständiges oder eine Gesamtheit außerhalb oder über der Wirklichkeit stehender Kategorien dar. Diese Eigentümlichkeit des Marxismus unterscheidet die materialistische Dialektik qualitativ von der idealistischen Dialektik, obwohl sie historisch eine Fortführung der letzteren ist.

Die historische Aufeinanderfolge oder Kontinuität des philosophischen Gedankens bedingte zum Teil jene revolutionäre Umwälzung auf dem Gebiete wissenschaftlicher Methodologie und allgemeiner Weltanschauung, die zu vollziehen Marx vorbehalten blieb. Die idealistische Dialektik geriet im Verlaufe ihrer Entwicklung in einen Widerspruch mit sich selbst, denn die Dialektik verlangt ihrem ganzen Wesen nach Konkretheit, während jede Art von Idealismus, der dialektische inbegriffen, letzten Endes in den Sphären abstrakter Gedanken, Begriffe oder Ideen verharrt. Die immanente Entwicklung der Dialektik erheischte somit einen Übergang zur Wirklichkeit, und zwar nicht zu einer eingebildeten und sophistisch aufgeputzten, sondern zu einer lebendigen und konkreten

Wirklichkeit. Dabei mußte sich just der materialistische Charakter dieser Wirklichkeit offenbaren. Die idealistische Dialektik verwandelte sich, einmal in Widerspruch mit ihren eigenen Grundlagen geraten, in ihr Gegenteil, die materialistische Dialektik.

Indem wir die immanente Entwicklung der Dialektik betonen, verlieren wir natürlich keinen Augenblick die Bedeutung und Rolle dessen aus dem Auge, was Lenin zum Unterschied von theoretischer Dialektik praktische Dialektik genannt hat. Die praktische Dialektik ist nichts anderes als die Praxis des Klassenkampfes in der gegenwärtigen Gesellschaft. Wird das Denken durch das Sein bestimmt, so wird naturgemäß die theoretische Dialektik durch die „praktische Dialektik" bestimmt.

Hegel weist mit Recht darauf hin, daß „irgend etwas ist nur begriffen und in seiner Wahrheit gewußt, als es der Methode vollkommen unterworfen ist."*

Hegel hat hier nicht die Methode schlechthin im Auge, sondern die wirklich wissenschaftliche Methode. Die wissenschaftliche Methode aber erblickt er einzig und allein in der Dialektik. Die Methode ist nach Hegels und Marx' Lehre nicht etwas dem Gegenstande Wesensfremdes, Subjektives, von der objektiven Wirklichkeit Losgelöstes. Die Eigenart der Hegelschen Methodologie besteht darin, daß Hegel in der Methode die Form eines konkreten Inhaltes sieht. Das aber besagt, daß die Wissenschaft sich der objektiven Methode zu bedienen habe. Selbstverständlich konnte Hegel, vom idealistischen Standpunkte ausgehend, sofern bei ihm die Wirklichkeit auf die absolute Idee, der Inhalt der absoluten Idee aber auf den Begriff der Entwicklung hinauslief, dieser Forderung nicht gerecht werden. Ihrerseits bildete die Methode die Form der Entwicklung desInhalts, d. h. die Entwicklungsform des Entwicklungsbegriffes.

Marx' Weltanschauung gibt dem Problem der Methode die richtige wissenschaftliche Lösung. Marx, der in der Frage nach dem objektiven Charakter der Methode Hegel folgte, hinterließ uns die materialistische Begründung der Methode selbst. Hegel bewegte sich in der Sphäre der Idee oder des Begriffes der Entwicklung, dessen Form die Methode bildete. Die materialistische Dialektik dagegen erkennt in dem Begriff den Widerschein wirklicher Dinge. Die Methode bildet nicht die äußere Form der Dinge oder die innere Form eines Begriffes, sondern die immanente Form der bestehenden Wirklichkeit. Bildet der Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt den Ausgangspunkt jeglicher Erkenntnis, so stellt die Methode die Einheit beider wieder her. Inhalt, Veränderung und Entwicklung der objektiven Wirklichkeit müssen sich in der Methode selbst in Form von Wissenschaft widerspiegeln. — Mit andern Worten: Methode besagt, daß der Begriff der Wirklichkeit selbst entspricht, insofern er sie widerspiegelt. Die Methode ist die „Seele aller Objektivität".

Aufgabe der dialektischen Methode ist die Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist nie als etwas Fertiges

* Hegel, „Wissenschaft der Logik", Teil II, Seite 330, Ausg. 1834.

und Abgeschlossenes gegeben, sondern stellt eine Einheit von Gegensätzen und einen Entwicklungsprozeß dar.

„Vor ihr", (der dialektischen Philosophie A. D.), sagt F. Engels, „besteht nichts Endgültiges, Absolutes, Heiliges; sie weist von Allem und an Allem die Vergänglichkeit auf, und nichts besteht vor ihr als der ununterbrochene Prozeß des Werdens und Vergehens, des Aufsteigens ohne Ende vom Niedern zum Höhern, dessen bloße Widerspiegelung im denkenden Hirn sie selbst ist."*

Der dialektische Materialismus ist in erster Linie eine richtige wissenschaftliche Methode, die jeden Inhalt dem dialektischen Fluß unterordnet, der die „Seele" der Wirklichkeit selbst bildet, nicht aber ein philosophisches System.

Wenden wir uns nun Lenin zu, so sei vor allem vermerkt, daß Lenin die außerordentliche Bedeutung der dialektischen Methode dauernd betont hat. Ihm galt eine Erscheinung als erkannt, wenn sie, um mit Hegel zu sprechen, der dialektischen Methode „vollkommen untergeordnet" worden war. Die Wirklichkeit stellt im Lichte der Dialektik einen „Prozeß der Entstehung und Vernichtung" dar, der sich in unseren Vorstellungen und Begriffen wie in unserer praktischen Tätigkeit entsprechend widerspiegelt. Die objektive Wirklichkeit, die Erkenntnis dieser Wirklichkeit und die praktische Einwirkung auf sie, d. h. die aktive Veränderung der sich verändernden Wirklichkeit durch den Menschen auf dem Boden der Erkenntnis des Prozesses ihrer Veränderung, all dies stellt jene Elemente dar, die sich dialektisch zu einem synthetischen Ganzen vereinigen. Die so verstandene Praxis bildet die dialektische Synthese der objektiven Wirklichkeit und deren „subjektiver" Erkenntnis. Der Marxismus hat die Praxis selbst auf ein theoretisches Niveau emporgehoben, wobei er gleichzeitig die Theorie zu einem notwendigen Bestandteil der Praxis machte.

II.

Lenin maß der Theorie eine außerordentliche Bedeutung bei, da sich in ihr, ganz abgesehen von allem andern, sofern sie wissenschaftlich ist und der objektiven Wirklichkeit entspricht, die Gesamtheit der menschlichen Praxis konzentriert. Eine Praxis, die sich auf keine wissenschaftliche Theorie stützt, bleibt ein dahinkriechender Empirismus. „Bei Marx", sagt Lenin, „sind Philosophie und politische Ökonomie zu einer einheitlichen materialistischen Weltanschauung verbunden. Bei Marx ruht die allgemeine philosophische Konzeption auf breitester Grundlage."** Lenin bekämpft aufs entschiedenste alle Arten des sogenannten „konsequenten Empirismus", der vor der Theorie, vor umfassenden Verallgemeinerungen halt macht. „Das Verzweifeln an der Möglichkeit, die Gegenwart wissenschaftlich zu analysieren, der Verzicht auf die Wissenschaft, das Bestreben, alle Verallgemeinerungen für schnuppe zu erklären,

* Fr. Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. 7 Aufl., S. 4.

** Lenin, Gesammelte Werke, Band 12, Teil II, S. 382 (russisch).

sich vor jedem „Gesetz" der historischen Entwicklung zu verstecken, sich den Wald durch Bäume zu verrammeln — das ist der Klassensinn jenes modernen bourgeoisen Skeptizismus, jener toten und geisttötenden Scholastik, die uns Herr Struve darbietet."*

Lenin erblickt, wie wir sehen, die Scholastik und die „Wurstigkeit" in dem Bestreben, die Wirklichkeit in ein „Chaos der Erscheinungen aufzulösen, und fordert demgegenüber umfassende wissenschaftliche Verallgemeinerungen. Der heutigen Bourgeoisie passen gerade „Wurstigkeit", Empirismus und Skeptizismus. So macht sich denn auch auf allen Gebieten der Sozialwissenschaften, ja selbst denen der Naturwissenschaften seitens der bürgerlichen Gelehrten und Ideologen das Bestreben geltend, sich mit bloßen „Tatsachen", mit „Bäumen", unter Zurückdrängung der Theorie, des „Waldes", des Ganzen, zu begnügen.

Als Scholastik bezeichnet Lenin andererseits das Spiel mit „wissenschaftlichen" Definitionen oder die Loslösung der Theorie von der Wirklichkeit, die Verwandlung von Gesetzen in selbständige und von den Erscheinungen, den Tatsachen unabhängige Wesenheiten. Letzteren Standpunkt vertritt der Idealismus, der auf diese Weise die einheitliche, unteilbare Wirklichkeit in zwei selbständige Welten spaltet, die Welt des Wesens und die Welt der Erscheinungen.

In der Polemik gegen Struve deckte Lenin den eigentlichen Charakter beider Spielarten der Scholastik und deren wissenschaftliche Unzulänglichkeit in vorzüglicher Weise auf. Bekanntlich hat Struve in seinem Buche „Wirtschaft und Preis" die Kategorie des Wertes für ein Phantom erklärt und allein den Preis als eine Tatsache gelten lassen. Mit Recht wies Lenin in höchster Entrüstung Versuche derartiger Vulgarisierung und Herabwürdigung der Wissenschaft zurück.

Der Klassensinn der Versuche Struves und anderer bürgerlicher Ideologen, den Empirismus und Idealismus als Gegengift gegen den Marxismus zu propagieren, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Er ist offensichtlich. Was hingegen den methodologischen „Fehler" Struves anbelangt, so hat ihn Lenin vollauf aufgedeckt, womit er erneut den unvergleichlichen Vorsprung und die enorme Bedeutung der Dialektik als wissenschaftlicher Methode demonstrierte.

Selbst die besten Vertreter der Bourgeoisie, sagt Marx, bleiben im Banne einer „Welt des äußeren Scheins". „Alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen."** Die Vulgärökonomie ist nicht imstande, den inneren Zusammenhang der Erscheinungen aufzudecken. Sie klebt an der Welt des äußeren Scheins.

Die dialektische Methode stellt die richtige Beziehung der „Erscheinungsform" zum „Wesen der Dinge" her. Von diesem dialektischen Standpunkte, d. h. von dem Gegensatz zwischen Wesen und Erscheinung einerseits und deren Zusammenhang oder Einheit andererseits ausgehend, betont Lenin bezüglich der von Struve

* Lenin, Gesammelte Werke, Band 12, Teil II, S. 388.
** Karl Marx, Kapital. Bd. III, 2. Teil, S. 352.

aufgeworfenen Frage der Wechselbeziehungen von Preis und Wert, daß uns die Wissenschaft im scheinbaren Chaos der Erscheinungen überall das Wirken grundlegender Gesetze aufzeigt. „Der Preis ist eine Äußerung des Wertgesetzes. Der Wert ist das Preisgesetz, d. h. der vergesellschaftete Ausdruck der Preiserscheinung."*

Von einer Unabhängigkeit des Wertes vom Preise sprechen, heißt, die Wissenschaft verhöhnen. „Wenn der Preis ein Austauschverhältnis darstellt," fährt Lenin fort, „so muß auch unvermeidlich der Unterschied zwischen einem vereinzelten Austauschverhältnis und einem dauernden, einem Zufalls- und einem Massenverhältnis, einem momentanen und einem längere Zeitspannen umfassenden Verhältnis begriffen werden. Ist dem aber so — und daß dem so ist, daran ist nicht zu zweifeln, so schreiten wir mit derselben Notwendigkeit vom Zufalls- und Einzelverhältnis zum stabilen und Massenverhältnis, vom Preise zum Wert vor." Und weiter heißt es: „Wenn der Preis ein ‚realisiertes Austauschverhältnis' darstellt, so ist doch wohl die Frage erlaubt: Wer geht dieses Verhältnis ein? Offenbar die einander austauschenden Wirtschaften. Wenn dieses ‚Austauschverhältnis' nicht zufällig als Ausnahme für kurze Zeit erscheint, sondern sich mit ständiger Regelmäßigkeit allerorts und tagtäglich wiederholt, so ist es klar, daß das „Austauschverhältnis" die Gesamtheit der Wirtschaften zu einer einheitlichen Wirtschaftsordnung verbindet."**

Es ist uns unmöglich, hier ausführlich auf die Dialektik von „Wesen" und „Erscheinung", wie sie Marx entwickelt hat, einzugehen. Wir hoffen es in einem anderen Zusammenhang darstellen zu können. Dagegen erscheint es uns notwendig, zu betonen, daß die Wirklichkeit keine besondere „Welt des äußeren Scheins" oder ein besonderes „Chaos der Erscheinungen" oder ein Wesen an sich, sondern eine dialektische Einheit derselben darstellt. Der äußere, vom Wesen, vom Gesetz als losgelöst betrachtete Schein bildet das, was man als „unwesentlich" bezeichnet, sagt Hegel. Das „Wesen" umfaßt das „Unwesentliche" und enthält seine Beziehung zum Anderen, d. h. den inneren Zusammenhang.

III.

Lenin forderte als Dialektiker stets eine konkrete Behandlung der zu untersuchenden Erscheinungen. Eine abstrakte Wahrheit gibt es nicht. Die Wahrheit ist immer konkret. Das Abstrakte beruht auf dem rein formalen, rationalen Erfassen eines Begriffes. Die konkrete Wahrheit dagegen geht von einer dialektischen Erfassung des Begriffes aus. Wodurch unterscheiden sie sich? Dadurch, daß der formale, abstrakte Begriff gewissermaßen ein über der Wirklichkeit schwebendes Gespenst darstellte. Die formale Logik erblickt in der Konstruktion des Begriffs die Notwendigkeit einer Abstraktion vom konkreten Inhalt, von allem Besonderen der Dinge und Erscheinungen. Die formale Logik sucht abstrakte

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 12, Teil II, S. 389.
** Lenin, ebenda, S. 390 und 391.

Begriffe zu bilden, indem sie ähnliche Merkmale zusammenfaßt, unterschiedliche dagegen eliminiert.

Gewöhnlich versteht man daher unter einem Begriff allgemeine Vorstellungen, sagt Hegel. „Wenn vom Begriff gesprochen wird, so ist es gewöhnlich nur die abstrakte Allgemeinheit, welche man dabei vor Augen hat, und der Begriff pflegt dann auch wohl als eine allgemeine Vorstellung definiert zu werden. Man spricht demgemäß vom Begriff der Farbe, der Pflanze, des Tieres usw., und diese sollen dadurch entstehen, daß, bei Hinweglassung des Besonderen, wodurch sich die verschiedenen Farben, Pflanzen, Tiere usw. von einander unterscheiden, das denselben Gemeinschaftliche festgehalten werde. Dies ist die Weise, wie der Verstand den Begriff auffaßt, und das Gefühl hat Recht, wenn es solche Begriffe für hohl und leer, für bloße Schemen und Schatten erklärt."*

Bei einer solchen Auffassung des Begriffs, betont Hegel mit Recht, verschwindet alles Natürliche, Einzelne, Besondere, verflüchtigt sich die ganze reiche Mannigfaltigkeit der Natur. „Was in der Natur von Leben rauscht, verstummt in der Stille des Gedankens, ihre warme Fülle, die in tausendfältig anziehenden Wundern sich gestaltet, verdorrt in trockne Formen und zu gestaltlosen Allgemeinheiten, die einem trüben nördlichen Nebel gleichen."**

Der dialektische Begriff muß sich durch Konkretheit auszeichnen. Daher muß das Spezifische der Dinge in diesen allein wissenschaftlichen, als eine Einheit betrachteten Begriff eingehen. Der Begriff, sagt Hegel an einer anderen Stelle, ist eine konkrete Unteilbarkeit, da die Einheit auch das Verhältnis zu sich selbst, d. h. das Allgemeine enthält. Die Momente des Begriffs können nicht voneinander getrennt werden.*** Der wissenschaftliche dialektische Begriff schließt somit alle Besonderheiten der Erscheinungen in sich, die neben dem Allgemeinen konkrete Einheitlichkeit und konkreten Zusammenhang ergeben. Denn das innere Verhältnis der Besonderheiten bietet die Möglichkeit eines Überganges zum Allgemeinen und umgekehrt, d. h. man muß von allgemeinen, den Zusammenhang ausdrückenden Definitionen zum konkreten und besonderen Inhalt übergehen.

Der Marxismus hat stets dem Moment spezifischer Eigenart eine große Bedeutung beigemessen, wobei er diese mit dem Allgemeinen und Gesetzmäßigen in Einklang brachte. Lenin beherrschte vollkommen die Dialektik des Eigenartigen und Allgemeinen, sowohl deren inneren Zusammenhang als auch deren Unterschied und Gegensätzlichkeit. Diese Fähigkeit, die Dialektik in der von ihr diktierten „Eigenart" zu handhaben, bildete, wie uns scheint, die Quelle der Macht und Kraft Lenins als eines Theoretikers und Praktikers. Während andere Marxisten an die

* Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. § 163. S. 320 bis 321, Ausg. 1843.

** Hegel, Naturphilosophie (Werke, VII. Bd.), S. 13, Ausg. 1842.

*** In seiner Artikelreihe über „Marx und Hegel" in der russischen Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" (Jahrg. 1924) hat der Verfasser die Bedeutung des dialektischen Begriffs hervorgehoben.

verschiedenartigen Probleme des gesellschaftlichen Lebens mit einer der Marxschen Lehre von den Entwicklungsgesetzen des gesellschaftlichen Lebens schlechthin entlehnten „Schablone" herantraten und herantreten, beachtete Lenin, auf die Erkenntnis der allgemeinen Gesetzmäßigkeit gestützt, stets die Eigenart der Erscheinungen einer bestimmten Epoche, eines Stadiums oder eines Momentes und wußte dabei jenes wichtigste spezifische Glied in der Kette der Erscheinungen zu erfassen, das unter den gegebenen Umständen ein wesentliches Moment des Allgemeinen d. h. das Allgemeine selbst zum Ausdruck brachte. So wird das Besondere dialektisch zum Allgemeinen, das Allgemeine zum Besonderen. So wußte Lenin, im Gegensatz zu jenen Marxisten, die auf dem Boden der abstrakten Wahrheit verharrten, die Grundlage einer konkreten Wahrheit zu schaffen.

„Die formale Logik, mit der man sich in den Schulen begnügt und für die unteren Schulklassen mit gewissen Einschränkungen auch begnügen muß", sagt Lenin, „bedient sich formaler Definitionen, indem sie vom Alltäglichen oder am häufigsten Auffallenden ausgeht und sich darauf beschränkt."* Die dialektische Logik dagegen erfordert ein allseitiges und konkretes Studium des Gegenstandes, wobei alle Zusammenhänge und Eigenarten berücksichtigt sein wollen. Allgemeine oder umfassende Definitionen reichen oft in spezifischen Sonderfällen, just ihrer Allgemeinheit d. h. ihrer Abstraktheit wegen, nicht aus.

So wollen es die Gesetze der Dialektik, die das Bestehen „reiner" Erscheinungen in Natur und Gesellschaft leugnet. Die bedingte und relative Bedeutung von Begriffsbestimmungen überhaupt, die die allseitigen Zusammenhänge der Erscheinungen in ihrer ganzen Entwicklung nie zu umfassen vermögen, darf nie vergessen werden. „Es gibt keine und kann keine ‚reinen' Erscheinungen weder in der Natur noch in der Gesellschaft geben — lehrt gerade die Marxsche Dialektik, die uns zeigt, daß schon der Begriff der Reinheit selbst eine gewisse Beschränktheit und Einseitigkeit menschlicher Erkenntnis, die den Gegenstand in seiner ganzen Kompliziertheit nicht restlos zu erfassen vermag, offenbart. Es gibt und kann in der Welt keinen ‚reinen' Kapitalismus geben. Es finden sich stets Reste, sei es des Feudalismus, sei es des Kleinbürgertums oder sonst wessen."** Diese konkreten Eigentümlichkeiten müssen sowohl vom Theoretiker als auch vom Praktiker berücksichtigt werden. Ein Dialektiker muß sowohl den Zusammenhang zwischen Besonderem und Allgemeinem als auch den Unterschied zwischen beiden verstehen. Im konkreten, geschichtlichen Prozeß, in der „dialektischen Bewegung" tritt mitunter gerade das Spezifische stark in den Vordergrund, während es in andern Fällen hinter das Allgemeine zurücktritt. In jedem einzelnen Falle ist es Aufgabe der konkreten Analyse, zu zeigen, was im gegebenen Augenblick wesentlich, was dagegen „zufällig" ist.

---

* Lenin, Gesammelte Werke. Bd. 18. Teil I. S. 60.
** Ebenda. Bd. 13. S. 160.

Über die Wechselbeziehungen zwischen Besonderem und Allgemeinem äußert sich Lenin an vielen Stellen seiner Schriften. Wir wollen jene Stellen anführen, die zur Veranschaulichung unserer grundlegenden Erörterung erforderlich sind. Die Bedeutung des Besonderen und Spezifischen hat sich unter dem von Lenin so überaus glücklich gewählten Wort „Glied" einer Kette, einer Reihe eingebürgert. Es soll nicht das isolierte Bestehen eines bestimmten Momentes, sondern dessen Zusammenhang mit der ganzen Kette andeuten. Das Besondere darf nicht vom Allgemeinen losgelöst oder das Allgemeine ohne Zusammenhang mit dem Besonderen, unabhängig von diesem, betrachtet werden.

In seiner Polemik gegen Junius (Rosa Luxemburg) betont Lenin, daß „die Marxsche Dialektik eine konkrete Analyse jeder besonderen historischen Situation erfordert." Der Klassenkampf ist das beste Mittel gegen eine Invasion, schrieb Junius. Da dies aber allgemein, d. h. sowohl in bezug auf die den Feudalismus stürzende Bourgeoisie als auch in bezug auf das die Bourgeoisie stürzende Proletariat gilt, und weil es, erwidert Lenin, eben „hinsichtlich jeder Klassenunterdrückung gilt, ist es zu allgemein und daher in bezug auf den gegebenen besonderen Fall ungenügend".* Denn, führt Lenin weiterhin aus, auch der Bürgerkrieg gegen die Bourgeoisie ist eine Art des Klassenkampfes, und nur diese Form des Klassenkampfes würde Europa von der Gefahr von Invasionen befreien. An einer andern Stelle betont er unmittelbar, daß man den „elementaren logischen Unterschied des Besonderen vom Allgemeinen"** nicht außer Acht lassen dürfe. Ein zu dialektischem Denken unfähiger Leser wird sich vielleicht daraufhin beeilen, das Besondere vom Allgemeinen durch Verwandlung des ersteren in etwas Selbständiges metaphysisch zu trennen. Das wäre natürlich falsch. Gerade die Herstellung eines richtigen, konkreten Verhältnisses zwischen Besonderem und Allgemeinem bildet ja die Aufgabe der konkreten Analyse. Betrachten wir z. B. den imperialistischen Krieg von 1914—1918, so hatte die konkrete Analyse das eigentliche Wesen dieses Krieges, wie Lenin sich ausdrückte, aufzudecken. Hat man einmal das „wahre Wesen" des Krieges erfaßt, so vermag man dann auch die Zusammenhänge seiner verschiedenen, spezifischen Merkmale oder der in diesem Krieg sich geltend machenden verschiedenen Momente richtig zu beurteilen. Damit wird uns auch der Zusammenhang zwischen dem „äußeren Schein" des Krieges und seinem Wesen, d. h. die konkrete Wirklichkeit mit allen ihren Widersprüchen klar.

Das „wahre Wesen" des Krieges, wie übrigens auch anderer Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, aufzudecken, bedeutet, an der Oberfläche liegende Tatsachen auf die „Grundkräfte", die Entwicklung der Produktivkräfte und den Klassenkampf zurückzuführen. Lenin sagt denn auch: „Die Dialektik erfordert eine allseitige Analyse der betreffenden gesellschaftlichen Erscheinung in

* Lenin, Gesammelte Werke. Bd. 13. S. 446.
** Ebenda, S. 422.

ihrer Entwicklung sowie eine Zurückführung des Äußerlichen, Scheinbaren auf die grundlegenden Triebkräfte, die Entwicklung der Produktivkräfte und den Klassenkampf."*

IV.

Die Wirklichkeit ist unendlich mannigfaltig, trotz ihrer Einförmigkeit und Gleichartigkeit. Vom Standpunkte der formalen Logik ist diese Behauptung natürlich widersinnig. Im Lichte aber dialektischer Logik besehen, lassen sich solche scheinbaren Widersprüche sehr wohl miteinander in Einklang bringen und vereinbaren. Weder in der Natur noch in der Gesellschaft gibt es auch nur zwei Erscheinungen, die vollkommen identisch wären. Wohl sehen wir überall eine Tendenz zur Gleichartigkeit, jedoch, konkret genommen, bildet jede einzelne Erscheinung etwas relativ Selbständiges und Spezifisches, d. h. eine „Abweichung" von der Gleichartigkeit oder Identität. In diesem Sinne gerät die Erscheinung in „Widerspruch" zur ursprünglichen Tendenz zur Gleichartigkeit.

Beim abstrakten Denken tritt das Moment der Gleichartigkeit oder Identität hervor, beim konkreten Denken dagegen müssen wir diese Gleichartigkeit mit der Verschiedenartigkeit in Einklang bringen.

„Selbst die Trusts und Banken, die in der Entwicklung des Kapitalismus gleich unvermeidlich sind, sind in der gegenwärtigen Zeit des Imperialismus in den verschiedenen Ländern ihrer konkreten Form nach nicht gleich. Um so weniger gleich sind trotz ihrer Gleichartigkeit im Grundlegenden die politischen Formen in den verschiedenen kapitalistischen Ländern, in Amerika, England, Frankreich, Deutschland. Dieselbe Mannigfaltigkeit zeigt sich auch in dem Wege, den die Menschheit vom heutigen Imperialismus zur sozialistischen Revolution des morgigen Tages zurücklegt. Alle Nationen werden zum Sozialismus gelangen. Das ist eine Notwendigkeit. Aber sie werden nicht alle auf genau der gleichen Bahn dahin gelangen. Jede Nation wird dieser oder jener Form der Demokratie, dieser oder jener Form der Diktatur des Proletariats, diesem oder jenem Tempo der sozialistischen Umwälzung der verschiedenen Seiten des gesellschaftlichen Lebens ihre Eigenart aufprägen. Es gibt nichts theoretisch Jämmerlicheres und praktisch Lächerlicheres, als sich „im Namen des historischen Materialismus" die Zukunft in dieser Beziehung in eintöniges Grau gehüllt vorzustellen. Das wäre ordinärste Pfuscherei."**

Indem die auf die Geschichte (und selbst auf die Natur) angewandte dialektische Methode eine allgemeine Entwicklungslinie und Gesetzmäßigkeit postuliert, berücksichtigt sie dialektisch die Bedeutung der Eigenart jenes Spezifischen, das zwar in die allgemeine Gesetzmäßigkeit mit eingeht, bei der Erfassung der konkreten Einheit jedoch eine ungeheure Rolle spielt, indem es ein überaus wich-

* Lenin, Gesammelte Werke. Bd. 13. S. 143.
** Ebenda. S. 379.

tiges Moment dieser Einheit bildet. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die allgemeine Gesetzmäßigkeit selbst in konkreter Situation einer Wandlung unterliegt, wobei sich deren Abhängigkeit von einer ganzen Reihe spezifischer Verhältnisse des vorliegenden „Milieus" kundtut. Die Berufung auf die allgemeine Gesetzmäßigkeit ohne Berücksichtigung der konkreten Verhältnisse führt unvermeidlich zu metaphysisch abstrakten Schlüssen. Lenin kennzeichnete daher ganz richtig sein dialektisches Verhältnis zu unserer Revolution.

Er sieht das Wesentlichste und Entscheidendste im Marxismus in dessen revolutionärer Dialektik, die in der Epoche der Revolution von einer revolutionären Partei überhaupt ein Höchstmaß an Elastizität erfordert. Es genügt nicht, die allgemeine Gesetzmäßigkeit oder die allgemeine Entwicklungslinie der Weltgeschichte erkannt zu haben. Gewiß ist das außerordentlich wichtig, und die Marxsche Lehre von den Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung und der allgemeinen Tendenz des Kapitalismus zum Sozialismus bildet die Grundlage jeder proletarischen Politik. Doch ist das noch nicht alles. Man muß sich die Marxsche revolutionäre Dialektik auch noch wirklich zu eigen zu machen verstehen, um sie in jeder Etappe historischer Entwicklung anwenden zu können, denn die Etappen selbst können in ihrem konkreten Inhalt in allen ihren Einzelheiten von niemand vorausgesehen werden.

Die revolutionäre Dialektik, sagt Lenin, lehrt, daß „die allgemeine Gesetzmäßigkeit der Entwicklung in der ganzen Weltgeschichte einzelne Entwicklungsphasen, mögen sie nun eine Eigenart der Form oder eine solche des Modus dieser Entwicklung aufweisen, nicht ausschließt, sondern, im Gegenteil, voraussetzt. Sie (die kleinbürgerlichen Demokraten und Vertreter der Zweiten Internationale A. D.), können es sich gar nicht vorstellen, daß Rußland, das an der Grenze der zivilisierten Länder und jener Länder steht, die durch diesen Krieg zum erstenmal endgültig in den Bereich der Zivilisation miteinbezogen werden, der Länder des gesamten Ostens, der nichteuropäischen Länder, daß dieses Rußland daher gewisse Eigentümlichkeiten aufweisen konnte und mußte, die natürlich in der allgemeinen Linie der Weltentwicklung liegen, die russische Revolution jedoch von allen früheren der westeuropäischen Länder unterscheiden und einige partielle Neuerungen beim Übergang zu den Ländern des Ostens mit sich bringen mußten.

So erscheint beispielsweise unendlich schablonenhaft ihr Argument, das sie in der Zeit der Entwicklung der westeuropäischen Sozialdemokratie auswendig gelernt haben, wir seien für den Sozialismus noch nicht reif, es fehlten bei uns, wie sich verschiedene „gelahrte" Herren unter ihnen auszudrücken belieben, die objektiven ökonomischen Voraussetzungen für den Sozialismus. Keinem unter ihnen kommt es dabei in den Sinn, sich zu fragen: War es nicht möglich, daß ein Volk, vor eine solche revolutionäre Situation gestellt, wie sie sich im ersten imperialistischen Kriege dargeboten hatte, unter dem Einfluß der Ausweglosigkeit seiner Lage sich in einen Kampf stürzte, der ihm auch nur einige Aussicht bot, sich nicht

ganz gewöhnliche Vorbedingungen für die weitere Entwicklung der Zivilisation zu erkämpfen."*

Die Dialektik bildet ein überaus empfindliches Instrument der Erkenntnis und des praktischen Kampfes. Ihre Macht besteht jedoch in der Fähigkeit zur konkreten Analyse und schärfster Erfassung der Wirklichkeit. Der Dialektik ist jeder Apriorismus wie jedes fertige Schema fremd. Es genügt daher z. B. nicht, zu behaupten, Rußland stünde auf Grund der allgemeinen Entwicklungsgesetze der kapitalistischen Gesellschaft eine bürgerlich-demokratische Umwälzung bevor, ergo habe die Bourgeoisie diese Umwälzung auch durchzuführen.

Die „Schlauheit" des historischen Prozesses geht mitunter so weit, daß sie auf den ersten Blick paradox scheinende Situationen schafft, indem sie das Proletariat im Bunde mit der Bauernschaft zwingt, die bürgerlich-demokratische Umwälzung durchzuführen. Denn in der lebendigen Wirklichkeit bildet den entscheidenden Faktor oftmals nicht das allgemeine Gesetz, sondern oftmals gerade die Eigenart, die Ausnahmen von dem allgemeinen Gesetz, die besonderen Bedingungen.

Die allgemeine Entwicklungslinie wird durch die Eigenart, die ihrerseits Ausdruck und Ergebnis der allgemeinen Gesetzmäßigkeit ist, nicht verneint oder beseitigt, wohl aber so verändert, daß sie, wie sich Lenin ausdrückt, eine Eigenart entweder der Form oder des Modus dieser allgemeinen Entwicklungslinie erzeugt. Diese überaus tiefschürfende dialektische Behandlung der Frage ermöglicht es Lenin, folgendes, auf den ersten Blick sonderbar erscheinende Postulat aufzustellen: Der Entwicklungsgrad der Produktivkräfte Rußlands bildet bei der Bewertung unserer Revolution nicht den ausschlaggebenden Faktor.

Besagt nun dieses Postulat die Verneinung der Anerkennung der Entwicklung der Produktivkräfte als des grundlegenden „Faktors gesellschaftlicher Entwicklung?" Nicht im geringsten. Denn, erstens ist gerade durch die Entwicklung der Produktivkräfte in Rußland eine gewisse spezifische Situation geschaffen worden, die es ermöglicht, eine Verbindung des „Bauernkrieges" mit der Arbeiterbewegung zu verwirklichen. Zweitens: Das Ergebnis der Entwicklung der Produktivkräfte im internationalen Maßstabe war ein in der Geschichte noch nie gesehener imperialistischer Krieg, der eine eigenartige internationale revolutionäre Situation geschaffen hatte.

Die erwähnten Verhältnisse schufen, indem sie bis zu einem gewissen Grade die Form der Entwicklung veränderten, auch einen gewissen anderen Modus der Entwicklung und eröffneten, wie Lenin sagt, die „Möglichkeit eines anderen Überganges (von mir gesperrt A. D.) zur Schaffung der grundlegenden Voraussetzungen der Zivilisation als bei allen westeuropäischen Zivilisationen".

Die Verwirklichung des Sozialismus erfordert einerseits objektive ökonomische Voraussetzungen, andererseits eine bestimmte

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 18, Teil II. S. 118—119.

Kulturhöhe. Wenn dem aber so ist — und dem ist bestimmt so — so kann man, gemäß dem dialektischen Gesetz der „Wechselwirkung" in einer bestimmten historischen Situation „zunächst mit der Eroberung der Voraussetzungen für die Gewinnung dieser bestimmten Höhe auf revolutionärem Wege beginnen und sich dann auf dem Boden der Arbeiter- und Bauernmacht und des Sowjetregimes daranmachen, die übrigen Völker einzuholen."*

Die metaphysisch denkenden Köpfe, die Marx wohl auswendig gelernt, aber den Geist seiner Lehre, die revolutionäre Dialektik nicht erfaßt haben, stellen sich den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus so vor, daß der Kapitalismus sich zunächst restlos „erschöpfe", worauf dann der Übergang zum Sozialismus von selbst erfolge. Eine solche Vorstellung von der Entwicklung oder dem Übergang des Kapitalismus zum Sozialismus hat nichts mit Marxismus gemein. Der umfassende Gedanke der Transformation des gesellschaftlichen Organismus, den Marx der Gesellschaftswissenschaft, die den objektiven Prozeß der Wandlung gesellschaftlicher Formen studiert, zugrunde gelegt hat, wird durch eine solche metaphysische Behandlung von Grund aus entstellt.

„Die Doktrin Marx' und Engels' besteht, wie sie immer wieder erklärt haben, in folgendem: „Unsere Lehre ist kein Dogma, sondern eine Anleitung zum Handeln." Einen reinen Kapitalismus, der in einen reinen Sozialismus übergeht, gibt es nirgends in der Welt und kann es während des Krieges gar nicht geben, sondern es gibt etwas Mittleres, Neues, Unerhörtes, denn es fallen Hunderte von Millionen, in den verbrecherischen Krieg der Kapitalisten unter einander hineingezogene Menschen."**

Die Idee der Transformation schließt in ihrer marxistischen Interpretation, soweit von historischen Prozessen, von gesellschaftlicher Entwicklung die Rede ist, als entscheidenden Faktor die Aktivität des Menschen, d. h. den Klassenkampf ein. Die Geschichte der Menschheit wird von Menschen gemacht. Der tiefste Sinn der marxistischen Lehre besteht doch letzten Endes in der Zurückführung der ökonomischen Kategorien auf die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen. Eine „automatische" Auffassung der gesellschaftlichen Entwicklung läßt sich daher in keiner Weise mit dem Marxismus in Einklang bringen. Die Entwicklung der Produktivkräfte in der gegenwärtigen Gesellschaft offenbart und verschärft die Gegensätze unter den gesellschaftlichen Klassen, die gezwungen sind, diese Gegensätze durch einen erbitterten Klassenkampf, Revolutionen und Bürgerkriege zu lösen. Der Marxismus steht somit seinem ganzen Wesen nach jedem Automatismus, Fatalismus usw. feindlich gegenüber. Wer sich auf den Boden der natürlichen Entwicklung der Dinge als eines automatischen und fatalistischen Prozesses stellt, ist ein Metaphysiker vom Scheitel bis zur Sohle und jeglicher Dialektik bar.

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 18, Teil II. S. 119.
** Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 14, Teil I. S. 263.

V.

Schon 1894 gab Lenin in der Arbeit „Der ökonomische Gehalt der Volkstümelei und Kritik derselben durch das Buch des Herrn Struve" eine glänzende Charakteristik der Methode des Objektivismus und des dialektischen Materialismus, die wir hier vollständig wiedergeben wollen.

„Der Objektivist", sagt Lenin, „spricht von der Notwendigkeit eines bestimmten historischen Prozesses, der Materialist studiert genau die gegebene gesellschaftlich-ökonomische Formation und die durch sie erzeugten antagonistischen Beziehungen. Der Objektivist, der die Notwendigkeit einer bestimmten Reihe von Tatsachen nachweist, riskiert stets, zum Standpunkt eines Apologeten dieser Tatsachen herabzusinken; der Materialist legt die Klassengegensätze bloß, worauf er seinen Standpunkt bestimmt. Der Objektivist spricht von ‚unüberwindlichen historischen Tendenzen'; der Materialist spricht von der Klasse, die die gegebene ökonomische Ordnung ‚leitet', hierdurch bestimmte Formen des Widerstandes anderer Klassen hervorrufend. Der Materialist ist somit einerseits konsequenter als der Objektivist und bekundet einen tieferen, vollständigeren Objektivismus. Er beschränkt sich nicht darauf, auf die bloße Notwendigkeit des Prozesses hinzuweisen, sondern legt dar, welche gesellschaftliche und ökonomische Formation es ist, die diesem Prozeß den Inhalt gibt, welche Klasse diese Notwendigkeit bestimmt. Im vorliegenden Fall z. B. würde sich der Materialist nicht darauf beschränken, die ‚unüberwindlichen historischen Tendenzen' zu konstatieren, sondern würde auf das Vorhandensein gewisser Klassen hinweisen, die den Inhalt der gegebenen Ordnung bestimmen und die Möglichkeit ausschließen, einen Ausweg ohne das Eingreifen der Produzenten selbst zu finden. Andererseits schließt der Materialismus gewissermaßen das Parteiische in sich, indem er bei jeder Bewertung der Ereignisse dazu verpflichtet ist, sich unmittelbar und offen auf den Standpunkt einer bestimmten Gesellschaftsgruppe zu stellen."*

Der Objektivist sinkt unvermeidlich zum Standpunkt eines Apologeten der herrschenden Ordnung, oder eines Fatalisten, was schließlich dasselbe ist, herab. Lenin hatte vorausgesehen, daß Struve zum Apologeten der Lohnsklaverei werden würde, denn Struves künftige Entwicklung lag zum Teil schon in seinem „Objektivismus" eingeschlossen. Der Marxsche Objektivismus hat, wie wir sehen, wenig Ähnlichkeit mit dem Objektivismus Struves und dem der modernen Fatalisten. Gleichzeitig zieht aber Lenin richtig den Trennungsstrich auch zwischen dem Marxismus und dem Subjektivismus und Psychologismus, der von den Gedanken und Gefühlen einzelner Persönlichkeiten ausgeht und die Geschichte damit auf die Tätigkeit von, ihre Ideale verwirklichenden Persönlichkeiten reduziert.

Die Methode des dialektischen Materialismus bedeutet die Synthese des Objektivismus und Subjektivismus. Sie bringt diese

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 2. S. 65.

Gegensätze wissenschaftlich in Einklang, und zwar in dialektischen Einklang. „Auch ich besaß", entgegnete Lenin den Volkstümlern, „ein zuverlässiges Kriterium dessen, daß ich es mit ‚lebendigen' wirklichen Persönlichkeiten, mit wirklichen Gedanken und Gefühlen zu tun habe. Dieses Kriterium bestand darin, daß... die Gedanken und Gefühle bereits in Handlungen zum Ausdruck gekommen, bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen hatten. Ich spreche allerdings nie davon, daß ‚die Geschichte von lebendigen Persönlichkeiten' gemacht werde (weil mir dies als eine leere Phrase erscheint), sondern untersuche auf dem Wege der Analyse der wirklichen gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer wirklichen Entwicklung gerade das Produkt der Tätigkeit der lebendigen Persönlichkeiten."*

Der Marxismus hat den Unterschied zwischen der wirtschaftlichen Struktur der Gesellschaft als ihrem Inhalt und der politischen und ideellen Form derselben klargelegt. Jede ökonomische Struktur stellt ein historisch bestimmtes System der Produktionsverhältnisse mit eigenen Gesetzen dar. „Die Handlungen ‚lebendiger Persönlichkeiten' innerhalb der Grenzen einer jeden solchen gesellschaftlich-ökonomischen Formation, diese unendlich mannigfaltigen Handlungen, die sich scheinbar jeder Systematisierung entziehen, wurden verallgemeinert und auf die Handlungen einer Gruppe von Persönlichkeiten zurückgeführt, die sich voneinander durch die Rolle unterschieden, die sie im System der Produktionsverhältnisse, auf Grund der Produktionsbedingungen und somit der Bedingungen ihrer Lebensverhältnisse, der Interessen, die durch diese Verhältnisse bestimmt wurden, spielten, kurz, auf Handlungen von Klassen, deren Kampf die Entwicklung der Gesellschaft bestimmte."**

Der Objektivismus in der Auffassung Struves, dessen Standpunkt die Revisionisten und Opportunisten im Lager der Sozialdemokratie tatsächlich teilten und teilen, mußte letztere dazu führen, den Imperialismus und den Weltkrieg zu akzeptieren und zu rechtfertigen und damit den revolutionären Kampf der Massen für den Sozialismus zu verleugnen. Cunow, wie alle Sozialdemokraten des rechten Flügels, wurden, indem sie die objektive Notwendigkeit des Imperialismus anerkannten, dessen Apologeten, da sie nicht imstande waren, die Notwendigkeit des Imperialismus durch Aufdeckung seiner Widersprüche dialektisch zu „überwinden". Wir wiederholen, daß wir hier, um Mißverständnisse zu vermeiden, die methodologischen Grundlagen des Revisionismus (wie auch des revolutionären Marxismus) einer Analyse unterziehen, ohne die Frage der sozialen Ursachen und Bedingungen zu berühren, die das Verhältnis der Revisionisten zum imperialistischen Krieg bestimmten. Die metaphysische Methode, die sie der Dialektik entgegenstellten und entgegenstellen, führt somit tatsächlich zu einem fatalistischen Verhalten gegenüber der Wirklichkeit. Ist der Imperialismus notwendig, so wollen wir Imperialisten sein! — dies der Standpunkt der Fatalisten. Der dialektische Materialismus lehnt

* Ebenda, S. 73.
** Ebenda, S. 74.

sowohl den metaphysischen Objektivismus als auch den von der objektiven Wirklichkeit losgelösten, auf „Gedanken und Gefühle" sich stützenden, idealistischen Subjektivismus ab. Er setzt beiden einen richtig erfaßten Determinismus oder Objektivismus entgegen, der menschliche Handlungen nicht ausschließt, sondern sie als notwendigen integrierenden Bestandteil in sich schließt. Freiheit und Notwendigkeit werden in der marxistischen Lehre dialektisch in Einklang gebracht. Der Determinismus gibt, wie Lenin sagt, dem vernünftigen Handeln erst die Unterlage.

Völlig unrecht hatte daher auch Kautsky, als er während des Krieges schrieb, die äußersten Linken wollten dem unvermeidlichen Imperialismus den Sozialismus „entgegenstellen". Hätten sie tatsächlich dem unvermeidlichen Imperialismus den Sozialismus entgegengestellt, so würden sie sich damit auf den Boden des Subjektivismus gestellt haben. Kautsky hat offenbar ganz vergessen, daß der Sozialismus dem Imperialismus nicht von außen entgegengestellt wird, sondern das Ergebnis der inneren Widersprüche des Imperialismus selbst darstellt, der Sozialismus somit durch die Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse selbst dem Imperialismus entgegengestellt wird. Ferner tadelte Kautsky die äußersten Linken dafür, daß sie angeblich die sofortige Verwirklichung des Sozialismus forderten. Er, Kautsky, glaube nicht an die sofortige Verwirklichung des Sozialismus. Was folgt nun, so fragt man sich, aus diesem Unglauben? Offenbar ein Friedensschluß mit der Wirklichkeit. Wir wissen, daß die deutsche Sozialdemokratie just diesen Weg eingeschlagen hat, während die marxistische Lösung der Frage nur in der Weise erfolgen konnte, wie sie Lenin skizziert hatte: Propaganda und Vorbereitung revolutionärer Aktionen zum Zwecke der Einleitung zu geeigneter Zeit der Aktionen selbst.

VI.

Ein glänzendes Beispiel der Anwendung der Methode des dialektischen Materialismus bietet uns Lenin in seiner Analyse des Imperialismus, des Weltkrieges und der sozialistischen Parteien.

Der Imperialismus ist die höchste Stufe des Kapitalismus, dessen letzte Phase und damit zugleich auch die Zeit des Vorabends der sozialistischen Revolution. Marx hat durch seine theoretische und historische Analyse des Kapitalismus gezeigt, daß die freie Konkurrenz die Konzentration der Produktion ins Leben ruft und diese Konzentration auf einer bestimmten Entwicklungsstufe zum Monopol führt. So verwandelt sich die freie Konkurrenz im Verlaufe der Entwicklung der kapitalistischen Verhältnisse in ihr Gegenteil, das Monopol, der Kapitalismus in den Imperialismus. „Der Kapitalismus nähert uns in seinem imperialistischen Stadium unmittelbar der allseitigsten Vergesellschaftung der Produktion, zerrt die Kapitalisten gewissermaßen wider eigenen Willen und eigene Erkenntnis in eine neue Gesellschaftsordnung hinein, die ein Übergangsstadium von der vollen Freiheit der Konkurrenz zur vollen Vergesellschaftung bildet. Die Produktion wird zu einer gesell-

schaftlichen, die Aneignung dagegen bleibt eine private. Die gesellschaftlichen Produktionsmittel bleiben Privateigentum einer kleinen Anzahl von Personen. Der allgemeine Rahmen der formell anerkannten freien Konkurrenz bleibt bestehen und der Druck von ein paar Monopolisten auf die übrige Bevölkerung wird hundertmal schwerer, empfindlicher und unerträglicher."*

Der Imperialismus ist somit schon nicht mehr der alte Kapitalismus, doch bildet er auch nichts wesentlich Neues oder Spezifisches gegenüber dem alten Kapitalismus. Der Imperialismus stellt den Übergang vom alten Kapitalismus zu einer neuen gesellschaftlich-wirtschaftlichen Formation dar. Der Imperialismus bildet, indem er etwas Neues im Rahmen des alten Kapitalismus ausbildet, eine Fortsetzung des letzteren, nicht aber dessen Beseitigung oder Verneinung. Diese dialektischen „Finessen" ergeben überaus wichtige Schlußfolgerungen, die für eine richtige, auf objektives Studium der Wirklichkeit unter Anwendung der dialektischen Methode sich stützende Politik und Taktik von entscheidender Bedeutung sind.

Lenins Grundgedanke besteht somit in der Auffassung, daß der Imperialismus eine Fortsetzung des Kapitalismus sei, d. h. daß sich das Wesen, der Inhalt des Kapitalismus trotz der Veränderung seiner Form, sogar einer teilweisen Veränderung seines Inhaltes, nicht verändert habe, und der Imperialismus nicht eine Unterbrechung der Kontinuität der Entwicklung des alten Kapitalismus bedeute, sondern eine Fortsetzung des ununterbrochenen Prozesses der Wandlung des Kapitalismus auf dessen alter Grundlage, im gleichen Rahmen der freien Konkurrenz, der Warenproduktion usw. Der Imperialismus bilde somit nur ein Stadium des Kapitalismus, mag es auch ein höheres Stadium desselben sein.

Zum Belege unserer Darstellung sei ein längeres Zitat Lenins Buch über den Imperialismus entnommen. Es heißt da: „Der Imperialismus wuchs heran durch Entwicklung und unmittelbare Fortsetzung der grundlegenden Eigenschaften des Kapitalismus überhaupt. Der Kapitalismus wurde jedoch erst auf einer bestimmten, sehr hohen Entwicklungsstufe, als einige grundlegende Eigenschaften des Kapitalismus in ihr Gegenteil umzuschlagen begannen und sich auf der ganzen Linie Anzeichen einer Übergangsepoche vom Kapitalismus zu einer höheren gesellschaftlich-wirtschaftlichen Ordnung herausbildeten und offenbarten, zu einem kapitalistischen Imperialismus. Das ökonomisch Grundlegende in diesem Prozeß ist die Ablösung der kapitalistischen freien Konkurrenz durch die kapitalistischen Monopole. Die freie Konkurrenz bildet eine grundlegende Eigenschaft des Kapitalismus und der Warenproduktion überhaupt. Das Monopol hingegen bildet das direkte Gegenteil der freien Konkurrenz. Doch begann letztere sich vor unseren Augen in das Monopol zu verwandeln, wobei sie Großbetriebe ins Leben rief, Kleinbetriebe verdrängte, Großes durch Größtes ersetzte und die Konzentration der Produktion und des Kapitals in einem Maße steigerte,

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 13. S. 253—254.

daß aus ihr das Monopol: Kartelle, Syndikate, Trusts und das mit diesen sich verschmelzende Kapital eines Dutzends über Milliarden verfügender Banken, erwuchs und erwächst. Gleichzeitig beseitigen die Monopole dennoch nicht die freie Konkurrenz, aus der sie hervorgehen. Sie bestehen über ihr und neben ihr fort und erzeugen dadurch eine Reihe besonders scharfer und großer Widersprüche, Reibungen und Konflikte. Das Monopol bildet den Übergang vom Kapitalismus zu einer höheren Ordnung."*

Was sagt uns hier Lenin? Die konkrete Analyse der gegenwärtigen Epoche beweist, daß der Imperialismus eine direkte Fortsetzung des Kapitalismus ist, daß seine grundlegenden Eigenschaften, obgleich einige von ihnen in ihr Gegenteil umzuschlagen begannen, sich nicht verändert haben. Zu den grundlegenden Eigenschaften des Kapitalismus gehört die freie Konkurrenz. Das Monopol ist das direkte Gegenteil der freien Konkurrenz. Das Monopol ist ein Produkt, ein Ergebnis der freien Konkurrenz, es geht aus dieser hervor. Der auf der freien Konkurrenz begründete Kapitalismus gebiert im Verlaufe seiner eigenen Entwicklung unvermeidlich sein eigenes Gegenteil, das Monopol. Das aus der freien Konkurrenz hervorgegangene Monopol beseitigt erstere jedoch nicht, sondern besteht über ihr und neben ihr fort, wodurch besonders scharfe Widersprüche und Konflikte hervorgerufen werden.

Die Entwicklung des Kapitalismus zum Imperialismus stellt einen Übergang der Quantität in die Qualität dar, sagt Lenin. Es ist naturgemäß nicht möglich, Jahr und Tag dieser Verwandlung des Kapitalismus in den Imperialismus zu fixieren, aus dem einfachen Grunde, weil „alle Grenzen in der Natur und Gesellschaft bedingt und flüssig sind". Dessenungeachtet läßt sich im allgemeinen sagen, daß der Umschwung vom alten Kapitalismus zum neuen an der Grenze des XIX. und XX. Jahrhunderts erfolgte.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, hier alle grundlegenden Züge des Imperialismus zu betrachten. Wichtig ist nur, festzustellen, daß der Imperialismus oder, was dasselbe ist, der Kapitalismus in seiner höchsten Form eine Verbindung einander sich widersprechender Momente, ein Gemisch von Altem und Neuem, von freier Konkurrenz und Monopol, aber auf der Grundlage der freien Konkurrenz, darstellt. Gerade diese grundlegenden Momente und Widersprüche machen den Imperialismus zu einer Übergangsepoche zwischen dem alten Kapitalismus und dem Sozialismus. Oder, mit anderen Worten: Der Imperialismus ist, wie Lenin sich ausdrückt, der absterbende Kapitalismus, da die Beziehungen der Privatwirtschaft und des Privateigentums, die die Hülle der imperialistischen Phase des Kapitalismus bilden, dem Inhalt der vergesellschafteten Produktion nicht mehr entsprechen. Diese Hülle muß durch revolutionären Kampf gesprengt werden. Doch kann sie sich einige Zeit noch künstlich erhalten, eine Zeit, die die Periode der Zersetzung des Kapitalismus sein

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 13. S. 304—305.

wird. „Der Kapitalismus ist aus einem fortschrittlichen zu einem rückschrittlichen geworden. Er hat die Produktivkräfte soweit entwickelt, daß der Menschheit nur die Wahl bleibt, entweder zum Sozialismus überzugehen oder Jahre, ja Jahrzehnte hindurch den bewaffneten Kampf der „Großmächte" zum Zwecke einer künstlichen Erhaltung des Kapitalismus mit Hilfe von Kolonien, Monopolen, Privilegien und nationaler Knechtung aller Art zu dulden.*

VII.

Nachdem Lenin den ökonomischen Inhalt der gegenwärtigen Epoche klargelegt hatte, entwickelte er auf dieser Grundlage in unerreichter Meisterschaft sowohl den Inhalt des Weltkrieges als auch die durch den Krieg und den Imperialismus in den Vordergrund gerückten Aufgaben des Proletariats. „Der gegenwärtige Krieg trägt einen imperialistischen Charakter. Dieser Krieg ist durch die Verhältnisse einer Epoche geschaffen, in der der Kapitalismus die höchste Stufe seiner Entwicklung erreicht hat, von wesentlichster Bedeutung nicht nur die Warenausfuhr, sondern auch die Kapitalausfuhr geworden ist, die Kartellierung der Produktion und die Internationalisierung des Wirtschaftslebens bereits erhebliche Ausmaße erreicht und die Kolonialpolitik zu einer Aufteilung nahezu des gesamten Erdballs geführt hat, die Produktivkräfte des Weltkapitalismus über den beschränkten Rahmen nationalstaatlicher Sonderung hinausgewachsen und die objektiven Vorbedingungen für die Verwirklichung des Sozialismus völlig herangereift sind."**

Es ist natürlich, daß nur die Methode des dialektischen Materialismus eine richtige Vorstellung von der Natur einer jeden Erscheinung, somit auch von dem Charakter des Krieges zu geben vermag. Was stellt ein Krieg schlechthin dar? Lenin beantwortet die Frage im Geiste Clausewitz', der Krieg sei eine Fortsetzung der Politik mit anderen, d. h. gewaltsamen Mitteln. Jeder einzelne Krieg muß für sich, in seiner ganzen Eigenart, mithin im Zusammenhang mit der konkreten ökonomischen und der gesamten gesellschaftlichen Situation studiert werden, deren Ausdruck und Fortsetzung er ist. Es geht nicht an, zu sagen, jeder Krieg sei ein nationaler Befreiungskrieg. Die nationalen Befreiungskriege waren einst fortschrittliche Kriege. Sie stellten eine Fortsetzung des durch den aufsteigenden Kapitalismus eingeleiteten Zersetzungsprozesses aller reaktionären Reste des Feudalismus dar, die die Entwicklung der Produktivkräfte hemmten.

Der imperialistische Krieg stellt ebenfalls eine Fortsetzung der Politik dar. Doch hat sich der Charakter dieses Krieges in Verbindung mit der Veränderung der ganzen ökonomischen Struktur der Gesellschaft verändert. Im Laufe von Jahrzehnten führten die herrschenden Klassen der europäischen „Großmächte" eine „friedliche" Politik des Kolonialraubes, der Knechtung fremder Nationen und Unterdrückung der Arbeiterbewegung — eine Politik, die den

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 13. S. 95.
** Lenin, ebenda, S. 47.

neuen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprang. Diese Politik wird nun auch im Kriege der Gegenwart fortgesetzt.

Lenin forderte stets die historische Betrachtung jeder Erscheinung, die doch nicht plötzlich da sei, sondern das Ergebnis voraufgegangener Umstände darstelle. Von diesem historisch-dialektischen Standpunkt aus trat er auch an die Bewertung der verschiedenen Parteigruppierungen heran.

Studiert man mithin den Weltkrieg von 1914—1918 im Verlaufe seines Werdens und betrachtet man ihn nicht unabhängig von Raum und Zeit als einen bloßen Zusammenstoß verschiedener Staaten, so erkennt man auch seinen wahren Charakter. Dieselbe Politik, die seitens der Militärs, also mit gewaltsamen Mitteln, durchgeführt wird, gelangte jahrzehntelang auf dem Wege der Anwendung friedlicher Mittel zur Durchführung. Der Inhalt der Politik blieb der gleiche. Verändert hat sich nur deren Form. Somit hat sich hierbei nichts ereignet, was die Arbeiterklasse veranlassen müßte, eine radikale Änderung ihrer Politik in der Richtung einer Aussöhnung mit dem Kriege vorzunehmen.

Der Weltkrieg wurde, soweit er eine Fortsetzung der „friedlichen" Politik der herrschenden Klassen darstellte, jahrzehntelang vorbereitet. Er entsprang der Gesamtheit der Verhältnisse des imperialistischen Kapitalismus. Er konnte keine Unterbrechung der Kontinuität in der Entwicklung des Kapitalismus auf dessen höchster Stufe bedeuten, denn der auf der Herrschaft des Privateigentums beruhende Inhalt des Kapitalismus blieb derselbe. Der Übergang zum Sozialismus dagegen bedeutet keine Fortsetzung des Kapitalismus, sondern eine Revolution, einen Bruch mit demselben, den Übergang zu einem neuen Inhalt, zu einem neuen Verhältnis der Klassen, zur Beseitigung des Privateigentums. Auch der revolutionäre Krieg des Proletariats bildet keine Fortsetzung der Politik der herrschenden Klasse, sondern einen Bruch mit dieser Politik. Gleichzeitig stellt er jedoch eine Fortsetzung der Politik des revolutionären Proletariats dar, das Jahrzehnte hindurch die bürgerliche Gesellschaft bekämpft hat.

Man muß stets das eigentliche Wesen einer Erscheinung vom Scheinbaren und Äußerlichen, den Inhalt von der Form, zu unterscheiden wissen. „Wie soll aber das ‚wahre Wesen' des Krieges ermittelt, wie bestimmt werden?" — fragt Lenin und liefert auf der Stelle den methodologischen Schlüssel zur Lösung der Frage. „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik. Man muß die Politik der Vorkriegszeit studieren, die Politik, die zum Kriege führt und zum Kriege geführt hat. War die Politik imperialistisch, d. h. verfocht sie die Interessen des Finanzkapitals, das Kolonien und fremde Länder ausplündert und knechtet, so ist auch der aus dieser Politik hervorgehende Krieg ein imperialistischer Krieg. Handelte es sich um eine nationale Befreiungspolitik, d. h. eine solche, deren Ausdruck eine Massenbewegung gegen die nationale Knechtung ist, so ist auch der dieser Politik entspringende Krieg ein nationaler Befreiungskrieg."*

* Lenin, ebenda, S. 344.

Der Krieg von 1914—1918 bildet somit nur eine bestimmte Phase in der Entwicklung des imperialistischen Kapitalismus. Die abstrakte Behandlung des Krieges, wie jeder Erscheinung, vermag von der Erscheinung nur eine entstellte ideologische Vorstellung zu geben. Das konkrete Studium setzt in erster Linie eine historische Orientierung und eine Analyse der betreffenden Erscheinung in deren Zusammenhang mit allen übrigen Erscheinungen voraus. Soweit die Rede vom Kriege ist, ist es notwendig, das richtige Verhältnis der Epoche zum gegebenen Kriege klarzulegen. „Die Epoche 1789—1871 bildet eine besondere Epoche Europas. Man kann keinen einzigen der nationalen, für diese Zeit besonders typischen Befreiungskriege verstehen, ohne die allgemeinen Verhältnisse dieser Epoche erfaßt zu haben.“ *

Vom Standpunkte des Marxismus muß jede Epoche konkret betrachtet werden. In der Epoche 1789—1871 standen viele Großmächte an der Spitze des Kampfes um die Demokratie. Der imperialistische Charakter des Krieges von 1914—1918 wird durch die allgemeinen Verhältnisse der imperialistischen Epoche, durch die Umwandlung des Kapitalismus in den Imperialismus bestimmt. Der letzte Krieg ist seiner objektiven Bedeutung nach bereits kein Kampf mehr um die Demokratie, sondern umgekehrt, ein Kampf um die Knechtung der Völker, somit ein reaktionärer Krieg. Folgt etwa daraus, alle Kriege der Epoche 1789—1871 seien nationale Befreiungskriege gewesen? Ein Marxist, der dies behauptete, würde zur Schablonisierung herabsinken und die Methode des dialektischen Materialismus verraten, der ein konkretes Studium jedes einzelnen Krieges erfordert, denn wir wissen, daß es auch in der Epoche der nationalen Befreiung koloniale Kriege und Kriege reaktionärer Reiche untereinander gegeben hat.

Oder, folgt etwa daraus, daß es in der Epoche des Imperialismus nur imperialistische Kriege geben kann? „Das wäre eine unsinnige Behauptung und eine Unfähigkeit, eine bestimmte konkrete Erscheinung von der Gesamtheit der mannigfaltigen Erscheinungen der Epoche zu unterscheiden. Gerade darum sprechen wir ja von einer Epoche, weil eine solche Periode eine Summe mannigfaltiger, typischer wie nicht typischer, großer wie kleiner, fortgeschrittenen wie rückständigen Völkern eigenen Erscheinungen und Kriege umfaßt.“ **

Der Imperialismus, der alle rückständigen Völker in den Krieg hineinzieht, löst in ihnen nationale Befreiungsbewegungen aus, die vom Proletariat der fortgeschrittenen, imperialistischen Länder vertieft und gefördert werden, wobei die proletarische revolutionäre Bewegung ihrerseits in Gestalt der rückständigen Kolonialvölker, die für ihre nationale Befreiung kämpfen, einen Verbündeten erhält. Der nationale Krieg kann sich in einen imperialistischen verwandeln und umgekehrt, der imperialistische Krieg unter bestimmten Bedingungen zu einem nationalen Krieg werden. „Sich die Entwicklung der Weltgeschichte glatt und hübsch ordentlich

* Lenin, ebenda, S. 347.
** Lenin, ebenda, S. 347/348.

fortschreitend, ohne daß ab und zu gigantische Rückschläge erfolgen sollten, vorzustellen, ist undialektisch, unwissenschaftlich und theoretisch falsch." Doch rede man nicht von Verwandlungen schlechthin, sondern behandele sie auf Grund einer konkreten Analyse der sie bedingenden Situation und Entwicklung. Das ist es, was die Dialektik unserer Epoche von uns fordert.

Um also den Charakter einer Epoche und der ihr eigenen Kriege und aller möglichen anderen Prozesse zu verstehen, muß man zunächst das ‚wahre Wesen' der Epoche, jene grundlegenden Triebkräfte, die alle übrigen Erscheinungen bestimmen, klarlegen und sie ungeachtet aller Mannigfaltigkeit äußerer Erscheinungen zu einem einheitlichen Ganzen verbinden. Das ökonomische Wesen der gegenwärtigen Epoche läuft darauf hinaus, daß die Produktion in immer höherem Maße vergesellschaftet und auf dieser Grundlage die freie Konkurrenz durch das Monopol abgelöst wird. Der Krieg verschärft alle durch den Prozeß der Verwandlung des Kapitalismus in den Imperialismus erzeugten Widersprüche aufs äußerste. Ist der Krieg eine Fortsetzung der Politik, so wird die Politik, die vor dem Kriege verfolgt wurde, auch während des Krieges durchgeführt. Die sogenannte friedliche Epoche bereitet Kriege vor, die ihrerseits vorübergehend einen Frieden zur Folge haben. Sie erhält ihre Bewegung durch den gleichen ökonomischen Inhalt, durch das wahre Wesen, dessen mannigfaltige Äußerungen sie widerspiegelt. Der Friede bedingt die Kriege, die Kriege bedingen den Frieden — so gestaltet sich der Prozeß der Wechselwirkung, der durch das grundlegende „Wesen" oder den grundlegenden „Zusammenhang" bestimmt wird. „Friedensbündnisse", sagt Lenin, „bereiten Kriege vor und gehen ihrerseits aus Kriegen hervor. Sie bedingen einander und bewirken den Wandel in der Form des friedlichen und unfriedlichen Kampfes auf der gleichen Grundlage imperialistischer Zusammenhänge und Wechselbeziehungen von Weltwirtschaft und Weltpolitik." „Der Friede ist die Fortsetzung voraufgegangener Politik unter Registrierung derjenigen Veränderungen im Kräfteverhältnis der Gegner, die aus den militärischen Handlungen resultieren. Der Krieg an sich verändert nicht die Richtung, in der sich die Politik der Vorkriegszeit entwickelte, sondern beschleunigt nur diese Entwicklung."* So erfolgt auf der Grundlage des gleichen Wesens, des gleichen Inhalts, ein Wechsel der Formen, der das Wesen selbst nicht aufhebt. Somit dürfen wir uns durch diese oder jene äußere Form in bezug auf den Inhalt des Prozesses nicht täuschen lassen.

Die imperialistische Politik im Weltkriege machte sich die nationale Ideologie der Idee der Landesverteidigung zunutze. Das Bewußtsein bleibt bekanntlich hinter dem Sein zurück. Die nationale Ideologie als gesellschaftliche Form eines Bewußtseins, das einer anderen Epoche entspricht, der heutigen aber widerspricht, diente nichtsdestoweniger als Waffe zur Verteidigung des Imperialismus. Der Widerspruch zwischen dem imperialisti-

* Lenin, ebenda, S. 235 und 329.

schen Inhalt des Krieges und seiner ideologischen Form, die das wahre Wesen des Krieges verschleierte, wurde selbst durch die objektiven Verhältnisse bestimmt. Wie dem aber auch sei, die Völker glauben aufrichtig, daß sie ihr Blut für Freiheit und Demokratie vergossen, während sie in Wirklichkeit sich selbst neue Ketten schmiedeten.

Das ungeheure Verdienst Lenins besteht darin, daß er, ausgerüstet mit der marxistischen Methode des dialektischen Materialismus, diesen Betrug und Selbstbetrug entlarvte, indem er den Widerspruch und das Mißverhältnis zwischen dem Wesen und dessen Form, zwischen der ein Zerrbild der Wirklichkeit darstellenden Ideologie und dem von einer lebendigen Form eingehüllten realen Inhalt klarlegte. Die erste Aufgabe eines Marxisten bestand unter diesen Bedingungen in der Beseitigung der ideologischen Form, in der Enthüllung ihrer Verlogenheit und der Aufdeckung des wahren Inhalts des Krieges, was gleichzeitig bedeutete, das gesellschaftliche Bewußtsein, die Ideologie, mit dem objektiven Inhalt, dem gesellschaftlichen Sein, entsprechend in Einklang zu bringen. Das mußte naturgemäß zur Folge haben, daß die Massen eine höhere Stufe gesellschaftlichen Bewußtseins erklommen. Sie wurden sich der objektiven Wirklichkeit nun besser und vollständiger bewußt.

Das Predigen von Demokratie, von nationalem Programm, von demokratischem Frieden unter der Herrschaft des Imperialismus bedeutet für die fortgeschrittenen Länder eine rückläufige Entwicklung. Diese Predigt bildet eine reaktionäre Utopie, da für alle diese guten Dinge die objektiven Voraussetzungen fehlen. Der Natur des Krieges entspricht auch der Charakter des dem Krieg entspringenden Friedens. Unter den gegebenen objektiven Verhältnissen war nur ein imperialistischer Friede möglich, der denn auch in der Tat eingetreten ist.

Der sich entwickelnde Kapitalismus hatte zum ideologischen Überbau demokratisch-nationale Freiheitsideen. Die Verpflanzung dieser Ideologie auf einen völlig verschiedenen ökonomischen Boden, ihre Übertragung auf den imperialistischen Kapitalismus bedeutet die Rückkehr zur Vergangenheit. Europa befindet sich gegenwärtig im Stadium nicht eines aufgehenden, sondern eines niedergehenden, eines absterbenden Kapitalismus.

„1793—1848 stand die bürgerlich-demokratische Revolution objektiv auf der Tagesordnung in Frankreich, Deutschland, wie in ganz Europa. Dieser objektiven, historischen Lage der Dinge entsprach das „wahrhaft nationale", d. h. national-bürgerliche Programm der damaligen Demokratie, das Marx 1848 im Namen der gesamten fortschrittlichen Demokratie proklamiert hatte. Den feudal-dynastischen Kriegen standen damals objektiv revolutionär-demokratische Kriege, nationale Bauernkriege, gegenüber. Das war der Inhalt der historischen Aufgaben der Epoche."*

Was für die eine Epoche fortschrittlich sein kann, kann für eine völlig andere Epoche zum reaktionären Ideal werden. Der im-

* Lenin, ebenda, S. 445.

perialistische Kapitalismus bildet im Vergleich zum alten Kapitalismus, unter dem die freie Konkurrenz das ökonomische Wesen der Epoche ausmachte, einen gewaltigen Schritt vorwärts, denn er verwandelte die getrennten Kapitalisten in einen einzigen Kapitalisten und verwirklichte in einem Riesenmaßstabe die Konzentration oder Vergesellschaftung der Produktion, womit er die objektiven Vorbedingungen für den Übergang zum Sozialismus vorbereitete. Gerade darum aber widerspricht dem Imperialismus das Ideal einer bürgerlichen Demokratie von Grund aus. Der politische Überbau des Industriekapitalismus gerät in Widerspruch mit dem ökonomischen Inhalt des Imperialismus. Unter der Herrschaft des Finanzkapitals tritt an die Stelle der Demokratie die Oligarchie. Die Demokratie, um die die Bourgeoisie einst gekämpft, verwandelt sich nun in ihr eigenes Gegenteil. „Das Vorherrschen des Finanzkapitals gegenüber allen übrigen Kapitalformen bedeutet die Herrschaft der Rentiers und der Finanz-Oligarchie, das Hervortreten unter allen Staaten einiger weniger, die über eine Finanzmacht verfügen."

Wie innerhalb des Staates sich eine Herrschaft der Oligarchie etabliert, so entstehen auch international Rentierstaaten, die die schwächeren Staaten beherrschen. Demokratie und Gleichheit können in internationalen Beziehungen ebensowenig verwirklicht werden wie innerhalb eines jeden einzelnen Staates. Das sind objektive Tatsachen, und nur Utopisten vermögen von einer „friedlichen Demokratie" unter der Herrschaft des Imperialismus zu träumen.

„Den politischen Überbau der neuen Wirtschaft, des monopolistischen Kapitalismus (der Imperialismus ist ein monopolistischer Kapitalismus) bildet das Abschwenken von der Demokratie zur politischen Reaktion", sagt mit Recht Lenin. „Der freien Konkurrenz entspricht die Demokratie, dem Monopol entspricht die politische Reaktion. Der Finanzkapitalismus erstrebt Herrschaft, nicht Freiheit."* Der Imperialismus ist die „Verneinung" der Demokratie, der Ersatz der Demokratie durch die Oligarchie. Somit bedeutet Imperialismus in politischer Hinsicht Reaktion, in ökonomischer hingegen Fortschritt. Auch das zeigt uns einen der großen Widersprüche innerhalb des absterbenden Kapitalismus. Der monopolistische Kapitalismus verschärft alle Gegensätze in höchstem Maße. Diese Verschärfung der Gegensätze bildet jedoch die mächtigste Triebkraft der historischen Übergangsperiode. Zur Kennzeichnung dieser Epoche erteilen wir erneut Lenin das Wort: „Das Monopol, die Oligarchie, das Streben nach Herrschaft statt nach Freiheit, die Ausbeutung einer immer größeren Zahl kleiner, schwacher Nationen durch eine Handvoll reichster oder stärkster Nationen, all das erzeugte jene besonderen Merkmale des Imperialismus, die ihn als einen parasitären oder in Zersetzung begriffenen Kapitalismus erscheinen lassen. Immer mehr tritt als eine der Tendenzen des Imperialismus die Bildung eines „Rentierstaates", eines

* Lenin, ebenda, S. 353.

Wucherstaates, dessen Bourgeoisie von Kapitalausfuhr und Kuponschneiden lebt, in den Vordergrund. Es wäre ein Fehler anzunehmen, diese Zersetzungstendenz schlösse ein rasches Wachstum des Kapitalismus aus. Nein! Einzelne Industriezweige, einzelne Schichten der Bourgeoisie und einzelne Länder offenbaren in der Epoche des Imperialismus mehr oder minder stark bald die eine, bald die andere dieser Tendenzen. Im allgemeinen wächst der Kapitalismus ungleich rascher als früher. Doch wird dieses Wachstum nicht nur im allgemeinen ein immer ungleichmäßigeres, sondern die Ungleichmäßigkeit kommt auch im besonderen in der Zersetzung der kapitalkräftigsten Länder (England) zum Ausdruck."*

VIII.

Die Entwicklung des Kapitalismus als eines Ganzen hat die Zersetzung einzelner und selbst der stärksten Länder zur Folge. Die politische Reaktion und der ökonomische Fortschritt in Verbindung mit der gesamten Entwicklung des Kapitalismus rücken bestimmte praktische Aufgaben des revolutionären Proletariats in den Vordergrund. Der Marxist muß in erster Linie die allgemeine Richtung der Entwicklung feststellen. Von einer Wiederherstellung der Demokratie in einer Zeit wachsenden Imperialismus, bei dem die Finanzoligarchie ihre Herrschaft im wirtschaftlichen, also auch im politischen Leben befestigt, träumen, heißt Romantiker sein und von der Geschichte fordern, sie solle kehrtmachen, denn die politische Demokratie entspricht der Epoche der freien Konkurrenz. Doch vermag auf die Dauer niemand den Gang der Geschehte aufzuhalten. Die fortgeschrittenste Klasse muß sich alle Widersprüche im modernen Imperialismus vom Standpunkt der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse zunutze machen. Sie darf sich der ökonomischen Entwicklung nicht nur nicht entgegenstemmen, sondern muß, auf diese Entwicklung gestützt, und alle Errungenschaften derselben ausnützend, die Geschichte vorwärtstreiben. Die weitere Entwicklung aber führt zum Sozialismus, der die Überwindung der politischen Reaktion und gleichzeitig nicht eine Unterbrechung, sondern eine Beschleunigung des Entwicklungsprozesses bedeuten wird. Dies ist die objektive Lage der Dinge. „Die Vorwärtsentwicklung — wenn man mögliche, temporäre Rückschläge außer acht läßt — läßt sich nur in der Richtung einer sozialistischen Gesellschaft, einer sozialistischen Revolution, verwirklichen. Dem imperialistischen Krieg der Bourgeoisie, dem Kriege des hochentwickelten Kapitalismus, kann objektiv, vom Standpunkt der Vorwärtsentwicklung, vom Standpunkt der arbeitenden Klasse, nur ein Krieg gegen die Bourgeoisie widerstehen, d. h. vor allem ein Bürgerkrieg zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie um die Macht, ein Krieg, ohne welchen eine ernstzunehmende Vorwärtsbewegung nicht möglich ist, und hinterher unter bestimmten besonderen Vorbe-

* Lenin, ebenda, S. 333.

dingungen, ein etwaiger Krieg zum Schutze des sozialistischen Staates gegen bürgerliche Staaten."*

Somit bedeutet erst die proletarische Revolution, die Eroberung der politischen Macht durch die Arbeiterklasse zum Zwecke der Umgestaltung der Gesellschaft auf sozialistischer Grundlage, einen Durchbruch der imperialistischen Front, einen Sprung, eine Unterbrechung der Kontinuität, die Schaffung einer neuen Situation, bei der von einer Fortsetzung des Imperialismus schon keine Rede mehr sein kann. Im Gefolge der proletarischen Revolution erfolgt eine Wandlung nicht nur der äußeren Form, sondern auch der Grundlagen der Eigentumsverhältnisse, d. h. des eigentlichen Inhalts der gesellschaftlichen Beziehungen, des „wahren Wesens" der Erscheinungen, um in der Sprache der Philosophie zu reden, denn die Eroberung der Macht durch das Proletariat bedeutet die Aufhebung des Privateigentums, die Inbesitznahme der Banken, die Expropriation der Trusts u. dgl. Maßnahmen mehr. Lenin drückt diesen dialektisch-revolutionären Prozeß durch eine einfache, aber überaus prägnante Formel aus, die lautet: Nicht zum Handwerk oder vormonopolistischen Kapitalismus zurück, sondern über die Trusts hinweg vorwärts zum Sozialismus.

Demokratische Forderungen sind in unserer Epoche ohne die Verbindung mit der sozialistischen Revolution nicht zu verwirklichen, wie auch jede weitere Entwicklung der Produktivkräfte ohne den Übergang zur sozialistischen Produktionsweise unmöglich wird. Die proletarische Revolution befreit die Produktivkräfte von den Fesseln sie hemmender Produktivverhältnisse.

Diese Leninsche Analyse der gegenwärtigen Epoche, ihres inneren Gehalts und ihrer äußeren ideologischen Formen wie der aus dieser Epoche hervorgehenden imperialistischen Weltkriege, die ihrerseits die proletarische Revolution erzeugen, in deren Feuer die Diktatur des Proletariats und ein neuer Staatstypus geboren wird — diese ganze tiefschürfende Analyse stellt vom Standpunkte der Methode des dialektischen Materialismus eine der hervorragendsten Erscheinungen der gesamten marxistischen Weltliteratur dar.

IX.

Der Rahmen dieses Aufsatzes gestattet uns nicht, Lenins dialektische Behandlung der Frage des Verhältnisses der bürgerlich-demokratischen zur proletarischen Revolution, der Demokratie zur Diktatur, der formalen zur realen Freiheit (und Gleichheit), des nationalen Problems zum Internationalismus u. a. m. einer Untersuchung zu unterziehen. Wir möchten hier nur noch kurz auf die Leninsche Analyse des Zersetzungsprozesses innerhalb der alten Sozialdemokratie eingehen.

Jede Krise verschärft die bestehenden Gegensätze und enthüllt sie in ihrer ganzen Schärfe und Prägnanz. „Das erste und grundlegendste Gebot wissenschaftlicher Untersuchung im allgemeinen,

* Lenin, ebenda, S. 445.

Marxscher Dialektik im besonderen, erheischt vom Schriftsteller eine Prüfung der Zusammenhänge des gegenwärtigen Richtungskampfes im Sozialismus ... mit jenem Kampf, der Jahrzehnte hindurch vordem geführt wurde."*

Die Analyse der Frage nach den historischen Wurzeln des Sozialchauvinismus ergibt, daß der Sozialchauvinismus eine Fortsetzung des Opportunismus darstellt bzw. der Opportunismus im Gefolge der durch den Krieg erzeugten Krise zum Sozialchauvinismus geworden ist. Damit will Lenin sagen, daß der Sozialchauvinismus nicht etwa etwas wesentlich Neues, sondern lediglich eine bestimmte Form des Opportunismus, nämlich die Vollendung des bereits lange Zeit vor dem Kriege, im Laufe von Jahrzehnten im Kampfe gegen die revolutionären Elemente der II. Internationale entstandenen, alten Opportunismus darstelle. Der Opportunismus verkörpert die bürgerliche Politik innerhalb der Arbeiterbewegung. Er bildet den Ausdruck der gemeinsamen Interessen eines gewissen Teiles der Bourgeoisie und der mit dieser verbundenen, verbürgerlichten Teile der Arbeiterschaft gegen die Interessen der breiten Massen des Proletariats. Die friedliche Epoche von 1889—1914 hat der Sozialdemokratie ihren Stempel aufgedrückt. Sie ermöglichte es, umfassende Arbeiterparteien ins Leben zu rufen und die Arbeitermassen zu machtvollen gewerkschaftlichen Verbänden zusammenzufassen. Die Ausnutzung der bürgerlichen Legalität auf der einen Seite, die objektiven Verhältnisse zu Ende des XIX. und Anfang des XX. Jahrhunderts, die eine Arbeiteraristokratie und eine Parteibürokratie schufen, auf der anderen Seite, nährten den Opportunismus. „Der Krieg beschleunigte die Entwicklung, indem er den Opportunismus in den Sozialchauvinismus verwandelte und das versteckte Bündnis der Opportunisten mit der Bourgeoisie zu einem offenen machte. Die ökonomische Grundlage des Opportunismus und des Sozialchauvinismus ist die gleiche: die Interessen einer kleinen Schicht privilegierter Arbeiter und Kleinbürger, die ihre privilegierte Stellung, ihr „Recht" auf Brocken jenes Profits, den ihre nationale Bourgeoisie aus der Plünderung fremder Nationen, den Vorrechten ihrer Großmachtstellung etc. schlägt, verteidigen.

Der geistige und politische Inhalt des Opportunismus und des Sozialchauvinismus ist ein und derselbe: Zusammenarbeit der Klassen statt Klassenkampf, Verzicht auf Anwendung revolutionärer Kampfmittel, Unterstützung der „eigenen" Regierung, sobald sie in eine heikle Situation geraten, statt einer Ausnützung der Situation für die Revolution."**

Der Opportunismus opfert die Interessen der großen Mehrheit der Arbeiter den vorübergehenden und persönlichen Interessen einer verschwindenden Minorität. Der Opportunismus stellt das Bündnis dieser verschwindenden Minderheit von Arbeitern mit der Bourgeoisie gegen die Arbeiterklasse als Ganzes und deren dauernde Interessen dar. Der imperialistische Krieg entwickelt dieses Verhältnis weiter. „Ihre privilegierte Stellung als einer ‚Oberschicht'

* Lenin, ebenda, S. 103.
** Lenin, ebenda, S. 167.

des Kleinbürgertums oder einer Aristokratie (und Bürokratie) der Arbeiterklasse zu erhalten und zu befestigen — das allein bildet die Fortsetzung (von mir gesperrt A. D.) der kleinbürgerlich-opportunistischen Erwartungen, die sich an eine entsprechende Praxis während des Krieges knüpfen. Dies die ökonomische Grundlage des Sozialimperialismus unserer Zeit."*

Der Krieg hat dem Opportunismus bloß eine andere Form gegeben, hat ihn, wie sich Lenin ausdrückt, auf eine höhere Stufe emporgehoben, indem er dem Hauptstrom des Opportunismus eine ganze Reihe weiterer Zuflüsse zuführte. Kurz: „Der Sozialchauvinismus ist ein Opportunismus, der einen so hohen Reifegrad erreicht hat, daß ein Weiterbestehen dieser bürgerlichen Eiterbeule innerhalb der sozialistischen Partei in bisheriger Form unmöglich geworden ist."

Der Sozialismus trat zusammen mit dem Kriege in eine neue Phase seiner Entwicklung ein, die Phase der revolutionären Aktionen. Der aus einer verhältnismäßig friedlichen Epoche stammende Opportunismus ist mit seiner nationalen Bourgeoisie verwachsen und daher zu revolutionären Taten unfähig. Der Übergang zu revolutionären Aktionen wird erst möglich auf dem Wege einer Zerstörung der alten Partei, einer voraufgegangenen Revolution innerhalb der proletarischen Parteien selbst. Fähig, dies zu vollbringen, ist dagegen der revolutionäre Flügel der alten Arbeiterparteien, der sich auf seine Rolle im Laufe von Jahrzehnten durch den Kampf gegen den Opportunismus und den Klassenkampf gegen die Bourgeoisie ebenfalls vorbereitet hat. Der Opportunismus blickt auf eine lange Entwicklungsgeschichte des Entstehens, Wachsens, Reifens und „Überreifens", wie sich Lenin ausdrückt, zurück. Der Opportunismus hat nun einen solchen „Reifegrad" erreicht, daß er sich bereits als eine rein bürgerliche Bewegung, die die Interessen der Arbeiterklasse verraten hat, selbst entlarvt hat.

Der Opportunismus ist wirtschaftlich, sozialpolitisch und ideologisch mit dem modernen Imperialismus und nationalen Staat verwachsen, woraus sich auch die Ideologie der Vaterlandsverteidigung und der Rechtfertigung des Krieges erklärt. Damit wird aber der Opportunismus oder der Sozialchauvinismus als der vollendete Ausdruck des ersteren zur Ideologie der Bourgeoisie in den Reihen der Arbeiterklasse.

Die ganze Vorgeschichte des Opportunismus bestätigt diesen Schluß. Darum erfordern die wirklichen Interessen der Arbeiterklasse als eines Ganzen die Entfernung dieses bürgerlichen Geschwürs aus ihrer Mitte.

Auch der revolutionäre Marxismus hat seine Geschichte, die indessen von der Geschichte des Opportunismus sich grundsätzlich unterscheidet. Der revolutionäre Flügel der proletarischen Parteien stellt der Klassenharmonie den unversöhnlichen Klassenkampf, der Vaterlandsverteidigung den proletarischen Internationa-

* Lenin, ebenda, S. 166.

lismus, dem Burgfrieden den Bürgerkrieg, der Erhaltung der Einheit der Partei mit dem Opportunismus die Zerstörung der alten Internationale und Schaffung einer neuen, die fähig ist, das Weltproletariat in den Kampf um den Sozialismus zu führen, entgegen.

X.

Wir haben nun gesehen, wie Lenin bei der Analyse einzelner Erscheinungen die dialektische Methode handhabt. Marx und Engels nannten mit Hegel die Methode die Seele eines wissenschaftlichen Gedankensystems. Lenin schließt sich hierin unseren großen Lehrmeistern an. Lenins Siege an allen Fronten, insbesondere an der theoretischen Front, entspringen vor allem, wenn nicht ausschließlich, einem erstaunlichen Vermögen, die dialektische Methode richtig zu handhaben, sie insbesondere bei der Analyse jeder noch so unscheinbaren Erscheinung hervorragend sicher zu gebrauchen.

Für heute begnügen wir uns damit, angesichts unserer vollkommenen Übereinstimmung mit Lenin, einige seiner Gedanken auch über diesen Punkt zu erwähnen. In seinem bekannten Artikel „Über die Bedeutung des streitbaren Materialismus“* empfiehlt Lenin ein systematisches Studium der Hegelschen Dialektik vom materialistischen Standpunkt.

„Gewiß ist“, schreibt Lenin, „ein solches Studium, ein solches Erläutern, eine solche Propaganda Hegelscher Dialektik keine leichte Sache, und die ersten Versuche in dieser Richtung werden zweifellos mit Fehlern behaftet sein. Doch fehlerfrei ist nur der, der nichts tut. Gestützt auf die von Marx befolgte Anwendung der materialistisch erfaßten Dialektik Hegels können und müssen wir diese Dialektik nach allen Richtungen hin ausarbeiten (von mir gesperrt A. D.), in unserer Zeitschrift aus den wichtigsten Werken Hegels Auszüge publizieren und unter Anführung von Beispielen der Anwendung der Dialektik durch Marx wie auch von Beispielen ökonomischer und politischer Dialektik, wie sie uns die moderne Geschichte, besonders der moderne imperialistische Krieg und die Revolution in so ungewöhnlich reichem Maße bieten, diese Hegelsche Dialektik in die Sprache des Materialisten übersetzen. Die Redakteure und Mitarbeiter der Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus“ sollten unseres Erachtens eine Art „Gesellschaft materialistischer Freunde der Hegelschen Dialektik“ repräsentieren. Der moderne Naturforscher wird in der materialistisch erfaßten Dialektik Hegels (wenn er nur sucht, und wir es lernen, ihm hierbei behilflich zu sein) eine ganze Reihe von Antworten auf jene philosophischen Fragen finden, die die gegenwärtige Revolution in der Naturwissenschaft aufwirft, und die die Anbeter bürgerlicher Moden sich auf die Seite der Reaktion schlagen läßt.“

* Vgl. diese Zeitschrift. Heft 1. März 1925. S. 16. (Irrtümlicherweise ist der Aufsatz Lenins unter dem Titel „Unter dem Banner des Marxismus“ erschienen.)

Lenin, der die außerordentliche Bedeutung der Dialektik voll anerkannte, empfiehlt somit, zum Unterschied von manchen anderen Marxisten, die Hegelsche Dialektik vom materialistischen Standpunkte aus zu propagieren und auszuarbeiten und sie durch Beispiele Marxscher Dialektik, wie auch ökonomischer und politischer Dialektik, wozu der gegenwärtige imperialistische Krieg und die Revolution uns reiches Material liefern, zu kommentieren. Wir haben in vorliegendem Artikel versucht, durch einige Beispiele der von Lenin selbst an Hand der Probleme des Imperialismus, des Krieges und einiger anderer Erscheinungen der neuesten Geschichte geübten Dialektik die Anwendung der dialektischen Methode zu beleuchten.

Wenn Marx und Engels von der dialektischen Methode als der Seele eines „Systems", als der „Form" eines Inhalts sprachen, so gingen sie davon aus, daß die Methode des dialektischen Materialismus die Algebra der Natur und der Geschichte darstellt und sie die Gesamtheit der Zusammenhänge der Erscheinungen und der allgemeinen Bewegungsgesetze, die der Natur wie der menschlichen Gesellschaft eigen sind, erfaßt. Die Methode des dialektischen Materialismus zeigt, wie man an das wissenschaftliche Studium der Erscheinungen heranzutreten hat. Ersetzen wir die algebraischen Ausdrücke durch arithmetische Größen oder, anders ausgedrückt, wenden wir die Methode des dialektischen Materialismus auf bestimmte, konkrete Erscheinungen an, so decken wir damit die wirklichen Ursachen und Zusammenhänge eines bestimmten Inhaltes auf. Den Inhalt aber der „Form" unterordnen, bedeutet nun andererseits, den konkreten Inhalt durch dessen Zusammenhang, dessen Beziehung, durch die einzig richtige Methode des dialektischen Materialismus, zu erfassen.

Wir könnten nun als allgemeines Resumé alle „arithmetischen" Größen auf einen algebraischen Ausdruck als eine allgemeine wissenschaftliche Formulierung eines realen Inhalts zurückzuführen. Doch haben sich unsere Ausführungen ohnehin schon zu sehr in die Länge gezogen.

Zum Schluß scheint es uns am Platze, eine allgemeine Charakteristik des Marxismus anzuführen, die uns Lenin hinterlassen. „Marx' Lehre", sagt Lenin, „entstand als eine unmittelbare Fortsetzung der Lehren der hervorragendsten Vertreter der Philosophie, politischen Ökonomie und des Sozialismus. Die Marxsche Lehre ist allmächtig, weil sie richtig ist. Sie ist erschöpfend und geschlossen und gibt den Menschen eine einheitliche Weltanschauung, die jedem Aberglauben, jeder Reaktion, jeder Rechtfertigung bürgerlicher Knechtung widerstreitet. Sie ist der vollendete Erbe des Besten, was die Menschheit im XIX. Jahrhundert in Gestalt der deutschen Philosophie, der politischen Ökonomie und des französischen Sozialismus geschaffen hat."*

Der Marxismus ist ein durch die Dialektik bereicherter philosophischer Materialismus. „Die Dialektik schließt jedoch in der Auf-

* Lenin, Gesammelte Werke, Bd. 12, Teil II. S. 55.

fassung Marx' und ebenso Hegels", betont Lenin mit Recht, „die Erkenntnistheorie in sich, die ihren Gegenstand ebenfalls historisch zu betrachten hat, indem sie den Ursprung und die Entwicklung der Erkenntnis, den Übergang vom Nichtwissen zum Wissen studiert und verallgemeinert." Marx hat den Materialismus vollendet, indem er ihn auf die Erkenntnis der menschlichen Gesellschaft ausdehnte. In dieser Hinsicht bildet der historische Materialismus die größte Errungenschaft menschlichen Geistes.

Die Dialektik ist die Lehre von der Entwicklung in ihren tiefstem, von Einseitigkeiten freiem Sinne. Sie ist die Lehre von der Relativität alles menschlichen Wissens, das eine Widerspiegelung der sich ewig entwickelnden Materie darstellt. Die modernen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften (Radioaktivität, Elektronen, Verwandlung der Elemente) bestätigen die Richtigkeit des dialektischen Materialismus. Geschichte und Politik wurden dank Marx' Lehre zum ersten Mal zur Höhe theoretischer Wissenschaft emporgetragen, einer Wissenschaft, die uns lehrt, wie Gesellschaftsordnungen sich in andere, höhere Gesellschaftsordnungen durch die Entwickelung der Produktivkräfte verwandeln. Die materialistische Dialektik schließt, um mit Marx zu reden, in die positive Erkenntnis des Bestehenden zugleich auch die Erkenntnis der Negation des Bestehenden, seines notwendigen Vergehens und Ersatzes durch eine neue, höhere Form des Seins ein.

Die Dialektik leugnet die Existenz absoluter Wahrheiten. Sie lehrt uns den Wandel der Gegensätze und die Rolle der Krisen in der Geschichte begreifen. „Eklektiker und Opportunisten ersetzen die Revolution durch „Übergänge", sagt Lenin. Den wahren Übergang jedoch von dem Staate als einem Organ der Herrschaft der Kapitalistenklasse zu dem Staate als einem Organ der Herrschaft des Proletariats bildet die Revolution.

So bildet die Marxsche Philosophie einen vollendeten Materialismus, der der Menschheit und vor allem dem Proletariat mächtige Erkenntnis- und Kampfesmittel geliefert hat.

Der Leninismus aber ist nichts anderes als der auf eine neue historische Situation bezogene Marxismus. Der Leninismus ruht auf dem gleichen allgemein-theoretischen, philosophischen und methodologischen Fundament wie der Marxismus.

N. BUCHARIN

DER IMPERIALISMUS UND DIE AKKUMULATION DES KAPITALS*

Drittes Kapitel

Die allgemeine Theorie des Marktes und die Krisen

Bevor wir zur Analyse der Widersprüche des Kapitalismus übergehen, müssen wir, sei es auch nur kurz, auf das Fazit unserer Analyse der Einstellung der Gen. R. L. vom Standpunkt der Theorie des Marktes aus eingehen. Wir haben den Vorgang der erweiterten Reproduktion und den Prozeß der Realisierung des Mehrwertes als eines der unerläßlichen Momente dieser Reproduktion untersucht und sind alles in allem zu einer Formulierung gelangt, die Marx in klassischer Klarheit mit folgenden Worten wiedergibt: „...Diese Grenzen der Konsumtion werden erweitert durch die Anspannung des Reproduktionsprozesses selbst; einerseits vermehrt sie den Verzehr von Revenue durch Arbeiter und Kapitalisten, andererseits ist sie identisch mit Anspannung der produktiven Konsumtion."**

Man muß sich den ganzen Unterschied in der Fragestellung bei Marx und Rosa Luxemburg deutlich vergegenwärtigen. Bei Marx ist Akkumulation möglich, ist Realisierung möglich, ist erweiterte Reproduktion möglich. Diese Prozesse verlaufen jedoch nicht glatt, sondern vollziehen sich in Widersprüchen, und zwar sowohl solchen, die sich in den permanenten Schwankungen des kapitalistischen Systems offenbaren, als auch anderen, die sich in dessen stürmischen Erschütterungen äußern. Schließlich stellt der Prozeß der kapitalistischen Reproduktion selbst eine erweiterte Reproduktion der kapitalistischen Widersprüche dar. Ganz anders bei Rosa Luxemburg. Bei ihr ist, sofern es sich um eine rein kapitalistische Gesellschaft handelt, sowohl eine Realisierung des Mehrwertes als auch eine Akkumulation und erweiterte Reproduktion überhaupt unmöglich, gewissermaßen von vornherein, a priori unmöglich. Das, was bei Marx in der Form von „Sprüngen" und Krämpfen des kapitalistischen Systems, von Explosionen der Widersprüche (Krisen der Überproduktion) erscheint, ist bei Rosa, dem Wesen der Sache nach, eine jedem beliebigen Zeitpunkt des industriellen Kreislaufes eigene ständige Erscheinung.

---

* Fortsetzung und Schluß.

** Marx, Kapital, Bd. III, 2, pag. 20. Hamburg 1919. Der Leser beachte, daß das Zitat dem dritten Bande des „Kapital" entnommen ist, der laut Rosa Luxemburg, Tugan-Baranowsky und vielen anderen den Schemata des zweiten Bandes entgegengesetzte Elemente enthalten soll.

Diese Auffassung ist längst von Marx widerlegt. „Man muß hier", schrieb Marx, „unterscheiden. Wenn Smith den Fall der Profitrate aus Überfülle von Kapital, Akkumulation von Kapital erklärt, so handelt es sich um eine permanente Wirkung, und dieses ist falsch. Dagegen transitorische Überfülle von Kapital, Überproduktion, Krise ist etwas anderes. Permanente Krisen gibt es nicht."*

Es sei hierbei auch die interessante Tatsache erwähnt, daß Gen. Lenin bereits mehrere Jahre vor der Herausgabe der Marxschen „Theorien über den Mehrwert" einen vollkommen gleichen Standpunkt vertreten hat. „Ich habe nirgends gesagt," schrieb Lenin, „daß dieser Widerspruch (nämlich der Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion. N. B.) immerzu** (von Lenin gesperrt. N. B.) ein überschüssiges Produkt erzeugen muß." In einer Fußnote dazu präzisierte er seine Ansicht wie folgt: „Ich betone: immerzu, denn eine zeitweilige*** Produktion von überschüssigem Produkt (Krisen) ist in der kapitalistischen Gesellschaft infolge der Störung der Proportionalität unter den verschiedenen Industriezweigen unvermeidlich. Ein gewisser Stand der Konsumtion aber bildet eines der Elemente der Proportionalität."†

Somit ist es methodologisch durchaus zulässig, das Problem zunächst unter Ausschaltung der Krisen zu untersuchen, worauf dann auch diese unbedingt analysiert werden müssen.

Wir haben also gesehen, daß die „Grenzen der Konsumtion" durch die Produktion selbst erweitert werden, die: 1. das Einkommen der Kapitalisten, 2. das Einkommen der Arbeiterklasse (zusätzliche Arbeiter) und 3. das konstante Kapital der Gesellschaft (die als Kapital fungierenden Produktionsmittel) vermehrt. Wir hatten bereits Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß Rosa Luxemburg diese Lösung der Frage, als dem Standpunkt Tugan-Baranowskys entsprechend, verwirft. An und für sich wirkt nun dieses Argument nicht gerade überzeugend. Meinte doch schon Marx von den bürgerlichen Ökonomen, es könne zuweilen „selbst eine blinde Sau eine Eichel finden". Da jedoch die Auffassung Rosa Luxemburgs in diesem Punkte von ziemlich vielen geteilt wird, überdies eine klare Kritik der Tugan-Baranowskyschen Theorie des Marktes noch nicht gegeben worden ist, so scheint es uns am Platze, auf die Theorie dieses Ökonomen einzugehen. Von ihm „abzurücken", erscheint uns um so notwendiger, als bei einem solchen Abrücken auch die Fehler der Genossin Rosa Luxemburg um so schärfer ans Tageslicht treten werden, vor allem aber unsere eigene Einstellung dadurch an Präzision gewinnen wird.

Marx hat in die Frage der Reproduktion des gesellschaftlichen Kapitals vor allem dadurch Klarheit gebracht, daß er das seit den Zeiten Adam Smiths herrschende Dogma von der Zerlegung des

* K. Marx, Theorien über den Mehrwert, Stuttgart 1921. Bd. II, 2, pag. 269, Fußnote. Der letzte Satz von uns gesperrt. N. B.

** Im Russischen steht als entsprechendes Wort „systematisch". D. Übers.

*** Russisch entsprechend „unsystematische". D. Übers.

† Wladimir Iljin, Antwort an Herrn P. Neschdanow. „Schisn" Nr. 12, Dezember 1899. Erneut abgedruckt in N. Lenin, Gesammelte Werke, Bd. II, pag. 498 (russisch).

Wertes des Produkts in Einkommen, und nur in Einkommen, aufs genaueste zerpflückte und zerstörte. Die Analyse von Marx hat gezeigt, daß dieses „Dogma" das konstante Kapital außer acht läßt. Die Wiederherstellung des konstanten Kapitals und Erzeugung von zusätzlichem konstanten Kapital bilden zusammen den wichtigsten Teil des Prozesses der erweiterten Reproduktion. Überdies steht dieser Punkt in unmittelbarer Beziehung zur Theorie des Marktes, denn neben dem Konsumentenmarkt tritt in zunehmendem Maße der Markt der Produktionsmittel in Erscheinung, der nicht der persönlichen, sondern der produktiven Konsumtion entspricht. Desgleichen besitzt dieser Umstand eine entscheidende Bedeutung auch für die Theorie der Akkumulation des Kapitals, da die Akkumulation des Kapitals eine Zunahme des konstanten Kapitals, und zwar in einem im Vergleich zum variablen Kapital progressiven Verhältnis voraussetzt. Und so weiter und so fort. Darum kehrte Marx mit Recht immer wieder zu diesem Thema zurück, was Gen. Rosa Luxemburg schlechterdings nicht begreifen kann.

Herr Tugan-Baranowsky nimmt diese vollkommen richtige These zum Ausgangspunkt und beginnt sie zu „vertiefen".

> „Aus der schematischen Untersuchung der kapitalistischen Wirtschaft als einer gesellschaftlichen Einheit", schreibt er, „folgt unvermeidlich, daß der Umfang des Marktes in der kapitalistischen Wirtschaft keineswegs durch den Umfang der gesellschaftlichen Konsumtion bestimmt wird. Das gesellschaftliche Produkt besteht nicht nur aus Konsumtionsmitteln, sondern auch aus Produktionsmitteln. Wird der Arbeiter durch die Maschine ersetzt, so geht die gesellschaftliche Nachfrage nach Konsumtionsmitteln natürlich zurück. Dafür aber wächst die Nachfrage nach Produktionsmitteln. Ebenso geht bei der Umwandlung des Einkommens des Kapitalisten aus einem Fond persönlicher Konsumtion in Kapital die Nachfrage nach Konsumtionsmitteln zurück, während dafür die Nachfrage nach Produktionsmitteln wächst. Im allgemeinen ist bei einer proportionierten Verteilung der gesellschaftlichen Produktion kein wie immer gearteter Rückgang der Konsumentennachfrage imstande, zu bewirken, daß das allgemeine Angebot von Produkten auf dem Markte die Nachfrage nach diesen überschreitet."* (Von T.-B. gesperrt. N. B.)

* M. J. Tugan-Baranowsky, Die periodischen industriellen Krisen, 4. Aufl. Verlag der literarischen Konsumgenossenschaft beim Smolensker Gouvernements-Komitee, Smolensk 1923, pag. 205 (russisch). — Übrigens ist diese Ausgabe mit einem von universeller Ignoranz zeugenden Vorwort des Gen. W. Smuschkow versehen, laut welchem die Marxisten die These ablehnen, daß die kapitalistische Produktion „sich selbst einen Markt schafft", Marx „keine legal (?!) und detailliert (?!) ausgearbeitete Lehre von den Krisen" gegeben habe u. dgl. m. Es scheint, daß sich bei uns eine Reihe von Auch-Theoretikern breit zu machen beginnt, die in ihren Erzeugnissen glauben sich lediglich von der Überzeugung leiten lassen zu müssen, daß Kühnheit allein schon Berge versetze.

Diese Stelle allein enthält implizite bereits alle logischen Widersprüche der „Theorie" Tugan-Baranowskys, ihre ganze „Originalität" und „Paradoxalität", deren Wesen in der Behauptung besteht, daß zwischen dem Konsumentenmarkt und der gesellschaftlichen Produktion keinerlei notwendige Verbindung gegeben sei.

Das angeführte Zitat übergeht jedoch eine auf den ersten Blick unbedeutende „Kleinigkeit", die indessen für die Sache entscheidend ist. Herr Tugan-Baranowsky stellt folgende Reihe von Behauptungen auf: Die Maschine ersetzt den Arbeiter, die Konsumtion der Maschine tritt an die Stelle der Konsumtion des Menschen — und fertig ist die Laube. Eines kompensiert das andere, die Bilanz ist aufgestellt und die Emanzipation des vierten Standes durch eine Emanzipation der Produktion der Produktionsmittel ersetzt, die sich ein für allemal von der Produktion von Konsumtionsmitteln losgerissen hat. Mag es nun zur Hebung des Ansehens des verstorbenen Apologeten der Bourgeoisie auch nicht gerade beitragen, so muß dessenungeachtet konstatiert werden, daß sich Herr Tugan-Baranowsky hier einfach eine Gaunerei erlaubt hat, denn er ist der allerwesentlichsten Frage ausgewichen. Wenn nämlich eine Maschine eingesetzt wird, so hat das auch eine Erweiterung der Produktion von Produkten zur Folge, die mit Hilfe dieser Maschine produziert werden. Was geschieht nun mit diesen Produkten? In welchem Verhältnis steht der Wert der eingesetzten Maschine zum Wert dieser Produkte? Mit anderen Worten und vom Standpunkt des Marktes betrachtet: in welchem Verhältnis steht der Markt der Produktionsmittel zum Konsumentenmarkt? Auf die beiden ersten Fragen gibt uns Tugan keine Antwort. Er unterschlägt einfach die grundlegende Frage, sodaß es nicht weiter verwunderlich ist, daß er zu der „paradoxalen Schlußfolgerung" gelangt, auf die er, nota bene, nicht weniger stolz ist als der Neger auf seinen Nasenring: die Produktion sei vom Konsumentenmarkt unabhängig, da es einen Produktionsmittelmarkt gebe.

Versuchen wir einmal, der Sache auf den Grund zu gehen. Man kann die Struktur des Marktes von zwei gänzlich verschiedenen Gesichtspunkten aus untersuchen.

Erstens. Nehmen wir das gesellschaftliche Kapital in seiner Warenform, den „Warenbrei" der Gen. Rosa Luxemburg. In sachlicher Hinsicht zerfällt dieser Warenbrei in zwei große Abteilungen, einerseits Produktionsmittel, andererseits Konsumtionsmittel.

Somit haben wir es hier mit einer Koexistenz verschiedener Waren und ihnen entsprechender Produktionszweige zu tun. Bei solcher Betrachtung erscheint der notwendige technisch-ökonomische Zusammenhang zwischen den verschiedenen Produktionszweigen versteckt, verschleiert und unsichtbar. Es ist ohne weiteres klar, warum dem so ist. Denn die Produktionsmittel hier sind nicht jene Produktionsmittel, mit deren Hilfe die koexistierenden Konsumtionsmittel produziert worden sind. Unsere Produktionsmittel werden der Produktion von Konsumtionsmitteln erst beim nächsten Umschlag des Kapitals dienen. Ebenso verhält es sich mit den Konsumtionsmitteln, denn die ihnen entsprechenden Produktionsmittel

sind schon verbraucht worden und fehlen daher auf dem Markte; ihr Wert (ob voll oder nur teilweise, ist in diesem Zusammenhange irrelevant) ist auf die Konsumtionsmittel übergegangen und in ihnen aufgegangen. So vermag unser Warenbrei und der von dieser Seite her betrachtete Markt die Frage des notwendigen Zusammenhanges zwischen den verschiedenen Produktionszweigen nicht nur nicht zu erhellen, sondern sie nur zu verdunkeln.

Zweitens. Der zweite Gesichtspunkt geht gerade von der Untersuchung des wechselseitigen Zusammenhanges der verschiedenen Produktionszweige aus. Von diesem Gesichtspunkte aus haben wir es mit einer Beziehung zu tun, bei der eine Reihe wechselseitig miteinander verbundener produktionsverwandter Zweige bestehen. Jeder Zweig bietet dem anderen das Rohmaterial, bis wir über eine Reihe von Stufen zum fertigen, zur unmittelbaren Konsumtion geeigneten Produkt gelangen.

Hier ist — in vollem Einklang mit der Wirklichkeit — der gesamte Produktionsapparat der Gesellschaft, im Grunde genommen, nichts anderes als ein Apparat zur Produktion menschlicher Konsumtionsmittel. Die die Produktionsmittel erzeugenden Zweige, mögen sie an sich auch noch so groß sein, erscheinen als Vorstufen der Produktion von Konsumtionsmitteln. Die entwickelte Produktion, die kapitalistische inbegriffen, verschleiert diese Tatsache, da, wie das auch Marx schon präzis festgestellt hat, die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Zweige (als Stufen eines dem Wesen nach einheitlichen Prozesses der Produktion von Konsumtionsmitteln) durch deren räumliche Anordnung ersetzt wird. Das Produkt befindet sich gleichzeitig in verschiedenen Stadien seiner Herstellung. Es handelt sich also nicht um eine jeweilig aus ihren Anfängen abzuleitende Entwicklung, nicht um ein ab ovo, wie Marx sich ausdrückt. Der Prozeß vollzieht sich nicht etwa in der Weise, daß zunächst z. B. nur Erz, Kohle oder Baumwolle gewonnen würden, worauf dann nur Maschinen, weiter nur Garn, endlich nur Leinen usw. hergestellt würden. Nein, alle diese Zweige wirken gleichzeitig. Dieser Umstand vermag indessen die Existenz eines ganz bestimmten Abhängigkeitsverhältnisses unter ihnen, d. h. einer Abhängigkeit der verschiedenen Zweige, die Produktionsmittel, und solcher, die Konsumtionsmittel herstellen, voneinander keineswegs zu annullieren.

Daraus folgt, daß es in der Frage des Marktes durchaus unzulässig ist, sich mit dem zuerst angeführten Standpunkt zu begnügen, d. h. den Markt unabhängig von den Zusammenhängen der verschiedenen Produktionszweige untereinander zu untersuchen. Herr Tugan-Baranowsky dagegen steht, allen seinen „Schemata" zum Trotz, im Grunde genommen just auf dem Standpunkt der Fragestellung ersterer Fassung. Wir wollen versuchen, das ausführlicher zu belegen, obwohl Herr Tugan-Baranowsky ein solches Durcheinander verzapft hat, daß es zu dessen systematischer Widerlegung eines eigenen Traktates bedürfte.

Betrachten wir das Problem etwas näher. Auf dem Markte figurieren jedesmal gewisse Mengen von Produktions- und Konsum-

tionsmitteln. In bezug auf den Wert nimmt der Anteil der Produktionsmittel relativ zu, der Anteil der Konsumtionsmittel relativ ab. Das unterliegt keinem Zweifel. Ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß ein immer größerer Anteil der gesamten gesellschaftlichen Arbeit auf die Produktion von Produktionsmitteln entfällt. Soweit Herr Tugan-Baranowsky mit wichtiger Miene diese Wahrheiten breittritt, bestiehlt er lediglich Marx. Anders steht es dagegen um seine „Vertiefung" der Marxschen Gedanken, die ja gerade die „originelle" Seite der Anschauungen Tugan-Baranowskys ausmacht.

Also: der Anteil der Produktionsmittel zeigt in bezug auf den Wert eine relative Zunahme. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß — in Produkten ausgedrückt — auch eine ungeheure Vermehrung der Konsumtionsmittel erfolgt. Je höher die organische Zusammensetzung des Kapitals und die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit, desto größer ist auch die Masse der Konsumtionsprodukte, die auf den Markt geworfen wird. Dabei sinkt der Wert der einzelnen Einheit des Produktes. Wenden wir das auf die oben zitierte Stelle aus Tugan an (auf das Beispiel mit dem Einsetzen der Maschine), so dreht es sich in diesem Falle nicht nur darum, daß der Fleisch konsumierende Arbeiter verschwunden und durch die Kohle konsumierende Maschine ersetzt worden ist, sondern auch darum (was nicht nur nicht weniger wichtig, sondern sogar noch wichtiger ist), daß große Warenmassen jener Produkte auf den Markt geworfen werden, die mit Hilfe der neuen Maschine hergestellt werden. Übrigens führt uns das bereits über den Rahmen der Fragestellung in der ersten Fassung hinaus. Das versteht Tugan nicht. Er schreibt:

> „Dabei entsteht jedoch keinerlei überschüssiges Produkt, da in diesem Fall die Nachfrage nach Produktionsmitteln die Nachfrage nach Konsumtionsmitteln vollkommen ersetzt. Bedarf doch diese Maschine, um arbeiten zu können, ebenso wie der Arbeiter, gewisser wirtschaftlicher Auslagen. Ist z. B. in der Produktion eines bestimmten Produkts der Arbeiter durch die Maschine verdrängt worden, so geht die gesellschaftliche Nachfrage nach Konsumtionsmitteln für die Arbeiterklasse zurück, während dagegen die Nachfrage nach den Maschinen selbst und allem, was zur Arbeit derselben erforderlich ist (wie Heizmaterial, Schmieröl usw.), zunimmt. Im Gesamtergebnis wird der Warenmarkt keineswegs eingeschränkt. Es ändert sich lediglich die Art der vom Markt erheischten Waren. Auf diese Weise wird eine Zunahme des gesellschaftlichen Reichtums (der sich in der Menge der Produkte, über die die Gesellschaft verfügt, ausdrückt) bei gleichzeitigem Sinken des gesellschaftlichen Einkommens möglich."* (Von T.-B. gesperrt. N. B.)

Wir haben bereits erwähnt, daß die unvermeidliche Folge der Einführung der Maschine in der Produktion „eines bestimmten Pro-

* Tugan-Baranowsky, op. cit. pag. 205.

duktes" das Anwachsen der Masse dieses „bestimmten Produktes" sein wird, wovon aber Herr Tugan-Baranowsky nichts wissen will. Nun müssen wir aber auch noch ein anderes Moment erwähnen. Unser Marx-Kritiker gibt zu, daß die Nachfrage nach Heizmaterial, Schmieröl usw. zunimmt. Wir aber fragen Herrn Tugan-Baranowsky: Worauf ist denn diese Zunahme der Menge von Heizmaterial, Schmieröl usw. zurückzuführen? Dieser ganze Segen ist doch nicht vom Himmel gefallen! Wenn aber nicht, so setzt er doch offenbar eine Erweiterung der Produktion in diesem Produktionszweig (im Anschluß daran auch in anderen) voraus, also zusätzliche Arbeiter, d. h. zusätzliche Nachfrage nach Konsumtionsmitteln, einschließlich einem „bestimmten Produkt", sofern sich hinter diesem „bestimmten Produkt" etwas verbarg, was zu den Konsumtionsmitteln der Arbeiterklasse gehört.

Was also erhalten wir? Etwas durchaus anderes als Herr Tugan-Baranowsky. Eine sorgfältige Analyse hat ergeben, daß 1. die Zunahme an Produktionsmitteln eine Vermehrung der Masse der Konsumtionsmittel hervorruft, 2. diese Zunahme gleichzeitig eine neue Nachfrage nach diesen Konsumtionsmitteln erzeugt, und daß infolgedessen 3. einem bestimmten Stand der Produktion von Produktionsmitteln ein ganz bestimmter Stand der Produktion von Konsumtionsmitteln entspricht, m. a. W., der Produktionsmittelmarkt verbunden ist mit dem Konsumtionsmittelmarkt, wir also letzten Endes das Gegenteil dessen erhalten, was Herr Tugan mit solchem Aplomb für die erstaunlichste Entdeckung der „neuesten" politischen Ökonomie ausgibt. Vom Standpunkt der von uns zuerst erwähnten Fragestellung in der Analyse des Marktes spielt es natürlich keine Rolle, was bei den nächstfolgenden Umschlägen des Kapitals in verschiedenen Industriezweigen geschieht. Bestenfalls werden — und dazu noch ganz einseitig — nur die sich unmittelbar an das Gegebene anschließenden Umschläge des Kapitals untersucht, womit man sich dann der Möglichkeit beraubt, den „objektiven Sinn" des Produktionsprozesses zu begreifen.

In der Tat, betrachtet man das Problem von diesem Gesichtspunkt und nur von ihm aus, so kann man allerdings zu einem Ergebnis à la Tugan-Baranowsky gelangen. Angenommen, wir bauten eine großartige Maschinenanlage in der Eisenhüttenindustrie. Der Konsum an Kohle und Eisen nimmt ungeheuer zu. Beschränkt sich die Sache darauf? Nicht im geringsten. Solange wir uns in der Richtung einer Analyse lediglich dieses Vorstadiums des Prozesses bewegen, können wir in der Tat der Illusion verfallen, die Maschinenindustrie konsumiere Kohle und Eisen, der Bergbau dagegen Maschinen, so daß sich die gesamte „Arbeit" in einem autarken, geschlossenen Kreise vollziehe. Ein ganz anderes Gesicht erhalten die Dinge, sobald wir uns des Produktionszusammenhanges der einzelnen Produktionszweige bewußt werden. Die Maschinenindustrie stelle eine zunehmende Menge von Maschinen her. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß beispielsweise in der Textilindustrie selbst bei einer geringeren Anzahl von Arbeitern eine weit „größere" Menge Baumwolle und sonstigen Rohmaterials verarbeitet und daher eine bedeutend größere

Menge fertigen Produkts, also der Leinwand, eines Gegenstandes unmittelbaren Verbrauchs, hergestellt wird. Diese außerordentliche Zunahme der Menge der Waren ist begleitet von einer (allerdings keineswegs proportionalen) Zunahme ihres Wertes, da der Wert der fertigen Konsumtionsmittel nicht nur von der in diesen, Konsumtionsmittel erzeugenden Industriezweigen aufgewandten Arbeit, sondern auch vom Wert der Rohstoffe, Maschinen usw., der automatisch auf sie übertragen wird, dargestellt wird.

Ganz sinnlos ist daher die Vorstellung des Herrn Tugan-Baranowsky, man könne in die Produktion der Produktionsmittel, wie in ein bodenloses Faß, beliebig viel Arbeit und Mittel hineinpfropfen, wobei sich alles glatt abwickele, da unter dem kapitalistischen Regime zwischen dem Konsumentenmarkt und dem Prozeß der gesellschaftlichen Produktion keinerlei Abhängigkeitsverhältnis bestünde. („Kein irgendwie gearteter Rückgang der Konsumentennachfrage ist imstande, einen Überschuß des allgemeinen Angebots hervorzurufen.")

Diese unsinnige Vorstellung Tugans erreicht ihre höchste Zuspitzung in einer verrückten Utopie, die er mit der größten Unverfrorenheit, ja sogar mit sichtlichem Stolz, dem verehrten Publikum serviert. Hier die famose Stelle:

> „Wird nun aber dieser relative Ersatz menschlicher Konsumtion durch produktive Konsumtion der Produktionsmittel nicht die Entstehung eines überschüssigen Produktes, für das auf dem Markte kein Platz wäre, zur Folge haben? Natürlich nicht. Es ist eine Kleinigkeit, ein neues Schema zu konstruieren ... und augenscheinlich zu zeigen, daß selbst der umfassendste Ersatz von Arbeitern durch Maschinen an sich noch nicht imstande ist, irgendeine Maschine überflüssig oder wertlos zu machen. Selbst für den Fall, daß alle Arbeiter bis auf einen durch Maschinen ersetzt würden, würde dann ein einziger Arbeiter die ganze Riesenmasse von Maschinen in Bewegung erhalten und mit ihrer Hilfe neue Maschinen und Konsumtionsmittel der kapitalistischen Klasse herstellen. Die Arbeiterklasse wird verschwinden. Das wird aber eine Realisierung der Produkte der kapitalistischen Industrie nicht im geringsten erschweren. Den Kapitalisten wird eine große Menge von Konsumtionsmitteln zur Verfügung stehen, während das gesamte gesellschaftliche Produkt eines Jahres durch die Produktion und die Konsumtion der Kapitalisten im folgenden Jahr verschlungen wird. Würden dagegen die Kapitalisten in ihrem Akkumulationsdrang auch ihre eigene Konsumtion einschränken wollen, so steht auch diesem nichts im Wege. In diesem Falle wird die Produktion der Konsumtionsmittel der Kapitalisten eingeschränkt werden, sodaß ein noch größerer Teil des gesellschaftlichen Produktes aus zur weiteren Ausdehnung der Produktion bestimmten Produktionsmitteln bestehen wird. Es werden z. B. Kohle und Eisen produziert werden, die zur weiteren Ausdehnung der Produktion von Kohle und Eisen Verwendung finden werden. Die erweiterte Produktion von

Kohle und Eisen wird in jedem folgenden Jahre die im voraufgegangenen Jahre produzierten Kohle- und Eisenmengen wieder verschlingen und so ad infinitum bis zur schließlichen Erschöpfung der natürlichen Vorräte an entsprechenden Mineralien."*

Diese allerliebste Phantasie schmückt Tugan-Baranowsky, der Weise und Übermensch, durch folgende erquickende Tirade: „All das mag sonderbar klingen, ja sogar als größter Unsinn erscheinen. Mag sein. Die Wahrheit ist eben nicht immer leicht zu erfassen. Dennoch bleibt Wahrheit Wahrheit."**

Sehen wir uns nun einmal diese „Wahrheit" des Herrn Tugan-Baranowsky samt ihren paralogischen Gedankengängen etwas näher an.

In dem von Tugan herangezogenen Falle haben wir es mit einer maßlos hohen, real undenkbaren organischen Zusammensetzung des Kapitals zu tun. Lassen wir indessen Tugans Annahme vorläufig einmal gelten. Was besagt dieselbe? Sie besagt eine noch maßlosere Produktion von Konsumtionsmitteln (in Produkten), die derart maßlos ist, daß die „Kapitalisten" natürlich gar nicht imstande sind, diese Montblancs von Konsumtionsmitteln zu konsumieren.

Gerade das übersieht Tugan in seiner Naivität, weil er die technisch-ökonomische Logik des gesamten Produktionsprozesses nicht sieht. Die Produktionsmittel sind ihm ein für sich bestehendes, abgeschlossenes Ganzes. Die Produktion der Produktionsmittel erscheint bei ihm als eine autarke, souveräne und unabhängige Sphäre, die keinerlei Brücke mit der Produktion von Konsumtionsmitteln verbindet. In der Tat, eins von beiden: entweder werden Kohle und Eisen nur für die Produktion von Kohle und Eisen produziert, oder aber Kohle und Eisen werden auch noch zur Herstellung von Maschinen, Versorgung der Eisenbahnen, Textilfabriken, Bierbrauereien, Elektrizitätswerke usw. produziert.

In ersterem Falle haben wir einen Teil der gesellschaftlichen Produktion vor uns, der, seinem Wesen nach, in keinerlei Beziehung zur gesellschaftlichen Konsumtion steht. Es besteht nicht der geringste Unterschied zwischen diesem Beispiel und, sagen wir, jenem Fall, in dem der nach der Lektüre der Bulgakowschen Schrift „Die Philosophie der Wirtschaft" („Die Welt als Wirtschaft") verrückt gewordene Simeon Stolpnik sich als Kapitalist vorkommt, dem die Welt, da sie seine Wirtschaft, gehört. Der kosmische „Stoffwechsel" wäre dann gleich Produktion, der Idiot Simeon würde zwecks automatischer „Akkumulation" im Weltmaßstabe Enthaltsamkeit üben und der gesamte Prozeß würde etwa in demselben Verhältnis zur menschlichen Konsumtion stehen, wie der „Produktionsprozeß" von Kohle und Eisen im Beispiele Tugan-Baranowskys. Daß sich Tugan zur Bewältigung dieses Humbugs noch „einen Arbeiter" reserviert, ändert kein Jota an der Sache, denn wenn diesem „einen Arbeiter" seitens seiner klugen Prinzipale befohlen

* Tugan-Baranowsky, op. cit. pag. 212.
** Ibidem pag. 212.

würde, Kohle und Eisen für Kohle und Eisen zu produzieren, so hätte das die gleiche wirtschaftliche Bedeutung, wie, wenn der „eine Arbeiter" gezwungen würde, tagelang an die Decke zu spucken, oder aber, wenn weder er noch die von ihm produzierten Produkte überhaupt existierten.

Anders gestalten sich die Dinge dagegen, wenn Kohle und Eisen nicht nur produziert werden, um die Produktion von Kohle und Eisen zu erweitern, sondern auch, um der Maschinenindustrie, den Industriezweigen für Halbfabrikate und Fertigwaren, die auf den Konsumentenmarkt hinausströmen, Roh- und Heizmaterial zu liefern. In diesem Falle würde die ungeheure Erweiterung der Produktionsmittel unabwendbar früher oder später auch ein ungeheures Anwachsen der auf den Markt gebrachten Konsumtionsmittel hervorrufen. Und würde eine Nachfrage nach diesen Konsumtionsmitteln ausbleiben, so würde ein unvermeidlicher, verheerender Zusammenbruch eintreten, in dem sich mit elementarer Vehemenz just jener Zusammenhang zwischen Produktion und Konsumtion geltend machen würde, dessen Bestehen unser „paradoxaler" Tugan leugnet.

Um diesen kardinalen Konfusionspunkt herum lagert sich nun bei Tugan ein ganzes System von weiteren Argumenten, die das Durcheinander nur erhöhen.

Prüfen wir z. B. eine seiner wesentlichsten Thesen: „Bei einer proportionalen Verteilung der gesellschaftlichen Produktion ist kein irgendwie gearteter Rückgang der Konsumnachfrage imstande, einen Überschuß des allgemeinen Angebots an Produkten auf dem Markte über eine Nachfrage nach diesen hinaus zu erzeugen." Überlegen wir uns die Sache. Was bedeutet „proportionale Verteilung der gesellschaftlichen Produktion"? Schließt sie ein Wechselverhältnis zwischen Produktion von Produktionsmitteln und Produktion von Konsumtionsmitteln ein oder nicht?

Ist die geforderte Proportionalität gleichermaßen eine Proportionalität zwischen Produktion von Produktionsmitteln und Produktion von Konsumtionsmitteln, ist diese Proportionalität somit inbegriffen, so bedeutet das eben die Existenz eines Zusammenhanges mit dem Konsumentenmarkt. Dann aber ist es unsinnig, zu behaupten, daß „kein irgendwie gearteter Rückgang der Konsumnachfrage" imstande sei, eine Überproduktion und die Entstehung eines überschüssigen Produktes hervorzurufen, denn der Rückgang der Konsumentennachfrage, deren Verringerung im Vergleich zum Angebot an Konsumtionsmitteln, bedeutet ja gerade die Verletzung der Proportionalität. (Wir erinnern an die Worte Lenins: „Ein gewisser Stand der Konsumtion aber bildet eines der Elemente der Proportionalität.")

Ist diese Proportionalität hingegen nicht inbegriffen, so bleibt der gesamte Gang der gesellschaftlichen Reproduktion als eines Ganzen ein Rätsel. Denn die Produktion von Produktionsmitteln, die sich unter der Herrschaft des Kapitalismus zufolge seines anarchischen Markt- und Produktionscharakters relativ

verselbständigt, hängt dem Wesen nach doch mit der Produktion von Konsumtionsmitteln durch eine ganze Reihe von Zwischengliedern der Produktion zusammen, was auch gar nicht anders sein kann.

„Die proportionale Verteilung der gesellschaftlichen Produktion" besagt daher etwas durchaus anderes, als bei Tugan-Baranowsky zu lesen steht. Bei ihm werden Kohle und Eisen zur weiteren Produktion von Kohle und Eisen produziert. Wovon leben denn die Maschinenfabriken? Wo nehmen sie die Kohle und das Eisen her? Selbstverständlich erhalten sie Kohle und Eisen von Produktionsquellen der letzteren. Ergo besteht ein Zusammenhang zwischen Produktion von Kohle und Eisen und Produktion von Maschinen. Genau derselbe Zusammenhang besteht nun aber auch zwischen der Produktion von Maschinen und Textilien, chemischen Erzeugnissen usw. Denn nicht abstrakte Maschinen werden produziert, nicht Maschinen „an sich", nicht platonische „Ideen" von Maschinen, sondern durchaus konkrete Maschinen, die ganz konkreten Produktionszwecken zu dienen haben. Mit anderen Worten: die Wertbeziehungen hängen hier mit der Formbestimmtheit, wie Marx sich ausdrückt, zusammen. Oder auch: Die Proportionalität der gesellschaftlichen Produktion stellt eine solche Wechselbeziehung zwischen den Teilen der kapitalistischen Produktion dar, daß auf der ganzen Front des gesamten Produktionsprozesses ein Industriezweig dem anderen eine entsprechende Menge von Produkten liefert. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es klar, daß eine Verletzung der Proportionalität sowohl von der Rohstoffproduktion wie der Maschinenproduktion, der Produktion von Halbfabrikaten wie der Produktion von Konsumtionsmitteln ausgehen kann.

Tugan-Baranowsky schreibt:

> „Bei proportionaler Verteilung der gesellschaftlichen Produktion kann kein irgendwie gearteter Rückgang der gesellschaftlichen Konsumtion die Bildung überschüssigen Produktes herbeiführen. Als Grundtendenz der kapitalistischen Entwicklung betrachte ich den dauernden Rückgang des Anteils der Volkskonsumtion am gesellschaftlichen Produkt, was indessen, entgegen Marx, den Prozeß der Realisierung der Produkte kapitalistischer Produktion in keiner Weise behindert."*

In dieser Tirade sind, wie leicht ersichtlich, zwei gänzlich verschiedene Dinge vermengt: die Zunahme des Anteils (in Werten) der Produktionsmittel und die Disproportionalität zwischen Produktion und Konsumtion.

Wir werden diese geradezu kindische Vermengung gleich analysieren. Zuvor sei jedoch eine weitere Stelle angeführt, die auf Tugans ganze theoretische Konzeption unerwartetes Licht wirft:

> „In der kapitalistischen Wirtschaft," erklärt der superkluge Tugan, der Kenner der Warenwirtschaft, „deren Natur Marx nicht vollkommen klar war, verwandelt die kapitalistische

* Tugan-Baranowsky, op. cit. pag. 213.

Klasse einen erheblich größeren (von uns gesperrt. N. B.) Anteil des gesellschaftlichen Produktes in Produktionsmittel, als das bei harmonischer Wirtschaft möglich wäre. Beim Bestehen einer Assoziation von Produzenten würde eine möglichst volle Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse das Ziel der Produktion sein, sodaß eine Lage der Dinge, bei der eine Erweiterung der Produktion nicht auch von einer Erweiterung der gesellschaftlichen Konsumtion begleitet wäre, vollkommen ausgeschlossen wäre. In der kapitalistischen Wirtschaft dagegen besitzt der technische Fortschritt die Tendenz, die menschliche Konsumtion (durch die Konsumtion?) von Produktionsmitteln zum Nachteil der gesellschaftlichen Konsumtion zu ersetzen."*

Alles das ist ausgemachter Unsinn. Es ist nicht wahr, daß der Anteil an Produktionsmitteln in der kapitalistischen Wirtschaft rascher wächst als in einer „Assoziation von Produzenten". Wahr ist das direkte Gegenteil. Der Kapitalismus setzt der Zunahme dieses „Anteils" objektiv Grenzen, da den Kapitalisten bei billiger Arbeitskraft ein genügender Anreiz zur Einführung neuer Maschinen fehlt. Das gehört doch zum ABC ökonomischer Wissenschaft. Verglichen mit allen früheren gesellschaftlichen Formationen ist der Kapitalismus natürlich ein unvergleichlicher Antreiber des technischen Fortschrittes und der Zunahme des Anteils der Produktionsmittel. Verglichen mit der „Assoziation der Produzenten" dagegen ist der Kapitalismus gerade darum ein ökonomisch reaktionäres System, weil er der Entwicklung der Produktivkräfte Grenzen setzt.

Die Zunahme des „Anteils" (in Werten) ist nichts anderes als der Ausdruck der Steigerung der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit. Daher wird der erwähnte „Anteil" (in Arbeit umgerechnet) unter dem Sozialismus noch rascher wachsen und gerade dadurch das gigantische Wachstum und die Mannigfaltigkeit der Gebrauchswerte gewährleisten.

Vollzöge sich die Akkumulation langsamer, würde auch die Konsumtion sich nicht entwickeln können. Der „Vorwurf" dem Kapitalismus gegenüber besteht ja nicht darin, daß er die Produktivkräfte zu rasch entwickele und menschliche Arbeit durch Maschinenarbeit ersetze, sondern in folgendem (wir behandeln hier selbstverständlich lediglich diejenigen Fragen, die unser Thema unmittelbar betreffen):

1. Der Kapitalismus entwickelt die Produktivkräfte ungenügend und vermehrt infolgedessen auch den Anteil an Produktionsmitteln ungenügend.

2. Der Kapitalismus verteilt diese Produktivkräfte (unproduktive Konsumtion) „falsch".

3. Der Kapitalismus besitzt ein Doppelbudgetsystem der Konsumtion (Luxusproduktion, Verschwendung der Kapitalisten usw.).

* Ibidem pag. 212.

Unsinn ist daher auch die Behauptung Tugans, die „Sünde" des Kapitalismus bestehe darin, daß menschliche Konsumtion durch Konsumtion der Maschinen ersetzt werde. Der Kern der Frage steckt in etwas ganz anderem.

Kehren wir nunmehr zu den grundlegenden Argumenten Tugan-Baranowskys zurück.

Nach den von uns bereits gemachten Glossen kann es nicht schwer fallen, die naive Konfusion des Herrn Tugan aufzudecken. Das Fallen des Anteils der gesellschaftlichen Konsumtion im Vergleich zum Anteil der Produktionsmittel ist eine Tatsache. Aber durchaus nicht in dieser Tatsache (die für den Sozialismus noch „charakteristischer" sein wird) liegt für den Kapitalismus die „Schwierigkeit". Diese beruht vielmehr darin, daß die anarchische Struktur des Kapitalismus, bei dem die Produktion nicht geregelt ist, d. h. eine gesellschaftliche Gesamtproportionalität fehlt, und bei dem die die Akkumulation fördernden Anreize zu immer wachsender Vergrößerung des Umfanges der Produktion treiben, unabwendbar solchen Situationen entgegengeht, in denen die über die Grenzen der erforderlichen Proportion hinausgetriebene Produktion mit der gesellschaftlichen Konsumtion in Konflikt gerät. Die Abnahme dieser Konsumtion jedoch bis unter ein bestimmtes Niveau herab stellt gerade eine Verletzung der gesellschaftlichen Produktionsproportionalität dar, sodaß es also doppelt widersinnig ist, von dem Vorhandensein einer Proportionalität bei beliebiger Abnahme der gesellschaftlichen Konsumtion zu sprechen.

Hier stoßen wir nun auf die Theorie der Krisen. Bevor wir uns jedoch dieser zuwenden, wollen wir zuvor versuchen, das Fazit unserer Ausführungen über Tugan zu ziehen, was in Form einer theoretischen Charakterisierung desselben geschehen soll. Das ist um so notwendiger, als Herr Tugan noch ein gewisses Renommee besitzt, während es doch wahrlich nicht leicht ist, einen Schriftsteller zu finden, der — sit venia verbo — theoretisch so maßlos ehrlos wäre, wie selbiger Herr, der seine Karriere mit einem Kokettieren mit dem Proletariat begann und mit der Anbetung des Generalstiefels beschloß.

Die „maximes générales" der theoretischen Aspirationen des Herrn Tugan bestehen in der gröbsten Apologie des kapitalistischen Regimes und der Bekämpfung des revolutionären Marxismus. Diesen Maximen wird alles übrige untergeordnet. Daher der schlechterdings unausstehliche Eklektizismus, von dem alle „Schriften" des ehrenwerten Professors strotzen.

In der Tat. Wird ein Kampf gegen die Marxsche Arbeitswerttheorie gefordert, stellt er sich sofort auf den Standpunkt ihrer „Versöhnung" mit der Grenznutzentheorie Böhm-Bawerks. Z. B.:

> „Das große Verdienst der neuen Theorie besteht darin, daß sie verspricht, dem Streit über den Wert ein für allemal ein Ende zu setzen, indem sie, ausgehend von einem Grundprinzip, allen Erscheinungen des Bewertungsprozesses eine volle und erschöpfende Erklärung gibt."*

* Tugan-Baranowsky, Grundzüge der Politischen Ökonomie, 2. Aufl., pag. 40. Petersburg 1911.

Bekanntlich wird nach der Lehre der österreichischen Schule der Wert der Produktionsmittel durch den Wert der Konsumtionsmittel, letzterer seinerseits durch deren Grenznutzen bestimmt. Das weiß auch Tugan. In seinen „Grundzügen" heißt es:

> „Der Wert des Produktionsmittels wird durch den Grenznutzen desjenigen Gegenstandes unter allen mit Hilfe des gegebenen Produktionsmittels erzeugten Gegenständen bestimmt, der den geringsten Grenznutzen aufweist."*

Nun tritt aber an Herrn Tugan ein neuer apologetischer „Auftrag" heran. Er soll nämlich beweisen, daß es zwischen Produktion und Konsumtion keinerlei Widerspruch gebe, und keine irgendwie geartete Abnahme der Konsumtion die kapitalistische Produktion zu desorganisieren vermöge. „Kohle und Eisen werden produziert für — Kohle und Eisen."

Aber, gestatten Sie bitte: Was geschieht denn dann mit der Werttheorie? Ist doch die ganze Werttheorie auf dem Nutzen der Gebrauchsgegenstände aufgebaut! Sind doch laut Böhm-Bawerk Kohle und Eisen gewissermaßen noch unausgereifte Leinwand, Stiefel, Getreide! Das gerade bildet doch die Grundlage der Theorie, die „verspricht, dem Streit über den Wert ein für allemal ein Ende zu setzen"! Versuchen Sie es nun einmal, den Wert von Kohle und Eisen, die zu keinerlei Gebrauchsgegenständen ausreifen, zu erklären! Das sieht ja ein Säugling, daß Tugan zwei sich direkt widersprechende „Systeme" von Anschauungen entwickelt. Sofern hier aber noch von irgendeiner Logik die Rede sein könnte, wäre es lediglich die Logik einer theoretischen Gaunerei, der alle Mittel willkommen sind, sobald es gilt, Seine Majestät das Kapital zu rechtfertigen.

Weiter. Bedarf Herr Tugan einer „Sicherstellung" des Ganges der gesellschaftlichen Reproduktion unter dem Kapitalismus, so ist er nicht nur bereit, Marx' These über die Verringerung des Anteils der gesellschaftlichen Konsumtion anzuerkennen, sondern auch gleich dabei Marx noch zu „vertiefen" und zu verfälschen, indem er das Argument der Unabhängigkeit der Produktion von Produktionsmitteln von der gesellschaftlichen Konsumtion ins Treffen führt. Dabei schreibt er:

> „Und nur darum, daß die Wirtschaftler sich niemals der Methode einer Untersuchung der kapitalistischen Gesamtwirtschaft bedienen, konnte in der Wissenschaft die Anschauung Wurzel fassen, der Umfang des Marktes in der kapitalistischen Wirtschaft werde durch den Umfang der gesellschaftlichen Konsumtion bestimmt."**

Nun erhält aber Herr Tugan plötzlich einen anderen „Auftrag". Er soll beweisen, daß vom Standpunkte des Klassenkampfes die Sache durchaus nicht so traurig aussieht, wie das die üblen „Marxisten" behaupten. Und im Handumdrehen fabriziert Herr Tugan eine entgegengesetzte Theorie. Nämlich:

* Ibidem pag. 45.

** M. J. Tugan-Baranowsky, Die periodischen industriellen Krisen, pag. 205. „Als Grundtendenz der kapitalistischen Entwicklung betrachte ich die dauernde Abnahme des Anteils der Volkskonsumtion", pag. 213.

„Die Zunahme der Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit führt dazu, daß die Gesamtsumme des gesellschaftlichen Produktes (es handelt sich um Arbeitswerte. N. B.) wächst. Dieses überschüssige Produkt vergrößert entsprechend die Gesamtsumme des gesellschaftlichen Einkommens. Daher können gleichzeitig alle gesellschaftlichen Einkommen auf Kosten der Verringerung des Anteils der Produktionsmittel zunehmen."*

Hier also fällt der Anteil der Produktionsmittel, während der Anteil der Einkommen zunimmt. Diese Wahrheit werde eben nicht verstanden, weil

„der modernen politischen Ökonomie, die in dieser Beziehung nicht über Ricardo hinausgekommen ist, die gleichzeitige Zunahme der Anteile der Kapitalisten und Arbeiter am gesellschaftlichen Produkt (dabei aber auch nicht auf Kosten einer Verringerung der Anteile irgendwelcher anderer gesellschaftlicher Klassen am gesellschaftlichen Produkt) als eine vollkommene Unmöglichkeit erscheinen muß. Diese scheinbare Unmöglichkeit entsteht jedoch lediglich deshalb, weil die moderne Wissenschaft das gesamte Produkt als ausschließlich aus Konsumtionsmitteln bestehend ansieht."**

In Wirklichkeit dagegen können nach Tugan die Einkommen (in Arbeitseinheiten) kraft der Produktivität der Arbeit (!) auf Kosten des Anteils der Produktionsmittel nach Herzenslust wachsen! So hat man stets eine fertige Erklärung sofort zur Hand. Auf Wunsch wird alles geliefert. Einmal nimmt der Anteil der Produktionsmittel zu, weil dies ein Ausdruck der Produktivität der Arbeit sei. Ein anderes Mal dagegen nimmt der „Anteil" aus eben demselben Grunde ab...

Dieser ungeschlachte apologetische Tanz Tugans hat natürlich mit Marxismus nichts gemein. Bedauerlicherweise verwechselt Gen. Rosa Luxemburg die Auffassung des orthodoxen Marxismus, die Auffassung Marx' selbst (sowohl im 2. und 3. Bande des „Kapital" als auch in den „Theorien über den Mehrwert") mit der apologetischen Einstellung des Herrn Tugan-Baranowsky. Aus der Tatsache jedoch, daß Herr Tugan-Baranowsky in seiner Kritik (und seiner geradezu ungeheuerlichen Verfälschung) der richtigen Ansichten Marx' unrecht hat, folgt mit nichten, daß nun die Auffassung Rosa Luxemburgs sündenfrei sei. Der Fehler Tugans liegt eben nicht darin, daß er die Realisierung für möglich hält, sondern darin, daß er den notwendigen Zusammenhang zwischen Produktion und Konsumtion zerreißt. Andererseits wieder liegt der Fehler Rosa Luxemburgs nicht darin, daß sie auf diesem Zusammenhang besteht, sondern darin, daß sie die Realisierung im Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft für unmöglich hält.

---

* „Grundzüge" usw. pag. 441. Daß es sich hierbei um Arbeitswerte handelt, ist aus dem Kontexte und den graphischen Beigaben ersichtlich. Genaueres hierüber findet der Leser in unserer der Distributionstheorie gewidmeten Studie „Eine Ökonomie ohne Wert" in „Neue Zeit", Jahrg. 1913/14, Bd. I.

** Ibidem pag. 440/441.

Wir haben uns nun der allgemeinen Behandlung des Krisenproblems zuzuwenden.

Wir haben also gesehen, daß die Markt- und Realisierungstheorie Tugan-Baranowskys und die Marxsche Theorie sich unterscheiden wie Tag und Nacht. Gen. Rosa Luxemburg beschuldigt nun aber wiederholt die Schemata des zweiten Bandes des „Kapital", daß sie zur Theorie Tugan-Baranowskys führten und den grundlegenden Sätzen des dritten Bandes des „Kapital" widersprächen. So, wenn sie schreibt:

> „... Endlich widerspricht das Schema der Auffassung vom kapitalistischen Gesamtprozeß und seinem Verlauf, wie sie von Marx im 3. Band des „Kapital" niedergelegt ist. Der Grundgedanke dieser Auffassung ist der immanente Widerspruch zwischen der schrankenlosen Expansionsfähigkeit der Produktivkraft und der beschränkten Expansionsfähigkeit der gesellschaftlichen Konsumtion unter kapitalistischen Verteilungsverhältnissen."*

Und an anderer Stelle:

> „Für den Prozeß der Reproduktion, wie er im Schema dargestellt ist, ist die Konsumtionskraft der Gesellschaft ... auch keine Schranke der Produktion."**

Endlich noch eine dritte Stelle:

> „Das Schema läßt wohl Krisen zu, aber ausschließlich aus Mangel an Proportionalität der Produktion, d. h. aus Mangel an gesellschaftlicher Kontrolle über den Produktionsprozeß. Es schließt dagegen (von uns gesperrt. N. B.) den tiefen, fundamentalen Widerstreit zwischen Produktionsfähigkeit und Konsumtionsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft aus, der sich gerade aus der Kapital-Akkumulation ergibt, der sich periodisch in Krisen Luft macht und der das Kapital zur beständigen Markterweiterung antreibt."***

Wir stoßen hier, wie schon erwähnt, auf das Problem der Krisen. Es sei uns gestattet, einleitend einige allgemeine theoretische Betrachtungen vorauszuschicken, die der Frage sofort einen entsprechenden Rahmen geben werden.

Die Krisen, von denen hier die Rede ist, sind bekanntlich Überproduktionskrisen.

In Verbindung damit entstehen nun folgende Fragestellungen, die der Marxismus in durchaus bestimmter Form beantwortet:

1. Partielle oder allgemeine Überproduktion

Es handelt sich um die Frage, ob eine allgemeine oder aber nur eine partielle Überproduktion von Waren möglich sei. Die Schule von Ricardo und Say, die von der Voraussetzung eines einfachen Tausches von Ware gegen Ware ausgeht, leugnet die Möglichkeit

---

* R. Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals. Gesammelte Werke, Bd. VI, pag. 266. Berlin 1923.

** Ibidem pag. 268.

*** Ibidem pag. 270.

einer allgemeinen Überproduktion. Marx beweist (im zweiten Bande des „Kapital" und in den „Theorien über den Mehrwert") überzeugend die Möglichkeit einer allgemeinen Überproduktion. Haben wir z. B. eine Überproduktion der wichtigsten Konsumtionsmittel, so ist damit auch eine Überproduktion der Produktionsmittel gegeben:

> „Denn ... Überproduktion von Eisen usw. schließt ganz so eine Überproduktion von Kohle ein, wie etwa eine Überproduktion von Gewebe die von Garn ... Es kann also nicht von der Überproduktion der Artikel die Rede sein, deren Überproduktion (bereits. N. B.) eingeschlossen ist, weil sie als Element, Rohstoff, Hilfsstoff oder Arbeitsmittel eingehen in die Artikel, ... deren positive Überproduktion eben die zu erklärende Tatsache ist."*

Somit darf man (im vorliegenden Falle) weder von einer Überproduktion von Kohle im Verhältnis zu Eisen usw. sprechen, d. h. von einer relativen Überproduktion in einem Produktionszweig, der, wie Marx sich ausdrückt, die „Vorstufe" eines weiteren Produktionszweiges darstellt, in dem eine Überproduktion gegeben ist, noch auch von einer Unterproduktion von Kohle im Verhältnis zu Eisen, d. h. behaupten, es sei darum zuviel Eisen produziert worden, weil zu wenig Kohle produziert worden sei, denn eine Überproduktion von Eisen ist ohne eine entsprechende Überproduktion von Kohle unmöglich.

Die weitere Analyse des Problems führt uns dicht an jene Fragen heran, die wir schon in Verbindung mit der Kritik der Theorie Tugan-Baranowskys beleuchtet haben.

In der Tat: Hätten wir es zu tun mit einem Markt, der sich von der Konsumtion emanzipiert hat und mit einem geschlossenen Kreis der Produktion von Produktionsmitteln, in dem die einen Produktionszweige die anderen bedienen und umgekehrt, mit anderen Worten, hätten wir ein solches seltsames Produktionssystem vor uns, wie es uns die feurige Phantasie Tugans malt, so wäre eine allgemeine Überproduktion allerdings unmöglich. Wir hätten eben eine Schaukel vor uns: Überproduktion von Eisen würde Unterproduktion von Kohle bedeuten; umgekehrt wäre eine allgemeine Überproduktion, d. h. eine gleichzeitige Überproduktion sowohl von Kohle als von Eisen ebenso unmöglich wie ein gleichzeitiges Steigen beider Enden einer Schaukel. Zu ganz anderen Ergebnissen gelangen wir, wenn wir uns statt an die Theorie Tugan-Baranowskys an die richtige Theorie, die Theorie von Marx, halten. Wir erhalten dann eine Kette verwandter, sich gegenseitig Märkte darbietender Produktionszweige, die einer bestimmten, durch die technisch-ökonomische Kontinuität des gesamten Produktionsprozesses bedingten Ordnungsfolge gehorchen. Diese Kette endet jedoch bei der Produktion von Konsumtionsmitteln, welche nun in materieller Form, d. h. als Gebrauchswerte, unmittelbar in keinen Produktionsprozeß mehr eingehen, wohl aber in den

* K. Marx, Theorien über den Mehrwert, Bd. II, 2, pag. 313.

Prozeß der persönlichen Konsumtion. (Wir sehen hierbei davon ab, daß der Konsumtionsprozeß bei der Arbeiterklasse ein Prozeß der Produktion von Arbeitskraft ist, wovon weiter unten die Rede sein soll. Im vorliegenden Fall interessieren uns lediglich jene beiden Abteilungen des Produktionsprozesses, von denen in den Marxschen Schemata die Rede ist.) Folglich ist sehr wohl eine Lage der Dinge denkbar, bei der wir eine Überproduktion in allen Gliedern der Kette vor uns haben, die sich in einer Überproduktion von Konsumtionsmitteln ausdrückt, d. h. in einer Überproduktion im Verhältnis zum Konsumentenmarkt, was gerade zum Ausdruck einer allgemeinen Überproduktion werden kann.

Say, der erklärt, daß die Nachfrage nur durch die Produktion beschränkt werde, kritisierend, bemerkt Marx:

> „Dies ist sehr weise. Beschränkt ist sie allerdings (durch die Produktion). Nach etwas, was auf Bestellung zu produzieren unmöglich oder was die Nachfrage nicht fertig auf dem Markte findet, kann keine Nachfrage bestehen. Aber deshalb, weil die Nachfrage beschränkt ist durch die Produktion, folgt daraus keineswegs, daß die Produktion durch die Nachfrage beschränkt ist oder war und daß sie niemals die Nachfrage überschreiten kann, besonders die Nachfrage zum Marktpreis."*

2. Relative und absolute Überproduktion

Man muß ferner im Auge behalten, daß es sich lediglich um eine relative Überproduktion handeln kann, d. h. um eine Überproduktion im Verhältnis zur zahlungsfähigen „effektiven" Nachfrage, keineswegs aber im Verhältnis zum absoluten gesellschaftlichen Bedürfnis. Dieses unterliegt beim vorliegenden Fragenkomplex überhaupt nicht der Analyse.

> „Was hat die Überproduktion überhaupt mit den absoluten Bedürfnissen zu tun? Sie hat es nur mit den zahlungsfähigen Bedürfnissen zu tun. Es handelt sich nicht um absolute Überproduktion — Überproduktion an und für sich im Verhältnis zu der absoluten Bedürftigkeit oder dem Wunsche nach dem Besitz der Waren. In diesem Sinne existiert weder partielle noch allgemeine Überproduktion. Und (in diesem Sinne) bilden sie gar keinen Gegensatz zueinander."**

An anderer Stelle spricht Marx denselben Gedanken in anderer, doch nicht minder präziser, Form wie folgt aus:

> „Die Übermasse der Waren ist immer relativ, das heißt Übermasse bei gewissen Preisen. Die Preise, zu denen die Waren dann absorbiert werden, sind ruinierend für den Produzenten oder Kaufmann."***

---

* K. Marx, Theorien über den Mehrwert, Bd. III (Auflösung der Ricardoschen Schule. b) Nochmals der Verfasser der „Inquiry"), pag. 139, Fußnote.

** K. Marx, op. cit., Bd. II, 2, pag. 295.

*** Ibidem pag. 293, vgl. auch pag. 309.

3. Überproduktion von Waren oder Überproduktion von Kapital

Die Anhänger Ricardos haben im Gegensatz zu Ricardo selbst wohl eine Überproduktion von Kapital anerkannt, dagegen eine Überproduktion von Waren entschieden in Abrede gestellt. Nun ist es aber doch augenscheinlich, daß, wenn es keine Überproduktion von Waren geben kann, es auch keine Überproduktion von Kapital geben kann. Denn, was besagt Produktion von Kapital? Offenbar ist der Prozeß der Produktion von Kapital nichts anderes als der Prozeß der kapitalistischen Produktion, d. h. der Produktion von Waren, jedoch nicht unter Bedingungen einfacher Warenproduktion, sondern unter Bedingungen kapitalistischer Produktion. Produktion von Kapital ist daher eine Produktion kapitalistisch produzierter Waren. Folglich ist eine Überproduktion von Kapital gleichzeitig auch eine Überproduktion von Waren. Eine Überproduktion von Kapital zugeben, eine Überproduktion von Waren aber leugnen, heißt, „jene Art Gedankenlosigkeit" zeigen, „die ein Phänomen als vorhanden und notwendig zugibt, sobald es a heißt, es aber leugnet, sobald es b genannt wird."*

4. Temporäre und ständige Überproduktion

Dieser Punkt stellt, wie der Leser offenbar schon erkennt, vom Standpunkt unserer ganzen Kritik der Auffassung Luxemburgs und der der Narodniki, Sismondisten und übrigen Konfusionisten ein Kardinalproblem dar. Marx' Standpunkt ist auch in dieser Frage ganz eindeutig. Wir haben davon schon zu Beginn dieses Kapitels gesprochen (desgleichen von der entsprechenden Auffassung Lenins). Wir begnügen uns daher mit einem letzten Zitat. Gelegentlich der Erörterung des Problems der allgemeinen Überproduktion sagt Marx, der Standpunkt einer nur partiellen Überproduktion sei lediglich „ein armseliger Ausweg". „Zunächst, wenn bloß die Natur der Ware betrachtet wird, steht dem nichts entgegen, daß alle Waren im Überschuß auf dem Markt vorhanden sind. Es handelt sich hier eben nur um das Moment der Krise."**

Mit anderen Worten: Ein Konflikt zwischen Produktion und Konsumtion, oder, was dasselbe ist, eine allgemeine Überproduktion ist nichts anderes als eine Krise. Das ist eine Auffassung, die sich von jener Rosa Luxemburgs, wonach in einer rein kapitalistischen Gesellschaft die Überproduktion eine jederzeit notwendige Erscheinung darstelle, da eine erweiterte Reproduktion überhaupt unmöglich sei, radikal unterscheidet.

Also: Es kann lediglich von einer relativen Überproduktion die Rede sein. Was aber die absolute Befriedigung der Bedürfnisse betrifft, so haben wir es von diesem Standpunkt unter dem Kapitalismus stets mit einer Unterproduktion zu tun, Es ist nicht nur eine partielle, sondern auch eine allgemeine Überproduktion

* Ibidem pag. 272.
** Ibidem pag. 292. Die letzten Worte von uns gesperrt. N. B.

möglich, in der sich gerade der Konflikt zwischen Produktion und Konsumtion verkörpert. Diese Überproduktion ist eine Überproduktion von Kapital, also auch eine Überproduktion von Waren. Diese Überproduktion ist jedoch keineswegs eine ständige, immer zu beobachtende Erscheinung, sondern vielmehr der Ausdruck der Krise. „Ständige Krisen aber gibt es nicht" (Marx).

Scheiden wir die uns interessierenden wesentlichsten Punkte aus, so erhalten wir folgende theoretische Disposition:

I. Die Harmonieapostel (Say und Co.) und die Apologeten. Eine allgemeine Überproduktion ist nie vorhanden.

II. Die Sismondisten, Volkstümler, Rosa Luxemburg. Eine allgemeine Überproduktion muß stets vorhanden sein.

III. Die orthodoxen Marxisten. Eine allgemeine Überproduktion ist manchmal unvermeidlich (periodischc Krisen).

Oder, in anderem Zusammenhang:

I. Tugan-Baranowsky, Hilferding u. a. Die Krisen entspringen der Disproportionalität zwischen den einzelnen Produktionszweigen. Das Moment der Konsumtion spielt hierbei keine Rolle.*

II. Marx, Lenin und die orthodoxen Marxisten. Die Krisen entspringen der Disproportionalität der gesellschaftlichen Produktion. Das Moment der Konsumtion bildet jedoch einen Bestandteil dieser Disproportionalität.

Diese Grundgedanken müssen wir nun eingehender analysieren.

Wir haben ein Argument Rosa Luxemburgs gegen die Marxschen Schemata schon angeführt, das Argument, das den Zusammenhang von Produktion und Konsumtion betrifft. Rosa Luxemburg meint, das Marxsche Schema „läßt wohl Krisen zu (!), aber ausschließlich aus Mangel an Proportionalität der Produktion, das heißt (von uns gesperrt. N. B.) aus Mangel an gesellschaftlicher Kontrolle über den Produktionsprozeß". Unmittelbar danach fährt sie fort: „Es schließt dagegen (von uns gesperrt. N. B.) den tiefen, fundamentalen Widerstreit zwischen Produktionsfähigkeit und Konsumtionsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft aus . . ." (siehe oben). Es ist nun unschwer einzusehen, daß Gen. Rosa Luxemburg die Kontrolle über die Produktion dem Verhältnis von Produktion zu Konsum-

* „Aber zugleich zeigen diese Schemata (die Marxschen Schemata. N. B.), daß in der kapitalistischen Produktion sowohl Reproduktion auf einfacher als auch auf erweiterter Stufenleiter ungestört vor sich gehen kann, wenn nur diese Proportionen erhalten bleiben. Umgekehrt kann Krise auch bei einfacher Reproduktion eintreten, bei Verletzung der Proportion . . . Es folgt also durchaus nicht, daß die Krise, in der der kapitalistischen Produktion immanenten Unterkonsumtion der Massen ihre Ursache haben muß . . . Ebensowenig folgt aus den Schematen an sich die Möglichkeit einer allgemeinen Überproduktion von Waren, vielmehr läßt sich jede Ausdehnung der Produktion als möglich zeigen, die überhaupt bei den vorhandenen Produktivkräften stattfinden kann." (Rudolf Hilferding, Das Finanzkapital, 2. Aufl., pag. 339. Wien 1920. Sperrungen von uns. N. B.) Der Gerechtigkeit wegen müssen wir bemerken, daß auch Herr Tugan eine allgemeine Überproduktion zugibt, jedoch nur „als einen eigenartigen Ausdruck partieller Überproduktion, unproportionaler Verteilung gesellschaftlicher Arbeit unter Verhältnissen der Geldwirtschaft". (M. J. Tugan-Baranowsky, Die periodischen industriellen Krisen, pag. 265.)

tion, somit auch die Disproportionalität der Produktion der Disproportionalität zwischen Produktion und Konsumtion entgegen stellt. Gerade diese Auffassung aber wird ihr zur Quelle zahlloser Irrtümer und größter Konfusion.

Stellen wir uns einmal drei gesellschaftlich-ökonomische Formationen vor: die kollektiv-kapitalistische Gesellschaftsordnung (Staatskapitalismus), bei der die kapitalistische Klasse zu einem einheitlichen Trust vereinigt ist, und wir es mit einer organisierten, aber gleichzeitig vom Standpunkt der Klassen antagonistischen Wirtschaft zu tun haben; ferner die „klassische" kapitalistische Gesellschaft, die Marx analysiert, endlich die sozialistische Gesellschaft. Verfolgen wir nun: 1. die Art des Vorganges der erweiterten Reproduktion, also die Momente, die eine „Akkumulation" ermöglichen. (Wir versehen das Wort Akkumulation mit Anführungszeichen, da die Bezeichnung Akkumulation ihrem Wesen nach nur kapitalistische Verhältnisse voraussetzt); 2. wie, wo und wann Krisen entstehen können.

1. Der Staatskapitalismus. Ist hier eine Akkumulation möglich? Natürlich. Es wächst das konstante Kapital, da die Konsumtion der Kapitalisten wächst. Es entstehen dauernd neue Produktionszweige, die neuen Bedürfnissen entsprechen. Es wächst die Konsumtion der Arbeiter, mögen ihr auch bestimmte Schranken gesetzt sein. Ungeachtet dieser „Unterkonsumtion" der Massen entsteht keine Krise, da die gegenseitige Nachfrage aller Produktionszweige, wie auch die Konsumentennachfrage, sowohl der Kapitalisten als auch der Arbeiter, von vornherein gegeben sind. (Statt einer „Anarchie der Produktion" — ein vom Standpunkt des Kapitals rationeller Plan.) Hat man sich bei den Produktionsmitteln „verrechnet", so wandert der Überschuß auf Lager, in der folgenden Produktionsperiode aber wird eine entsprechende Korrektur vorgenommen. Hat man sich dagegen in Konsumtionsmitteln für Arbeiter „verrechnet", so wird dieses Plus durch eine Verteilung unter die Arbeiter „verfüttert" oder aber die entsprechende Portion des Produkts wird vernichtet. Auch im Falle eines Rechenfehlers in der Produktion von Luxusgegenständen ist der „Ausweg" klar. Somit kann hier keinerlei Krise der Überproduktion entstehen. Der Gang der Produktion vollzieht sich im allgemeinen glatt. Den Ansporn für die Produktion und den Produktionsplan bildet die Konsumtion der Kapitalisten. Daher besteht hier keinerlei besonders schnelle Entwicklung der Produktion (geringe Zahl von Kapitalisten).

2. Der „klassische" Kapitalismus. Wie die Akkumulation möglich ist, haben wir in den voraufgegangenen Kapiteln bereits gesehen. Im Gegensatz zum eben behandelten Fall ist hier eine „Anarchie der Produktion" vorhanden, ein Geldzusammenhang durch den Markt, die Form des Arbeitslohnes usw. Nehmen wir einen „idealen Durchschnitt", so erfolgt die Lösung der Aufgabe in derselben Richtung wie im ersteren Falle. (Wachstum des konstanten Kapitals, Wachstum — in Werten — der Konsumtion der Kapitalisten und Arbeiter.) Zum Unterschied vom ersten Fall ist

dagegen hier der „ideale Durchschnitt" bloß eine gewisse Tendenz, die in dem widerspruchsvollen und blinden Verlauf der wirtschaftlichen Vorgänge in Erscheinung tritt. Andererseits ist die Form des Kaufes oder Verkaufes und die Trennung des Verkaufes vom Kauf (im Gegensatz zum Austausch von Produkt gegen Produkt) selbst eine Bedingung der Störung der gesellschaftlichen Reproduktion. Daraus ergibt sich:

Erstens kann empirisch eine Proportionalität zwischen den Produktionszweigen nicht bestehen. Sie setzt sich lediglich als Tendenz, d. h. im Wege dauernder Störungen der Proportionalität durch.

Zweitens rufen diese Störungen unabwendbar Schwierigkeiten im Gang der gesellschaftlichen Reproduktion hervor, weil der Zusammenhang unter den Produktionszweigen durch Geld und Markt bewerkstelligt wird.

Drittens ist eine Disproportionalität zwischen Gesamtproduktion und gesellschaftlicher Konsumtion möglich, infolge der Disproportionalität zwischen der Produktion von Konsumtionsmitteln und der effektiven Nachfrage nach Konsumtionsmitteln. (Hier ist die Nachfrage nicht a priori als eine planmäßige Nachfrage gegeben; das ganze Verhältnis ergibt sich erst post factum.)

Viertens ruft diese Disproportionalität infolge des Zusammenhangs von Geld und Markt unvermeidlich eine Störung im Gang der gesellschaftlichen Reproduktion hervor. (Hier kann der Überschuß nicht an Arbeiter „verfüttert" werden, wie im ersten Falle.)

Fünftens fördert hier der Kapitalismus dauernd die Tendenz, einerseits die Produktion schnell zu entwickeln (Existenz der Konkurrenz, die im ersten Falle fehlt), andererseits den Arbeitslohn herabzudrücken (Druck der Reservearmee). Mit anderen Worten: der Kapitalismus hat die Tendenz, die Produktion über den Rahmen der Konsumtion hinauszuführen. Das besagt jedoch keineswegs, daß ein Überfluß stets vorhanden ist, wie es die Volkstümler und Gen. Rosa Luxemburg glauben. Denn eine Disproportionalität dieser Art tritt erst dann zutage, wenn eine Überproduktion von Produktionsmitteln entstanden und nach außen als eine Überproduktion von Konsumtionsmitteln in Erscheinung getreten ist. Bis das eingetreten, kann alles relativ glatt verlaufen, da die „Überschuß"-Welle der Erweiterung jene Zwischenglieder der Produktion passiert, bei denen noch kein Konflikt mit der persönlichen Konsumtion Platz greifen kann. Andererseits bedeutet das durchaus nicht, daß eine Akkumulation unmöglich sei. Denn es handelt sich hierbei nicht darum, daß bloß mehr produziert worden ist, sondern, daß mehr nicht in der entsprechenden Proportion produziert worden ist. Die Realisierung des Mehrwertes ist im Gegensatz zur Behauptung Rosa Luxemburgs keineswegs unmöglich. Sie wird jedoch unmöglich unter bestimmten Bedingungen, und dann haben wir es eben mit einer Krise zu tun. „Also Reproduktion auf zu großer Stufenleiter, was dasselbe ist wie Überproduktion schlechthin."*

* K. Marx, Theorien über den Mehrwert, Bd. II, 2, pag. 317. (Von uns gesperrt. N. B.)

So liegen die Dinge in der Gesellschaft des „klassischen" Kapitalismus. Wenden wir uns nun der sozialistischen Gesellschaft zu.

3. Die sozialistische Gesellschaft. Nehmen wir den „reinen Typus" einer sozialistischen Gesellschaft, so gibt es da keine Krisen, wohl aber wird der Anteil der Produktionsmittel noch schneller zunehmen als unter kapitalistischer Herrschaft, da hier die Maschine sogar unter Verhältnissen eingeführt wird, unter denen sie im Kapitalismus bedeutungslos ist.

Gerade darum aber werden gleichzeitig die Bedürfnisse der breiten Massen der gesamten Gesellschaft weit besser befriedigt als in den Fällen der vorerwähnten sozial-ökonomischen Formationen.

Auf Grund all dessen ist nun leicht abzuschätzen, wie weit Gen. Rosa Luxemburg von der Wahrheit entfernt ist. Anläßlich der Behandlung eines antimalthusianistischen Pamphlets schrieb Marx:

> „Hier wird also unterstellt: 1. kapitalistische Produktion, worin die Produktion jeder besonderen Produktionssphäre und ihre Zunahme nicht unmittelbar durch die Bedürfnisse der Gesellschaft geregelt und bestimmt wird, sondern durch die Produktivkräfte, über die jeder einzelne Kapitalist unabhängig von den Bedürfnissen der Gesellschaft verfügt. 2. ist unterstellt, daß dennoch so proportioniert produziert wird, als ob das Kapital direkt von der Gesellschaft, ihren Bedürfnissen entsprechend, in den verschiedenen Produktionssphären angewandt wäre.
>
> Unter dieser Unterstellung (contradictio in adjecto), wenn die kapitalistische Produktion absolut sozialistische Produktion wäre, könnte in der Tat keine Überproduktion stattfinden."*

Mit anderen Worten: Bestände eine planmäßige Wirtschaft, könnte es auch keine Überproduktionskrise geben. Hier formuliert Marx ganz deutlich jenen Gedanken, bei dem die Überwindung der Anarchie, d. h. die Planmäßigkeit, der Liquidierung des Widerspruches zwischen Produktion und Konsumtion nicht als ein besonderes Moment entgegengestellt wird, sondern als diese Liquidierung enthaltend dargestellt wird. Umgekehrt, finden wir bei Rosa Luxemburg — wie aus der oben angeführten Stelle über die Schemata des zweiten Bandes des „Kapital" ersichtlich — einerseits einen „Mangel an Proportionalität der Produktion, d. h. an gesellschaftlicher Kontrolle über den Produktionsprozeß", andererseits „den tiefen, fundamentalen Widerstreit zwischen Produktionsfähigkeit und Konsumtionsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft". Und Rosa Luxemburg behauptet, die Schemata des zweiten Bandes ließen Krisen „ausschließlich aus Mangel an Proportionalität der Produktion, d. h. aus Mangel an gesellschaftlicher Kontrolle über den Produktionsprozeß" zu. Rosa Luxemburg stellt dem direkt ein anderes Moment entgegen. Wie wir gesehen haben, gibt sie eine genaue Formulierung ihres Gedankens. Im Anschluß an den zitierten Satz schreibt sie: „Es (das Schema des zwei-

* K. Marx, op. cit. Bd. III, pag. 137. „Nochmals der Verfasser der Inquiry." (Letzte Sperrung von uns. N. B.)

ten Bandes. N. B.) schließt dagegen den tiefen, fundamentalen Widerstreit aus ..." usw. Man kann eine offenkundig falsche Einstellung nicht klarer aussprechen, nicht genauer formulieren.

Aus Rosa Luxemburgs Ansicht ergibt sich, daß es auch bei Planwirtschaft Krisen geben wird, sofern eine „Unterkonsumtion der Massen" eintritt. Mit anderen Worten: Nach der Ansicht Rosa Luxemburgs sind für unsere hypothetische staatskapitalistische Gesellschaft die Krisen obligatorisch. Wir dagegen haben gezeigt, daß es da keine Krisen geben kann.*

Das ist doch wahrlich nicht so schwer zu verstehen. In der Tat: Worin drückt sich die Planlosigkeit der Wirtschaft, die „Anarchie" derselben aus? Doch darin, daß zwischen den einzelnen Zweigen der Produktion und gleichzeitig zwischen dem Umfang der Produktion und dem Umfang der persönlichen Konsumtion keinerlei Proportionalität besteht. Deshalb gerade spricht ja Marx von der proportionierten Anwendung von Kapital 1. „in den verschiedenen Produktionssphären" und 2. „den Bedürfnissen entsprechend". Beide Momente gehören zum Begriff der Proportionalität der gesellschaftlichen Produktion. Oder noch populärer ausgedrückt: Nehmen wir an, wir hätten eine vollkommene Proportionalität unter allen Produktionszweigen, und zwar im Sinne ihres einseitigen Zusammenhanges in einer Richtung: von den Produktions- zu den Konsumtionsmitteln. Es sei z. B. die gesamte gesellschaftliche Produktion durch die Reihe dargestellt: Kohle, Eisen, Maschinen, Gewebe, sodaß gerade soviel Kohle produziert würde, als die Produktion von Eisen verschlingen könnte, soviel Eisen, als die Produktion von Maschinen erfordern würde, und so durch die ganze Kette der Produktionszweige hindurch. Hätten wir hierin eine Garantie gegen das Eintreten einer Krise? Nein. Denn es kann sich herausstellen, daß mehr Gewebe produziert worden ist, als gebraucht wird, folglich auch mehr als notwendig Maschinen, Eisen und Kohle. Mit anderen Worten: Die Disproportionalität der gesamten gesellschaftlichen Produktion besteht nicht nur in der Disproportionalität zwischen den Produktionszweigen, sondern auch in der Disproportionalität zwischen Produktion und persönlicher Konsumtion. Oder, um mit Lenin zu sprechen:

> „Die Konsumtionskraft der Gesellschaft" und die „Proportionalität der verschiedenen Produktionszweige" bilden keineswegs irgendwelche getrennte, selbständige oder miteinander nicht zusammenhängende Bedingungen. Im Gegenteil: eine bestimmte Höhe der Konsumtion ist eines der Elemente der Proportionalität. In der Tat hat die Analyse der Realisierung gezeigt, daß die Bildung eines inneren Marktes für den Kapitalismus nicht so sehr auf Kosten der Konsumtionsmittel als auf Kosten der Produktionsmittel erfolgt. Daraus folgt, daß die erste Abteilung der gesellschaftlichen Produktion

* Der geschulte Leser wird hierbei wohl nicht aus dem Auge verloren haben, daß wir es mit abstrakten „Idealtypen" gesellschaftlicher Formationen zu tun haben, nicht aber mit empirisch gegebenen Gesellschaftsordnungen.

(die Herstellung von Produktionsmitteln) sich schneller als die zweite (Herstellung von Konsumtionsmitteln) entwickeln kann und muß. Daraus folgt jedoch selbstverständlich keineswegs, daß die Herstellung von Produktionsmitteln sich vollkommen unabhängig von der Herstellung von Konsumtionsmitteln und ohne jeden Zusammenhang mit ihr entwickeln kann."*

Betrachten wir dieselbe Frage von einer etwas anderen Seite. Wir nahmen eine Proportionalität unter den verschiedenen Produktionszweigen, wie wir uns ausdrückten: in einer Richtung, der von Kohle zum Gewebe, an. Für den Gang der gesellschaftlichen Reproduktion gleichermaßen wichtig ist aber auch die entgegengesetzte Richtung, die vom Gewebe zur Kohle. Auch das Gewebe will verkauft sein, um durch eine Maschine ersetzt zu werden usw. Vergegenwärtigen wir uns erneut die Formel der gesellschaftlichen Reproduktion: Bei einer Zweiteilung der gesamten gesellschaftlichen Produktion, d. h. einer Teilung in Produktion von Produktionsmitteln und Produktion von Konsumtionsmitteln müssen die materiell-stofflichen Teile des Produkts ihre Plätze gegenseitig in einem bestimmten Verhältnis vertauschen. Doch bleibt der Vorgang nicht auf ein bloßes Abwandern der Produkte vom oberen Stockwerk (Produktion von Produktionsmitteln) zum unteren (Produktion von Konsumtionsmitteln) beschränkt. Es muß vielmehr auch ein Wandern vom unteren Stockwerk zum oberen, überdies in einem bestimmten, streng umschriebenen Verhältnis, erfolgen.

Es sei hier erneut unsere Formel erwähnt:

$$\begin{array}{ll} \text{I.} & \boxed{c_1 + \boxed{v_1 + \alpha_1}} + \beta_{1_c} + \boxed{\beta_{1_v}} \\ \text{II.} & \boxed{\boxed{c_2} + v_2 + \alpha_2} + \boxed{\beta_{2_c}} + \beta_{2_v} \end{array}$$

Hieraus folgt, wie wir wissen, die Grundbedingung des Reproduktionsprozesses, deren Ausdruck die Gleichung ist:

$$c_2 + \beta_{2_c} = v_1 + \alpha_1 + \beta_{1_v}$$

oder, was dasselbe:

$$v_1 + \beta_{1_v} = c_2 + \beta_{2_c} - \alpha_1.$$

Wenn somit $c_2 + \beta_{2_c} - \alpha_1 > v_1 + \beta_{1_v}$, d. h. größer als das zukünftige variable Kapital in der Produktion von Produktionsmitteln sein wird, so haben wir eine Überproduktion von Konsumtionsmitteln vor uns. Doch hat der ganze Mechanismus der Reproduktion auch eine andere Seite, die das zu lösende Problem viel unmittelbarer betrifft. Nämlich: Wir haben bei der Analyse der gesellschaftlichen Reproduktion gesehen, daß der Ersatz der materiell-stofflichen Ele-

* Wladimir Iljin, Bemerkungen zur Frage der Theorie des Marktes. „Nautschnoje Obosrenje", Nr. 1, Januar 1899. Erneut abgedruckt in N. Lenin, Gesammelte Werke, Bd. II, pag. 474 (russisch). Die Sperrungen von Lenin.

mente auf verschiedenen Wegen vor sich geht. Die Produktionsmittel nehmen ihre Plätze durch Tauschakte unter den Kapitalisten ein. Was dagegen die Konsumtionsmittel betrifft, so erhalten sie, soweit sie ein Element des variablen Kapitals darstellen, ihren Platz angewiesen durch Akte des Kaufs der Arbeitskraft durch die Kapitalisten und des Kaufs von Konsumtionsmitteln durch die Arbeiter. Ohne dies ist eine Reproduktion unmöglich. Ohne derartige Akte, bei denen der Arbeiter seine Arbeitskraft verkauft und Konsumtionsmittel kauft, ist der Reproduktionsprozeß undenkbar. Die Schemata des zweiten Bandes des „Kapital" schließen diese Kaufakte nicht nur nicht aus (wie es scheinen möchte, wenn man den Erklärungen Rosa Luxemburgs Gehör schenkt), sondern setzen sie sogar direkt voraus.

Also:

Erstens erfordert der richtige Gang der gesellschaftlichen Reproduktion eine richtige Proportion zwischen den Konsumtionsmitteln der Arbeiter und den anderen Teilen des gesamten gesellschaftlichen Produkts.

Zweitens muß die Wertsumme der gesamten Arbeitskraft oder die Summe der Arbeitslöhne, die an alle Arbeiter, einschließlich der zuschüssigen Arbeiter des neuen Produktionszyklus, ausgezahlt werden, dem Wert der Konsumtionsmittel der Arbeiter gleich sein. Bezeichnen wir erstere Größe mit V, so erhalten wir:

$$V = (v_1 + \beta_{1_v}) + (v_2 + \beta_{2_v}).$$

Aber dieses Gleichsein spiegelt durchaus keine prästabilierte Harmonie wieder. Wenn es in Wirklichkeit nicht besteht, so eben wegen der widerspruchsvollen Tendenzen des Kapitalismus (das Bestreben, die Produktion zu steigern, den Arbeitslohn aber zu senken), die spontaner Natur sind. So führt die Dynamik des Kapitalismus dazu, daß

$$V < (v_1 + \beta_{1_v}) + (v_2 + \beta_{2_v}),$$

d. h. zu einer Disproportionalität zwischen Produktion und Konsumtion. Es ist leicht einzusehen, daß die Höhe des Arbeitslohnes z. B. in der Produktion von Produktionsmitteln durchaus nicht auf der Schätzung dessen beruht, wieviel Werte in der Produktion von Konsumtionsmitteln für Arbeiter erzeugt werden. Ebensowenig wird der Umfang dieser Produktion durch die Höhe der Nachfrage bestimmt, die garnicht berechnet werden kann. Daraus ergibt sich, daß die Disproportionalität zwischen der Produktion und der Konsumtion der Massen nicht von der allgemeinen Disproportionalität des Produktionsprozesses getrennt werden darf.

Hierbei müssen wir bemerken, daß dieser Schluß einen noch weit tieferen Sinn erhält, wenn man sich den ganzen Mechanismus des Reproduktionsprozesses in seiner Gesamtheit vergegenwärtigt.

Die apologetischen Ökonomen haben die Krisen u. a. auch aus Gründen eines „metaphysischen Gleichgewichts zwischen Verkäufern und Käufern", Produzenten und Konsumenten geleugnet. Marx schreibt darüber:

„Also ist nichts abgeschmackter, um die Krisen wegzuleugnen, als die Behauptung, daß Konsumenten (Käufer) und Produzenten (Verkäufer) in der kapitalistischen Produktion identisch sind. Sie fallen ganz auseinander. Soweit der Reproduktionsprozeß vorgeht, kann diese Identität nur für Einen aus 8000 Produzenten, d. h. für den Kapitalisten behauptet werden. Es ist ebenso umgekehrt falsch, daß die Konsumenten Produzenten sind. Der Grundbesitzer (die Grundrente) produziert nicht, und doch konsumiert er. Ebenso verhält es sich mit dem ganzen Geldkapital."*

Mit anderen Worten: Marx weist auf die besondere Rolle des Arbeiters im Zirkulationsprozeß hin. Die Arbeiter kaufen keine Produktionsmittel, obgleich sie sie produktiv konsumieren, denn sie konsumieren sie nicht für sich selbst. Die Arbeiter verkaufen eine Ware, aber nicht die, die sie in den Fabriken produzieren. Was steckt nun hinter all dem vom Gesichtspunkt der Reproduktion?

Wir müssen zunächst folgendes beachten: Die kapitalistische Zirkulation unterscheidet sich von der einfachen Warenzirkulation u. a. dadurch, daß unter den auf dem Markt zirkulierenden Waren die Arbeitskraft figuriert, die Gebrauchswert und Tauschwert besitzt. Das aber bedeutet, daß vom gesellschaftlichen Gesichtspunkt, ergo vom Gesichtspunkt der gesamten gesellschaftlichen Reproduktion die Arbeitskraft in der kapitalistischen Gesellschaft eben als Ware produziert wird.

Andererseits wissen wir, daß die „reale" Form des Kapitals, seine produktive Form, nicht vom Gesichtspunkt des Wertes, sondern vom materiell-stofflichen Gesichtspunkt betrachtet, eine Verbindung der Produktionsmittel mit der lebendigen Arbeitskraft, nicht aber mit den Konsumtionsmitteln darstellt. Die Konsumtionsmittel erscheinen hier gewissermaßen als vermittelndes Glied. Sie können in ihrer Naturalform kein Bestandteil des funktionierenden produktiven Kapitals sein, und ihr Wert muß sich unvermeidlich in den Wert der Arbeitskraft verwandeln, deren Naturalform der Naturalform der Produktionsmittel entspricht. Die Formen des produktiven Kapitals sind somit die Produktionsmittel und die Arbeitskraft. Gleichzeitig entspricht dem im Zirkulationsprozeß die Bewegung der Arbeitskraft auf dem Warenmarkt. Was entspricht aber dem in der Produktionssphäre der gegebenen Ware? Wir sahen, daß die Produktion von Konsumtionsmitteln der Arbeiter die indirekte Produktion von Arbeitskraft, richtiger, die Vorbedingung dieser Produktion ist. Die Grundlage des unmittelbaren Prozesses der Produktion von Arbeitskraft bildet jedoch der Prozeß der persönlichen Konsumtion. Der vom gesellschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtete Prozeß der Konsumtion der Arbeiterklasse ist der Prozeß der Produktion von Arbeitskraft. Daraus folgt ohne weiteres, daß die Disproportionalität zwischen Produktion und Konsumtion eine Disproportionalität der

* K. Marx, op. cit. Bd. II, 2 pag. 297.

Produktion auch in einem direkteren, engeren Sinne darstellt, in dem Sinne nämlich einer Disproportionalität zwischen der Produktion von Konsumtionsmitteln und der Produktion der Lohnarbeitskraft.

Gewöhnlich hält man sich bei der Analyse der Krisen sehr wenig oder beinahe gar nicht bei der Prüfung der Tatsache auf, daß unter den Waren auch die Arbeitskraft figuriert. Und das, obwohl wir es hierbei, wie bereits auseinandergesetzt, mit einem spezifischen Merkmal des kapitalistischen Austausches und der kapitalistischen Produktionsweise zu tun haben. Ist einmal die Arbeitskraft in die Warenzirkulation eingegangen, so müssen die Widersprüche, die der Warenproduktion eigentümlich sind, in komplizierter Form auch hier auftreten. Der Widerspruch zwischen dem Gebrauchswert der Ware und ihrem Tauschwert erscheint hier in Form des Widerspruches zwischen der Produktion von Mehrwert, die eine schrankenlose Erweiterung anstrebt, und der beschränkten Kaufkraft der Massen, die den Wert ihrer Arbeitskraft realisieren. Dieser Widerspruch findet eben durch die Krisen seine Lösung.

Wir kehren nunmehr zur Hauptlinie unserer Erörterungen zurück. Am Schluß des theoretischen Teiles seiner Abhandlung über die Krisen schreibt Herr Tugan-Baranowsky:

> „Wäre die Produktion planmäßig organisiert, besäße der Markt eine vollkommene Kenntnis der Nachfrage und die Macht, die Produktion proportioniert zu verteilen, Arbeit und Kapital frei aus einem Industriezweig in einen anderen zu übertragen, so könnte, so tief die Konsumtion auch sinken möchte, das Angebot von Waren die Nachfrage nicht übersteigen."*

Dieser Satz ist vollkommen richtig, es sei denn, man kritisiere die Terminologie („Markt", „Ware" usw. bei organisierter Produktion). Das Pech Tugan-Baranowskys aber ist, daß dieser richtige Satz seiner gesamten Theorie diametral widerspricht. Es scheint uns nützlich, ihn kritisch zu analysieren, da eine solche Analyse eine noch bestimmtere Fassung der Lösung des Problems gestatten wird.

Nach Tugan-Baranowsky gehört zum Begriff der planmäßigen Produktion die Kenntnis der Nachfrage. Was heißt das?

Nachfrage ist ein keineswegs einfacher Begriff. Er umfaßt Nachfrage nach Kohle, Nachfrage nach Maschinen, Nachfrage nach Eisen usw., mit einem Worte Nachfrage nach Produktionsmitteln. Dazu gehört ferner auch Nachfrage nach Brot, Nachfrage nach Geweben, Nachfrage nach Konsumtionsmitteln. Sofern wir es mit einer (klassenmäßig) antagonistischen Gesellschaftsordnung zu tun haben, setzt „Kenntnis der Nachfrage" nicht nur Kenntnis der Nachfrage nach Produktionsmitteln, sondern auch Kenntnis der Konsumentennachfrage seitens der Arbeiter und Kapitalisten voraus. Eine Krise wird es nicht geben. Es wird dieselbe jedoch unter anderem auch darum ausbleiben, weil die gegenseitige Abhängigkeit von Produktion und Konsumtion bekannt und

* M. J. Tugan-Baranowsky, Die periodischen industriellen Krisen, pag. 281 bis 282.

gegeben ist, also just das statt hat, was Herr Tugan-Baranowsky theoretisch negiert, sobald dieser gelehrte Mann mit Hilfe schlecht verdauter Fragmente der Marxschen Analyse sich eine Theorie des Marktes zusammenkonstruiert. Andererseits läßt dieser Irrtum Tugans den Satz, daß der „Stand der Konsumtion" eines der Elemente der Proportionalität der Produkte ist, in noch hellerem Lichte erscheinen. In der Tat: Sehen wir uns einmal die Struktur des Zusammenhanges der verschiedenen Produktionszweige untereinander etwas näher an.

Der Konsumtion am nächsten steht unter einer Reihe von Produktionszweigen die Produktion von „Lebensmitteln, Kleidung und Wohnung". Jede dieser Unterabteilungen zerfällt in eine ungeheure Zahl weiterer selbständiger Produktionszweige. In Verbindung mit dieser Reihe von Produktionszweigen steht eine Reihe von Produktionsmittelindustrien, die ihrerseits horizontal wie vertikal, sowohl nach Verwandtschaft in der Herstellung ihrer Produkte mit verschiedenartigen Konsumtionsmitteln als auch nach dem Zusammenhange der Produktionsmittel untereinander in eine unzählige Menge von Produktionszweigen zerfallen. Tugan-Baranowsky gelangt zu dem paradoxen Schluß, daß „die Produktion von der Konsumtion" unabhängig sei, nur darum, weil er den Zusammenhang ausschließlich in einer Sphäre analysiert: in der Sphäre nämlich des Zusammenhanges der verschiedenen Industrien untereinander auf dem Gebiete der Produktion von Produktionsmitteln. Erstens übersieht er die Proportionen zwischen der Produktion von Produktionsmitteln und der Produktion von Konsumtionsmitteln (wir haben das bereits behandelt), zweitens umgeht er vollkommen die Frage der Proportionen zwischen den verschiedenen Produktionszweigen in der Produktion von Konsumtionsmitteln, was bei einem Anhänger der Grenznutzentheorie besonders seltsam anmutet. Zieht man nun alle diese Zusammenhänge in Betracht, so wird folgendes Ergebnis durchaus plausibel erscheinen:

Eine Veränderung in der Konsumentenfrage muß unvermeidlich auch 1. die Proportionen zwischen den einzelnen Produktionszweigen in der Produktion von Konsumtionsmitteln und 2. infolge des Zusammenhanges zwischen den beiden grundlegenden Zweigen der gesellschaftlichen Produktion die Proportionen zwischen den verschiedenen Produktionszweigen in der Produktion von Produktionsmitteln verändern. Mit anderen Worten: Die Veränderung des Konsumtionsbudgets der Gesellschaft zieht unabwendbar auch eine Umgruppierung unter den verschiedenen Sphären der gesellschaftlichen Arbeit nach sich. Der Umstand, daß diese Veränderung ihrerseits durch eine Veränderung in der Produktion bedingt wird, vermag an der Tatsache selbst nichts zu ändern.

Damit erweist sich das „Element der Konsumtion" nicht als eine selbständige Wesenheit (ein Irrtum, der gleichermaßen Tugan wie Rosa Luxemburg eigen ist, mögen beide auch zu diametral entgegengesetzten Schlüssen gelangen), sondern als eines der Elemente der gesamten Proportionalität oder Disproportionalität der gesellschaftlichen Produktion.

Nach unseren bisherigen Ausführungen kann es nun keine Schwierigkeiten bieten, die methodologische Wurzel des Irrtums von Rosa Luxemburg bloßzulegen. Der Organismus der kapitalistischen gesellschaftlichen Produktion ist eine „Einheit von Gegensätzen". Die Apologeten sehen in ihm nur das Moment der Einheit. „Die Apologetik", schrieb Marx, „besteht in der Fälschung der einfachsten ökonomischen Verhältnisse und speziell darin, dem Gegensatz gegenüber die Einheit festzuhalten."*

An einer anderen Stelle gibt Marx, wiederum in Verbindung mit der Krisentheorie, eine ausgezeichnete Zusammenfassung dieser apologetischen Übungen. Er schreibt:

> „Kauf und Verkauf sind (in Wirklichkeit. N. B.) getrennt, Ware von Geld, Gebrauchswert von Tauschwert. Es wird (von den bürgerlichen Gelehrten. N. B.) vorausgesetzt dagegen, daß die Trennung nicht stattfindet, sondern Tauschhandel. Konsumtion und Produktion sind getrennt; es gibt Produzenten, die nicht so viel konsumieren, wie sie produzieren, und Konsumenten, die nicht produzieren. Vorausgesetzt wird aber, daß Konsumtion und Produktion identisch sind. Der Kapitalist produziert direkt, um seinen Profit zu vermehren, des Tauschwerts, nicht des Genusses wegen. Vorausgesetzt wird, daß er unmittelbar und nur des Genusses wegen produziert. Vorausgesetzt, daß die in der bürgerlichen Produktion existierenden Widersprüche — die sich allerdings ausgleichen, ein Prozeß der Ausgleichung, der aber zugleich als Krise erscheint, gewaltsame Zusammenfügung der zerrissenen, gleichgültig gegeneinander existierenden und doch zusammengehörigen Momente — nicht existieren, so können diese Widersprüche natürlich auch nicht sich geltend machen. In jedem Industriezweig produziert jeder einzelne Kapitalist im Verhältnis zu seinem Kapital, gleichgültig gegen die Bedürfnisse der Gesellschaft ... Vorausgesetzt wird, er produziert so, als ob er im Auftrage der Gesellschaft produziere."**

Gen. Rosa Luxemburg sieht diesen Fehler der Apologeten sehr klar. Aber es gibt noch einen anderen Fehler. Es gilt, nicht nur die Gegensätze, sondern auch die Einheit zu sehen. In den Krisen setzt sich diese Einheit mit elementarer Kraft durch, während nach Rosa Luxemburg diese Einheit überhaupt unmöglich ist. Mit anderen Worten: Rosa Luxemburg sucht im Kapitalismus seichte, formal-logische Widersprüche, die nicht dynamisch sind, sich nicht aufheben, nicht Elemente einer widerspruchsvollen Einheit sind, sondern diese Einheit rundweg negieren. In Wirklichkeit haben wir es dagegen mit dialektischen Widersprüchen zu tun, die Widersprüche eines Ganzen sind, sich periodisch aufheben und beständig reproduzieren, um erst auf einer bestimmten Entwicklungsstufe das ganze kapitalistische System als solches zu sprengen, d. h. mit sich selbst auch die frühere Art der Einheit zu vernichten.

---

* K. Marx, op. cit. pag. 274.
** K. Marx, op. cit. Bd. III, pag. 140, Fußnote.

Viertes Kapitel

Die ökonomischen Wurzeln des Imperialismus

Unsere bisherige Kritik hat gezeigt, daß Gen. Rosa Luxemburg in allen Stadien der Analyse des Reproduktionsprozesses unrecht hat, sowohl im Stadium der Behandlung der abstraktesten Voraussetzungen (betr. den Prozeß der erweiterten Reproduktion unter Abstraktion vom Geldmoment) als auch in jenem der sukzessiven Konkretisierung des Problems (wenn auch unter den Bedingungen einer abstrakten kapitalistischen Gesellschaft im allgemeinen), also der Berücksichtigung des Geldmoments und der Analyse der Krisen. Wir müssen uns nun noch konkreteren Fragestellungen zuwenden, d. h. bereits über den Rahmen eines abstrakten Kapitalismus hinausgehen und das Problem des Verhältnisses des kapitalistischen Wirtschaftskreises zu seiner nichtkapitalistischen Peripherie beleuchten.

Zuvor müssen wir jedoch unsere Aufmerksamkeit der methodologischen Schlußfolgerung Rosa Luxemburgs widmen, zu der sie auf Grund ihrer Behauptungen gelangt. Die Analyse dieser „Schlußfolgerung" wird uns den Übergang just zu der Frage, deren Umrisse wir soeben angedeutet, erleichtern.

Wir erteilen Rosa Luxemburg das Wort:

> „Daß die Erklärung der ökonomischen Wurzel des Imperialismus speziell aus den Gesetzen der Kapitalakkumulation abgeleitet und mit ihnen in Einklang gebracht werden muß, unterliegt keinem Zweifel, da der Imperialismus im ganzen schon nach allgemeiner empirischer Wahrnehmung nichts anderes als eine spezifische Methode der Akkumulation ist. Wie ist dies aber möglich, solange man kritiklos (!) an der Marxschen Voraussetzung im zweiten Bande des „Kapital" festhält, die auf eine Gesellschaft zugeschnitten ist, in der die kapitalistische Produktion die einzige ist, in der die ganze Bevölkerung lediglich aus Kapitalisten und Lohnarbeitern besteht? Wie man auch die inneren ökonomischen Triebfedern des Imperialismus näher bestimmen mag, soviel ist jedenfalls klar und allgemein bekannt: sein Wesen besteht in der Ausbreitung der Kapitalsherrschaft aus alten kapitalistischen Ländern auf neue Gebiete und im wirtschaftlichen und politischen Konkurrenzkampf jener Länder um solche Gebiete. Marx nimmt aber, wie wir gesehen, im zweiten Bande seines „Kapital" an, die ganze Welt sei bereits „eine kapitalistische Nation", alle anderen Wirtschafts- und Gesellschaftsformen seien bereits verschwunden. Wie kann man nun den Imperialismus in einer solchen Gesellschaft erklären, wo doch für ihn gar kein Raum mehr vorhanden ist?
>
> Hier glaubte ich die Kritik (d. h. nicht an der „Frage", sondern an Marx. N. B.) einsetzen zu müssen. Die theoretische Annahme einer lediglich aus Kapitalisten und Arbeitern bestehenden Gesellschaft, die an sich für bestimmte Zwecke der Untersuchung — so im ersten Bande des „Kapital", bei

der Analyse des Einzelkapitals und seiner Ausbeutungspraktiken in der Fabrik — vollkommen berechtigt und am Platze ist, schien mir unangebracht und störend, wo es sich um die Akkumulation des gesellschaftlichen Gesamtkapitals handelt (von uns gesperrt. N. B.). Da diese den wirklichen historischen Prozeß der kapitalistischen Entwicklung darstellt, kann man sie meines Erachtens unmöglich erfassen, wenn man von allen (?! N. B.) Bedingungen dieser geschichtlichen Wirklichkeit absieht. Die Kapitalakkumulation als geschichtlicher Prozeß arbeitet sich vom ersten bis zum letzten Tage mitten in einem Milieu verschiedener vorkapitalistischer Formationen vorwärts, im stetigen politischen Kampfe und in unaufhörlichen ökonomischen Wechselwirkungen mit ihnen. Wie kann man also diesen Prozeß und seine inneren Bewegungsgesetze in einer blutleeren theoretischen Fiktion richtig erfassen, die dieses ganze Milieu, diesen Kampf und diese Wechselwirkungen für nicht existierend erklärt?"*

Dieses Zitat, das, wie man sieht, einerseits ein gewisses theoretisches Resumé darstellt, andererseits den methodologischen Schlüssel zur Behandlung der weiteren Probleme liefert, enthält weit mehr moralische Entrüstung denn logische Überzeugungskraft. Ja, man kann wohl sagen, daß wir es hier mit einem Exempel einer in gewisser Hinsicht grundsätzlichen Verständnislosigkeit für die abstrakt-theoretische Methode von Marx, ihre Geltung, ihre Bedingtheit und gleichzeitig ihre Richtigkeit zu tun haben. Wir müssen bei diesem Punkt verweilen, weil das für unsere weiteren Ausführungen Zeitgewinn bedeuten wird. Die zitierten Sätze Rosa Luxemburgs wollen wir nun möglichst eingehend prüfen.

Erstens. Zunächst ist die Behauptung Rosa Luxemburgs, wonach im ersten Bande des „Kapital" das „Einzelkapital" (!), d. h. das individuelle Kapital, die individuelle Fabrik und der individuelle Kapitalist analysiert würden, falsch. Bei Marx findet sich nichts dergleichen. Sofern er diesbezügliche Beispiele verwendet, erscheint bei ihm der Kapitalist als Verkörperung des Kapitals. Dem Wesen der Sache nach ist die objektive „gesellschaftliche" Methode der Betrachtung ökonomischer Erscheinungen für den ersten Band nicht minder charakteristisch als für alle anderen Bände des „Kapital". Im ersten Bande ist von der Produktion des gesellschaftlichen Kapitals, im zweiten von der Zirkulation des gesellschaftlichen Kapitals, im dritten vom „Gesamtprozeß", d. h. von der Gesamtbewegung des gesellschaftlichen Kapitals die Rede.

Zweitens. Aus Gesagtem folgt, daß die Unterscheidung der Untersuchungsmethoden, die Rosa Luxemburg empfiehlt, gänzlich unannehmbar ist. In der Tat: Rosa Luxemburg stellt doch selbst die Frage der Reproduktion in den Mittelpunkt. Wird diese Frage aber einmal aufgeworfen, so wird damit natürlich auch die Frage der Produktion aufgerollt, denn eine Reproduktion außerhalb der Produktion, ohne Produktion, ist eine Absurdität.

* R. Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals. Antikritik. Gesammelte Werke, Bd. VI, pag. 398. Viva-Verlag, Berlin.

Kann der Akkumulationsprozeß, somit auch der Prozeß der erweiterten Reproduktion, nicht außerhalb des Zusammenhanges mit dem nichtkapitalistischen Milieu analysiert werden, so ist es ein Nonsens, zu glauben, man könne von diesem Zusammenhang bei der Analyse des Produktionsprozesses des Kapitals absehen. Der „Gesamtprozeß" würde schön aussehen, wenn aus dem Produktionsprozeß der gesamte nichtkapitalistische Wirtschaftskreis eliminiert würde, während im Zirkulationsprozeß Werte, die just diesem Kreis entspringen, figurieren würden! Eine solche Lostrennung der Produktion von der Zirkulation widerspricht radikal der Auffassung der Reproduktion.

Drittens. Obiges wird durch die weiteren Schlußfolgerungen der Verfasserin der „Akkumulation" bestätigt. Die Akkumulation, meint sie, sei doch ein wirklicher historischer Prozeß, und man dürfe nicht von allen historischen Bedingungen dieses Prozesses abstrahieren. Nun schlägt aber doch kein Mensch vor, von allen historischen Bedingungen abzusehen. Von allen historischen Bedingungen abzusehen, bedeutet auch von der kapitalistischen Form der Produktionsverhältnisse zu abstrahieren, wie es tatsächlich die bürgerliche Nationalökonomie tut. Eine andere Sache aber ist es, von den nichtkapitalistischen „dritten Personen" zu abstrahieren. Illustrieren wir das durch ein konkretes Beispiel. Nehmen wir einmal an, die kapitalistische Textilindustrie setze ihre Waren an Kleinproduzenten ab. Diese Kleinproduzenten müssen nun, sofern sie kaufen, auch etwas verkaufen. Nehmen wir weiter an, sie würden Baumwolle verkaufen, d. h. Rohstoff für die Textilindustrie. Ist es dann nicht klar, daß wir, sofern wir nach dem Vorgang Rosa Luxemburgs bei der Analyse der Akkumulation von den Kleinproduzenten abzusehen verbieten, diese Abstraktion damit auch bei der Untersuchung der Produktion verbieten müssen? Denn, muß man im „wirklichen Prozeß" an die Kleinproduzenten Webstoffe absetzen, so muß man bei ihnen auch Baumwolle kaufen, und zwar zu dem Zwecke, aus dieser Baumwolle Webstoffe zu produzieren.

Also: Entweder darf man von den „dritten Personen" nicht absehen, dann darf man es auch bei der Analyse der Produktion des Kapitals nicht tun, oder aber man darf es, dann darf man es auch bei der Analyse des Akkumulationsprozesses. Der Dualismus in der Methode führt, wie gezeigt, zu einer Absurdität.

Viertens. Eine solche Abstraktion ist vollkommen berechtigt. Selbstverständlich vollzieht sich nicht nur die von der Produktion losgelöste „kapitalistische Akkumulation" historisch inmitten eines nichtkapitalistischen Milieus, sondern auch der gesamte Mechanismus der kapitalistischen Produktion ist stets konkret auf mannigfachste Weise mit dem nichtkapitalistischen Milieu verbunden. Doch ist das mitnichten ein Argument gegen eine solche Abstraktion.* Man muß sich nur klar sein, daß die abstrakte Theorie ein

* Nebenbei bemerkt, behauptet Rosa Luxemburg in ihrer „Antikritik" (vgl. Gesammelte Werke, Bd. VI, pag. 470, 1923), es handele sich bei Marx nirgends um eine „isolierte" kapitalistische Gesellschaft", sondern um die ge-

„Schlüssel" zur Erkenntnis der Wirklichkeit ist, dessen Handhabung verstanden sein will. „In der Wirklichkeit" sehen wir, daß Wert und Preis einander niemals gleich sind, Angebot und Nachfrage sich nicht decken, die Arbeiterklasse nicht den vollen Wert ihrer Arbeitskraft erhält usw. usf. Dennoch gestatten es die Abstraktionen der Theorie, an die Lösung konkretester Probleme heranzutreten, sofern sich nur die diese Abstraktionen anwendenden Menschen bewußt bleiben, daß zwischen den Abstraktionen und ihrer Anwendung auf die unmittelbare empirische Wirklichkeit eine ganze Reihe logischer Stufen liegt, die unter keinen Umständen übersprungen werden dürfen.

Fünftens: Das soeben Ausgeführte enthält bereits die Antwort auch auf die „tückische", von Rosa Luxemburg unter mehrfacher Variation aufgeworfene Frage, wie man denn den kolonialen Raub in einer Gesellschaft erklären wolle, in der für Kolonien kein Platz sei, m. a. W. wie man denn Dinge erklären könne, die von vornherein von einer Analyse ausgeschlossen worden seien. Ein solches Unterfangen gleiche doch dem Versuch der Beantwortung der bekannten „philosophischen" Frage nach dem Geruch einer unberochenen Rose.

Ist nun vielleicht die Argumentation unserer Kritikerin wenigstens in diesem Punkte überzeugend? Nicht im geringsten.

In der Tat: Um die gegenseitigen Beziehungen zwischen kapitalistischem und nichtkapitalistischem Milieu zu erklären, muß man natürlich dieses nichtkapitalistische Milieu in die Untersuchung mit einbeziehen. Marx hat im „Kapital" dieses Problem nicht aufgeworfen. Wir müssen uns daher zu dessen Lösung vom Abstrakten noch mehr dem Konkreten nähern. Jede Analyse der Beziehungen zwischen der kapitalistischen Welt und den „dritten" Personen wird daher einen konkreteren Charakter tragen müssen als die theoretischen Konstruktionen des „Kapital".

Das widerspricht indessen keineswegs der Behauptung, daß die abstrakte Theorie von Marx den Weg zur Lösung auch dieses Problems zeige. (Wir werden weiter unten sehen, welches dieser Weg ist.) Überdies ist das auch kein Argument zugunsten der Zulässigkeit einer Erklärung der konkreten Wirklichkeit und der ständigen empirischen Koexistenz von Kapitalisten und „dritten Personen" oder auch der kapitalistischen Expansion mit Hilfe falscher theoretischer Argumente, wie der Behauptung der Unmöglichkeit einer Akkumulation ohne ein Vorhandensein nichtkapitalistischen Milieus.

Hier gelangen wir nun schon in medias res. Doch bereitet uns Gen. Rosa Luxemburg zunächst eine unerwartete Überraschung. Sie behauptet nämlich, daß, wenn man ihre Theorie der Unmöglichkeit einer Akkumulation in einer rein kapitalistischen Sphäre ablehne,

---

dankliche Vorwegnahme der wirklichen Tendenz des Kapitalismus zur Universalherrschaft. Diese Gegenüberstellung ist logisch unstatthaft. Überdies ist die Behauptung, Marx spreche nirgends von einer „isolierten Gesellschaft", faktisch falsch. Wir erinnern beispielsweise an folgende Stelle: „Um die Frage zu vereinfachen, abstrahieren wir vom auswärtigen Handel und betrachten eine abgeschlossene Nation." (K. Marx, Theorien usw., Bd. II, 2, pag. 244.)

man von irgendwelchen Beziehungen zwischen dem Kapitalismus und dritten Personen überhaupt nicht reden dürfe. Das wird von ihr in der nicht gerade geschickten Form von Betrachtungen über den Außenhandel vorgebracht. (Wir sagen: nicht geschickten, weil der Außenhandel keineswegs unbedingt einen Unterschied in der Produktionsweise voraussetzt.)

Gen. Rosa Luxemburg schreibt dazu:

> „Vom Standpunkt der obigen Auffassung der Reproduktion (es ist von Bulgakow die Rede. N. B.) gibt es in der Tat für den auswärtigen Handel keinen Raum. Wenn der Kapitalismus in jedem Lande gleich zu Beginn (?!) seiner Entwicklung jenen bewußten „geschlossenen Zirkel" herausbildet, in dem er sich wie eine Katze um den eigenen Schwanz dreht und „sich selbst genügt", für sich selbst schrankenlos einen Absatz schafft und sich selbst Stachel zur Erweiterung ist, dann ist jedes kapitalistische Land ökonomisch auch ein abgeschlossenes „sich selbst genügendes" Ganzes. Nur in einem Falle wäre dann auswärtiger Handel begreiflich: als Mittel, das natürliche Manko eines Landes an gewissen Produkten des Bodens und des Klimas durch Einfuhr von auswärts zu decken, nur als notgedrungene Einfuhr von Rohstoffen oder Nahrungsmitteln ... Der internationale Warenverkehr erscheint hier nicht im Wesen der Produktionsweise begründet, sondern in den Naturbedingungen der Länder — jedenfalls eine Theorie, die nicht von Marx, sondern von deutschen Gelehrten der bürgerlichen Nationalökonomie geliehen ist."*

Sieht man demnach von den natürlichen Bedingungen der internationalen Arbeitsteilung ab (wie kann so etwas geschehen, ohne daß man sich gegen den Heiligen Geist des „konkreten historischen Prozesses" versündigt?), so bleibt der „auswärtige Handel" (richtiger gesagt der Austausch mit dem nichtkapitalistischen Milieu) unerklärlich. Dies eine These Rosa Luxemburgs. Diese These soll über eine „zerschmetternde" Kraft verfügen.

Doch wird bekanntlich nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Prüfen wir die „wuchtige" Beweisführung Rosa Luxemburgs. Zuvor müssen wir jedoch auch hier wiederum jene Konfusion beseitigen, die die Verfasserin der Akkumulation infolge ihrer Unfähigkeit, zur methodologischen Frage des Verhältnisses von Abstrakt-Theoretischem zu Konkret-Historischem die richtige Einstellung zu gewinnen, in ihre Darstellung hineinträgt. Eine „isolierte", „abstrakte", „rein kapitalistische" Gesellschaft hat niemals und nirgends bestanden und konnte nirgends bestehen — das weiß ein jeder. Wenn daher Gen. Rosa Luxemburg schreibt: „Wenn der

* R. Luxemburg, op. cit. pag. 234/235. Was den letzten Satz betrifft, der eine falsche Gegenüberstellung enthält, muß immerhin folgender Satz von Marx ins Auge gefaßt werden: „Verschiedene Gemeinwesen finden verschiedene Produktionsmittel und verschiedene Lebensmittel in ihrer Naturumgebung vor. Ihre Produktionsweise, Lebensweise und Produkte sind daher verschieden. Es ist diese naturwüchsige Verschiedenheit, die bei dem Kontakt der Gemeinwesen den Austausch der wechselseitigen Produkte ... hervorruft." (K. Marx, Kapital, Hamburg 1919, Bd. I, pag. 316.)

Kapitalismus in jedem Lande gleich zu Beginn seiner Entwicklung jenen bewußten ‚geschlossenen Zirkel' herausbildet" usw. — so gehört das schlechterdings nicht zur Sache, denn niemand hat behauptet, der Kapitalismus habe irgendwo oder gar „in jedem Lande", noch dazu „zu Beginn seiner Entwicklung", sich im eigenen Fette gebraten, dem Zölibat gehuldigt und keinerlei sündhafte Beziehungen zu nichtkapitalistischen Produzenten unterhalten. Er hat, im Gegenteil, überall und stets seinen Einfluß auf die nichtkapitalistische Peripherie ausgedehnt, sie stets ad majorem gloriam seiner selbst vergewaltigt.

Was also soll das Schrecken? Wozu die Einführung aller dieser ‚Wenns", deren Wert, wie jeder sieht, gleich null ist. Was aber ist nun die wirkliche Ursache kapitalistischer Expansion?

Erstens liegt sie in den Schwierigkeiten, die sich, wenn auch nicht aus einer absoluten und dauernden Überproduktion, so doch aus den Krisen samt allen ihren Folgen ergeben.

Zweitens (was unvergleichlich wichtiger, weil es sich um einen ständig wirkenden Faktor handelt) beruht sie in der Möglichkeit, von außen her einen größeren Profit zu erhalten.

Was die erste Ursache betrifft, so bedarf sie wohl kaum weitläufiger Auseinandersetzung. Haben wir z. B. eine temporäre Überproduktion (Krise) bei gleichzeitiger Existenz eines „zusätzlichen" Absatzmarktes vor uns, so wird sich der Strom der Waren natürlich in letzteren ergießen, wird auf der Grundlage neuer wirtschaftlicher Zusammenhänge eine zusätzliche Erweiterung der Produktion erfolgen usw. Offensichtlich wird das jedoch die These von der Möglichkeit einer Akkumulation in einer rein kapitalistischen Gesellschaft nicht im geringsten erschüttern. Gäbe es keinen zusätzlichen Markt, so wäre dieser Umstand allein noch nicht imstande, die Existenz des Kapitalismus ihrer Grundlage zu berauben. Derselbe wäre auch dann noch vollkommen „denkbar". Ist hingegen ein solcher Markt vorhanden, so vollzieht sich die konkrete Entwicklung notwendigerweise in der Richtung des geringsten Widerstandes; ohne das ist sie undenkbar.

Was die zweite Ursache anbelangt, so liegen die Dinge hier schon komplizierter, so daß wir uns genötigt sehen, dieser Frage größere Aufmerksamkeit zu widmen, obwohl sie bereits von Marx eingehend behandelt worden ist. Man muß sich nur wundern, daß Rosa Luxemburg das übersehen hat.

Wir haben bereits in anderem Zusammenhange folgende Worte Marx' angeführt:

> „Say in seinen Anmerkungen zu Ricardos Übersetzung durch Constancio hat nur eine richtige Bemerkung über den auswärtigen Handel. Profit kann auch durch Prellerei gemacht werden, dadurch, daß der eine gewinnt, wenn der andere verliert. Verlust und Gewinn innerhalb eines Landes gleichen sich aus. Nicht so zwischen verschiedenen Ländern. Und selbst die Theorie Ricardos betrachtet — was Say nicht bemerkt — können sich (vom Standpunkt dieser Theorie aus. N. B.) drei Arbeitstage eines Landes gegen einen eines anderen austauschen.

Das Gesetz des Wertes erhält hier wesentliche Modifikationen. Oder wie sich innerhalb eines Landes qualifizierte Arbeit, komplizierte Arbeit zur unqualifizierten, einfachen verhält, so können sich die Arbeitstage verschiedener Länder verhalten. In diesem Falle beutet das reichere Land das ärmere aus, selbst wenn letzteres durch den Austausch gewinnt, wie auch J. St. Mill in seinen „Some unsettled questions etc." entwickelt hat."*

Also: selbst im Falle, daß das „ärmere Land" beim Austausch gewinnt, erhält das „reichere" Land einen Surplusprofit.

Noch schärfer formuliert Marx denselben Gedanken im „Kapital":

„Kapitale im auswärtigen Handel angelegt, können eine höhere Profitrate abwerfen, weil hier erstens mit Waren konkurriert wird, die von anderen Ländern mit minderen Produktionsleichtigkeiten produziert werden, so daß das fortgeschrittenere Land seine Waren über ihren Wert verkauft, obgleich wohlfeiler als die Konkurrenzländer. Sofern die Arbeit des fortgeschritteneren Landes hier als Arbeit von höherem spezifischem Gewicht verwertet wird, steigt die Profitrate, indem die Arbeit, die nicht als qualitativ höhere bezahlt, als solche verkauft wird. Dasselbe Verhältnis kann stattfinden gegen das Land, wohin Waren gesandt und woraus Waren bezogen werden; daß dies nämlich mehr vergegenständlichte Arbeit in natura gibt, als es erhält, und daß es doch hierbei die Ware wohlfeiler erhält, als es sie selbst produzieren könnte. Ganz wie der Fabrikant, der eine neue Erfindung vor ihrer Verallgemeinerung benutzt, wohlfeiler verkauft als seine Konkurrenten und dennoch über dem individuellen Wert seiner Ware verkauft, d. h. die spezifisch höhere Produktivkraft der von ihm angewandten Arbeit als Mehrarbeit verwertet. Er realisiert so einen Surplusprofit. Was andererseits die in Kolonien usw. angelegten Kapitale betrifft, so können sie höhere Profitraten abwerfen, weil dort überhaupt wegen der niedrigen Entwicklung die Profitrate höher steht, und ebenfalls, bei Anwendung von Sklaven und Kulis usw., die Exploitation der Arbeit. Warum nun die höheren Profitraten, die in gewissen Zweigen angelegte Kapitale so abwerfen und nach der Heimat abführen, hier, wenn sonst nicht Monopole im Wege stehen, nicht in die Ausgleichung der allgemeinen Profitrate eingehen und daher diese pro tanto erhöhen sollen, ist nicht abzusehen."**

Endlich sei noch eine Stelle zitiert, die auch von Rosa Luxemburg erwähnt wird, wobei sie seltsamerweise nicht bemerkt, daß dieses Zitat ihrer Theorie radikal widerspricht. Allerdings handelt es sich in diesem Falle nicht um Waren, sondern Kapital, nicht um Waren-

* K. Marx, Theorien über den Mehrwert, Bd. III, pag. 279—280. (Letzte Sperrung von uns. N. B.)

** K. Marx, Kapital, Hamburg 1919, Bd. III, 1, pag. 218/219. (Alle Sperrungen von uns.) Auch in unserer Arbeit „Weltwirtschaft und Imperialismus", Petersburg 1918 (russisch) zitiert, in der diese Frage eingehend behandelt wird.

export, sondern Kapitalexport. Wie wir jedoch bereits gelegentlich der Analyse der Reproduktion gezeigt haben, ist dieser Unterschied vom Standpunkt gerade der vorliegenden Frage unwesentlich (wesentlich ist er von anderen Standpunkten, doch gehört das augenblicklich nicht zur Sache). Was sagte nun Marx über den Kapitalexport?

„Wird Kapital ins Ausland geschickt", lesen wir bei ihm, „so geschieht es nicht, weil es absolut nicht im Inland beschäftigt werden könnte. Es geschieht, weil es zu höherer Profitrate im Auslande beschäftigt werden kann."*

Folglich:

1. Handelt es sich um einen gelegentlichen Austausch, so erhält das Handelskapital auf allen Wegen, einschließlich Betrug, Gewalt und Raub, einen Surplusprofit.

2. Wird der auswärtige Austausch zu einer regelmäßigen Erscheinung, so erhält das Land mit der höheren Struktur unvermeidlich einen Surplusprofit.

3. Wird Kapital exportiert, so geschieht auch das zur Erlangung eines Extraprofits.

Man muß nur staunen, daß Gen. Rosa Luxemburg, die das Problem des Profits als einer spezifischen Kategorie der kapitalistischen Gesellschaft mit solcher Schärfe gestellt, an anderen Stellen ihrer Arbeit diesem Problem gegenüber taub und blind geblieben ist, überdies just da, wo dieses Problem hätte besonders betont werden müssen. Ist doch die Behauptung, Profit, Profit und nochmals Profit bilde „Ziel" und „treibende Kraft", nachgerade zu einem Gemeinplatz geworden. Wie konnte man dann bei einer Analyse der Bewegung der Waren und Kapitale von einem Lande zum anderen die Frage der Höhe des Profits vernachlässigen?

Wir sehen also, daß die strenge Marx-Kritikerin in dieser Frage einen der wesentlichsten Marxschen Sätze übersehen hat. Zu Unrecht behauptet daher Rosa Luxemburg, sie löse das Problem „im Geiste" des Marxschen Systems. Es stimmt einfach nicht. Ihre Lösung widerspricht sowohl dem Buchstaben als auch dem „Geiste" der Marxschen Lehre. In diesem Punkte ist sie selbst ganz unbemerkt zur kleinbürgerlichen Auffassung der Volkstümler hinabgeglitten.

Hier stoßen wir nun auf eine der wichtigsten und interessantesten allgemeinen Fragen, die vom Standpunkte der Bewertung der Theorie Rosa Luxemburgs sehr wesentlich sind.

Dem Leser wird wohl schon aufgefallen sein, wie sonderbar sich bei Rosa Luxemburg die Frage der ökonomischen Wurzeln der Kapitalexpansion gestaltet. Da sie das Moment der Jagd nach größerem Profit übersieht, reduziert sich bei ihr alles auf die nackte Formel der Möglichkeit einer Realisierung. Wozu „braucht" das Kapital ein „nichtkapitalistisches Milieu"? Zur Realisierung des Mehrwertes, der innerhalb der kapitalistischen

* K. Marx, Kapital, Bd. III, 1, pag. 238. Vgl. auch R. Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. VI, pag. 459.

Wirtschaftssphäre nicht realisiert werden kann. Auf diese Art wird das Problem der Realisierung vom Problem des höheren Profits getrennt, somit von der Frage der Ausbeutung nichtkapitalistischer Wirtschaftsformen. Ein merkwürdiger theoretischer Widerspruch: Rosa Luxemburg, die ultrarevolutionär sein will und in der Tat eine großartige, mit genialer Meisterschaft entworfene Beschreibung der kolonialen Ausbeutung gibt, bietet uns eine Theorie, durch die, soweit es den theoretischen Kern der Sache betrifft, gerade die kapitalistische Wirklichkeit verwischt und abgeschwächt wird.

Gen. Rosa Luxemburg beschreibt diese Wirklichkeit ausgezeichnet. Sie entwirft ein außerordentlich anschauliches Bild der schonungslosen Vernichtung der dritten Personen zum Ruhme der kapitalistischen Zivilisation. Diese Seite der Akkumulation faßt sie in folgende Worte zusammen:

> „Hier herrschen als Methoden Kolonialpolitik, internationales Anleihesystem, Politik der Interessensphären, Kriege. Hier treten ganz unverhüllt und offen Gewalt, Betrug, Bedrükkung, Plünderung zutage, und es kostet Mühe, unter diesem Wust der politischen Gewaltakte und Kraftproben die strengen Gesetze des ökonomischen Prozesses aufzufinden."*

Glänzend! Nur schade, daß Gen. Rosa Luxemburg die „strengen Gesetze des ökonomischen Prozesses" nicht da sucht, wo sie gesucht werden müssen.

In der Tat: Welche grundlegende Tendenz konstatieren wir im Wechselverhältnis zwischen kapitalistischer und nichtkapitalistischer Sphäre, wenn wir von der Höhe der Abstraktion des „Kapital" herabsteigen und unserer Analyse auch die „dritten Personen" einverleiben? Darauf kann es nur eine Antwort geben, die Tendenz, nichtkapitalistische Gebilde zu verschlingen, sie zum Verschwinden zu bringen.

Womit ist dieser Prozeß verbunden? Natürlich mit der Ausbeutung dieser Formen durch das Kapital. Diese Ausbeutung hängt ihrerseits mit der Erzielung eines höheren Profites zusammen, der die „Seele" und die „treibende Kraft" der kapitalistischen Wirtschaft darstellt. Gesteigerter Profit, Ausbeutung, Vernichtung und Untergang bilden die Glieder der realen Beziehung der kapitalistischen Sphäre zum nichtkapitalistischen Milieu, sofern wir das Grundlegende, Essentielle, Allgemeine des Mechanismus dieser Beziehung hervorheben wollen. Darin beruhen die „strengen Gesetze des ökonomischen Prozesses".

Und bei Rosa Luxemburg?

Nun, da passen die „strengen Gesetze" — leider! — nur allzuwenig zur stürmischen und gewaltstrotzenden Wirklichkeit. Sie sind letzterer nichts weniger als „adäquat". Denn, statt die Ausbeutung, den Extraprofit u. dgl. zu betonen, betont Rosa die nackte Formel der Realisierung. Selbstverständlich ist die Erzielung von Extraprofit ohne eine Realisierung unmöglich. Die Erzielung von Extraprofit bedeutet ja schon Realisierung. Das öko-

* R. Luxemburg, op. cit. pag. 367.

nomisch Wesentliche jedoch besteht nicht darin, daß hier eine Realisierung schlechthin, sondern eine Realisierung von Extraprofit vorliegt. Darin gerade besteht das Spezifische des mit der Expansion des Kapitals verbundenen Phänomens. Wer das nicht begreift, der wird nolens volens die Wirklichkeit beschönigen. Er wird daher auch außerstande sein, die realen Tatsachen zu erklären, mag er beim Beschreiben der Dinge auch noch so sehr mit ihnen rechnen. Ein solches Paradoxon beobachten wir eben bei Rosa Luxemburg.

Prüfen wir die Sache noch eingehender.

Wie schildert uns die Verfasserin der „Akkumulation" den Mechanismus der Wechselwirkung zwischen kapitalistischem und nichtkapitalistischem Milieu? Wie folgt: Die Kapitalisten vermögen den zu akkumulierenden Mehrwert innerhalb der kapitalistischen Sphäre nicht zu realisieren, da er weder von den Arbeitern noch von den Kapitalisten gekauft werden kann. Dieser Teil des Wertes wird an die „dritten Personen" verkauft. Die Kapitalisten liefern ihnen Produktions- und Konsumtionsmittel, empfangen Geld und kaufen dafür ihrerseits bei den „dritten Personen" die notwendigen Rohstoffe usw. ein. Somit können die Kapitalisten akkumulieren und produzieren, die „dritten Personen" produzieren. Sie haben Äquivalente ausgetauscht. Die Realisierung, d. h. die Veränderung der natürlich-stofflichen Form einer bestimmten Wertgröße hat stattgefunden. Was geschieht nun weiter? Zu unserer Überraschung — dasselbe. Die Kapitalisten haben nach Erweiterung ihrer Produktion mit Hilfe ihrer Arbeiter einen noch größeren Mehrwert produziert. Doch auch die „dritten Personen", die ja ein Äquivalent erhalten, konnten ihre Produktion erweitern, folglich ihre Nachfrage steigern. Und so erfüllen sie denn bereitwilligst den dem Kapital bei der Realisierung geleisteten Dienst aufs neue. Beide Seiten sind äußerst zufrieden. „Satte Wölfe, unversehrte Schafe." Realisierung und „dritte Personen" fühlen sich beide hinieden recht wohl. So wiederholt sich immer wieder eine Reproduktion desselben äußerst friedlichen Zusammenspiels, nämlich eines äußerst eigenartigen Austausches gegenseitiger „Dienstleistungen" vollkommen im Sinne der Harmonieapostel Bastiat und Co.: der Kapitalist erweist der anderen Seite einen „Dienst", indem er Produktions- und Konsumtionsmittel liefert, während sich die „dritte Person" in äquivalenter Form dadurch revanchiert, daß sie das etwas heikle Geschäft der Realisierung mit allen Kräften unterstützt. Dieses idyllische „Karussel" — um einen Lieblingsausdruck Rosa Luxemburgs zu gebrauchen — dreht sich solcherart immerzu fort. Das liebliche Bild vermag indessen bei der geistreichen Kritikerin der Marxschen Schemata weder Zorn noch Zweifel auszulösen.* In was für ein Netz von Widersprüchen sich Rosa Luxemburg sowohl in bezug auf die Marxsche Theorie als auch auf „jenen wirk-

* Diese Frage ist in dem überaus interessanten, ungewöhnlich anziehenden und logisch gediegenen Artikel des Gen. Kritzmann, „Über die Akkumulation des Kapitals und die dritten Personen". (Wjestnik Sozialistitscheskoij Akademii, Heft 5, Moskau 1923, russisch) ausführlich behandelt worden.

lichen historischen Prozeß", mit dem sie so gern auftrumpft, verstrickt, mag folgendes Beispiel lehren:

Bekanntlich hat das Kapital schon auf einer sehr frühen Stufe seiner Entwicklung eine ungestüme Kolonialpolitik getrieben. Dabei standen ihm gleichzeitig „dritte" Personen in Hülle und Fülle zur Verfügung: Bauern, Kleinhandwerker usw. Was brauchte es also „in die Ferne zu schweifen"? Den natürlichen „Grund" (überseeische Produkte anderer Natur usw.) lehnt Rosa Luxemburg selbst ab. Oder vielleicht wegen der Realisierung? Ihnen stand aber doch ein ganzer Ozean von dritten Personen „daheim" zur Verfügung. Noch einmal: Was also treibt die sonderbaren kapitalistischen Käuze in die fernen Länder hinaus? Diese Frage kann Rosa Luxemburg solange unmöglich beantworten, als sie auf dem Boden ihrer Theorie verharrt.

So erscheint der Außenhandel zwar nicht vom Standpunkte Marx' und seiner orthodoxen Schüler, wohl aber und gerade vom Standpunkt Rosa Luxemburgs unerklärlich.

Einen analogen Fehler begeht die Verfasserin der „Akkumulation" noch in einer anderen Richtung. Wir haben bereits gesehen, welche verkehrte Form bei ihr die Frage der Warenabsatzmärkte und der Triebkräfte des Dranges nach diesen Absatzmärkten angenommen hat. Ebenso verkehrt stellt nun Rosa Luxemburg die Frage der Arbeitskraftmärkte.

Jedermann ist die Tatsache, die „grobe", empirische Tatsache der Jagd nach kolonialer Arbeitskraft bekannt. Worauf gründet sich diese Jagd? Weshalb sucht das Kapital „gelbe Arbeit"? Etwa, weil es anderer Arbeitskräfte ermangele oder ohne zuschüssige koloniale Arbeiter nicht existieren könne, da die „eigenen" nicht ausreichten?

Keine Spur! Der Grund ist einfach der, daß es in der Jagd nach maximalem Profit billigere Arbeitskräfte bei gleichzeitiger höchster Ausbeutungsrate u. ähnl. sucht. Dieser Unterschied in der Entlohnung der Arbeit, von dem die Höhe des Profits funktionell abhängt, ist der wahre Grund dieser Jagd.

Ganz anders betrachtet die Sache Rosa Luxemburg. Erteilen wir ihr noch einmal das Wort, um später den Nachweis führen zu können, wie gefährlich es für denjenigen ist, der auf dem Gebiete der Theorie ein Revolutionär bleiben will, Marx zu „kritisieren".

> „Bis jetzt haben wir die Akkumulation", schreibt Rosa Luxemburg, „nur vom Standpunkt des Mehrwertes und des konstanten Kapitals betrachtet. Das dritte grundlegende Moment der Akkumulation ist das variable Kapital. Die fortschreitende Akkumulation ist begleitet von zunehmendem variablen Kapital... Zu den Grundbedingungen der Akkumulation gehört also eine ihren Bedürfnissen angepaßte Zufuhr lebendiger Arbeit.... Zum Teil wird die Vergrößerung dieser Menge — soweit die Verhältnisse erlauben — durch Verlängerung des Arbeitstages und Intensifizierung der Arbeit erreicht. Allein in beiden Fällen äußert sich diese Vermehrung der lebendigen Arbeit nicht oder nur in geringem Maße, (als Überstundenlohn)

im Wachstum des variablen Kapitals. Beide Methoden finden außerdem teils in natürlichen, teils in sozialen Widerständen ihre bestimmten ziemlich engen Schranken, über die sie nicht hinausgehen können. Das fortschreitende Wachstum des variablen Kapitals, das die Akkumulation begleitet, muß also in einer zunehmenden Zahl beschäftigter Arbeitskräfte Ausdruck finden. Wo kommen diese zuschüssigen Arbeitskräfte her?"*

Nachdem sie diese Frage aufgeworfen und Marx' Lösung geprüft (Marx hatte auch hier eine abstrakte Analyse im Auge), gelangt Rosa Luxemburg zu dem Ergebnis, diese Lösung sei offenkundig unbefriedigend . . .

„Die natürliche Fortpflanzung der Arbeiterklasse als einzige (!) Basis der Bewegungen des Kapitals würde den Fortgang der Akkumulation in periodischem Wechsel der Überspannung und der Ermattung, sowie in sprungweiser Ausdehnung des Produktionsfeldes ausschließen, und damit die Akkumulation selbst unmöglich machen."**

„Marx . . . berücksichtigt nicht . . . gerade den ständigen Übergang der Arbeitskräfte aus nichtkapitalistischen Verhältnissen in kapitalistische, als Ausscheidungsprodukt nicht der kapitalistischen, sondern vorkapitalistischer Produktionsweisen in dem fortschreitenden Prozeß ihres Zusammenbruches und ihrer Auflösung. Hierher gehört aber nicht bloß die Zersetzung der europäischen Bauernwirtschaft und des Handwerks, sondern auch die Zersetzung der verschiedensten primitiven Produktions- und Gesellschaftsformen in außereuropäischen Ländern.

So wenig die kapitalistische Produktion sich auf die Naturschätze und Produktivkräfte der gemäßigten Zone beschränken kann . . . (So so! Stammt das nicht von deutschen Gelehrten? N. B.), so wenig kann sie mit der Arbeitskraft der weißen Rasse allein auskommen."***

„Die kapitalistische Produktion vermag ohne Arbeitskräfte aus anderen sozialen Formationen nicht auszukommen."†

Diese auf den ersten Blick so keuschen Betrachtungen laufen jedoch in Wirklichkeit auf eine Ablehnung der wesentlichsten Elemente der ökonomischen Theorie des Marxismus hinaus und führen unweigerlich zu opportunistischen Schlußfolgerungen.

Versuchen wir auch hier wieder, jenen Knäuel von Widersprüchen, zu entwirren, der in den angeführten Zitaten enthalten ist.

Zunächst muß auf eine Konfusion hingewiesen werden, die übrigens für das ganze Buch der Gen. Rosa Luxemburg charakteristisch ist. Auch hier verwechselt sie Abstraktes mit Konkretem. Konkret genommen, kommt die Hauptmasse der zuschüssigen Arbeitskräfte vom Lande aus der nichtkapitalistischen Wirtschaftssphäre. Nur sollte das doch wahrlich kein Grund sein für Rosa Luxemburg, sich

* R. Luxemburg, op. cit. pag. 281.
** Ibidem pag. 283.
*** Ibidem pag. 283/284.
† Ibidem pag. 285.

just bei dem Bourgeois Franz Oppenheimer, der dem Drachen Marx durch den Hinweis auf diese Tatsache den „vernichtenden" Schlag zu versetzen vermeint, die Argumente zu holen. Denn das Problem besteht doch in folgendem: Welche Beziehung herrscht zwischen Akkumulation und Arbeitskraft in einer abstrakten kapitalistischen Gesellschaft? Marx antwortet: Zufolge des relativ schnelleren Wachstums des konstanten Kapitals verglichen mit dem des variablen entsteht notwendigerweise eine Reservearmee, die sich entsprechend den Schwankungen in der industriellen Konjunktur bald verkleinert, bald vergrößert. Wie sich der Mechanismus des Kapitalismus einen Markt zu sichern vermag (wenn auch ohne jede süßliche „Harmonie"), so vermag er sich einerseits durch Sicherung der Vermehrung, andererseits durch Bildung einer Reservearmee auch die Masse der Arbeitskräfte zu schaffen.

So liegen die Verhältnisse in einer „reinen" kapitalistischen Gesellschaft. In der konkreten Gesellschaft dagegen liegen die Dinge selbstverständlich keineswegs so einfach. Je erheblicher das spezifische Gewicht der „nichtkapitalistischen" Wirtschaftsformen ist, desto erheblicher muß auch die auf Grund der wirklichen Verhältnisse an den Ergebnissen dieser abstrakten Analyse vorzunehmende „Korrektur" ausfallen. Es ist demnach sinnlos, die Marxsche Theorie durch die Berufung auf die Tatsache der Zuführung zuschüssiger Arbeitskräfte aus nichtkapitalistischem Milieu widerlegen zu wollen.

Betrachten wir nun etwas näher eine andere Behauptung, das Hauptpostulat Rosas. Es läuft im wesentlichen auf die Feststellung hinaus, daß der Kapitalismus ohne die ihm aus der nichtkapitalistischen Sphäre zugeführten Arbeitskräfte unmöglich sei, da ohne diese Arbeitskräfte eine Akkumulation ebenso unmöglich sei, wie ohne „dritte Personen" eine Realisierung. Die „realisierenden" „dritten Personen" erhalten damit eine theoretische Verstärkung durch die ausgebeuteten einstigen „dritten Personen", die, nachdem sie ihre Eigenschaft als solche eingebüßt haben, nunmehr zu Agenten der kapitalistischen Produktion geworden sind.

Also: Laut Marx ist in der rein kapitalistischen Gesellschaft ein Überschuß an Arbeitskräften (eine Reservearmee), ein damit verbundenes Elend der Arbeiterklasse, desgleichen ein Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion der Massen usw. unvermeidlich.

Laut Rosa ist dagegen nicht ein Überschuß, sondern ein Mangel an Arbeitskräften unvermeidlich. Dieser Mangel macht sich so stark geltend, daß sogar eine Akkumulation schlechthin unmöglich wird.

Wir übergehen die Frage, inwiefern eine Akkumulation unter solchen Bedingungen unmöglich sei, obwohl sie von größtem Interesse ist.

Es ist folgendes zu beachten: Entstände ein Mangel an Arbeitskräften, so würde offensichtlich der Arbeitslohn steigen. Je größer der „Mangel", desto höher der Arbeitslohn. Das wäre ja sehr schön für die Arbeiterklasse. In solchem Falle aber gestatte

man uns die „heimtückische" Frage: Was geschieht dann mit der Verelendungstheorie? Oder sollte etwa Bernstein mit der Behauptung, daß sie längst veraltet sei, recht behalten? Und wie steht es dann um den Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion? Darf er nun nach Absolvierung (übrigens nicht allzu gründlicher) seiner Aufgabe, der Realisierungstheorie als Stütze zu dienen, annulliert werden oder, da „nicht mehr aktuell", „absterben"?

Gen. Rosa Luxemburg ist so naiv, nicht einmal zu merken, daß ihre These von der „Unmöglichkeit" des Kapitalismus ohne nichtkapitalistische Arbeitskräfte die Grundlagen ihrer eigenen Theorie vernichtet, denn diese These negiert das „Elend der Massen", ohne welches man auch nicht einen Schritt tun kann. Mehr noch. Die These vernichtet nicht nur die Theorie Rosas, sondern steht auch in krassestem Widerspruch zu den Grundlagen der richtigen revolutionären Theorie Marx'. Diese These beschönigt den Kapitalismus. Sie negiert die in der Verelendung der Massen, im Wachstum der Klassengegensätze, in der Disproportionalität von Produktion und Konsumtion usw. zum Ausdruck gelangenden immanenten Tendenzen des Kapitalismus.

Rosa Luxemburg wollte in der Theorie revolutionärer sein als Marx. Unsere Ausführungen dagegen haben gezeigt, daß ihre „kritische" Einstellung Marx gegenüber sie dazu geführt hat, die kapitalistischen Beziehungen gemildert darzustellen. Die Ausbeutung wird ersetzt durch eine zahme Realisierung. Dasselbe wiederholt sich auch hier. Der Wunsch, die „schrecklich revolutionäre" Schlußfolgerung, daß der Kapitalismus ohne koloniale Arbeitskräfte zugrunde gehen müsse, auch zu begründen, versetzte sie ungewollt in eine Opposition zur revolutionären Theorie der kapitalistischen Entwicklung.

So rächt sich die Marxsche Lehre, die kritische Attentate auf ihre einheitliche Geschlossenheit nicht vergibt.

Wir haben bisher im wesentlichen nur die Frage der kapitalistischen Expansion im allgemeinen samt deren ökonomischen Wurzeln betrachtet. Es ist nun an der Zeit, auch die Frage der ökonomischen Wurzeln des Imperialismus zu prüfen.

Gen. Rosa Luxemburg spricht im Vorwort zu ihrer Arbeit die Erwartung aus, die „Akkumulation des Kapitals" dürfte „außer einem rein theoretischen Interesse ... auch einige Bedeutung für unseren praktischen Kampf mit dem Imperialismus haben."

Gen. Luxemburg ist also der Ansicht, ihre Untersuchung stünde in enger Beziehung zur Frage des Imperialismus. Das stimmt natürlich. Sowohl die Absichten der Verfasserin als auch die spätere Rolle der Tätigkeit der Gen. Luxemburg sind ein unzweideutiges Zeugnis hierfür.

Nichtsdestoweniger enthält die Arbeit Rosa Luxemburgs keinerlei Lösung dieser Frage. Die spezifischen Züge einer spezifischen, historisch sich abgrenzenden Epoche verschwinden bei ihr unter allgemeinen Betrachtungen über die Expansion des Kapitals schlechthin (die überdies, wie wir gezeigt haben, theoretisch auch noch falsch sind).

Es ist charakteristisch, daß sich Rosa Luxemburg in ihrer Arbeit in bezug auf „Behandlung der Kartelle und Trusts" mit einer einzigen, winzigen Anmerkung (Seite 370) begnügt.

Aber Rosa Luxemburg gibt nicht nur keine Lösung der Frage, sondern stellt sie nicht einmal richtig und gelangt daher zu einer Reihe falscher theoretischer Schlüsse.

Den Imperialismus definiert sie beispielsweise folgendermaßen:

> „Der Imperialismus ist der politische Ausdruck des Prozesses der Kapitalakkumulation in ihrem Konkurrenzkampf um die Reste des noch nicht mit Beschlag belegten nichtkapitalistischen Weltmilieus."*

Hier haben wir einen ganzen Berg verschiedenster, jedoch keineswegs zufälliger, sondern im Gegenteil dem gleichen Faden folgender Fehler vor uns. Erstens hat es einen Kampf des Kapitals um „Reste" (ein mehr als ungenauer Begriff) stets gegeben; zweitens, folgt aus dieser Definition, daß ein Kampf um bereits kapitalistisch gewordene Gebiete kein Imperialismus sei, was zum Himmel schreit; drittens, folgt aus derselben Definition, daß ein Kampf um Gebiete, die bereits „mit Beschlag belegt" sind, ebenfalls kein Imperialismus sei. Die Falschheit auch dieses Moments der „Definition" schreit zum Himmel. Die gesamte Definition leidet zudem an dem Grundmangel, daß sie das Problem ohne jede Rücksicht auf die Notwendigkeit der spezifischen Charakterisierung des Kapitals als eines Finanzkapitals behandelt. Handelskapitalismus und Merkantilismus, industrieller Kapitalismus und Liberalismus, Finanzkapital und Imperialismus — alle diese Phasen der Entwicklung des Kapitalismus verschwinden hier oder lösen sich in einen „Kapitalismus als solchen" auf. Das Spezifische der finanzkapitalistischen Produktionsverhältnisse, der Produktionsverhältnisse der monopolistischen, durch die Banken zusammengefaßten und umgürteten kapitalistischen Produktion verschwindet. Wie aber soll erst der spezifische „politische Ausdruck" des Kapitalismus ohne ein Verständnis der spezifischen Form dieses Kapitalismus begriffen werden können? Ist doch Politik letzten Endes nichts anderes als ein Mittel zur Ausdehnung einer gegebenen Art von Produktionsverhältnissen. Gerade diese aber versteht Rosa Luxemburg nicht auszusondern, ja, sie sieht sie überhaupt nicht. Sie zieht es vor, über die Dinge „im allgemeinen" zu sprechen, ohne Rücksicht auf die wirklichen konkret-historischen Eigentümlichkeiten unserer Epoche, die doch als solche einer besonderen Analyse bedürfen.

Es sei hier ein prägnantes Beispiel angeführt, an Hand dessen die ganze Unhaltbarkeit der Luxemburgschen Auffassung des Imperialismus illustriert werden kann.

Wir meinen die Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen.

Vom Standpunkt der Definition Rosa Luxemburgs liegt hier gar kein Imperialismus vor, denn

1. fehlen hier die „Reste",
2. gibt es hier kein „nichtkapitalistisches Milieu" und

* R. Luxemburg, op. cit. pag. 361.

3. hat das Ruhrgebiet bereits vor der Besetzung einen imperialistischen Besitzer gehabt. Kurz: sämtliche von Rosa Luxemburg zur Charakterisierung der imperialistischen Politik angeführten Merkmale versagen im gegebenen Fall.

Andererseits aber fallen unter die Rubrik des Imperialismus z. B. die Handelskriege Portugals oder die Politik der Spanier in Amerika unmittelbar nach dessen Entdeckung. Das Kriterium bestimmter Produktionsverhältnisse, das einzige Kriterium, das uns gestattet, die Besonderheiten einer umfassenden historischen Epoche zu begreifen, verschwindet. Nun fragen wir: Besteht zwischen den allgemeinen Postulaten der Theorie Rosa Luxemburgs und ihrer falschen Definition des Imperialismus irgendein Zusammenhang? Unseres Erachtens — unbedingt.

In der Tat: Wozu soll man kapitalistische Gebiete annektieren? Der Realisierung ist damit doch nicht zu helfen. Der Realisierung vermögen nur „dritte Personen", nur nichtkapitalistische „Produzenten", die dem Kapitalismus bei der verwickelten Aufgabe der Realisierung Beistand leisten, zu helfen. Die Aneignung von Gebieten, in denen fremdes Kapital herrscht, erscheint von diesem Standpunkte offenkundig widernatürlich.

Rosa Luxemburg betont just den nichtkapitalistischen Charakter der Objekte imperialistischer Operationen. So schreibt sie an anderer Stelle über den Militarismus:

> Der Militarismus „spielt ... die entscheidende Rolle ... als Mittel des Konkurrenzkampfes der kapitalistischen Länder untereinander um Gebiete nichtkapitalistischer Kultur".*

Also: „nichtkapitalistischer Kultur"! Die kapitalistischen Gebiete dagegen werden, aller Vernunft zum Trotz, einfach eliminiert. Ihre Eliminierung aber ist die Folge des Umstandes, daß sich Rosa Luxemburg, statt sich mit der Frage der Höhe und der Masse des Profits zu beschäftigen, mit einem falsch verstandenen Realisierungsproblem abquält. Merkwürdigerweise ist der Imperialismus auf dieselbe Weise seinerzeit von keinem geringeren als Karl Kautsky definiert worden. Nach der Auffassung Kautskys stellt der Imperialismus einen Gewaltkampf um agrarische Zusatzgebiete dar (obwohl sich Kautsky die Agrarländer hauptsächlich als Rohstofflieferanten denkt). Sowohl Kautsky als Rosa sind unfähig, zu begreifen, daß sich der Kampf der großen monopolistischen Kapitalorganisationen mit diesem Ziele nicht begnügen kann. Die zermalmende Wirkung imperialistischer Operationen erstreckt sich nicht nur auf die diensteifrigen „dritten Personen", sondern auch auf die kapitalistischen Gebiete, ja, selbst auf die „fremden" Gebiete des Finanzkapitals. Der Kampf hat sich nunmehr aus einem bloßen Kampf um die Verteilung von Agrargebieten in einen Kampf auch um die Umteilung der Welt verwandelt.

Wir gelangen demnach zu dem Ergebnis:

Rosa Luxemburg vermag den Akkumulationsprozeß als solchen nicht zu erklären. Die dem Verhältnis von kapitalistischer zu

---

* R. Luxemburg, op. cit. pag. 367/368.

nichtkapitalistischer Sphäre entspringenden Prozesse bleiben unaufgeklärt, das bedeutet aber, daß Rosa Luxemburg auch außerstande ist, die Expansion des Kapitals richtig zu erklären.

Noch weniger, endlich, vermag sie die spezifischen Merkmale des Imperialismus zu erklären.

Abschließend sei noch in Kürze die Skizze einer positiven Lösung des zuletzt erwähnten Problems gegeben. Es handelt sich hierbei um die Beantwortung folgender Reihe von Fragen:

1. Was bedingt die Expansion des Kapitals als solche, und worin bestehen deren ökonomische Wurzeln?
2. Wie erklärt sich die äußerste Verschärfung des Konkurrenzkampfes unter den kapitalistischen Staaten?
3. Wie sind die spezifischen Formen dieses Kampfes (Anwendung von Gewalt, Krieg) zu erklären?
4. Worin besteht der objektive Inhalt dieser Kapitalsexpansion verglichen mit dem einer Kapitalsexpansion überhaupt?

Versuchen wir, diese Fragen kurz zu beantworten.

1. Die Expansion des Kapitals wird bedingt durch die Bewegung des Profits, dessen Masse und jene Höhe, von welcher diese Masse abhängt. Das Wandern von Waren und Kapitalen folgt dem Gesetz der Ausgleichung der Profitrate. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Prozeß vom Gesichtspunkt der Reproduktion des gesellschaftlichen Gesamtkapitals betrachtet werden muß. Die Formel der Reproduktion lautet:

$$G - W < {}^{A}_{Pm} \ldots\ldots P \ldots\ldots W' - G'.$$

Wir haben hier drei Teile dieses Prozesses vor uns: die Verwandlung der Geldform des Kapitals in die Form des produktiven Kapitals (das Geld verwandelt sich in Produktionsmittel und Arbeitskraft); das produktive Kapital funktioniert als solches (der eigentliche Prozeß der Produktion — durch den Buchstaben P gekennzeichnet — der gleichzeitig der Prozeß der Produktion von Mehrwert ist), mit dem Ergebnis der Verwandlung der Form des produktiven Kapitals in die Warenform; endlich, die Verwandlung der ihrem Werte nach gestiegenen Warenmasse in Geld, d. h. die Verwandlung der Warenform des Kapitals in dessen Geldform. Es ist klar, daß die Größe des Profits entsprechend den verschiedenen Bedingungen des ersten, des zweiten und des dritten Prozesses, die vereint den gesamten Kreislauf des Kapitals bilden, schwanken kann.

Sind billigere Produktionsmittel oder billigere Arbeitskräfte vorhanden, so steigt entsprechend die Profitrate, was das Kapital auszunutzen sucht. Liegen andere, mit dem Standort der Industrie, also mit dem geographisch genommenen Ansatzpunkt der Kapitalanlage zusammenhängende Bedingungen — Bedingungen, die die Profitrate entsprechend erhöhen — vor, so strömt das Kapital dorthin. Haben wir endlich vorteilhaftere Bedingungen für die Realisierung der Warenmasse vor uns, so steigt auch hier wieder die Profitrate, während das Kapital sich in erhöhtem Maße nach dieser Richtung hin orientiert. Folglich liegen die Wurzeln der kapita-

listischen Expansion sowohl in den Bedingungen des Kaufes, als des Produktionsprozesses selbst, als auch des Verkaufes. Dem entsprechen generell drei Probleme: das Problem der Rohstoffmärkte und der Arbeitskraft, das Problem der neuen Anlagesphären des Kapitals, endlich das Problem der Absatzmärkte. Das Reservoir nichtkapitalistischer, insbesondere von den Zentren des entwickelten Kapitalismus entfernter Wirtschaftsformen übt deshalb eine Hauptanziehungskraft aus, weil es gerade (sogar bei hohen Transportspesen) einen maximalen Profit gewährleistet. Die Erzielung eines kolonialen „Extraprofits" erklärt uns die Richtung der kapitalistischen Expansion. Das bedeutet aber keineswegs, daß der Kampf sich nur in dieser Richtung vollzieht und vollziehen kann. Im Gegenteil: je weiter er sich entwickeln wird, desto mehr wird er (unter der Bedingung des Fortbestandes des Kapitalismus natürlich) zu einem Kampf auch um die kapitalistischen Zentren werden.

Auch in diesem Falle ist die Bewegung des Profits die Hauptsache (so z. B. garantiert die Verbindung des französischen Eisens mit der Ruhrkohle eine immense Steigerung des Profits).

2. Die ungeheure Verschärfung des Konkurrenzkampfes unter den kapitalistischen Ländern erklärt sich gerade aus der Annexion freier Objekte kapitalistischer Ausbeutung in den den drei Teilen der allgemeinen Reproduktionsformel entsprechenden drei Richtungen. Hier schlägt die Quantität in die Qualität um. Dieses Problem ist in der Literatur zur Genüge beleuchtet worden.

3. Die spezifischen Formen des Konkurrenzkampfes (die Verlegung des Schwergewichts vom Gebiet des Kampfes mittels niedriger Preise auf das Gebiet des verstärkten Druckes, letzten Endes des Krieges) entspringen erstens der monopolistischen Struktur des modernen Kapitalismus, zweitens der Tatsache, daß die Bedeutung des Kampfes um Rohstoffe und um Gebiete für den Kapitalexport (in denen ein Kampf mittels niedriger Preise nicht in Frage kommt), überdies unter der Bedingung des Monopolbesitzes dieser Sphären, zugenommen hat; drittens dem Umstand, daß auch das Absatzproblem heute ein anderes geworden, denn es handelt sich nicht mehr um einen Kampf gleichartiger Unternehmer in der spezifischen Form der Konkurrenz, sondern um ein Ringen gigantischer, durch die Staatsmacht gestützter „staatskapitalistischer Trusts".

Kämpfen verschiedenartige Unternehmen, z. B. ein Kohlentrust und ein Eisentrust miteinander, so ist die Taktik niedriger Preise sinnlos. Erfaßt der Kampf kombinierte Unternehmen, wird auch die Kampfmethode unabwendbar zu einer kombinierten. Nun sind aber die modernen kapitalistischen Staaten in ökonomischer Hinsicht nichts anderes als kombinierte wirtschaftliche Riesentrusts. Andererseits liegt auch das Problem des Kampfes um den Absatz für eine gleichartige Produktion unter der Herrschaft der monopolistischen Form des Kapitals, das gezwungen ist, ausschließlichen Besitz eines gegebenen Marktes, seine Absperrung durch eine Zollmauer und Unterwerfung seiner staatlichen Organisation anzustreben, wesentlich anders.

4. Demzufolge ändert sich — in gewissen Grenzen — auch der objektive Inhalt der Expansion des Kapitals. Wir sahen, daß die Formen der Expansion sich im Sinne einer Verschärfung der Kampfmethoden verändert haben. Wir haben weiter erkannt, daß dies seinerseits die Folge einer Wandlung der Formen des Kapitals selbst ist. Doch wie der Krieg nichts anderes ist als die „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln", so ist ihrerseits die Politik nicht anderes als die Methode der Reproduktion bestimmter Produktionsverhältnisse. Somit unterscheidet sich die moderne Expansion des Kapitals von der früheren dadurch, daß sie den neuen geschichtlichen Typus der Produktionsverhältnisse, nämlich den Typus der Verhältnisse des Finanzkapitalismus, erweitert reproduziert. Darin gerade besteht das grundlegende, konstitutive Merkmal des Imperialismus, das Rosa Luxemburg vollständig übersieht. Was soll alles Reden über Imperialismus, wenn man dessen spezifische, historische Merkmale nicht versteht? Bedeutet es doch ein Verkennen sowohl der Erfordernisse marxistischer Methodologie als auch des „konkreten historischen Prozesses", der bei der Bekämpfung der „seelenlosen Schemata" des Marxschen „Kapital" so oft als Zeuge angerufen wird.

Fünftes Kapitel

Die Theorie des Zusammenbruchs des Kapitalismus

Aus der falschen Akkumulationstheorie ergibt sich bei Rosa Luxemburg — wie oben ausgeführt — auch eine falsche Theorie des Imperialismus. Letztere führt ihrerseits zu einer falschen Theorie des kapitalistischen Zusammenbruches. Folgendermaßen versucht Rosa Luxemburg, e contrario argumentierend, zu beweisen, daß sie recht habe:

> „Wenn die kapitalistische Produktion für sich selbst einen genügenden Absatzmarkt bildet, dann ist die kapitalistische Akkumulation (objektiv genommen) ein schrankenloser Prozeß. Da die Produktion auch dann, wenn die ganze Welt restlos vom Kapital beherrscht, wenn die ganze Menschheit bloß aus Kapitalisten und Lohnproletariern bestehen wird, ungestört weiterwachsen, d. h. die Produktivkräfte schrankenlos entwickeln kann, da der ökonomischen (von R. L. gesperrt. N. B.) Entwicklung des Kapitalismus somit keine Schranken gesetzt sind, so bricht damit der eine spezifisch Marxsche Grundpfeiler des Sozialismus zusammen. Nach Marx ist die Rebellion der Arbeiter, ihr Klassenkampf — und darin liegt gerade die Bürgschaft seiner siegreichen Kraft — bloß ideologischer Reflex der objektiven geschichtlichen Notwendigkeit des Sozialismus, die sich aus der objektiven wirtschaftlichen Unmöglichkeit des Kapitalismus auf einer gewissen Höhe seiner Entwicklung ergibt. Selbstverständlich ist damit nicht gesagt . . ., daß der historische Prozeß bis zum letzten Rande dieser ökonomischen Unmöglichkeit ausgeschöpft werden müsse oder auch nur könne.

Die objektive Tendenz der kapitalistischen Entwicklung auf jenes Ziel hin genügt, um schon viel eher eine derartige soziale und politische Verschärfung der Gegensätze in der Gesellschaft und Unhaltbarkeit der Zustände hervorzubringen, daß sie dem herrschenden System ein Ende bereiten müssen. Aber diese sozialen und politischen Gegensätze sind selbst in letzter Linie nur Produkt der ökonomischen (von R. L. gesperrt. N. B.) Unhaltbarkeit des kapitalistischen Systems, und sie schöpfen gerade aus dieser Quelle ihre zunehmende Verschärfung just in dem Maße, wie jene Unhaltbarkeit greifbar wird.

Nehmen wir hingegen mit den „Sachverständigen" die ökonomische Schrankenlosigkeit der kapitalistischen Akkumulation an, dann schwindet dem Sozialismus der granitene Boden der objektiven historischen Notwendigkeit unter den Füßen. Wir verflüchtigen uns alsdann in die Nebel der vormarxschen Systeme und Schulen, die den Sozialismus aus bloßer Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit der heutigen Welt und aus der bloßen revolutionären Entschlossenheit der arbeitenden Klassen ableiten wollten."*

Das Schema Rosa Luxemburgs ist äußerst simpel und gewissermaßen auch einleuchtend. Ein Kapitalismus ist gerade insoweit möglich, als er „unrein" ist, d. h. insoweit neben dem „kapitalistischen produktiven" Kern eine Peripherie von „dritten Personen" vorhanden ist. Die „dritten Personen" bilden eine Voraussetzung des Prozesses der Realisierung des Mehrwertes, somit auch eine notwendige Bedingung des Prozesses der erweiterten Reproduktion. Die Bewegung des Kapitals ist jedoch, ihrer Tendenz nach, eine Bewegung zum „reinen" Kapitalismus, als zu einer gewissen mathematischen Grenze der Entwicklung. Vollzieht sich demnach die Lösung des Widerspruches zwischen dem Prozeß der Produktion des Mehrwertes und dem Prozeß der Realisierung desselben auf Kosten der „dritten Personen", so wird eine wiederholte Lösung dieses Widerspruches unmöglich, da die Zahl der dritten Personen relativ immer geringer wird. Hier stoßen wir auf die objektiv-ökonomische Schranke des Kapitalismus als einer bestimmten, historisch beschränkten Produktionsweise. Der Kapitalismus wird zur ökonomischen Unmöglichkeit. Diese historisch-ökonomische Notwendigkeit bricht sich in der Revolution der Arbeiter Bahn. Hier also hätten wir die „strengen Umrisse der wirtschaftlichen Gesetze" vor uns, die dem bunten Gemisch sozialpolitischer gesellschaftlicher Zusammenhänge zugrunde liegen, deren Oberfläche die tiefer liegenden Triebfedern des geschichtlichen Prozesses verbirgt.

„Der Imperialismus ist ebensosehr eine geschichtliche Methode der Existenzverlängerung des Kapitals, wie das sicherste Mittel, dessen Existenz auf kürzestem Wege objektiv ein Ziel zu setzen. Damit ist nicht gesagt, daß dieser Endpunkt pedantisch erreicht werden muß. Schon die Tendenz zu diesem

* R. Luxemburg, op. cit. „Antikritik", pag. 410/411.

Endziel der kapitalistischen Entwicklung äußert sich in Formen, die die Schlußphase des Kapitalismus zu einer Periode der Katastrophen gestalten."*

Soweit die von Rosa Luxemburg entwickelte „Theorie des Zusammenbruches des Kapitalismus".

Was vor allem wirkt an dieser Theorie so anziehend?

Ihr „ökonomischer Determinismus" („objektive Schranken des Kapitalismus", „strenge Umrisse des ökonomischen Prozesses" usw.).

Ferner: Ihre (angebliche) Bestätigung durch die empirischen Tatsachen (Verschärfung der Lage infolge der Jagd nach Märkten, Perioden von Katastrophen, „Katastrophencharakter" der ganzen imperialistischen Epoche usw.).

Last but not least — ihr „revolutionärer" Charakter.

Nichtsdestoweniger ist die von Rosa Luxemburg vertretene Theorie des Zusammenbruchs des Kapitalismus schlechthin falsch. Falsch ist sie vor allem als Theorie, d. h. als ein System von Postulaten, das sich nicht damit begnügt, eine Reihe gesellschaftlicher, außerordentlich wichtiger Erscheinungen bloß zu konstatieren, sondern sie auch erklären will.

Im wesentlichen haben wir die theoretische Schwäche dieser Luxemburgschen Gedankengänge bereits aufgeklärt. Beruht doch der ganze „Zusammenbruch" offensichtlich auf der Unmöglichkeit der Realisierung im Rahmen eines „reinen Kapitalismus", d. h. auf einer nachgewiesenermaßen falschen Theorie. Außerdem haben wir gezeigt, daß aus der Theorie Rosa Luxemburgs eine ständige, friedliche Reproduktion der Beziehungen zwischen der kapitalistischen Wirtschaftssphäre und den „dritten Personen" folgt. Kurz, wir lieferten den Beweis, daß Rosas Ersatz der Ausbeutung durch die Realisierung just einen friedlichen Charakter des Prozesses zur Folge haben muß, mögen ihre „Schlüsse" auch noch so revolutionär ausfallen.

Somit ist Rosas ganze theoretische Konstruktion innerlich widerspruchsvoll. Indessen wollen wir die oben wiedergegebenen Argumente Rosa Luxemburgs einer ergänzenden Analyse unterwerfen, um ihre bereits aufgedeckten Fehler durch eine Reihe neuer, für die Formulierung der Zusammenbruchstheorie und der damit verknüpften „Antikritik" charakteristischer Fehler Rosas zu bereichern.

Wir wollen von Tatsachen ausgehen. Daß Imperialismus Katastrophen bedeutet, ist eine Tatsache. Daß wir in die Periode des Zusammenbruches des Kapitalismus eingetreten sind, nicht minder. Tatsache ist aber auch, daß die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung der Erde zu „dritten Personen" gehört. Es gilt, zwei Begriffe streng zu unterscheiden: die Herrschaft des Kapitals schlechthin und die Herrschaft des Kapitals im engeren Sinne, d. h. das Bestehen eines „reinen" oder „fast reinen" Kapitalismus. Daß das Kapital überall zur herrschenden Form der Wirtschaft geworden ist, daß es im Konzert der Wirtschaftsformen den

* R. Luxemburg, op. cit. pag. 361.

Dirigenten spielt, unterliegt keinem Zweifel. Ebensowenig aber unterliegt es einem Zweifel, daß nicht die industriellen und landwirtschaftlichen Lohnarbeiter, sondern die Bauern die Hauptmasse der heute lebenden Bevölkerung der Erde darstellen. Von 1700 Millionen unseren Planeten bewohnenden Menschen entfallen 900 Millionen, also mehr als die Hälfte, auf Asien. Unter 480 Millionen Chinesen sind bestimmt ungefähr 400 Millionen, unter 320 Millionen Indern etwa 170 Millionen Bauern. Rechnen wir dazu auch die Kleinhandwerker und ähnliche „dritte Personen", so erhalten wir eine ungeheure Masse. Asien, Afrika und Amerika umfassen eine Riesenmasse „dritter Personen". Überdies zählt auch Europa gegen 50 Prozent ländlicher Bevölkerung — ein indirektes Zeugnis dafür, wie riesengroß die Reserven an „dritten Personen" noch sind.

Würde die Theorie Rosa Luxemburgs auch nur annähernd stimmen, wäre es um die Sache der Revolution wahrlich schlecht bestellt. Denn beim Bestehen eines so ungeheuren Reservoirs an „dritten Personen", wie es de facto vorhanden, könnte von einem Zusammenbruch praktisch keine Rede sein. Es hieße dann in der Tat à la Cunow: Der kapitalistischen Expansion steht noch ein so kolossales Betätigungsfeld im Sinne eines Vorhandenseins „dritter Personen" zur Verfügung, daß nur noch Utopisten von irgendwelchen proletarischen Revolutionen im Ernste sprechen können. In Wirklichkeit ist nicht der Sozialismus der Epoche der II. Internationale, sondern die Illusion eines nahen Sieges des Sozialismus zusammengebrochen. In Wirklichkeit hat das Kapital seine historische Mission noch keineswegs erfüllt, und das Ende der kapitalistischen Entwicklung ist noch nicht abzusehen.

Solcher Art „Cunowsche" Gedankengänge folgen leider unvermeidlich aus der Theorie Rosa Luxemburgs. Die Tatsache dagegen, daß sie aus alledem just die entgegengesetzten Schlüsse zieht, beweist lediglich ihre logische Inkonsequenz.

In der Tat: Rosa scheint das Peinliche ihrer ganzen Beweisführung zu fühlen. Sie gibt zu, daß es unsinnig wäre, zu behaupten, der Kapitalismus müsse erst alle „dritten Personen" erwürgen. Sie betont ausdrücklich, daß der Kapitalismus „schon viel eher" in die Luft gesprengt werden würde. Ihrer Ansicht nach genüge „die objektive Tendenz der kapitalistischen Entwicklung auf jenes Ziel" usw.

Doch die „objektive Tendenz" auf dieses „Ziel" (!) usw. bestand doch seit jeher. Offenbar muß der Prozeß doch reichlich weit fortgeschritten sein, muß die „Unmöglichkeit der Realisierung" zum mindesten als ein „ökonomisches Vorgefühl", um uns bildlich auszudrücken, zur Geltung gelangen, muß das Verhältnis zwischen kapitalistischer und nichtkapitalistischer Wirtschaftssphäre objektiv ein solches sein, daß die „dritten Personen" auf jeden Fall keine Mehrheit darstellen.

De facto ist von alledem nichts zu merken. Und doch zeigt die gesamte Epoche bereits die äußerste Verschärfung der Widersprüche, die äußerste allgemeine Spannung, den äußersten Katastrophencharakter. Und doch beginnt der Kapitalismus bereits zu „platzen". Und doch ist die Diktatur des Proletariats

in Gestalt der Sowjet-Union bereits Wirklichkeit geworden. Wie sollen alle diese Widersprüche erklärt werden?

Sehr einfach. Nicht dadurch allerdings, daß die „dritten Personen" nicht mehr ausreichen, sondern dadurch, daß diese „dritten Personen", die dem Kapital einen Surplusprofit zuführen (das Kapital aber „braucht" „unbedingt" einen Surplusprofit), von den Großmächten des Finanzkapitals von Monopolrechts wegen bereits untereinander aufgeteilt worden sind.

Genossin Rosa Luxemburg hat die Frage der Bewegung des Profits, des spezifischen Charakters des Extraprofits, der spezifischen Formen des monopolistischen Kapitalismus in ihrer Analyse gänzlich ignoriert. Gerade diese Unterlassungssünde hatte zur Folge, daß ihr die wahre Natur des Imperialismus verschlossen blieb. Daher die Widersprüche bei ihr.

Das Kapital könnte ohne „dritte Personen" sehr wohl existieren. Sind „dritte Personen" aber einmal da, so strebt das Kapital mit Notwendigkeit dahin, sie aufzufressen, da ihm solche Mahlzeit einen Surplusprofit einbringt. „Dritter Personen" gibt es noch eine Unmenge. Der um sie geführte Kampf jedoch (d. h. der Kampf um den Surplusprofit) hat bereits ein Stadium äußerster Zuspitzung erreicht, da sie monopolistisch bereits in Kolonien, Einflußsphären usw. aufgeteilt sind.

So liegen die Dinge in Wirklichkeit. Rosa Luxemburg parierte den Einwand eines ihrer Kritiker, der Kapitalismus werde schließlich „an dem Fall der Profitrate" zugrunde gehen, in gewisser Hinsicht richtig, wenn sie ihm erwiderte:

> „Wie sich der gute Mann eigentlich das Ding vorstellt, ob so, daß an einem gewissen Punkte die Kapitalistenklasse, vor Verzweiflung ob der Niedrigkeit der Profitrate, sich insgesamt aufhängt, oder ob sie etwa erklärt, bei solchen lumpigen Geschäften verlohne sich die Plackerei nicht mehr, worauf sie die Schlüssel selbst dem Proletariat abliefert? Wie dem sei, der Trost wird leider durch einen einzigen Satz von Marx in Dunst aufgelöst, nämlich durch den Hinweis, daß „für große Kapitale der Fall der Profitrate durch Masse aufgewogen" werde. Es hat also mit dem Untergang des Kapitalismus am Fall der Profitrate noch gute Wege, so etwa bis zum Erlöschen der Sonne."*

Im wesentlichen ist alles das ohne Zweifel richtig. Nur bemerkt zu unserem Befremden Gen. Rosa Luxemburg nicht, daß ihre Antwort nicht nur den guten „Mann", sondern auch . . . die Verfasserin der „Akkumulation" selbst schlägt.

Wir verspüren zur Rolle eines advocatus diaboli nicht die geringste Lust, dennoch müssen wir gestehen, daß besagter „guter Mann" etwa mit folgender Duplik kommen könnte:

— Es wäre lächerlich, zu fordern, der Prozeß solle sein logisches Ende erreichen. Die objektive Tendenz der kapitalistischen Entwicklung auf dieses Ziel genügt vollauf. Lange Zeit vor dem „Ende"

---

* R. Luxemburg, op. cit. „Antikritik, pag. 411, Fußnote.

wird sie den Kampf um jede beliebige Möglichkeit der Erzielung eines überschüssigen Profits derart verschärfen und von einer derartigen Zentralisation des Kapitals und Zuspitzung der sozialen Beziehungen begleitet sein, daß die Epoche niedriger Profitrate zur Epoche der Katastrophen wird. —

Eine solche Antwort würde sich von der Antwort Rosa Luxemburgs nur wenig unterscheiden. Denn die Profitrate wäre annähernd zur selben Zeit gleich Null, da jene letzte „dritte Person" zu verschwinden begänne, die der kapitalistischen Welt die Hinausschiebung der schrecklichen apokalyptischen Stunde, die der Realisierung des Mehrwertes ein Ende bereitet hätte, gewährleistet haben würde.

Wir erwähnten bereits jene drei Momente, die die Theorie Rosa Luxemburgs anziehend machen. Es waren dies: ihr ökonomischer Determinismus, ihre „objektiven Schranken" des Kapitalismus, ihre (angebliche) Bestätigung durch die Tatsachen (Katastrophenperiode usw.) und der „revolutionäre" Charakter ihres ganzen Aufbaues. Nun müssen wir, als berufsmäßige „Destruktionisten", bekennen, daß unsere Kritik von den drei Momenten nichts übrig gelassen hat.

Prüfen wir der Reihe nach noch einmal, was denn von all diesen Momenten übrig bleibt.

Erstens erkannten wir, daß Rosa Luxemburg in der Hauptsache keinerlei Schranken aufzeigt, die den Zusammenbruch erklären würden. Praktisch kommt der Schranke, auf die Rosa hinweist, nicht die geringste Bedeutung zu. Der Kapitalismus beginnt bereits zu krachen, dieweil $^3/_4$ der Bevölkerung der Erde noch in der Eigenschaft „dritter Personen" verharrt. Daß diese Erklärung an den Haaren herbeigezogen ist, liegt auf der Hand.

Zweitens entspricht die Theorie auch mit nichten den Tatsachen. Treten Katastrophen ein, so finden sie in der Theorie Rosa Luxemburgs keine Erklärung, wie aus obigem ersichtlich. Die Tatsache der Existenz einer ungeheuren Masse „dritter Personen" widerlegt Rosas Zusammenbruchstheorie.

Drittens ergeben sich aus der Theorie Rosa Luxemburgs nicht nur keine revolutionären Folgerungen, sondern im Gegenteil, Schlüsse, die die Revolution auf lange Zeit hinaus als eine Unmöglichkeit erscheinen lassen.

Alle diese Argumente gegen die Theorie der Verfasserin der „Akkumulation" bilden lediglich eine Ergänzung unserer in den voraufgegangenen Kapiteln entwickelten Hauptkritik. Es erwies sich, daß, wie die Hauptlinie, so auch die Seitenlinien der Beweisführung Rosas theoretisch gleichermaßen unhaltbar sind. Das passierte Rosa Luxemburg deshalb, weil sie den Standpunkt der marxistischen Orthodoxie gerade in jenem Teil der Marxschen Analyse aufgegeben hatte, in dem uns der Genius des unvergleichlichen Meisters gerade die vollendetsten Erzeugnisse seiner Geisteskraft hinterlassen hat.

Hier müssen wir jedoch noch einem Einwand Rosa Luxemburgs begegnen. Wir sahen schon zu Beginn dieses Kapitels, daß Rosa Luxemburg folgenden Gedankengang entwickelt:

„Wenn die kapitalistische Produktion für sich selbst einen genügenden Absatzmarkt bildet, dann ist die kapitalistische Akkumulation (objektiv genommen) ein schrankenloser Prozeß."

Daraus folgert nun Rosa Luxemburg: folglich kann die Produktion „ungestört weiterwachsen", folglich sind der ökonomischen Entwicklung des Kapitalismus keine Schranken gesetzt, folglich „bricht damit der eine, spezifisch Marxsche Grundpfeiler des Sozialismus zusammen".

Diese Folge von Schlüssen ist logisch ebenfalls unhaltbar. Sie ist es deshalb, weil Rosa Luxemburg den dialektischen Charakter der gesellschaftlichen Widersprüche, den dialektischen Charakter des gesellschaftlichen Ganzen und seiner Bewegungsgesetze nicht versteht.

Die kapitalistische Gesellschaft ist eine „Einheit von Gegensätzen". Der Bewegungsprozeß der kapitalistischen Gesellschaft ist ein Prozeß ständiger Reproduktion kapitalistischer Widersprüche. Der Prozeß der erweiterten Reproduktion ist ein Prozeß der erweiterten Reproduktion dieser Widersprüche. Ist dem aber so, so ist es klar, daß diese Widersprüche schließlich das ganze kapitalistische System als Ganzes in die Luft sprengen müssen. Wir sind an der Schranke des Kapitalismus angelangt. Welcher Verschärfung der Widersprüche es bedarf, damit dieses System gesprengt werde, ist eine Frage für sich. Wir haben die Analyse dieses Problems in einer anderen Arbeit zu geben versucht.* Die Antwort muß in den Bedingungen der Reproduktion der Arbeitskraft gesucht werden. Hat die Explosion der kapitalistischen Widersprüche eine Zerstörung der Wirtschaft und eine Verminderung der Produktivkräfte herbeigeführt, ist infolgedessen von einem bestimmten Moment an die Reproduktion der Arbeitskraft und damit ein Funktionieren der Arbeitskraft unmöglich geworden, so geht der gesellschaftliche Produktionsapparat aus den Fugen, zwischen die Klassen aber schieben sich die Barrikaden.

Auch diese generelle, notgedrungen schematische, „rein theoretische" und daher bedingte Erklärung des Zusammenbruchs des Kapitalismus setzt eine im gewissen Sinne objektive Schranke voraus. Die Schranke ist gegeben in einem bestimmten Grad der Spannung kapitalistischer Widersprüche.

Bei Rosa Luxemburg gestalten sich die Dinge allzu einfach: Wenn die Realisierung in einer rein kapitalistischen Gesellschaft unmöglich sei, müßten die Produktivkräfte ausgerechnet „ungestört" weiterwachsen; wenn der Kapitalismus theoretisch ohne „dritte Personen" auskommen könne, so bedeute das, daß der „ökonomischen Entwicklung" „keine Schranken gesetzt" seien.

Wir wiederholen: diese Gegenüberstellungen, die für Rosa Luxemburg und ihre Denkmethode äußerst charakteristisch sind, zeigen gerade die schwachen Stellen, die wunden Punkte ihrer Beweisfüh-

* N. Bucharin, Ökonomik der Transformationsperiode. Verlag der Kommunistischen Internationale, Hamburg 1922. Die Auffassung der kapitalistischen Produktion als einer Produktion kapitalistischer Widersprüche wurde von uns eingehend in dem Buch „Weltwirtschaft und Imperialismus", Petersburg 1918 (russisch), entwickelt.

rung. Man braucht die Gegenüberstellungen nur näher zu betrachten, um zu erkennen, wie weit die Verfasserin der „Akkumulation" von der wirklichen Lösung des Problems, ja auch nur einer richtigen, methodologisch konsequenten Fragestellung entfernt ist.

In der Tat: Bedeutet denn die Möglichkeit einer Realisierung ein „ungestörtes" Weiterwachsen der Produktivkräfte? Durchaus nicht. Wir haben im vierten Kapitel gesehen, welche Konfusion hier Rosa Luxemburg angerichtet hat. „Ungestörtes" Wachstum bedeutet für sie Wachstum ohne Widersprüche. Aber auch im „reinen Kapitalismus" vollzieht sich doch die ganze Entwicklung in Widersprüchen. Gibt es keine ständige Überproduktion, so gibt es dafür eine periodische. Gibt es keine dauernde Unmöglichkeit der Realisierung, so dafür periodische Krisen. Gibt es keine endgültige Lösung der Widersprüche, so dafür deren temporären Aufschub und damit bedingte „Lösung". Gibt es keine dauernde Unmöglichkeit der Existenz des Kapitalismus, so dafür eine erweiterte Reproduktion der kapitalistischen Widersprüche. Und so weiter und so fort.

Mit anderen Worten: „Störungen" sind keineswegs ausgeschlossen, sondern, im Gegenteil dem Kapitalismus „immanent". Sie werden zwar periodisch „beseitigt", aber nur, um periodisch mit gesteigerter Heftigkeit sich erneut geltend zu machen. Ihr zunehmender Umfang und ihre sich steigernde Intensität führen unvermeidlich den Zusammenbruch der kapitalistischen Herrschaft herbei.

Die kapitalistische Entwicklung ist ein Prozeß der erweiterten Reproduktion aller grundlegenden Widersprüche des Kapitalismus. Auch hier macht sich Rosa Luxemburg die Analyse zu leicht. Sie nimmt sich einen Widerspruch vor, und zwar den zwischen den Bedingungen der Produktion des Mehrwerts und den Bedingungen seiner Realisierung, den Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion unter den Bedingungen des Kapitalismus.*

---

* Nebenbei bemerkt, ist seinerzeit, allerdings von „anderer Seite" her, kein geringerer als — der Vater des Revisionismus, Herr Eduard Bernstein, zu den Luxemburgschen analogen Schlußfolgerungen gelangt. „Was die moderne Produktionsweise vor allem auszeichnet," schrieb er, „ist die große Erhöhung der Produktivkraft der Arbeit. Die Wirkung ist eine nicht minder große Steigerung der Produktion — Massenproduktion von Gebrauchsgütern. Wo bleibt dieser Reichtum? Oder, um gleich die Frage auf den Kern der Sache zuzuspitzen: Wo bleibt das Mehrprodukt? Die „Kapitalmagnaten" möchten zehnmal so große Bäuche haben, als der Volkswitz ihnen nachsagt ... Gegenüber der Masse des jährlichen Nationalproduktes ... wäre ihr Konsum noch wie eine Feder in der Wage ... Wo bleibt also die Warenmenge, die die Magnaten und ihre Dienerschaft nicht verzehren? Wenn sie nicht doch in der einen oder anderen Weise den Proletariern zufließt, so muß sie eben von anderen Klassen aufgefangen werden. Entweder steigende relative Abnahme der Zahl der Kapitalisten und steigende Wohlhabenheit des Proletariats oder eine zahlreiche Mittelklasse, das ist die einzige Alternative, die uns die fortgesetzte Steigerung der Produktion läßt." (Bernstein, „Voraussetzungen des Sozialismus", S. 51/52.) Laut Bernstein ist die Rettung also bei der „Mittelklasse" zu suchen. Vergegenwärtigt man sich, daß die Revisionisten außerdem gerade die Lebensfähigkeit des Kleinbetriebes in der Landwirtschaft besonders herausgestrichen haben, so ist die Ähnlichkeit besonders auffallend. Gewiß sind sowohl die „Ziele" als auch die Schlußfol-

Dieser Widerspruch wird nicht als ein dialektischer, sondern oberflächlicher Widerspruch genommen, woraus dann eine Unvermeidlichkeit des Zusammenbruches deduziert wird. Nun gilt es aber nicht von einem Widerspruch auszugehen, sondern von einer Reihe solcher Widersprüche, die zudem in ihrer dialektischen Bewegung betrachtet sein wollen. Wir erhalten dann ein ganz anderes Bild der Erscheinungen als das, das uns Rosa Luxemburg, wenn auch mit Meisterschaft, entworfen. Der Widerspruch zwischen Produktion und Konsumtion, der Widerspruch zwischen den verschiedenen Produktionszweigen, der Widerspruch zwischen der Industrie und der durch die Grundrente beengten Landwirtschaft, die Anarchie des Marktes und die Konkurrenz, der Krieg als ein Mittel dieser Konkurrenz usw. — all das wird im Laufe der kapitalistischen Entwicklung auf erweiterter Stufenleiter reproduziert.

Diese Bewegung hängt aufs engste zusammen mit der Bewegung des Profits, dem Hauptmotor kapitalistischer Wirtschaft.

Heute sind wir bereits in der Lage, uns über den Prozeß des kapitalistischen Zusammenbruchs nicht mehr bloß auf Grund abstrakter Konstruktionen und theoretischer Perspektiven ein Urteil zu erlauben. Der Zusammenbruch des Kapitalismus hat begonnen. Die Oktoberrevolution ist der lebendige und überzeugendste Ausdruck dafür. Die Revolutionierung des Proletariats hing unzweifelhaft mit dem wirtschaftlichen Ruin, dieser mit dem Krieg, der Krieg mit dem Kampf um Absatzmärkte, Rohstoffmärkte, Kapitalanlagesphären, kurz mit der imperialistischen Politik überhaupt zusammen. Letztere war ihrerseits nichts anderes als eine Reproduktion des Konkurrenzkampfes im Weltmaßstabe, bei dem als Subjekte der Konkurrenz nicht mehr einzelne Unternehmer oder einzelne Trusts figurieren, sondern bereits konsolidierte „staatskapitalistische Trusts", d. h. durch die Bourgeoisie organisierte „Volkswirtschaftskörper". Diese Kriegsexplosion selbst schließt aber in der Hauptsache alle jene Widersprüche des kapitalistischen Systems in sich, von denen bereits die Rede war. Man kann sie auch einem anderen Gesichtspunkt unterordnen, indem man sie auffaßt als Widerspruch zwischen den Produktivkräften der Weltwirtschaft und den „national" beschränkten Aneignungsmethoden der staatlich geschiedenen Bourgeoisie, oder aber als Widerspruch zwischen der im weitesten Umfange vergesellschafteten Produktion und den privatwirtschaftlichen oder „national-bürgerlich-wirtschaftlichen" Eigentumsverhältnissen. So böte es keine Schwierigkeit, in eingehender Analyse zu zeigen, daß die Sprengung des Kapitalismus alle Widersprüche des Kapitalismus freisetzt. Sie ist deren entfaltete Form in actu.

Theoretisch ist die Möglichkeit einer „zweiten Tour" imperialistischer Kriege nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern sogar sehr offensichtlich, wie das schon Gen. Lenin betont hat.

---

gerungen bei Bernstein und R. Luxemburg diametral entgegengesetzte, charakteristisch aber bleibt, daß der Ausgangspunkt der Analyse, die Fragestellung, die Beurteilung der Bedingungen der kapitalistischen Entwicklung dieselben sind: die „dritten Personen" sind eine conditio sine qua non des Kapitalismus.

All diesen Widersprüchen des Weltwirtschaftssystems gesellt sich überdies ein kardinaler weiterer Widerspruch zu: der Widerspruch zwischen der kapitalistischen Welt und dem neuen Wirtschaftssystem der Sowjetunion. Dadurch wird der neue Konflikt zu einem noch tieferen, schärferen, für den Kapitalismus vernichtenderen.

Das größte theoretische Verdienst Rosa Luxemburgs besteht darin, daß sie die Frage nach dem Verhältnis zwischen kapitalistischem und nichtkapitalistischem Milieu aufgeworfen hat. Doch blieb es beim bloßen Aufwerfen. Über die dieses umfassende Problem betreffenden spezifischen Fragen (die Fragen des Charakters des Austausches, der Verschiedenheit der Strukturen, der Modifikation des Wertgesetzes, des Extraprofits, der beschleunigten Akkumulation auf Kosten „dritter Personen" usw. usw.) ging Rosa Luxemburg schweigend oder so gut wie schweigend hinweg. Doch verdient allein schon die allgemeine Fragestellung zweifellos die höchste Beachtung. Ein nicht minder großes Verdienst erwarb sich Gen. Rosa Luxemburg durch die Betonung der Reproduktionsfrage. Die Beachtung der Reproduktion ist heute — wie wir eingehend bei anderer* Gelegenheit nachgewiesen — mehr denn je erforderlich. Doch hat Rosa Luxemburg übersehen, daß die erweiterte Reproduktion der kapitalistischen Verhältnisse gleichzeitig auch eine erweiterte Reproduktion aller kapitalistischen Widersprüche ist. Hätte sie das klar gesehen, so hätte sie auch die Frage nach der „objektiven Schranke" des Kapitalismus nicht gequält, jener Schranke, die sie in dem Verschwinden der „dritten Personen" entdeckt zu haben glaubte, nachdem sie den „dritten Personen" die Rolle der einzig möglichen „Realisatoren" des durch die Lohnsklaven des Kapitalismus produzierten Mehrwertes zugeschrieben hatte.

Ein weiteres außerordentliches theoretisches Verdienst erwarb sich Rosa Luxemburg dadurch, daß sie die Frage der historischen Notwendigkeit des Imperialismus aufwarf. Im Gegensatz zu den Reformisten, die den Marxismus mit offenem Zynismus verraten hatten, und den Quasiorthodoxen à la Kautsky, der schon damals begann, über die Möglichkeit eines auf englische Art reformierten, „pazifistischen" Musterkapitalismus zu stottern, warf Gen. Rosa Luxemburg die Frage des Imperialismus, als einer unvermeidlichen, unabwendbaren, „immanenten" Erscheinung des Kapitalismus einer bestimmten Entwicklungshöhe in aller Schärfe auf. Allerdings vermochte sie, wie wir gesehen, das Problem als das spezifische Problem der neuesten Zeit theoretisch nicht zu erfassen. Sie suchte die Grundlage des Imperialismus nicht in der Jagd nach größerem Monopolprofit und in der notwendigen Bewegung des Finanzkapitals in dieser Richtung, sondern in einer absoluten Unmöglichkeit der Existenz des Kapitalismus „ohne dritte Personen". Nichtsdestoweniger hat sie die Frage der Notwendigkeit des Imperialismus gestellt und im allgemeinen auch richtig beantwortet, obwohl ihrer Antwort falsche theoretische Argumente zugrunde lagen. Verglichen mit dem elenden

* N. Bucharin, Weltwirtschaft und Imperialismus, Petersburg 1918. Desgl.: Ökonomik der Transformationsperiode, Hamburg. 1922.

Geschwätz der Reformisten beider Richtungen, der offenen Revisionisten wie der Kautskyaner, erhob sich die Arbeit Rosa Luxemburgs turmhoch über deren Elaborate. Sie stellte einen kühnen theoretischen Versuch dar, war die Tat eines glänzenden theoretischen Kopfes. Wir brauchen wohl nicht erst zu betonen, daß der historische Teil der Arbeit eine bis auf den heutigen Tag unübertroffen gebliebene Schilderung der Geschichte der kolonialen Eroberungszüge des Kapitals darstellt.

Schluß

Wir sind am Ende unserer Betrachtungen angelangt und wollen zum Schluß mit wenigen Worten noch des Zusammenhanges der theoretischen Fehler Rosa Luxemburgs mit einer Reihe ihrer praktisch-politischen Fehler Erwähnung tun. Das Verhältnis von Richtigem zu Falschem auf letzterem Gebiet entspricht dem auf theoretischem Gebiet. In der Theorie erwies sich die Grundthese der „Notwendigkeit" des Imperialismus und des Zusammenbruches des Kapitalismus als richtig. Auf dem Gebiete der Praxis, dem Gebiet der Grundsätze trifft dasselbe auf die Grundthese zu: Um den Imperialismus zu stürzen, muß man die kapitalistische Gesellschaftsordnung als solche stürzen. Doch, wie der Gedankengang der theoretischen Begründung, die Kette der Argumente, die die These von der Notwendigkeit des Imperialismus und seines Zusammenbruches rechtfertigen sollen, zahlreiche falsche Glieder aufweist, so erwiesen sich auch eine Reihe taktischer Auffassungen, die den praktischen „Beweis" der Richtigkeit der Theorie zu liefern, die Waffe der Kritik in die Kritik der Waffen zu verwandeln hatten, als falsch.

Der Kapitalismus wird in Ermangelung „dritter Personen" zugrunde gehen müssen. Hierin liege seine objektive Schranke, die nicht überschritten werden könne. Möge er auch, „lange ehe" die „dritten Personen" verschwunden seien, zugrunde gehen, so liege dennoch gerade hierin die letzte Ursache des Unterganges des Kapitals und seines Zusammenbruches. So lautet eines der grundlegenden logischen Postulate Rosa Luxemburgs.

Ist dem so, so ist es selbstverständlich, daß das Bild des kapitalistischen Zusammenbruches einen viel eintönigeren, farblosen, hypertrophisch übertriebenen „industriellen" Charakter erhält.

Ist dem so, so ist ferner verständlich, daß das Problem der „dritten Personen" als möglicher Verbündeter des Proletariats im Klassenkrieg gegen die Bourgoisie nicht gerade überragende Bedeutung gewinnt. Der Eintönigkeit des Bildes des Zusammenbruchs entspricht die Abgeschlossenheit der Kräfte, die den Imperialismus bekämpfen und ihn stürzen.

Hieraus ergibt sich nun konsequenterweise eine weitere Entzifferung dieser Postulate in folgender Hinsicht:

1. falsche Einstellung zur nationalen Frage,
2. Unterschätzung und falsche Einstellung zur Kolonialfrage,
3. Unterschätzung und falsche Einstellung zur Bauernfrage.

Zu ganz anderen Ergebnissen gelangen wir auf Grund der von uns entwickelten theoretischen Konzeption. Der Kapitalismus ent-

wickelt seine inneren Widersprüche. An ihnen, nicht aber an Ermangelung „dritter Personen", geht er schließlich zugrunde. „Dritter Personen" mag es dabei noch soviel, selbst dreiviertel der Bevölkerung der Erde geben. Reproduziert dabei der Kapitalismus alle seine inneren Widersprüche zu einer solchen Höhe, daß ein Niedergang der Produktivkräfte einsetzt, der die Existenz der Arbeitskraft unmöglich macht und die Arbeiterklasse zum Aufstand treibt, der die Macht der Mutterländer untergräbt, daher die Kräfte der Kolonialsklaven entfesselt, und der die nationalen Gegensätze verschärft, sprengen die Widersprüche des Kapitalismus den Block der herrschenden Klassen mit der Bauernschaft und veranlaßt das bedeutende Schichten der Bauernschaft, sich gegen die kapitalistische Herrschaft zu kehren — so wird selbstverständlich auch die Taktik, werden auch die Kampfeslosungen, wird auch die Einstellung zum Problem der „Bundesgenossen" anders ausfallen. In den Vordergrund rückt dann die Notwendigkeit der „Verbindung der proletarischen Revolutionen mit Bauernkriegen", Kolonialaufständen und nationalen Befreiungsbewegungen.

Gerade diese Seite der Frage hat der Leninismus mit ungewöhnlicher Konsequenz und theoretischer Strenge behandelt. So führt uns die Überwindung der Fehler Rosa Luxemburgs unabwendbar immer wieder zu den theoretischen Postulaten und praktischen Schlüssen unseres verstorbenen Lehrers.

JULIUS SCHAXEL

DIE VITALISTISCHEN IRRUNGEN DER GEGENWÄRTIGEN BIOLOGIE

K. Marx schreibt am 19. Dezember 1860 an Fr. Engels im Hinblick auf Darwins eben erschienene Entstehung der Arten von „der naturhistorischen Grundlage" ihrer gemeinsamen Ansichten. Die allgemeinen Ergebnisse der Biologie bleiben für den Marxismus dauernd von Bedeutung. Mit ihrer neuerdings immer nachhaltiger betonten vitalistischen Wendung muß sich der Marxist auseinandersetzen. In drei Aufsätzen sollen kurze Hinweise gegeben werden. Zuerst wird neben der allgemeinen Orientierung die organische Formbildung behandelt. Dann erhält die Handlung eine gesonderte Darstellung, wobei das Problem der Psychologie gestreift wird. Im letzten Teil wird der Fragenkomplex vom Standpunkt des dialektischen Materialismus betrachtet und damit wieder vom Biologischen im engeren Sinne die Perspektive des Marxismus gewonnen. Wegen aller biologischen Einzelheiten, besonders auch der Literaturangaben, verweise ich auf meine Grundzüge der Theorienbildung in der Biologie (2. Aufl., G. Fischer, 1922, Neubearbeitung in Vorbereitung) und meine der Herausgabe von Fr. Engels nachgelassener Naturdialektik folgende Darstellung von Naturdialektik und Biologie.

Als Fr. Engels sich in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts veranlaßt sah, bei Gelegenheit der Auseinandersetzung mit „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", die von K. Marx und ihm zur materialistischen Dialektik „umgestülpte" Hegelsche Logik im Zusammenhang auf die Naturwissenschaft seiner Zeit anzuwenden, ließ er keinen Zweifel darüber, daß die Lebenserscheinungen innerhalb des allgemeinen Naturzusammenhangs ohne die Annahme nur für sie gültiger Prinzipien ihre wissenschaftliche Bewältigung erfahren müssen. Er sagt: „Leben ist die Daseinsweise der Eiweißkörper, und diese Daseinsweise besteht wesentlich in der beständigen Selbsterneuerung der chemischen Bestandteile dieser Körper." Seine Auffassung des Stoffwechsels führt er weiter aus: „Überall, wo wir Leben vorfinden, finden wir es an einen Eiweißkörper gebunden, und überall, wo wir einen, nicht in der Auflösung begriffenen Eiweißkörper vorfinden, da finden wir ausnahmslos auch Lebenserscheinungen. Unzweifelhaft ist die Gegenwart auch anderer chemischer Verbindungen in einem lebenden Körper notwendig, um besondere Differenzierungen dieser Lebenserscheinungen hervorzurufen; zum nackten Leben sind sie nicht erforderlich, es sei denn, soweit sie als Nahrung eingehen und in Eiweiß ver-

wandelt werden. Die niedrigsten lebenden Wesen, die wir kennen, sind eben nichts als einfache Eiweißklümpchen, und sie zeigen schon alle wesentlichen Lebenserscheinungen. Worin aber bestehen diese überall, bei allen lebenden Wesen gleichmäßig vorhandenen Lebenserscheinungen? Vor allem darin, daß der Eiweißkörper aus seiner Umgebung andere geeignete Stoffe in sich aufnimmt, sie sich assimiliert, während andere, ältere Teile des Körpers sich zersetzen und ausgeschieden werden. Andere, nicht lebende Körper verändern, zersetzen oder kombinieren sich auch im Lauf der natürlichen Dinge; aber dabei hören sie auf das zu sein, was sie waren. Der Fels, der verwittert, ist kein Fels mehr; das Metall, das oxydiert, geht in Rost über. Aber was bei toten Körpern Ursache des Untergangs, das ist beim Eiweiß Grundbedingung der Existenz. Von dem Augenblick an, wo diese ununterbrochene Umsetzung der Bestandteile im Eiweißkörper, dieser andauernde Wechsel von Ernährung und Ausscheidung aufhört, von dem Augenblick an hört der Eiweißkörper selbst auf, zersetzt sich, d. h. stirbt. Das Leben, die Daseinsweise des Eiweißkörpers, besteht also vor allem darin, daß er in jedem Augenblick er selbst und zugleich ein anderer ist; und dies nicht infolge eines Prozesses, dem er von außen her unterworfen wird, wie dies auch bei toten Körpern der Fall sein kann. Im Gegenteil, das Leben, der durch Ernährung und Ausscheidung erfolgende Stoffwechsel ist ein sich selbst vollziehender Prozeß, der einem Träger, dem Eiweiß, inhärent, eingeboren ist, ohne den es nicht sein kann. Und daraus folgt, daß, wenn es der Chemie gelingen sollte, Eiweiß künstlich herzustellen, dies Eiweiß Lebenserscheinungen zeigen muß, mögen sie auch noch so schwach sein. Es ist freilich fraglich, ob die Chemie auch gleichzeitig das richtige Futter für dies Eiweiß entdecken wird. Aus dem durch Ernährung und Ausscheidung vermittelten Stoffwechsel als wesentlicher Funktion des Eiweißes und aus der ihm eigenen Plastizität leiten sich dann alle übrigen einfachsten Faktoren des Lebens ab: Reizbarkeit, die schon in der Wechselwirkung zwischen dem Eiweiß und seiner Nahrung eingeschlossen liegt; Kontraktibilität, die sich schon auf sehr niedriger Stufe bei der Verzehrung des Futters zeigt; Wachstumsmöglichkeit, die auf niedrigster Stufe die Fortpflanzung durch Teilung einschließt; innere Bewegung, ohne die weder Verzehrung noch Assimilation der Nahrung möglich ist." In den nachgelassenen Notizen und Aufzeichnungen zur Naturdialektik aus den Jahren 1872 bis 1893, die sozusagen sein positives Werk zur negativen Kritik des Anti-Dühring sein sollte und leider unvollendet blieb, kommt Engels immer wieder darauf zurück, daß die Biologie, von wie verschiedenen Seiten sie auch in Angriff genommen wird, im Bereich der Naturwissenschaft ihre Erledigung findet. Er betont dabei stets die Bedeutung des dialektischen Denkens, wovon nur das Beispiel über Leben und Tod gegeben sei: „Schon jetzt gilt keine Physiologie für wissenschaftlich, die nicht den Tod als wesentliches Moment des Lebens auffaßt. Die Negation des Lebens ist als wesentlich im Leben selbst enthalten, so daß das Leben stets gedacht wird mit Beziehung auf sein notwendiges Resultat, das stets im Keim in ihm liegt, den

Tod. Weiter ist die dialektische Auffassung des Lebens nichts, Aber wer dies einmal verstanden, für den ist alles Gerede von Unsterblichkeit der Seele beseitigt. Der Tod ist entweder Auflösung des organischen Körpers, der nichts zurückläßt als die chemischen Bestandteile, die seine Substanz bildeten, oder er hinterläßt ein Lebensprinzip, Seele, das alle lebenden Organismen überdauert, nicht bloß den Menschen. Hier ist also einfaches Sichklarwerden vermittels der Dialektik über die Natur von Leben und Tod hinreichend, einen uralten Aberglauben zu beseitigen. Leben heißt Sterben." Es ist nicht überflüssig, Engels Urteil über die verbreiteten Denkgewohnheiten der Naturforscher hinzuzufügen. „Die Naturforscher glauben sich von der Philosophie zu befreien, indem sie sie ignorieren oder über sie schimpfen. Da sie aber ohne Denken nicht vorankommen und zum Denken Denkbestimmungen nötig haben, diese Kategorien aber unbesehen aus dem von den Resten längst vergangener Philosophen beherrschten gemeinen Bewußtsein der sogenannten Gebildeten oder aus dem bißchen auf der Universität zwangsmäßig gehörter Philosophie (was nicht nur fragmentarisch, sondern auch ein Wirrwar der Ansichten von Leuten der verschiedensten und meist schlechtesten Schulen ist), oder aus unkritischer und unsystematischer Lektüre philosophischer Schriften aller Art nehmen, so stehen sie nicht minder in der Knechtschaft der Philosophie, meist aber leider der schlechtesten, und die, die am meisten auf die Philosophie schimpfen, sind Sklaven gerade der schlechtesten vulgarisierten Reste der schlechtesten Philosophen."

Die moderne Biologie ist weit entfernt von einer so klaren und einfachen Haltung. Sie ist überhaupt nicht in der Lage, die Ergebnisse planmäßiger Forschung geordnet und allgemeingültig darzustellen. Den Platz theoretischer Wissenschaft nimmt vielmehr eine ungleichartige Mannigfaltigkeit von Sachgebieten, Fragestellungen, Deutungen und Urteilen ein. Die überlieferten Auffassungen des Lebens erlauben keine scharfe Kennzeichnung der Biologie. Ihr Gegenstand scheint sich einheitlicher Betrachtung zu entziehen und zu wechselnden und vielfachen Anschauungen zu nötigen, sofern er nicht überhaupt immer wieder dem Betrachter entgleitet. Es wird kein gültiges Urteil gefällt, was das Leben eigentlich ist.

Dieser Zustand der Wissenschaft hat seine Ursachen in den wirtschaftlich-gesellschaftlichen Bedingungen der wissenschaftlichen Produktion. Die Biologie des kapitalistischen Europa und Amerika kann über die Heterogeneität ihres Theoretisierens deswegen nicht hinauskommen, weil die herrschende und wissenschaftsbestimmende bürgerliche Klasse sich durch entschiedene Folgerungen und abschließende Urteile gefährdet sieht. Sie, der am Vertrauen auf die ewige Dauer des Bestehenden alles gelegen ist, will wenigstens keine Klarheit darüber aufkommen lassen, daß „heilige Dinge" in den Fluß des Geschehens gerissen werden. Sie wird vielmehr jede Gelegenheit fördern, die aufs neue bereits erschütterte Meinungen in feste Kategorien zu bannen verspricht.

Mitten im Siegeslauf der anorganischen Naturwissenschaft, welche in ihrer Technik die Natur einschließlich der menschlichen Arbeitskraft

in den Dienst der Industrie stellt, erhebt sich daher aus dem wirren Durcheinander biologischen Spekulierens ein neuer Vitalismus als ragende Säule, deren Tragkraft man gern alle Lebensrätsel zutraut, ohne ihre Grundlagen und ihren Aufbau zu prüfen; denn sie erfüllt die stillschweigend gestellte Bedingung, die technisch-industriell verwertbare Wissenschaft nicht zu stören und doch dem Lebendigen, also auch dem Menschen, eine Sonderstellung in der Natur zu bewahren. Auf die Erhaltung, ja Verewigung der Sonderstellung kommt es vor allem an. Ist sie gesichert, dann sind weitere Forschungsergebnisse nicht mehr gefährlich; denn für die Fortführung und Erneuerung von Privilegien ist wieder fester Boden gewonnen.

Was lehrt der neue Vitalismus?

Die Organismen sind Naturdinge besonderen Wesens. Sie sind einheitliche, ihrer Art nach in sich bestimmte Gefüge von Mitteln des übergeordneten Ganzen, dem seine besondere Gesetzlichkeit eigen ist. Im Organismus waltet das zielstrebige, individualisierende Etwas, der elementare, unzerlegbare Naturfaktor: die Entelechie, das Psychoid, die Seele. Daher wird für die Biologie der Anspruch einer selbständigen Grundwissenschaft erhoben. Sie beansprucht diejenigen Naturvorgänge für sich, bei denen nicht die Raumwirkung auf die Raumursache bezogen werden kann, sondern bei denen Wirkungsweisen unräumlicher Art die Vorgänge im Raum lenken. Das sind eben die Organismen.

Der umsichtigste und schärfste Denker unter den gegenwärtigen Vitalisten, H. Driesch, geht von den Tatsachen der experimentellen Biologie aus. Später aber stellt er, um letzte Begründungen mit Aussicht auf endgültige Sicherheit zu geben, seine Lehre als logische Notwendigkeit dar. Auf diesem Wege gelangt er zur Kategorie der Individualität als dem Zentralbegriff der autonomen Biologie. An der glatten Wand der fixen Kategorie soll dann der Zugriff des naiven Realisten abgleiten, der das künstlich errichtete Hindernis nicht dialektisch zu nehmen weiß.

Wir folgen zuerst in aller Kürze der Ableitung des kategorischen Vitalismus und betrachten dann die Auswirkung seines Ergebnisses. Ein Blick auf die Biologie überhaupt lehrt, daß die kategorische Forderung zwar am weitesten geht, aber durchaus nicht allein steht, sondern gerade in dem ungleichartigen Theoriengehalt der Lebenswissenschaft die beste Unterstützung findet. Endlich werden wir uns die Tatsachen ansehen, die zum Anlaß der Folgerungen genommen worden sind. Dabei wird sich zeigen, wie überhaupt die Richtung mit ihrem bedeutsamen Resultat eingeschlagen werden konnte.

Driesch geht davon aus, daß die erlebten Naturwirklichkeitszustände in verschiedenen Augenblicken andere sind. Zwischen zwei dem Dasein nach verschiedenen Zuständen eines Naturausschnittes setzt er ein Werden dieses Ausschnittes. Die zwei ein Werden eingrenzenden Naturzustände besitzen nach der Gesamtheit ihrer Merkmale eine bestimmte räumliche Kennzeichnung, einen bestimmten Grad der Mannigfaltigkeit.

Naturwerden kausal fassen heißt jeden beliebigen als Einheit gefaßten Abschnitt von Werden ansehen, als ob er eine „Folge" sei, in dem es den „Grund", d. h. das, was ihn, wenn er gesetzt ist, mitsetzt, zu suchen gilt. Naturwerden kausal fassen heißt also es fassen in „Analogie" zum rein logischen Konsequenzbegriff. Aus „Grund" wird Werdegrund oder Ursache, aus „Folge" wird Werdefolge oder Wirkung.

Driesch unterscheidet nun vier denkbare Möglichkeiten des Werdens. Zwei davon kommen, soviel wir wissen, in der Natur nicht vor. Sie betreffen die Schöpfung, und zwar die ding- und die veränderungsschaffende Kausalität. Die beiden übrigen findet Driesch in der Natur vor: Einzelheitskausalität und Ganzheitskausalität.

Im Laufe des Werdens kann sich der Grad der Mannigfaltigkeit eines Systems nicht von selbst erhöhen. Scheint sich der Mannigfaltigkeitsgrad eines Systems zu erhöhen, so ist das mit Sicherheit keine Erhöhung von „selbst". Entweder finden wir dann räumliche Geschehnisse außerhalb unseres Systems, von denen die Erhöhung seines Mannigfaltigkeitsgrades bezogen ist, oder es gibt keine räumlichen Geschehnisse, von denen her die Erhöhung des Mannigfaltigkeitsgrades bezogen werden könnte. Dann ist der Werdegrund kein Werdevorgang im Raum, sondern etwas anderes. Von den Werdeformen, die nicht Schöpfung sind, sind bei der einen Werdegrund und Werdefolge räumliche Vorgänge. Bei der anderen ist das nur die Werdefolge. Für die Mannigfaltigkeitserhöhung ist als Werdegrund ein nicht räumliches Geschehnis verantwortlich zu machen.

Diejenige Werdeform, die im Bereich räumlicher Geschehnisse verbleibt, ist in der unbelebten Natur verwirklicht. In der anorganischen Natur läßt sich alles, was wir von ihr wissen, nach dem Schema Raumursache—Raumwirkung (Werdegrund—Werdefolge) auffassen. Die Wissenschaft davon ist also eine echte Grundwissenschaft, weil sie ihre letzten Prinzipien einem logischen Urschema zuordnen kann.

Für die andere Werdeform wird eine zweite Grundwissenschaft von echter Selbständigkeit in Anspruch genommen. Driesch spricht von Ganzheits- oder Einheitsfolgeverknüpfung, wenn bei der Veränderung eine solche Vermehrung des Mannigfaltigkeitsgrades stattfindet, daß eine stückweise Beziehung der räumlichen Einzelheiten der Wirkung auf räumliche Einzelheiten der Ursache nicht möglich ist, daß also nicht räumliche Werdebestimmer vorausgesetzt werden müssen. Naturfaktoren unraumhafter Art „lenken" die Vorgänge im Raum. Entelechie „dreht" materielle Systeme und verlagert auf diese Weise Energie aus einer Achse in die andere. Oder Entelechie „suspendiert" Geschehen, welches als möglich durch die Verteilung der anorganischen Intensitätsdifferenzen vorgebildet ist, und läßt „ganzheitsbezogen" die Suspension fallen. Oder Entelechie setzt in das materiale Getriebe „naturwirkliche Bedingungsgleichungen" und zwingt dadurch der Bewegung der Materie gleichsam ein Modell auf, nach welchem sie sich in großen Zügen zu richten hat.

Nach dieser Darlegung erhält der Organismus die Bestimmung seiner Elemente in Raum, Zeit und Kausalität als Leistung der

„Seele", der Entelechie oder des Psychoids, die Einheit in zielstrebigem Wirken, Organisation, schafft. Organisation bedeutet jetzt das einheitliche Ganze der Organe, d. h. der energetischen Mittel als Werkzeuge der Entelechie. Daß sich in der Natur die Seele der Mittel für ihre Zwecke bedient, das eben ist die Tatsache des Organismus.

Mittel ist alles, was die Seele zur Herstellung und zum Betriebe des Organismus benutzt, kurz alles Energetische am Organismus, nur nicht er selbst in seinem besonderen Wesen. Mittel sind demgemäß die Energien der Außenwelt in strahlender, mechanischer, thermischer, chemischer und osmotischer Form und die Energien der Körperlichkeit des Organismus: das Protoplasma in physikalischer, physikalisch-chemischer und chemischer Betrachtung; Zellen, Gewebe, Organe als Massen, d. h. soweit von ihrer Organisation abgesehen wird; physikalische und chemische Produkte des Organismus (Elektrizität, Licht, mechanische Energie, Sekrete, Exkrete).

Die vitalistische Biologie kann nach dieser Auffassung Physik und Chemie treiben, soviel sie will. Der anorganischen Forschung wird keine grundsätzliche Grenze gezogen. Es gibt keine Schranken der Erkenntnis in dieser Hinsicht. Aber immer nur mit den Mitteln des organischen Werdens und Verhaltens wird der Forscher es zu tun haben. Das Rätsel des Lebens bleibt im Geheimnis der Seele verborgen, die seiner Betrachtungsweise so verschlossen ist, daß er sie nicht einmal kennzeichnen kann.

Der kategorische Vitalismus macht ganze Arbeit und verfährt gründlich: er erklärt sich als logische Notwendigkeit, läßt die anorganische Naturwissenschaft auch am Lebendigen ohne Einschränkung zu und wahrt als Ausgangsstelle für alle Privilegien die Sonderstellung der organischen Seele. Die Rücksichten, die von der in ihren Entscheidungen gebundenen Wissenschaft erwartet werden, sind erfüllt. Von der autonom etablierten Seele ist der Weg frei zu Geistern, Göttern und Idealismen jeder Art. In der Tat warten die vitalistischen Biologen nur darauf, die Geister zu sehen und zu bestätigen, die sie gerufen haben.

Drieschs Vitalismus nahesteht Uexkülls Lehre von der Planmäßigkeit der lebenden Natur. Die Physik behauptet, daß die uns umgebenden Dinge nur der Kausalität gehorchen. Im Gegensatz dazu behauptet Uexkülls Biologie, daß es außer der Kausalität noch eine zweite subjektive Regel gibt, nach der wir die Gegenstände ordnen: die Planmäßigkeit, die notwendig zur Vollständigkeit des Weltbildes hinzugehört. Reinke endlich verlegt in die organische Natur eine Art Geistigkeit, die unmittelbar das erlebende Ich aus sich selbst kennt. „Wer die Intelligenz als allgemeine Eigenschaft der Organismen leugnet, könnte sie auch bei sich selbst leugnen; denn auch der Mensch ist ein maschineller Organismus und sein Hirn ein Organ desselben."

Wer in der organischen Natur mit der Seele zu tun hat, wird bald mehr vom eigenen Erleben als von den Lebewesen handeln. Die strenge Forschung verliert sich in den Träumen des Erlebnisses, den Quellen des Lebens, der schöpferischen Entwicklung. Ist bei den Kategorikern die Seele noch eine Denkform für die Vorbehalte von Phy-

sik und Chemie, so geht sie bei den intuitiven Vitalisten über in die Phantasie, die sich der Wirklichkeitskontrolle für immer entzieht.

Die Intuitionisten und Kategoriker werden von der ungleichartigen Menge der Ganzheits-, Zweckmäßigkeits-, Anpassungs-, Nützlichkeits-, Regulations-, Organisationstheoretiker, der Psycholamarckisten und anderer Biologen begleitet, die anmuten, als ob sie bei ihrem Mangel an Methodik die Ziele der analytischen Naturforschung vergessen hätten und im Bereiche der Seele Rettung suchten aus selbst angerichteten Wirrnissen. Der ganze Streit, was mit naturwissenschaftlichen Mitteln in Forschung und Lehre am Lebendigen auszurichten ist, kommt zu keinem befriedigenden Austrag, solange die Biologen Voraussetzungen, Wege, Ziele und Grenzen der Naturwissenschaft verkennen. Wie ohne Bedenken folgenschwere Vorstellungen in die Wissenschaft aus dem Alltag übernommen werden, zeigt das Beispiel eines darwinistischen Apologeten, L. Plate, der mit einer überaus oberflächlichen utilitaristischen Betrachtung zur organischen Zweckmäßigkeit gelangt. Ausgehend von der Hochbewertung des eigenen Lebens erscheint ihm die Höherschätzung des Lebens dem Tode gegenüber unmittelbar einleuchtend. „Ein Tier oder eine Pflanze kann das verlieren, was es zum Organismus macht, sein Leben, und diejenigen Einrichtungen und Reaktionen, welche diese Entwertung durch den Tod verhindern, nennen wir Anpassungen und ihre Summe die organische Zweckmäßigkeit . . . Wie man ein Gemälde oder eine Symphonie nicht allein durch Ätherwellen bzw. Luftschwingungen erklären kann, sondern die ästhetischen Gefühle des Menschen und der Zeitepoche zu berücksichtigen hat, wie man volles Verständnis für eine Maschine nicht gewinnt, wenn man bloß die in ihr wirkenden physikalischen Kräfte kennt, sondern erst dann, wenn man die Idee, von welcher sich der Erbauer leiten ließ, und den Zweck, den sie zu erfüllen hat, durchschaut, so darf ein Tier oder eine Pflanze nicht bloß als ein Komplex chemisch-physikalischer Prozesse betrachtet werden, sondern sie müssen daneben biologisch als zweckmäßig konstruierte Glieder in der Kette des Naturganzen aufgefaßt werden". Der Biolog muß „sich stets Rechenschaft davon ablegen, ob ein Organ, eine Struktur oder ein organischer Prozeß für das Leben des Organismus von Bedeutung ist oder nicht. Sobald der Naturforscher den Zweck eines Organs erkannt hat, fühlt er sich befriedigt, denn eine solche Erkenntnis hat einen erklärenden Charakter". Nicht aus methodologischen oder sachlichen Erwägungen, sondern wegen des mit der utilitaristischen Betrachtung verbundenen Gefühls der Befriedigung, das sie unabhängig von ihrer einzelnen Anwendung ganz allgemein gewährt, wird dem Lebendigen eine Sonderstellung der unbelebten Natur gegenüber verliehen. Die ohne Nachweis ihrer grundsätzlichen Berechtigung gestellte Frage nach Zweck und Ziel ergibt tausendfältige Gelegenheit, von harmonischem Zusammenwirken, zweckmäßigen Strukturen, Anpassungen an äußere Bedingungen, wunderbaren Reflexen und Instinkten, ausgleichenden Regulationen, funktionalen Anpassungen zu reden und über Triebe, Nachahmungen, Waffen, Schutz u. dgl. zu sprechen. In dem vermensch-

lichten Haushalt der Natur findet die bürgerliche Gesellschaft ihr Spiegelbild. Die Diskussion dieser Dinge ist völlig unfruchtbar; denn innerhalb der allgemeinen Voreingenommenheit der klassengebundenen Wissenschaft scharen sich die unkritischen Beurteiler auf einem Gebiet, zusammen, wo alle Grenzen zwischen tatsächlicher Mitteilung, phantastischer Anekdote und tendenziöser Entstellung aufgehoben sind. Kehren wir daher wieder zum kategorischen Vitalismus zurück, der an seinen Anfang bestimmte Einzeltatsachen gestellt zu haben behauptet.

Die Tatsachen zum Beweise der Autonomie des Lebens werden zwei Gebieten entnommen, dem der tierischen Formbildung und dem der Handlung. Wir beschränken uns auf die Formbildung, um der Handlung einen besonderen Aufsatz zu widmen. Aus der Formbildung wählen wir drei kennzeichnende Beispiele aus und stellen der dem Beweise zugrunde gelegten Annahme den Befund erneuter Untersuchung gegenüber: die sogenannte Regulation isolierter Keimteile aus der ersten Entwicklung von Seeigeln und Seesternen, die sogenannte Regeneration verloren gegangener Körperteile von Amphibien und die sogenannte umkehrbare Entwicklung des Manteltierchens Clavelina.

1. Der Vitalist findet, daß aus Keimteilen beliebigen Umfangs und Inhalts, in welche frühe Entwicklungsstadien zerlegt, welche dann voneinander getrennt und sich selbst überlassen werden, ganze harmonisch gebaute Gebilde aus Teilmasse hervorgehen, z. B. aus den vier isolierten Zellen des Vierstadiums nicht vier Vierteltiere, sondern vier Ganze von je ein Viertel Maße. Daraus wird gefolgert, daß dergleichen sich nicht als Leistung einer Maschine erklären läßt, d. h. mit Hilfe einer auf die Konstellation einzelner physikalischer und chemischer Faktoren und Ereignisse begründeten Kausalität, weil das Getriebe einer Maschinerie nur feste unvariierbare Geschehnisse, fixierte Entwicklung, hervorbringe, die Entelechie aber solche Vorgänge, die in Anordnungen des Unbelebten als „möglich" vorgebildet sind, „regulatorisch" hemmt und zuläßt, also, kurz gesagt, sich das unbelebte Geschehen in lenkender Weise dienstbar macht.

Was geschieht in Wirklichkeit?

Die erste Entwicklung besteht in der Aufteilung des Eies, der Furchung. Sie wird bestimmt durch die Konstitution des Eis, die in der Tatsache besteht, daß im Ei verschiedenartige Stoffe räumlich gesondert, in bestimmtem Mengenverhältnis verteilt und einander bestimmt zugeordnet sind. Alle am Ei und der Furchung vorgenommenen experimentellen Veränderungen zerfallen nach ihren Folgen in drei Gruppen, die sich dadurch voneinander unterscheiden, daß sie die Konstitution in verschiedenem Maße betreffen. Entweder bleibt die Konstitution überhaupt unberührt, dann folgt typische Entwicklung; oder die Konstitution wird zerstört, dann unterbleibt die Entwicklung; oder die Konstitution wird verändert, dann wirkt die Veränderung zwangsläufig weiter und die atypische Entwicklung erweist sich als ebenso beharrlich wie die typische.

Ganzgebilde aus isolierten Keimteilen ergeben sich nur dann, wenn im Experiment typische Entwicklungszustände hergestellt werden, z. B. bei der Isolation der vier Zellen des Vierstadiums solcher Eier, deren Abkömmlinge eiproportionalen Inhalt aufweisen und nach Ausrundung zu Kugeln eiproportionale Lage einnehmen. Es handelt sich um gewisse Tierarten und reinphysikalische Vorgänge. Typisierende Regulationen gibt es nicht. Statt von der Harmonie des Ganzen muß von dem Zusammenwirken der Einzelereignisse gesprochen werden. Den beliebig beschaffenen Entwicklungsstufen wird keine Richtung auf ein feststehendes Entwicklungsende gegeben, sondern jeder Zustand ist an seine Geschichte gebunden. An die Stelle der Zielstrebigkeit tritt die Besonderheit jeden Geschehens gemäß der besonderen Konstitution des Ausgangszustandes. Das Spezifische jeder organischen Gestaltung liegt nicht in ihrem Ziel, sondern in ihrer einsinnigen Bestimmtheit.

2. Der Vitalist findet, daß ein verloren gegangener Körperteil, etwa die abgeschnittene Gliedmaße eines Molches, wiedererzeugt wird, daß also der Organismus zuerst Vorhandenes, dann Entferntes in einem eigenen Vorgang ebenso wiederherstellt, wie es vorhanden war. Daraus wird gefolgert, daß jedesmal genau das, was fehlt, gebildet wird. Die Regeneration ist Regulation, d. h. „ein am lebenden Organismus geschehender Vorgang oder die Änderung eines solchen Vorgangs, durch welchen oder welche eine irgendwie gesetzte Störung seines vorher bestehenden normalen Zustandes ganz oder teilweise, direkt oder indirekt, kompensiert und so der normale Zustand oder wenigstens eine Annäherung an ihn wieder herbeigeführt wird". Und noch allgemeiner: „Regulation heißt die Ganzheitserhaltung des Organismus gegenüber Störungen". Der Organismus bleibt also eigentlich überhaupt immer ganz; seine Entelechie ist eben sozusagen den groben Tatsachen in Raum und Zeit zum Trotz immer ganz.

Was geschieht in Wirklichkeit?

Die Folgen der Entnahme von Teilen aus überhaupt noch bildungsfähigen Geweben sind Ersatzbildungen. Nicht, was fehlt, wird wieder gebildet, sondern im Fortgang organischer Bildungen kommt es jemals nach Maßgabe des Vorhandenen zu Neubildungen. Es gibt kein Vermögen der Wiedererzeugung von Verlorenem. In der Folge der Bildungsvorgänge, die den Formprozeß des Lebens ausmachen, sind es stets dieselben Bilder und Leistungen, welche die Gebilde zustandebringen. In aller Deutlichkeit tritt das zutage, wo die Herkunft der Bildner aus Reservaten indifferenter Zellen nachgewiesen ist. Die Regeneration beschränkt sich dort auf die Tatsache, daß indifferente Zellen, durch den Eingriff von den hemmenden Nachbarschaftswirkungen befreit, nicht weiter indifferent bleiben, sondern unter dem Einfluß des Restbestandes sich entsprechend ihrer Konstitution vermehren und differenzieren. Dieselben Bildungsleistungen, die aller Organisation und Differentiation zugrunde liegen, erledigen auch die Regeneration. Sie ist ferner niemals genaue Wiedererzeugung des entfernten Gebildes, weil sie immer atypisch verläuft. Jeder Eingriff in den typischen Verlauf stellt einen atypischen Aus-

gangszustand her, indem die neue Anlegung am Wundorte unter räumlich und zeitlich anderen Bedingungen als die erste typische Anlegung vor sich geht. Dem atypischen Ausgang folgt atypischer Verlauf und atypisches Endgebilde. Das Unterbleiben jeder Bildung, die Narbe, die Sprossung die regenerative Neubildung, die Umgestaltung nach Abbau lassen sich als einheitliche Erscheinungen zusammenfassen, die je nach Veranlassung und Restbestand quantitativ, qualitativ und hinsichtlich der Zuordnung ihrer Teile im Raum verschieden ausfallen, denen aber die atypische Form gemeinsam ist. Die zwangsläufige Atypie aller Ersatzbildungen zeigt die strenge Unmöglichkeit, gestörte Ordnung wieder herzustellen.

3. Der Vitalist findet, daß jedes der in kleine Stücke zerschnittenen Clavelina, die aus reich differenzierten Geweben aufgebaut ist, sich zu einem vollständigen Tier umbildet. Er nimmt an, daß die in dem Ausgangstück bestehende Organisation dadurch zurückgebildet wird, daß die geweblich differenzierten Zellen sich entdifferenzieren. Es entstehen durch einen im Gegensatz zur typischen Entwicklung atypischen, rückläufigen Prozeß aus den Organresten indifferente Anlagezellen, die sich, sozusagen verjüngt, in zielstrebiger Weise zu der Bildung neuer Anlagen umordnen. Schließlich entsteht durch Redifferenzierung der dedifferenzierten und umgeordneten Zellen die erneute und vollständige Organisation. Man ist geneigt in der reversiblen Entwicklung, die stets harmonische Gestaltungen ermöglicht, eine Grundeigenschaft des autonomen Lebensprozesses zu sehen.

Was geschieht in Wirklichkeit?

Weder eine rückläufige oder gar umkehrbare Entwicklung dem allgemeinen Verlaufe nach noch eine Entdifferenzierung im Sinne der Verjüngung der Zellen geht vor sich. Die aus differenzierten Geweben bestehenden Teile des Ausgangsstückes werden völlig zerstört, indem die Gewebe der Rückbildung und Auflösung verfallen. Die Prozesse des Niedergangs setzen in diesen Zellen ein, weil ihre einsinnig bestimmten Weiterbildungen und Leistungen infolge des durch die Isolation des ausgeschnittenen Körperstückes eintretenden Nahrungsmangels unterbrochen werden. Von den Zerfallsprodukten der abgestorbenen Differentiationen geht keinerlei Neubildung mehr aus. Dafür werden gelegentlich der Zerstörung des Differenzierten die bei der typischen Entwicklung von der geweblichen Differenzierung ausgeschlossen gebliebenen Reservate indifferenter Zellen von ihren Nachbarschaftswirkungen befreit und ihnen die bisher aufgehaltene Weiterentwicklung ermöglicht. Sie bilden nunmehr eine völlig typische Knospenanlage aus drei in sich indifferenten Zellschichten, die in durchaus typischer Entwicklung eine neue Clavelina herstellen. Atypische Prozesse, insbesondere regulative Destruktionen, Entdifferenzierungen, Zellverjüngungen und dergleichen spielen bei der Neubildung keine Rolle. Die bereits typisch differenzierten Zellen vollenden durch freilich vorzeitigen Tod ihre Lebensgeschichte, und die indifferenten Reservezellen setzen gemäß ihrer Bestimmung ihre typische Entwicklung nach der für sie typischen Unterbrechung fort.

Von den Behauptungen des auf Tatsachen sich stützenden und dann kategorisch geforderten Vitualismus bleibt nichts. Unsere Widerlegung des Vitalismus ist deshalb so gründlich, weil sie sich gar nicht darauf einzulassen braucht, die grundsätzliche Möglichkeit der nichtvitalistischen Deutung für gewisse rätselhafte Lebensvorgänge nachzuweisen, sondern durch das Eindringen in die tatsächlichen Entwicklungsvorgänge zeigt, daß die dem angeblichen Nachweise der Lebensautonomie zugrundegelegten Erscheinungen in der Natur überhaupt nicht vorkommen. Die „Entelechie" ist kein Naturfaktor eigener Art und der Seele bleibt in bezug auf die Natur nichts zu tun, nicht weil andere physikalische und chemische Faktoren das leisten, was sie leisten soll, sondern weil die ihr zugeschriebene Leistung überhaupt nicht geleistet wird. Das Problem der regulativen Formbildung ist ein auf Grund unzulänglich bearbeiteter Experimentalergebnisse gestelltes Scheinproblem, das keiner Lösung bedarf. Erst recht unhaltbar sind die anderen Vitalismen.

Daß überhaupt die Biologie in Irrgängen sich bewegt, liegt an den wissenschaftsbestimmenden Umständen und dem daraus folgenden Mangel der Methodologie. Davon wird noch zu handeln sein.

THALHEIMER

ÜBER EINIGE GRUNDBEGRIFFE DER PHYSIKALISCHEN THEORIE DER RELATIVITÄT VOM GESICHTSPUNKTE DES DIALEKTISCHEN MATERIALISMUS*

1. Begrenzung des Themas

Man muß scharf trennen die physikalische Theorie der Relativität von den philosophischen, speziell erkenntnistheoretischen Spekulationen, die an sie geknüpft worden sind. Ich beschränke mich absichtlich auf die Betrachtung der ersteren vom Standpunkt des dialektischen Materialismus. Solche philosophischen Spekulationen sind an die physikalische Theorie geknüpft worden in erster Linie natürlich von den bürgerlichen Philosophenschulen, dann aber auch von Physikern und Mathematikern selbst. Die ersteren bringen nichts Neues und Interessantes. Sie wiederholen nur ihre respektiven Schrullen am neuen Stoff, den die Theorie gibt. Soweit die Physiker und Mathematiker im Anschluß an die Relativitätstheorie sich auf erkenntnistheoretisches Gebiet wagen, finden wir vielfach mehr oder weniger schlechte Wiederholungen der Philosophen, zuweilen aber Besseres, materialistische Gedankengänge. Das bekannte Buch des Mathematikers H. Weyl über Raum, Zeit, Materie schließt sich in seinen erkenntnistheoretischen Partien an den „Phänomenologen" Husserl und an den Psychologen Brentano an und kann in dieser Beziehung als ein Muster idealistischer Konfusion betrachtet werden.**

* Die Redaktion veröffentlicht diesen Artikel mit der Absicht, eine Diskussion über die Frage der Einstellung des dialektischen Materialismus zur Relativitätstheorie zu eröffnen.

Die Redaktion betrachtet einige der hier entwickelten Auffassungen als durchaus strittig, unter anderem die Behauptung, die Einsteinsche Theorie beruhe auf dem Nahewirkungsprinzip, was der Leugnung der Existenz eines Äthers durch die Relativitätstheorie widerspricht. Es ist doch auffallend, daß Einstein selbst sich in letzter Zeit genötigt sah, den Äther wieder einzuführen, dem er indessen die Qualität der Bewegung abspricht. Die Annahme der Übertragung irgend einer Wirkung durch ein Medium, das sich nicht bewegen kann, widerspricht jedoch dem Materialismus. Eine solche Auffassung vermag nur einen Philosophen oder Physiker zu befriedigen, der den Standpunkt des Machismus oder der „reinen Beschreibung" vertritt. Auch ist die Redaktion mit Thalheimers Darstellung der Beziehungen zwischen Masse und Energie nicht einverstanden. Sie behält sich vor, die von Thalheimer berührten Fragen durch Veröffentlichung von Artikeln, in denen eine andere Auffassung zu Worte kommt, näher zu beleuchten.

** Einige Beispiele aus „Raum, Zeit, Materie, Vorlesungen über allgemeine Relativitätstheorie" von Hermann Weyl. Fünfte, umgearbeitete Auflage. Berlin. Verlag von Julius Springer 1923:

Was A. Einstein selbst anbelangt, so hält er sich im Ganzen vorsichtig fern vom erkenntnistheoretischen Gebiet. Wo er dasselbe streift, ist er indessen nicht frei von Schwankungen in der Richtung des Idealismus; wo er als Physiker spricht, sehen wir ihn frei davon.

Besonders interessant sind einige Äußerungen Einsteins in den Diskussionen am Collège de France zu Paris über die Relativitätstheorie (März/April 1922).

Er erklärt:*

„Es gibt keine Naturwissenschaft als die des Meßbaren." Er wendet sich gegen die spekulativen Mathematiker:

„Viele Mathematiker verstehen die Theorie der Relativität nicht, obwohl sie ihre analytischen Entwicklungen erfassen. Sie haben unrecht, darin nur formelle Beziehungen zu sehen und nicht nachzudenken über die physikalischen Wirklichkeiten, denen die angewandten mathematischen Symbole entsprechen." (l. c. S. 136).

Und gegen H. Bergson, der seine idealistische Schrulle von dem subjektiven Charakter der Zeit vorbringt, bemerkt er schroff und sarkastisch:

„Er (Einstein) glaubt, daß die Zeit der Philosophen sich von der der Physiker nicht unterscheiden kann: sie ist dieselbe . . . es gibt objektive Ereignisse im Unterschied von subjektiven (intimes)."

„. . . Wenn die Relativitätstheorie richtig ist, so wird sich jede folgerichtige Philosophie mit ihr in Übereinstimmung setzen müssen, aber sie macht nicht selber eine Philosophie aus" (ibid. S. 163).

Wir betrachten daher die Relativitätstheorie unabhängig von den bisher an sie geknüpften erkenntnistheoretischen und anderweitigen philosophischen Spekulationen, sei es der Philosophen, sei es der Physiker und Mathematiker selber, soweit sie als Philosophen auftreten.**

„In prinzipieller Allgemeinheit: die wirkliche Welt, jedes ihrer Bestandstücke und alle Bestimmungen an ihnen, sind und können nur gegeben sein als intentionale Objekte von Bewußtseinsakten. Das schlechthin Gegebene sind die Bewußtseinserlebnisse, die ich habe — so wie ich sie habe. Sie bestehen nun freilich keineswegs, wie die Positivisten vielfach behaupten, aus einem bloßen Stoff von Empfindungen, sondern aus einer Wahrnehmung" usw. (Einleitung S. 3.)

„. . . in dem primären Wahrnehmungsakt aber ist das Objekt transzendent, d. h., zwar gegeben in einem Bewußtseinserlebnis, aber nicht reelles Bestandstück." (Einleitung S. 4.)

„. . . die in allem Bewußtseins-Erleben sich bekundende, dem Bewußtsein transzendente Wirklichkeit" . . . (I. Kap., S. 60.)

„Dieses Agens nennen wir „Materie", sofern wir es als Ursache des Zustandes des Feldes betrachten, jenes extensiven Mediums, das alle die verschiedenen materiellen Individuen zu dem Wirkungsganzen einer Außenwelt zusammenbindet; nach seinem inneren Wesen mag es ebensowohl Leben und Wille wie „Materie" sein." (!) (Kap. IV, § 39, S. 267) (Unterstrichenes von uns.) Das kann genügen.

* Siehe den Bericht von Charles Nordmann, Astronom am Pariser Observatorium in der „Revue des Deux Mondes" unter dem Titel „Einstein expose et discute sa théorie" (92. Jahrgang, Bd. 9, Nummer vom 1. Mai, S. 129—166).

** Die Relativitätstheorie wurde „populär" unter der Bourgeoisie, besonders in den ersten Jahren nach dem Kriege, wie mir scheint, aus zwei Gründen: Erstens als Flucht aus den unangenehmen Problemen des gesellschaftlichen Le-

Wir schränken unser Thema weiter ein auf nur einige Grundbegriffe der Relativitätstheorie. Eine vollständige Behandlung würde mehr Raum und Zeit beanspruchen, als zur Verfügung steht.

2. Das Nahewirkungsprinzip als Grundlage der Relativierung von Zeit und Raum

Wir betrachten zunächst die Wandlung der Begriffe von Raum und Zeit unter den Bedingungen der „speziellen" Relativitätstheorie. Die „spezielle" Relativitätstheorie geht aus von der physikalischen Gleichwertigkeit aller Koordinatensysteme, die relativ zueinander sich in gleichförmiger Translation befinden, d. h. die physikalischen Vorgänge in einem ruhenden System und in allen in gleichförmiger Translation dazu befindlichen drücken sich in denselben Gesetzen aus.

Die tiefste und bedeutungsvollste Umwälzung, die die Relativitätstheorie gebracht hat, ist die der Begriffe der Zeit und des Raumes. Die der Newtonschen Mechanik zugrunde liegenden Begriffe der „absoluten Zeit" und des „absoluten" Raumes verschwinden.

Damit scheinen die Grundsäulen der objektiven Welt zu stürzen. In Wirklichkeit jedoch, wie wir sehen werden, wird dadurch die Objektivität der Außenwelt in keiner Weise berührt, aber die bisher starren Begriffe von Raum und Zeit werden in dialektische Wechselbeziehungen gebracht, die Kausalität wird strenger durchgeführt, ein metaphysisches Element der bisherigen Physik wird entfernt, grundlegende Widersprüche zwischen zwei Gebieten der Physik werden beseitigt.

Der grundlegende Widerspruch, der die theoretische Physik bis dahin durchzog, war der Widerspruch zwischen dem Fernwirkungsprinzip, das der Newtonschen Gravitationstheorie und Mechanik zugrunde liegt, und dem Nahewirkungsprinzip, das die Grundlage der modernen, von Faraday und Maxwell begründeten Elektrodynamik ist.*

„In der dem Weltpostulate gemäß reformierten Mechanik fallen die Disharmonien, die zwischen der Newtonschen Mechanik und der modernen Elektrodynamik gestört haben, von selbst aus." (H. Minkowski, Raum und Zeit [Vortrag, gehalten auf der 80. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte am 21. September 1908, wiederabgedruckt in der Sammlung: A. Lorentz, A. Einstein, H. Minkowski, Das Relativitätsprinzip. Eine Sammlung von

bens, der revolutionären Krise, in die „Natur". Zweitens aber wegen der pragmatisch-sophistischen Folgerungen, die aus ihr gezogen werden, der scheinbaren Verflüchtigung aller objektiven Wahrheit. In den heftigen revolutionären Erschütterungen dieser Jahre zog eine Theorie die Bourgeoisie an, aus der sich anscheinend bequem Folgerungen auf die Relativität und Subjektivität aller Wahrheit ziehen lassen. Diese sehr erklärliche und nicht neue Erscheinung darf den dialektischen Materialisten nicht irre machen.

* Ein befreundeter Genosse bemerkt dazu: „Dieser Widerspruch besteht heute insofern fort, als wir in der Bohrschen Theorie des Atombaues durchweg mit dem Coulombschen Gesetz (1785) der elektrischen und magnetischen Fernwirkung operieren; sofern es sich um Relationen (physikalische Wirkungen aufeinander) zwischen Elektronen oder Elektron und Atomkern handelt".

Abhandlungen. Vierte vermehrte Auflage. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1922, in der Reihe „Fortschritte der mathematischen Wissenschaften in Monographien", herausgegeben von Otto Blumenthal, Heft 2, S. 54—71.])

Das Newtonsche Fernwirkungsprinzip ist eine Verallgemeinerung nach dem Typus des Newtonschen Gravitationsgesetzes. Es besagt, daß alle Wirkungen (Kräfte) sich im Raum momentan, mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzen.* Dieses Prinzip, wiewohl bereits von Leibniz stark angefochten, der erklärte, von einer Fernwirkung sich keine Vorstellung machen zu können, hat lange standgehalten, obwohl es im Grunde eine unmögliche Anforderung an unsere Vorstellung von der Kausalität stellt. Denn, was besagt die Fortpflanzung der Wirkung mit „unendlicher Geschwindigkeit"? Doch die zeitlose Übertragung materieller Vorgänge im Raum! Materielle Vorgänge, Ereignisse, die zu ihrem Verlauf keiner Zeit bedürfen, Ereignisse, die sich nicht „ereignen", Kausalitätswirkungen, die weder räumlich noch zeitlich sind.** Das ist im Grunde ein flagranter Widerspruch gegen das Kausalitätsgesetz, das eine eine zeitliche Dauer beanspruchende Verbindung von Ursachen und Wirkung verlangt. Unter einer materiellen Ursache, die zeitlos wirkt, kann man sich nichts vorstellen. Ursache und Wirkung sind doch das Gesetz, die allgemeine Regel der zeitlichen Aufeinanderfolge von Geschehnissen. Hier liegt also ein absurder Widerspruch, eine mathematisch-metaphysische Erdichtung vor.

Sie wurde verdeckt durch den Begriff der „unendlichen Geschwindigkeit", der mathematisch durchaus in der Ordnung ist, bei dem aber vergessen wurde, daß der quantitative Übergang von endlicher zu unendlicher Geschwindigkeit in eine qualitative Veränderung umschlägt. Der Begriff der zeitlichen Übertragung von Wirkungen fällt dabei unter den Tisch, verschwindet. Geschwindigkeit ist eine Wegstrecke dividiert durch eine Zeitstrecke. Die Geschwindigkeit Unendlich ist die Grenze, bei der die Zeitstrecke zu 0 zusammenschrumpft, d. h. ausfällt, wo der Begriff der Geschwindigkeit qualitativ sich aufhebt. Es kommt ferner dazu, daß in die mathematische Darstellung das Verhältnis von Ursache und Wirkung als solches nicht eingeht, sondern nur als funktionelle Abhängigkeit von Größen, d. h. des Zusammenhanges von Veränderungen von Größen. In dem mathematischen Begriff der Funktion spiegelt sich der konkrete Begriff von Ursache und Wirkung nur

* Dazu bemerkt der schon erwähnte Genosse: „Man kann die Fernwirkung richtiger formulieren, wie Helmholtz (vgl. dessen Vorlesungen, Bd. V, Elektromagnetische Theorie des Lichts), als solche Kräfte, die durch den Raum wirken, ohne indessen in ihm gleichzeitig eine Wirkung zu erzeugen. Den radikalen Schlag erhielt die Fernwirkungstheorie gerade in dieser Fassung von Faraday, der die Kräfte durch ein beeinflußtes Medium wirken ließ. Die Fernwirkungstheorie ist nicht nur eine Frage der Mechanik, sondern auch der Potentialtheorie."

** Nicht räumlich, weil sie nicht von einem Raumpunkte zum nächst benachbarten fortschreiten, also eine Strecke durchlaufen und zugleich nicht durchlaufen sollen.

unvollständig, abstrakt wieder. Das besagt natürlich nicht das Geringste gegen die Zweckmäßigkeit dieses Begriffes in seinem Bereich, dem der reinen Quantitäten, aber es muß zu groben Irrtümern in der Richtung des Idealismus führen, wenn versucht wird, den Begriff der Funktion an die Stelle des Begriffes von Ursache und Wirkung zu setzen, ihn aus der zeitlosen Welt der reinen Größen in die wirkliche Welt der Ereignisse in Raum und Zeit zu übertragen, die mathematische Abstraktion aus dem konkreten Begriffe der Kausalität an die Stelle der Kausalität selber zu setzen. Kein Wunder übrigens, daß diese Übertragung des Funktionsbegriffes aus der Welt der mathematischen Schatten in die der handfesten materiellen Wirklichkeit, daß diese Verflüchtigung der Kausalität allgemach einer der beliebtesten Schleichwege des Idealismus geworden ist.

Es fragt sich unter diesen Umständen, wie das Newtonsche Fernwirkungsprinzip und die darauf gegründeten weiteren Begriffe sich durchsetzen und so lange halten konnten. Die Antwort ist einfach: dieses Prinzip entsprach dem Stand der empirischen Kenntnis der Newtonschen Zeit und lange nachher.* Es formulierte eben diese

* Newton selbst spricht von einer vis motrix impressa und vis impressa, also von Druckkräften, jedoch rein hypothetisch und ohne auf diese Hypothese Nachdruck zu legen. Das Fernwirkungsprinzip, das dem Newtonschen Gravitationsgesetz unausgesprochen zugrunde liegt, wird erst deutlich ausgesprochen von Newtons Schule.

Besonders interessant von diesem Gesichtspunkte ist die Polemik zwischen dem Engländer Clarke und Leibniz. Wir zitieren aus G. W. Leibniz, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie, Übersetz. Buchenau, Bd. I, Philos. Bibliothek Bd. 107, Leipzig, F. Meiner 1903: „Die Anziehung der Körper als Wirkung in die Ferne und ohne verbindendes Mittel ist ebenfalls übernatürlich." (Leibniz an Clarke S. 152.) „Die Schwere der sinnlich wahrnehmbaren Körper nach dem Mittelpunkte der Erde zu setzt vielmehr die Bewegung irgendeines Fluidums als Ursache voraus." (Leibniz an Clarke S. 118.)

„Sieht man (die Fernwirkung) als wirklich an, so muß man entweder zum Wunder oder zu Widersinnigkeiten greifen, d. h. zu den qualitates occultae der Scholastiker, die man uns jetzt unter dem blendenden Titel von Kräften wieder vorzusetzen beginnt, die uns aber in das Reich der Finsternis zurückführen." (Leibniz an Clarke S. 193.)

Schließlich bemerkt Leibniz gegen das Fernwirkungsprinzip sarkastisch:

„Dient etwa Gott als Vermittlung? Das wäre dann ein Wunder, wenn es jemals eins gegeben hat; denn es würde die Kräfte der geschaffenen Dinge überschreiten.

Oder sind es vielleicht irgendwelche immaterielle Substanzen, irgendwelche geistige Strahlungen, eine Art immaterieller Spezies oder ich weiß nicht was sonst noch, was hier die angebliche Vermittlung herstellt? Lauter Dinge, von denen man, wie es scheint, noch einen tüchtigen Vorrat im Kopfe hat, ohne daß man sich genügend darüber ausließe. Dieses Mittel der Fortpflanzung ist, wie man sagt, dem Gesicht und dem Getast unzugänglich und nicht mechanisch; es ist, wie man mit demselben Rechte hinzufügen könnte, unerklärbar, unverständlich, fragwürdig, grund- und beispiellos." (Leibniz an Clarke S. 209.)

Leibniz' Polemik ist von seinem tiefen dialektischen Instinkt eingegeben, der überall bei ihm zutage tritt. Aber die Erfahrungsgrundlage fehlte diesen genialen Vorahnungen noch, und so konnte diese Kritik einstweilen nicht durch dringen.

Anmerkung der Redaktion: Diese Fußnote klärt unseres Erachtens den zu erläuternden Satz des Textes nicht genügend.

So einfach liegen die Dinge nicht, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Newton selbst (Lex I und II der „Axiomata sive Leges motus") dachte anfangs wie Gen. Thalheimer hier selbst zugibt, an Druckkräfte (also zeit-

Erfahrung, die nichts aussagte über einen zeitlichen Verlauf der Fortpflanzung der Gravitation oder anderer Kräfte. Solange dies der Fall war, solange die Erfahrung diese Lücke nicht ausfüllte, mußte sie bleiben. „Hypotheses non fingo", ich erdichte keine Hypothesen, lautet ein Ausspruch Newtons. Aber die „Hypothese" des absoluten Raumes und der absoluten Zeit war die notwendige Folge dessen, daß keine Erfahrung über die zeitliche

---

liche Kraftausbreitung), sprach auch von einer „vis impressa", „vis motrix impressa", denn Lex II lautet:

„Mutationem motus proportionalem esse vi motrici impressae et fieri secundum lineam rectam, qua *visilla* imprimitur."

2. Erst Faraday (erste Hälfte des XIX. Jahrh.) zerstörte die Fernwirkungstheorie. In der Zwischenzeit war eben die Erfahrung der Physik ungeheuer bereichert worden.

3. Newton sprach von der Fernwirkung konditional, „als wenn" solche Kräfte zwischen den Planeten (Massen) existierten.

4. Daß sich Newton selbst keineswegs mit einer Fernwirkung abgefunden, zeigt folgende Äußerung von ihm:

„Daß die Gravitation der Materie wesentlich inhärent und anerschaffen sein sollte, so daß ein Körper auf einen anderen wirken könnte auf die Entfernung hin durch den leeren Raum, ohne die Vermittlung von irgend etwas, durch welches ihre Aktion und Kraft von einem zum anderen geleitet werden könnte, das ist nach meinem Dafürhalten eine so große Absurdität, daß ich glaube, kein Mensch, welcher in philosophischen Dingen eine genügende Denkfähigkeit hat, kann jemals darauf verfallen." (Von uns gesperrt, die Red. Zitiert nach: M. v. Laue, Die Relativitätstheorie, 2. Bd., 1921, pag. 13.)

Diese Stelle steht in vollem Einklang zu dem berühmten Passus im Scholium generale der „Prinzipien":

„Rationem vero harum gravitatis proprietatum ex phaenomenis nondum potui deducere et hypotheses non fingo. Quidquid enim ex phaenomenis non deducitur, hypothesis vocanda est; et hypotheses seu metaphysicae seu physicae, seu qualitatum occultarum, seu mechanicae in philosophia experimentali locum non habent. In hac philosophia propositiones deducuntur ex phaenomenis, et redduntur generales per inductionem. Sic impenetrabilitas, mobilitas et impetus corporum et leges motuum et gravitatis innotuerunt. Et satis est quod gravitas re vera existat et agat secundum leges a nobis expositas, et ad corporum caelestium et maris nostri motus omnes sufficiat." (Von uns gesperrt. Die Red. Vgl. auch: P. Volkmann, Einführung in das Studium der theoretischen Physik, 2. Aufl., 1913.)

Man braucht Newtons Hypothesen-Nihilismus nicht zu teilen — der dialektische Materialismus hat nie einen solchen vertreten, er überläßt das den modernen Ganz- und Halbidealisten (den Empiriokritikern, Immanenzlern, Positivisten, Pragmatisten, Fiktionalisten e tutti quanti) —, muß aber doch erkennen, daß Newton einer Fernwirkung im Sinne zeitloser Übertragung nichts weniger als günstig gesinnt war. Darauf allein aber kommt es hier an.

5. Dem „Stand der empirischen Kenntnis der Newtonschen Zeit und lange nachher" „entsprach" die Fernwirkungstheorie nicht notwendig, denn erstens sprach Newton selbst ja nur bedingt von ihr und zweitens sehen wir bei gleichem Erfahrungsstoff in derselben Periode zwei verschiedene Theorien bestehen: Die Descartes- (1637), Hooke- (1665), Huygens- (1678) -Theorie der Undulation und die Newtonsche (1669) Emanations- oder Emissionstheorie. Erst zu Beginn des XIX. Jahrhunderts siegte Huygens über Newton.

Diese Einwände beabsichtigen jedoch keineswegs die Frage der Gültigkeit der klassischen Newtonschen Mechanik (selbst unter Ausschluß einer Fernwirkung) im Rahmen der durch die moderne Physik aufgerollten Probleme allgemein zu entscheiden. Diese Frage bedürfte einer gesonderten gründlichen Behandlung.

Dauer der Fortpflanzung der Gravitation vorlag und daß sie infolgedessen als nichtexistierend angenommen wurde.

Aus dem Prinzip der Fernwirkung ergaben sich folgerichtig die der Newtonschen Mechanik zugrunde liegenden Begriffe der absoluten Zeit und des absoluten Raumes. Die Gleichzeitigkeit zweier materieller Ereignisse an voneinander entfernten Raumstellen war unmittelbar gegeben, die Zeitfeststellung für Ereignisse an allen möglichen Raumstellen war dieselbe — denn die Wirkungsübertragung von einer Raumstelle zur anderen war momentan. Ihre zeitliche Verknüpfung wurde nicht vermittelt durch einen physikalischen Vorgang, der eine bestimmte Zeitdauer beanspruchte.

Wir haben also in der Newtonschen Mechanik die Vorstellung der absoluten einheitlichen Zeit für alle Ereignisse an allen Raumstellen.

Der absolute Raum endlich besagte, daß absolute Bewegungen im Verhältnis zum „Raum" sich feststellen lassen, daß es objektive physikalische Anhaltspunkte, Merkmale gebe, um Ruhe und Bewegung im Verhältnis zum ruhenden Weltraum zu unterscheiden. Dabei hatte die Newtonsche Mechanik selbst ein beschränktes Relativitätsprinzip entwickelt, das besagte, daß es keine physikalischen Anhaltspunkte dafür gibt, welcher von zwei Körpern, die sich ingleichförmiger, geradliniger Translation zueinander befinden, als der ruhende und der bewegte zu betrachten sei.

Der absolute Raum und die absolute Zeit sind übrigens keine Newtonschen Erfindungen. Sie lagen aller bisherigen Naturwissenschaft und Mathematik seit der Zeit der Griechen zugrunde. Im Grunde waren sie naheliegende Abstraktionen aus den Verhältnissen auf der Erdoberfläche, wo alle Bewegungen auf die scheinbar ruhende Erde bezogen werden und wo die zeitliche Festlegung von Ereignissen bei den relativ kleinen Entfernungen und geringen Geschwindigkeiten, mit denen man zu tun hatte, einheitlich geschehen konnte. Die kopernikanische Revolution der Astronomie, die die Erde in Bewegung setzte und den Blick auf das Sonnensystem erweiterte, den Fixsternhimmel aber noch ruhen ließ, änderte daran zunächst nichts Wesentliches.

Die Sonne und der Fixsternhimmel wurden dann eben die festen Bezugssysteme für Bewegungen, die sich nicht auf der Erdoberfläche abspielten.

In diese physikalischen Grundvorstellungen kommt der Widerspruch, die „Disharmonie", hinein, durch neue Erfahrungen, die der Elektrodynamik. Die Elektrodynamik, also ein ganzes großes Gebiet der Physik, das die Erscheinungen der Elektrizität, des Magnetismus, der Optik unter einheitliche Gesetze bringt, steht durchgängig unter dem Prinzip der Nahewirkung. Die Kraftwirkungen auf diesem Gebiet pflanzen sich von Punkt zu Punkt nicht mit „unendlicher", sondern mit endlicher Geschwindigkeit fort. Die Ausbreitungsgeschwindigkeit elektrodynamischer Vorgänge im leeren Raum erweist sich als identisch mit der Lichtgeschwindigkeit im leeren Raum. Die Erfahrung gibt also endlich Aufschluß über das Geheimnis der Ausbreitung der Kraftwirkung im Raume, zu-

nächst auf einem bestimmten großen Gebiete der Physik. Diese Ausbreitung ist ein zeitlicher Vorgang, der sich von Punkt zu Punkt verfolgen und beschreiben läßt. Auf diesem Gebiet verschwindet die widersinnige Vorstellung von ursächlichen Wirkungen, die nicht zugleich räumlicher und zeitlicher Art sind. Die abstrakte Vorstellung der Fernwirkung weicht hier dem anschaulichen Bild der im elektrischen Feld sich vollziehenden Nahewirkungen.

Die Ausbreitungsgeschwindigkeit elektrodynamischer Vorgänge ist zwar sehr groß im Verhältnis zu den Geschwindigkeiten mechanischer Bewegungen auf der Erdoberfläche, aber sie ist jedenfalls endlich, bestimmt, etwas Wirkliches, nicht nur die mathematische Fiktion der unendlichen Geschwindigkeit, die keine ist.

Wir haben jetzt also den widerspruchsvollsten Zustand der Physik, wo sie in zwei Gebiete zerfällt, das eine unter dem Prinzip der Fernwirkung, das andere unter dem der Nahewirkung steht. Ein unhaltbarer Zustand! Natürlich handelt es sich nicht um die logische oder formale Möglichkeit, hier herauszukommen, sondern darum, ob Erfahrungstatsachen dazu zwingen, den Widerspruch der beiden Prinzipien aufzuheben, die Physik unter dem einen oder anderen Prinzip zu vereinheitlichen. Dabei war von vornherein klar, daß es nicht angeht, das Nahewirkungsprinzip auf dem Gebiet der Elektrodynamik durch das Fernwirkungsprinzip zu ersetzen, denn das würde bedeuten, daß die elektrischen, magnetischen und optischen Erscheinungen unfaßbar würden, aus der Erfahrung gestrichen werden müßten.*

Es fragte sich daher jetzt in der Tat darum, ob Erfahrungstatsachen auftauchen würden, die dazu zwingen, die Newtonsche Mechanik so zu modifizieren, daß in ihr das Fernwirkungsprinzip aufgegeben und daß sie ebenfalls unter das Nahewirkungsprinzip gestellt, daß also die gesamte Physik unter diesem Gesichtswinkel vereinheitlicht und somit der polare Widerspruch zwischen den zwei Gebieten der Physik zum Schwinden gebracht würde.

Nicht die einzige, aber die wichtigste dieser Erfahrungen ist das bekannte Michelsonsche Experiment, dessen Schilderung wir hier uns ersparen können, da sie in jeder Darstellung der Relativitätslehre zu finden ist. Der Zweck dieses Experimentes war, eine Bewegung zum absoluten Raum oder zum ruhend gedachten Äther festzustellen. Der Versuch, wie alle andern dahin zielenden, fiel negativ aus, d. h. er bewies positiv, daß eine solche Bewegung nicht existiert. Die Lichtgeschwindigkeit bleibt dieselbe, ob ich sie in der Bewegungsrichtung der Erde oder entgegengesetzt messe. Ich kann auf

* „Die Elektrodynamik könnte also nur dadurch in Einklang mit dem Galileischen Relativitätsprinzip gebracht werden, daß man in ihren Gesetzen (die Lichtgeschwindigkeit im Vakuum) durch ∞ (unendlich) ersetzte; das kommt nicht in Frage: es gäbe keine Induktion, es gäbe kein Licht und keine drahtlose Telegraphie, ja es gäbe überhaupt keine magnetischen Kräfte zwischen elektrischen Strömen." (H. Weyl, Raum, Zeit, Materie, Kap. III, § 22, S. 162.)

„Für elektrische, magnetische und optische Erscheinungen, soweit sie im Vakuum verlaufen, gilt nun das Relativitätsprinzip sicher." (H. Lorentz, Das Relativitätsprinzip. Drei Vorlesungen, gehalten in Teylers Stiftung in Haarlem. Teubner, Leipzig-Berlin, 1920, S. 13.)

keine Weise einen „Ätherwind", eine Bewegung relativ zu einem hypothetischen ruhenden Äther feststellen.

Oder anders: die Lichtgeschwindigkeit ist eine universale „Konstante", unabhängig vom Bewegungszustand des das Licht ausstrahlenden (emittierenden) Körpers, ob dieser nun ruhend oder bewegt ist. Für die Übertragung aller Wirkungen im Raum ist die Lichtgeschwindigkeit im Vakuum die Höchstgrenze. Die Lichtgeschwindigkeit spielt in „unserer Theorie physikalisch die Rolle unendlicher Geschwindigkeit". (A. Einstein, Zur Elektrodynamik bewegter Körper [1905], S. 36.) Begrifflich richtiger: das Fernwirkungsprinzip fällt überhaupt, an seine Stelle tritt durchgehends das Nahewirkungsprinzip. Das Gespenst der mit „unendlicher Geschwindigkeit", oder „momentan", d. h. zeitlos sich ausbreitenden materiellen Wirkung löst sich auf. Das ist der wahre Sinn der an sich barock klingenden Behauptung, daß die Lichtgeschwindigkeit im leeren Raum die Höchstgrenze für alle möglichen realen Geschwindigkeiten sei.

A. Einstein selbst war sich klar, daß mit der Eliminierung der absoluten Bewegung (und damit des absoluten Raumes und der absoluten Zeit) dem Kausalitätsprinzip besser Genüge geleistet sei als durch das Newtonsche Prinzip der Fernwirkung (mit dem der Begriff der absoluten Bewegung, der absoluten Zeit und des absoluten Raumes zusammenhängt).

In seiner Abhandlung über „Die Grundlage der allgemeinen Relativitätstheorie" (1916) drückte er sich darüber folgendermaßen aus:

„. . . denn das Kausalitätsgesetz hat nur dann den Sinn einer Aussage über die Erfahrungswelt, wenn als Ursachen und Wirkungen letzten Endes nur beobachtbare Tatsachen auftreten.

. . . . der berechtigte Galileische Raum R, der hierbei eingeführt wird (bzw. die Relativbewegung zu ihm), ist aber eine bloß fingierte Ursache, keine beobachtbare Sache. Es ist also klar, daß die Newtonsche Mechanik der Kausalität in dem betrachteten Falle nicht wirklich, sondern nur scheinbar Genüge leistet, indem sie die bloß fingierte Ursache R für das beobachtbare verschiedene Verhalten der Körper S_1 und S_2 verantwortlich macht." (Das Relativitätsprinzip usw. S. 82.)

Die Wirkungen für den Zeit- und Raumbegriff aus dem speziellen Relativitätsprinzip sind folgende:

Die Gleichzeitigkeit eines materiellen Ereignisses auf zwei voneinander entfernten Raumstellen ist nicht mehr unvermittelt gegeben, sie wird vermittelt durch Wirkungsübertragung, als deren Muster die Ausbreitung des Lichtes gelten kann. „Die ‚Zeit' eines Ereignisses ist die mit dem Ereignis gleichzeitige Angabe einer am Orte des Ereignisses befindlichen, ruhenden Uhr, welche mit einer bestimmten ruhenden Uhr und zwar für alle Zeitbestimmungen mit der nämlichen Uhr synchron läuft."

Die Zeit desselben Ereignisses, gemessen in einem Bezugssystem, das zu dem „ruhenden" Bezugssystem sich in gleichförmiger Translationsbewegung befindet, ist verschieden. Sie muß verschieden sein — wenn das Prinzip der Nahewirkung, der endlichen

Zeitdauer, der Übertragung einer Wirkung von einem auf einen entfernten Körper gilt.

„Wir sehen also, daß wir dem Begriffe der Gleichzeitigkeit keine absolute Bedeutung beimessen dürfen, sondern daß zwei Ereignisse, welche, von einem Koordinatensystem aus betrachtet, gleichzeitig sind, von einem relativ zu diesem bewegten System aus betrachtet, nicht mehr als gleichzeitige Ereignisse aufzufassen sind." (A. Einstein, Zur Elektrodynamik bewegter Körper, § 2, S. 30/31.)

Auf das quantitative Verhältnis gehen wir nicht weiter ein, da es uns hier nur auf das qualitative begriffliche Verhältnis ankommt.

Es ergibt sich weiter allgemein, daß eine bewegte Uhr vom ruhenden Bezugssystem aus betrachtet in einem bestimmten Verhältnis langsamer geht als vom bewegten System aus gemessen.

Für den Raum ergibt sich: die Verkürzung von Strecken in gleichförmig bewegten Systemen von einem relativ dazu ruhenden Bezugssystem in einem bestimmten Verhältnis, in der Bewegungsrichtung. Ein Körper z. B., der im Ruhezustand seinen Maßen nach eine Kugel darstellt, ist in bewegtem System, vom Ruhenden aus gesehen, ein Ellipsoid (Verkürzung der Achse in der Bewegungsrichtung) usw.

Es ergibt sich somit, daß jedes materielle Ereignis zugleich als räumlich und zeitlich betrachtet werden muß und daß Raum- und Zeitgrößen in ständiger Wechselbeziehung stehen.

Der angemessene, von H. Minkowski zuerst eingeführte analytische Ausdruck für dieses Verhältnis ist die Darstellung der physikalischen Gesetze in einem vierdimensionalen Koordinatensystem (die drei Raumkoordinaten und die Zeitkoordinate).

„Von Stund an sollen Raum und Zeit für sich völlig zu Schatten herabsinken und nur noch eine Art Union der beiden soll Selbständigkeit bewahren." (H. Minkowski, Raum und Zeit, S. 54.)

Die Relativitätstheorie läßt die vom Ort unabhängige Zeit und den von der Zeit unabhängigen Ort verschwinden.

Beide sind jetzt ständig durch Wechselwirkung verbunden.

Die spezielle Relativitätstheorie modifiziert bereits stark den Zeit- und Raumbegriff, aber die erweiterte Relativitätstheorie geht darin noch weiter. A. Einstein bemerkt darüber:

„Die Modifikation, welche die Theorie von Raum und Zeit durch die spezielle Relativitätstheorie erfahren hat, ist zwar eine tiefgehende; aber ein wichtiger Punkt blieb unangetastet. Auch gemäß der speziellen Relativitätstheorie sind nämlich die Sätze der Geometrie unmittelbar als die Gesetze über die möglichen relativen Lagen (ruhender) fester Körper zu deuten, allgemeiner die Sätze der Kinematik als Gesetze,welche das Verhalten von Meßkörpern und Uhren beschreiben. Zwei hervorgehobenen materiellen Punkten eines ruhenden (starren) Körpers entspricht hierbei stets eine Strecke von ganz bestimmter Länge, unabhängig von Ort und Orientierung des Körpers sowie von der Zeit; zwei hervorgehobenen Zeigerstellungen einer relativ zum (berechtigten) Bezugssystem ruhenden Uhr entspricht stets eine Zeitstrecke von bestimmter Länge, unabhängig

von Ort und Zeit. Es wird sich bald zeigen, daß die allgemeine Relativitätstheorie an dieser einfachen physikalischen Deutung von Raum und Zeit nicht festhalten kann". (A. Einstein, Die Grundlagen der allgemeinen Relativitätstheorie, S. 81 ff.)

Sehen wir nun zu, auf welche Weise das verallgemeinerte Relativitätsprinzip die Begriffe von Raum und Zeit weiter modifiziert. Das spezielle Relativitätsprinzip hatte noch den nicht gleichförmigen Bewegungen, also den beschleunigten Bewegungen, Rotationsbewegungen u. s. w. eine Sonderstellung zugebilligt, diesen Bewegungen also noch einen absoluten Charakter zugeschrieben. Die Relativierung der Bewegungen war also noch nicht konsequent bis zu Ende durchgeführt. Das verallgemeinerte Relativitätsprinzip läßt nun diese letzte Schranke fallen, alle Bewegungen werden relativiert. Die erfahrungsmäßige Grundlage der allgemeinen Relativitätstheorie ist insbesondere die lang bekannte allgemeine Erfahrung vom gleichen Fallen aller Körper im Schwerefelde und von der quantitativen Gleichheit der schweren und trägen Masse: es bestätigt sich hierbei ein Wort Hegels: Was bekannt ist, ist darum noch nicht erkannt. Die Newtonsche Theorie hatte mit dem gleichen Fallen aller Körper im Schwerefelde und mit der Gleichheit der schweren und der trägen Masse nichts anzufangen gewußt. Für die allgemeine Relativitätstheorie ergibt sich aber aus dieser ganz allgemeinen Erfahrung die Möglichkeit, die physikalischen Erscheinungen in einem Schwerefelde und in einem Bezugssystem, das sich zu einem „ruhenden" mit gleichförmiger Beschleunigung bewegt, gleichzusetzen (Äquivalenzprinzip). Damit verschwindet die geheimnisvolle Schwerkraft, mit ihrer „Momentan"wirkung, an ihre Stelle tritt das räumlich und zeitlich bestimmte und bestimmende, Ursache und Wirkung ausmachende Schwerefeld.

Anders ausgedrückt, das Äquivalenzprinzip, die Gleichsetzung von Schwerefeld und gleichförmig beschleunigtem System, beseitigt den letzten Rest des Fernwirkungsprinzips, der noch in der speziellen Relativitätstheorie geblieben war, sie führt das Nahewirkungsprinzip vollständig, für alle Teile der Physik* durch. Die Gravitation breitet sich nunmehr mit endlicher Geschwindigkeit (der des Lichtes im Vakuum) aus.

Daraus ergeben sich aber nun tiefgehende Folgerungen für Raum und Zeit, die für den dialektischen Materialismus höchst wichtige Bestätigungen sind. Die Maßbestimmungen des Raumes kommen in kausale Abhängigkeit von der Verteilung und dem Bewegungszustand der in ihm befindlichen materiellen Massen. Die Geometrie, die Wissenschaft vom Raume, solange von Kant und den Kantianern (zuerst von Plato im „Menon") als Wissenschaft a priori proklamiert, die der menschliche Geist aus seinen Eingeweiden schöpfen könne, unabhängig von aller Erfahrung, vielmehr die Form der äußeren Erfahrung erst bestimmend, sie wird eine ausgesprochene Erfahrungswissenschaft, eine Abteilung der Physik. Wenn

* Dazu wird von der erwähnten befreundeten Seite bemerkt: „Gilt nicht für Elektronenbahnen."

A. Einstein sich so ausdrückt, daß die Geometrie auf die wirkliche Welt nur soweit anwendbar sei, als sie aus der Erfahrung geschöpft ist, und daß die rein logischen Sätze, die ihr außerdem zugrunde liegen, nichts über die konkrete Beschaffenheit des Raumes aussagen — so ist das eine glänzende Bestätigung dessen, was bereits F. Engels aus allgemeinen dialektischen Erwägungen heraus aufgestellt hatte.

Engels sagt darüber im Anti-Dühring (1. Abschnitt, III. Kapitel):

„Die Begriffe von Zahl und Figur sind nirgends anders hergenommen als aus der wirklichen Welt . . . Wie der Begriff der Zahl, so ist der Begriff Figur ausschließlich der Außenwelt entlehnt, nicht im Kopfe, aus dem reinen Denken entsprungen. Es mußte Dinge geben, die Gestalt hatten und deren Gestalten man verglich, ehe man auf den Begriff Figur kommen konnte. Die reine Mathematik hat zum Gegenstand die Raumformen und Quantitätsverhältnisse der wirklichen Welt, also einen sehr realen Stoff. Daß dieser Stoff in einer höchst abstrakten Form erscheint, kann seinen Ursprung aus der Außenwelt nur oberflächlich verdecken . . . Wie alle anderen Wissenschaften ist die Mathematik aus den Bedürfnissen der Menschen hervorgegangen. Aus der Messung von Land- und Gefäßinhalt, aus Zeitrechnung und Mechanik. Aber wie in allen Gebieten des Denkens werden auf einer gewissen Entwicklungsstufe die aus der wirklichen Welt abstrahierten Gesetze von der wirklichen Welt getrennt, ihr als etwas Selbständiges gegenübergestellt, als von außen kommende Gesetze, wonach die Welt sich zu richten hat. So ist es in Gesellschaft und Staat hergegangen, so und nicht anders wird die reine Mathematik nachher auf die Welt angewandt, obwohl sie eben dieser Welt entlehnt ist und nur einen Teil ihrer Zusammensetzungsformen darstellt — und gerade nur deswegen überhaupt anwendbar ist."

Engels entwickelt dann weiter, wie, entgegen Dühring, die mathematischen Axiome, soweit sie nicht grundlegende Erfahrungstatsachen formulieren, also logischer Natur sind, allein aus sich heraus nicht weiterführen zur Entwicklung der Mathematik.

Wenn Engels sagt: „Die mathematischen Axiome sind die Ausdrücke des höchst dürftigen Gedankeninhalts, den die Mathematik der Logik entlehnt", so gibt er damit Dühring mehr zu, als sich heute als notwendig erweist. Ein Teil der Axiome z. B. der euklidischen Geometrie (wie z. B. das berühmte Parallelenaxiom, dessen rein logischer Beweis lange vergeblich gesucht wurde, bis die Mathematiker und Physiker fanden, daß es nur eine bestimmte (und nicht einmal genügend allgemeine) Erfahrung formuliere, sind nur abstrakte Ausdrücke mehr oder weniger allgemeiner Erfahrungen. Wir kommen weiter unten darauf näher zu sprechen. Engels entwickelt weiter, wie die logischen Sätze, die die Mathematik entlehnt, „höchst dürftigen Inhaltes" sind und sich auf zwei zurückführen lassen:

„1. Das Ganze ist größer als der Teil — eine bloße Tautologie oder Wortbestimmung.

2. Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie untereinander gleich.

Dieser Satz ist, wie schon Hegel nachgewiesen hat, ein Schluß, für desen Richtigkeit die Logik einsteht, der also bewiesen ist, wenn auch außerhalb der reinen Mathematik. Die übrigen Axiome über Gleichheit und Ungleichheit sind bloße logische Erweiterungen dieses Schlusses.

Diese mageren Sätze locken weder in der Mathematik noch sonstwo einen Hund vom Ofen. Um weiter zu kommen, müssen wir reale Verhältnisse hineinziehen, Verhältnisse und Raumformen, die von wirklichen Körpern hergenommen sind . . ."

Die allgemeine Relativitätstheorie bestätigt und bestimmt näher, was von F. Engels bereits vorweg genommen ist. Die Darlegungen Einsteins über das Verhältnis von Geometrie zur Wirklichkeit decken sich prinzipiell vollkommen mit denen von Engels.

Sehen wir nun näher zu, wie die Maßverhältnisse des Raumes und die Zeitbestimmungen in Zusammenhang gebracht werden mit Verteilung und Bewegungsform der Materie.

Nehmen wir beispielsweise zwei Bezugssysteme K (H, J, Z, t) und K' (X, C, Z, t), deren Ursprünge und Z-Achsen zusammenfallen. K sei in einem Raume, der frei ist von Gravitationsfeldern, K' befinde sich in gleichförmiger Rotation relativ zu K. Ich beschreibe einen Kreis um den Ursprung in der J=XC-Ebene. Ich messe mit einem Maßstab, der relativ zu K ruht, den Umfang durch den Radius, ich erhalte so, der euklidischen Geometrie entsprechend, als Maßzahl für den Kreisumfang gemessen durch den Radius die bekannte Zahl π. Anders, wenn ich den Kreisumfang messe mit einem Maßstabe, der relativ zu K' ruht. „Das Resultat der mit einem relativ zu K' ruhenden Maßstabe ausgeführten Bestimmung würde eine Zahl sein, die größer ist als π. Man erkennt dies leicht, wenn man den ganzen Meßprozeß vom „ruhenden" System K aus beurteilt und berücksichtigt, daß der peripherisch angelegte Maßstab eine Lorentz-Verkürzung erleidet (weil gemessen in der Richtung der Bewegung. A. Th.), der radial angelegte Maßstab aber nicht. Es gilt daher in bezug auf K' nicht die Euklidische Geometrie (von uns gesperrt A. Th.); der oben festgelegte Koordinatenbegriff, welcher die Gültigkeit der Euklidischen Geometrie voraussagt, versagt also mit Bezug auf K'". (A. Einstein, Die Grundlagen der allgemeinen Relativitätstheorie, § 3, S. 85.)

Analoges gilt für die Zeitbestimmung.

„Ebensowenig kann man in K' eine den physikalischen Bedürfnissen entsprechende Zeit einführen, welche durch relativ zu K' ruhende, gleich beschaffene Uhren angezeigt wird. Um dies einzusehen, denke man sich im Koordinatenursprung und an der Peripherie des Kreises je eine von zwei gleichbeschaffenen Uhren angeordnet und vom „ruhenden" System K aus betrachtet. Nach einem bekannten Resultat der speziellen Relativitätstheorie geht — von K aus beurteilt — die auf der Kreisperipherie angeordnete Uhr langsamer als die im Anfangspunkt angeordnete, weil erstere Uhr bewegt ist, letztere aber nicht. Ein im gemeinsamen Koordinatenursprung befindlicher Beobachter, welcher auch die an der Peripherie

befindliche Uhr mittels des Lichtes zu beobachten fähig wäre, würde also die an der Peripherie angeordnete Uhr langsamer gehen sehen als die neben ihm angeordnete Uhr. Da er sich nicht dazu entschließen wird, die Lichtgeschwindigkeit auf dem in Betracht kommenden Wege explizite von der Zeit abhängen zu lassen, wird er seine Beobachtung dahin interpretieren, daß die Uhr an der Peripherie „wirklich" langsamer gehe als die im Ursprung angeordnete. Er wird also nicht umhin können, die Zeit so zu definieren, daß die Ganggeschwindigkeit einer Uhr vom Orte abhängt. (Von uns gesperrt. A. Th.) Wir gelangen also zu dem Ergebnis: in der allgemeinen Relativitätstheorie können Raum- und Zeitgrößen nicht so definiert werden, daß räumliche Koordinatendifferenzen unmittelbar mit dem Einheitsmaßstab, zeitlich mit einer Normaluhr gemessen werden könnten" (l. c. S. 80).

Allgemein ergibt sich aus der allgemeinen Relativitätstheorie folgendes für Raum- und Zeitbestimmungen:

„Wir untersuchen nun die Beeinflussung, welche die metrischen Eigenschaften des Raumes durch das Feld der Masse M erfahren . . . Der Einheitsmaßstab erscheint also mit Bezug auf das Koordinatensystem in dem gefundenen Betrage durch das Vorhandensein des Gravitationsfeldes verkürzt, wenn er radial angelegt wird . . . Bei tangentialer Stellung hat also das Gravitationsfeld des Massenpunktes keinen Einfluß auf die Stablänge. Es gilt also die Euklidische Geometrie im Gravitationsfelde nicht einmal in erster Näherung (von uns gesperrt. A. Th.), falls man einen und denselben Stab unabhängig von seinem Ort und seiner Orientierung als Realisierung derselben Strecke auffassen will. Allerdings zeigt ein Blick auf (70a) und (69), daß die zu erwartenden Abweichungen viel zu gering sind, um sich bei der Vermessung der Erdoberfläche bemerkbar machen zu können" (l. c. S. 122).

Für die Zeitbestimmung ergibt sich:

„Die Uhr läuft also langsamer, wenn sie in der Nähe ponderabler Massen aufgestellt ist. Es folgt daraus, daß die Spektrallinien des aus der Oberfläche großer Sterne zu uns gelangenden Lichtes nach dem roten Spektralende verschoben erscheinen müssen" (l. c. S. 123).

Allgemein:

„Die Gravitation spielt also gemäß der allgemeinen Relativitätstheorie eine Ausnahmerolle gegenüber den übrigen, insbesondere den elektromagnetischen Kräften, indem die das Gravitationsfeld darstellenden 10 Funktionen $G_{\sigma\tau}$ zugleich die metrischen Eigenschaften des vierdimensionalen Meßraumes bestimmen" (l. c. S. 89).

„Der metrische Charakter (Krümmung) des vierdimensionalen raumzeitlichen Kontinuums wird nach der allgemeinen Relativitätstheorie in jedem Punkt durch die daselbst befindliche Materie und deren Zustand bestimmt. Die metrische Struktur dieses Kontinuums muß daher wegen der Ungleichmäßigkeit der Verteilung der Materie notwendig eine äußerst verwickelte sein." (A. Einstein, Kosmologische Betrachtungen zur allgemeinen Relativitätstheorie, 1907, Sammelschrift S. 130—139.)

3. Objektivität und Maßeinheit von Zeit und Raum; Äther und Materie; die Verwandlung des Materiebegriffes; die Erfahrungsgrundlagen der euklidischen und der nichteuklidischen Geometrie

Die Welt der allgemeinen Relativitätstheorie kann der dialektische Materialist als eine vollständige Durchführung des universellen Charakters der materiellen Bewegung, als Entfernung der letzten Hypothese einer „absolut" ruhenden Substanz begrüßen.

Die „feste" Erde zog Kopernikus dem menschlichen Denken unter den Füßen weg, so der Bewegung im Weltraum neuen Raum gebend, die materielle Dialektik erweiternd. Es fielen dann die „feste" Sonne und der „feste" Fixsternhimmel. Der Fall des „ruhenden" Äthers ist das letzte. Die sonderbare Substanz, die, obwohl Träger von Bewegungen, selbst unbewegt, der absolut ruhende Bezugskörper aller Bewegungen sein sollte, fällt dahin. Es gibt keine unbewegte Substanz mehr. Die dichterisch bewegte Schilderung Hegels von dem Wahren als dem bacchantischen Taumel, an dem kein Glied nicht trunken ist, wird strenge physikalische Theorie. Die Absolutheit der Gegensätze von Ruhe und Bewegung löst sich auf. Die materialistische Dialektik hat damit eine glänzende Bestätigung und Erweiterung erfahren.

Die Absolutheit der Ruhe im materiellen Universum und die Absolutheit der Bewegung — diese beiden polaren Gegensätze bedingten sich wechselseitig. Vielleicht ist es anschaulicher, von der Relativierung der Ruhe als von der der Bewegung zu sprechen. Die Relativität der Bewegung läuft hinaus auf ihre unbedingte Universalität oder Allgemeinheit. Die Beseitigung des Äthers durch die Relativitätstheorie hat nur diesen Sinn, diese scheinmaterielle Darstellung der absoluten Ruhe auszuschalten.

Aber der Äther war auch noch der „Träger" der Wellenbewegungen des Lichts, der Elektrizität, des Magnetismus. Ist er als solcher entbehrlich? Diese Frage wird von den Physikern noch offen gelassen. Sie hängt offenbar zusammen mit der Änderung des Begriffes der Materie. Eine Erweiterung dieses Begriffes ist bereits eingetreten. Wenn der Theorie gemäß die Strahlung Trägheit, d. h. Masse zwischen den emittierenden und absorbierenden Körpern überträgt, wenn die träge Masse eines Körpers mit seinem Energieinhalt wächst, wenn man in einem exakten Sinne von der Schwere der Energie sprechen kann, so ist die Energie selbst substantiell oder materiell geworden, der Begriff der Materie ist erweitert. Der Lichtstrahl ist — bewegte Elektronen. Er übt Druckwirkung aus. Die Elektronen sind also eine Gattung der Materie. Der „Äther", in der Funktion des Vermittlers von Elektronenbewegungen, ist vielleicht nur noch der Rest der Fiktion des „Leeren". Die „Atome" und das „Leere" sind bekanntlich nach der Vorstellung der griechischen Atomisten die beiden Grundbestandteile (Elemente) der Welt. Fassen wir die Materie als eine bis ins Unendliche gegliederte Reihe, deren Anfangsglieder Weltkörper, Moleküle, Atome, Elektronen, so wird der Äther prinzipiell auch als Träger von Bewegungen

von materiellen Teilchen schwinden können. Er bezeichnet ja nur in Gestalt einer Fiktion die jeweilige Grenze unserer Auflösung der Materie in ihre Bestandteile. Aber freilich, nur das physikalische Experiment kann uns tatsächlich in der Reihe jeweils weiterführen. Jedoch wird hier nie eine Grenze erreicht werden können. Aber eine metaphysisch-physische Fiktion für das, was jenseits der jeweiligen Grenze ist, ist wohl entbehrlich.

Für den Materialismus sind Raum und Zeit objektiver Natur, außerhalb und unabhängig vom menschlichen Bewußtsein gegeben. Es bedarf keines weiteren Nachweises, daß durch die Relativitätstheorie der objektive Charakter von Raum und Zeit in keiner Weise beeinträchtigt wird. Im Gegenteil, Raum und Zeit werden durch sie viel enger mit der materiellen Beschaffenheit der Welt verbunden, als das bisher der Fall war. Die Festsetzung von Zeiten und Räumen gemäß der Relativitätstheorie trägt keinerlei subjektiven Charakter, sie erfolgt nach objektiven physikalischen Merkmalen; sie hängt ab von der Verteilung und den Bewegungszuständen der Materie. Folgerichtig wendet sich A. Einstein in den Pariser Diskussionen gegen den Idealisten und Subjektivisten Bergson, der die „wahre" Zeit (durée) zu etwas Subjektivem machen und die physikalische, objektive Zeit nur als schlechte Analogiebildung zu dieser subjektiven Zeit gelten lassen will mit der Bemerkung: „Es gibt objektive Ereignisse, die unterschieden sind von den inneren (intimes)" und „er erachte, daß die Zeit der Philosophen von der der Physiker sich nicht unterscheiden kann: sie ist dieselbe." (Revue des deux Mondes, Jahrgang 92, Nr. vom 1. Mai 1922, Bd. 9, S. 163.)

Er fragt sich weiter, ob in der Relativitätstheorie nicht die Maßeinheit von Zeit und Raum verloren geht? Diese Befürchtung ist es wohl am meisten, die den sogenannten gesunden Menschenverstand mißtrauisch macht gegen die neuen Begriffe von Raum und Zeit. Wie? Es soll keine einheitliche Zeit, es soll keine einheitlichen Raummaße mehr geben? Zeit- und Raumgröße sollen abhängig werden von der Verteilung und Bewegungsart der Materie im Raum? Die Furcht des gesunden Menschenverstandes, der an seinen festen, starren Bestimmungen festhält und davor zurückschreckt, Zeit und Raum dem dialektischen Fluß gesetzmäßiger Veränderungen zu überlassen — diese Furcht ist unbegründet. Die Maßeinheit von Zeit und Raum geht nicht verloren. Sie wird nur aus einer unmittelbaren zu einer vermittelten. Ihre Veränderung ist nicht willkürlich, sondern vollzieht sich nach genauen quantitativen Gesetzen. Diese Gesetze vermitteln in objektiver Weise die Maßeinheit von Zeit und Raum, erlauben, Längen- und Zeitbestimmungen je auf einheitliche Maße zu reduzieren. Die relative Verlangsamung des Uhrenganges, die Verkürzung von Längen im Schwerefeld sind quantitativ gesetzmäßig festgelegt und dadurch miteinander zu vergleichen und zu vereinheitlichen.

Schließlich hat die Relativitätstheorie die Erfahrungsgrundlagen der euklidischen Geometrie, deren Herausarbeitung bereits von den Mathematikern begonnen wurde, in ein helleres Licht gesetzt.

„Der Übergang von der Euklidischen zur Riemannschen Geometrie", bemerkt darüber treffend H. Weyl (Raum, Zeit, Materie, 5. Aufl., S. 85) „beruht im Grunde auf dem gleichen Gedanken wie die Nahewirkungsphysik . . . Die Grundtatsache der Euklidischen Geometrie ist, daß das Quadrat der Entfernung zweier Punkte eine quadratische Form der relativen Koordinaten der beiden Punkte ist (Pythagoräischer Lehrsatz). Sehen wir aber dieses Gesetz nur dann als streng gültig an, wenn jene beiden Punkte unendlich benachbart sind, so kommen wir zur Riemannschen Geometrie; zugleich sind wir damit einer genaueren Festlegung des Koordinatenbegriffes überhoben, da das so gefaßte Pythagoräische Gesetz invariant (unveränderlich. A. Th.) ist gegenüber beliebigen Transformationen. Es entspricht der Übergang von der Euklidischen „Fern"- zur Riemannschen „Nahe"-Geometrie demjenigen von der Fernwirkungs- zur Nahewirkungsphysik; die Riemannsche Geometrie ist die dem Geiste der Kontinuität gemäß formulierte Euklidische, sie nimmt aber durch diese Formulierung einen viel allgemeineren Charakter an. Die Euklidische Ferngeometrie ist geschaffen für die Untersuchung der geraden Linie und der Ebene, an diesen Problemen hat sie sich orientiert; sobald man aber zur Infinitesimalgeometrie übergeht, ist es das Natürlichste und Vernünftigste, den infinitesimalen Ansatz Riemanns zugrunde zu legen; es wird dadurch keine Komplikation bedingt und man ist vor unsachgemäßen ferngeometrischen Überlegungen geschützt."* (Sperrungen von H. Weyl.)

Diese Bemerkungen sind auch nach der Richtung interessant, daß sich aus ihnen ein Hinweis auf die Erfahrungsgrundlagen, die für die großen geschichtlichen Wendungen in der Entwicklung der Geometrie bestimmend waren, entnehmen läßt. Die Euklidische Geometrie ist die abstrakte Formulierung der Regeln, die sich aus den groben Me sungen auf einem engbegrenzten Teil der Erdoberfläche und nur von den relativ langsamen mechanischen Bewegungen ergeben. Die Ebenheit des Raumes (Krümmung 0), die Möglichkeit, alle Figuren beliebig durch einfache Verschiebung miteinander zur Deckung zu bringen, die Unveränderlichkeit eines starren Maßstabes (des Modells für die Euklidische Gerade) zu beliebigen Zeiten und an beliebigen Orten — gingen deshalb in die Euklidische Geometrie ganz „natürlich" als „Voraussetzungen" (Axiome) ein. Die historische Tatsache, daß vom Beginn des 19. Jahrhunderts ab eine Reihe von Mathematikern (Gauß, Lobatschewski, Bolyai, Riemann) teilweise unabhängig voneinander zur Kritik der Voraussetzungen der Euklidischen Geometrie schreiten, zu ihren Erfahrungsgrundlagen vorstoßen, ihren speziellen, beschränkten Charakter einsehen, zu einer Verallgemeinerung der Geometrie in der Richtung der „Nahe-

* Wir sehen hier ab von einer Kritik im einzelnen der mannigfachen idealistischen Konfusionen, die A. Weyl bei der Untersuchung des Raum- und Zeitproblems unterlaufen, den Versuchen, doch noch ein a priori der Geometrie zu retten usw. Die H. Weylsche Charakterisierung der Euklidischen und der Riemannschen Geometrie als Fern- bzw. Nahewirkungsgeometrien ist, wie es scheint, noch bestritten. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein.

geometrie" übergehen — diese Tatsache weist dahin, daß unmittelbar oder mittelbar der Übergang zur Physik des „Unmeßbarkleinen", die Entwicklung der Elektrodynamik usw. die gemeinsame treibende Ursache dafür war. Es lohnte sich, die Entwicklungsgeschichte der Geometrie wie der übrigen Teile der Mathematik von diesem Gesichtspunkte aus im einzelnen zu untersuchen.

Von großem Interesse für diese Erscheinung sind hierfür bestimmte Entwicklungen B. Riemanns. In seinem Habilitationsvortrag „Über die Hypothesen, welche der Geometrie zugrunde liegen" (1854), deutet er im folgenden auf den Ausgangspunkt seiner Untersuchungen:

„Die Fragen über das Unmeßbargroße sind für die Naturerklärung müßige Fragen. Anders verhält es sich aber mit den Fragen über das Unmeßbarkleine. Auf der Gewißheit, mit welcher wir die Erscheinungen im Unendlichkleinen verfolgen, beruht wesentlich die Kenntnis ihres Kausalzusammenhanges . . . Nun scheinen aber die empirischen Begriffe, in welchen die räumlichen Maßbestimmungen gegründet sind, der Begriff des festen Körpers und des Lichtstrahles im Unendlichkleinen ihre Gültigkeit zu verlieren; es ist also sehr wohl denkbar, daß die Maßverhältnisse des Raumes im Unendlichkleinen den Voraussetzungen der Geometrie nicht gemäß sind, und das würde man in der Tat annehmen müssen, sobald sich dadurch die Erscheinungen auf einfachere Weise erklären ließen." (Neuauflage von H. Weyl, 3. Aufl., Berlin, Springer 1923, S. 18/19.)

Riemann spricht die empirische Grundlage der Geometrie vollkommen klar aus:

„Ich habe mir daher zunächst die Aufgabe gestellt, den Begriff einer mehrfach ausgedehnten Größe aus allgemeinen Größenbegriffen zu konstruieren. Es wird daraus hervorgehen, daß eine mehrfach ausgedehnte Größe verschiedener Maßverhältnisse fähig ist und der Raum also nur einen besonderen Fall einer dreifach ausgedehnten Größe bildet. Hiervon aber ist eine notwendige Folge, daß die Sätze der Geometrie sich nicht aus allgemeinen Größenbegriffen ableiten lassen, sondern daß diejenigen Eigenschaften, durch welche sich der Raum von anderen denkbaren dreifach ausgedehnten Größen unterscheidet, nur aus der Erfahrung entnommen werden können . . . Diese Tatsachen sind, wie alle Tatsachen, nicht notwendig, sondern nur von empirischer Gewißheit, sie sind Hypothesen; man kann also ihre Wahrscheinlichkeit, welche innerhalb der Grenzen der Beobachtung allerdings sehr groß ist, untersuchen und hiernach über die Zulässigkeit ihrer Ausdehnung jenseits der Grenzen der Beobachtung sowohl nach der Seite des Unmeßbargroßen als nach der des Unmeßbarkleinen urteilen" (pag. 1, von uns gesperrt. A. Th.).

Und am Schlusse seiner Abhandlung deutet Riemann bereits die Möglichkeit der Abhängigkeit der Maßverhältnisse des Raumes von seiner materiellen Beschaffenheit an:

„Es muß also entweder das dem Raume zugrunde liegende Wirkliche eine direkte Mannigfaltigkeit bilden oder der Grund der Maß-

verhältnisse außerhalb, in darauf wirkenden bindenden Kräften gesucht werden." (l. c. pag. 20.)

Eine glänzende Bestätigung des Engelsschen Satzes, daß wir, um in der Geometrie von den logischen Axiomen „weiterzukommen", „reale Verhältnisse hineinziehen müssen, Verhältnisse und Raumformen, die von wirklichen Körpern hergenommen sind."

Die Riemannsche Geometrie ist erst durch die Relativitätstheorie, also durch einen neuen physikalischen Erfahrungszusammenhang, aus einer leeren mathematischen Form zu einer Abbildung der materiellen Wirklichkeit geworden.

Die Krümmung der Lichtstrahlen im Gravitationsfeld, die Veränderung fester Maßstäbe erlauben erst, die Euklidische Geometrie real zu erweitern.

Zum Schluß dieses Abschnittes wollen wir hier noch die sehr anschauliche Charakterisierung der Riemannschen im Verhältnis zur Euklidischen Geometrie durch Riemann selbst anführen:

„Die Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmaß überall = 0 ist (z. B. der Euklidische Raum. A. Th.), lassen sich betrachten als ein besonderer Fall derjenigen Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmaß allenthalben konstant ist. Der gemeinsame Charakter aller dieser Mannigfaltigkeiten, deren Krümmungsmaß konstant ist, kann auch so ausgedrückt werden, daß sich die Figuren in ihnen ohne Dehnung bewegen lassen. (Von uns gesperrt. A. Th.) Denn offenbar würden die Figuren in ihnen nicht beliebig verschiebbar und dehnbar sein können, wenn nicht in jedem Punkt in allen Richtungen das Krümmungsmaß dasselbe wäre." (l. c. pag. 14.)

4. Die Hegelsche Dialektik von Raum, Zeit und Bewegung und ihr rationeller Kern

Wir machen nun aus den nüchternen Gefilden der modernen Physik und Mathematik einen kühnen Sprung rückwärts in die phantastischen, längst verlassenen Gefilde der Hegelschen Naturphilosophie, allwo die Begriffe wunderbare Evolutionen ganz von selber ausführen, sich überschlagen, gatten, sich trennen, neu verschmelzen, wo aus dem Begriffe die wirkliche Welt geboren wird. Es wird sich dabei zeigen, wie die Hegelsche dialektisch-idealistische Spekulation über Raum, Zeit und Bewegung in ihrer Weise vieles vorwegnimmt und vorahnt, was heute als Ergebnis der physikalischen Theorie der Relativität und ihrer mathematischen Ausgestaltung vor Augen steht. Natürlich soll damit nicht eine Rehabilitierung der Hegelschen dialektischen Begriffsmystik beabsichtigt sein. Die Hegelsche, wie jede andere Naturphilosophie, ist mit Recht zugunsten der Methoden der Naturwissenschaften aufgegeben worden. Aber es soll gezeigt werden, wie die Dialektik. selbst noch in „mystifizierter" Form, ein wunderbares Instrument der Forschung ist, in geübten Händen. Um ein wieviel schärferes Instrument ist die materialistische Dialektik, wenn verbunden mit der Naturwissenschaft und ihr, neben der Mathematik, dienend als das Instrument der begrifflichen Ana-

lyse gewonnener Ergebnisse und als Leitfaden für die empirische Forschung, zur Gewinnung neuer Ergebnisse.

Wir folgen bei diesem Ausflug in die wunderlich verschlungenen Gänge der althegelschen Naturphilosophie einer Bemerkung von F. Engels im Vorwort zum Anti-Dühring, wo unter anderem gesagt wird:

„Es ist viel leichter, mit dem gedankenlosen Vulgus à la Vogt über die alte Naturphilosophie herzufallen, als ihre geschichtliche Bedeutung zu würdigen. Sie enthält viel Unsinn und Phantasterei, aber nicht mehr als die gleichzeitigen unphilosophischen Theorien der empirischen Naturforscher, und daß sie auch viel Sinn und Verstand enthält, fängt man seit der Verbreitung der Entwicklungstheorie an einzusehen . . . Was speziell Hegel angeht, steht er in vieler Beziehung hoch über seinen empirischen Zeitgenossen, die alle unerklärten Erscheinungen erklärt zu haben glaubten, wenn sie ihnen eine Kraft — Schwerkraft, Schwimmkraft, elektrische Kontaktkraft usw. — unterschoben, oder, wo dies nicht ging, einen unbekannten Stoff, Lichtstoff, Wärmestoff, Elektrizitätsstoff usw. . . ."

Ich versuche in diesem Abschnitt zu zeigen, wie der Hegelschen Dialektik von Raum, Zeit und Bewegung bei aller Phantastik „auch viel Sinn und Verstand innewohnt", was hervortritt, wenn man sie mit den Resultaten der Relativitätstheorie in bezug auf dieselben Begriffe vergleicht.

Die erste Behandlung des Gegenstandes durch Hegel liegt vor in der jetzt von Lasson veröffentlichten ersten Fassung des Systems, die zwischen Herbst 1801 und 1802 niedergeschrieben worden ist und offenbar Hegel als Leitfaden für seine Vorlesungen an der Jenaer Universität diente.*

Die letzte Darstellung des Gegenstandes findet sich in der „Enzyklopädie".** Die dritte Ausgabe dieses Werkes, die letzte von Hegel selbst besorgte, von ihm sorgfältig überarbeitete, stammt aus dem Jahre 1830, also ein Jahr vor seinem Tode. Zwischen beiden Fassungen liegt eine lange systematische Durcharbeitung des geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Stoffes durch Hegel und ein fruchtbarer Entwicklungsabschnitt der Physik und Mathematik. Es ist daher von Interesse, die beiden Darstellungen heranzuziehen.

Die Naturphilosophie in der „Jenenser Logik", obwohl sie schon alle Eigentümlichkeiten der Hegelschen Methode aufweist, klingt doch noch mannigfach an Schellings Naturphilosophie an.

Sehen wir zunächst die Darstellung in der „Jenenser Logik" durch.

Die „Konstruktion" geht aus vom „Äther".

„Der Äther durchdringt nicht alles, sondern er ist selbst alles." (Jenenser Logik S. 198.)

„Raum und Zeit sind seine Momente."

---

* Georg Friedrich Wilhelm Hegel, Jenenser Logik, Metaphysik und Naturphilosophie. Aus dem Manuskript herausgegeben von Georg Lasson. Philosophische Bibliothek Band 58. Leipzig 1923. Verlag von F. Meiner (Hegels sämtliche Werke Band XVIIIa).

** Wir benützen die zweite Auflage der Lassonschen Ausgabe der Enzyklopädie (1920).

„Die Momente des unmittelbar als wahrhaft unendlich sich aufschließenden Äthers sind Raum und Zeit, und die Unendlichkeit selbst ist die Bewegung und als Totalität ein System von Sphären oder Bewegungen" (l. c. S. 201).

Der Raum ist das Moment des „Sichselbstgleichen", die Zeit abgesondert, nun Moment des „Unendlichen". Sich „realisierend" ist jedes von ihnen das Gegenteil seiner selbst, Raum ist Zeit, Zeit ist Raum.

„Der Äther als diese absolute Einheit des Sichselbstgleichen und des Unendlichen, ist die Einheit beider (d. i. von Raum und Zeit. A. Th.) als Momente, als abgesonderter, in Absonderung idealer, sich selbst aufhebender und in sich zurückgekehrter; sie sind als Momente schlechthin unendliche, an ihnen selbst das Gegenteil ihrer selbst und hierin sich selbst gleich, oder beide ein und eben dasselbe. Das einfache Sichselbstgleiche, der Raum als abgesondertes, ist er Moment; aber als sich realisierend, als seiend, was er an sich [ist], ist er das Gegenteil seiner selbst, ist er die Zeit, — und umgekehrt das Unendliche als das Moment der Zeit: realisiert sie sich oder ist als Moment, das heißt sich aufhebend als das was sie ist, ist sie ihr Gegenteil, Raum; und es ist nur diese Einheit dieser Reflexion des Ganzen, das aus Raum Zeit, aus Zeit Raum wird, unmittelbar indem es das eine und das andere ist, unmittelbar auch das Gegenteil des einen sowie des anderen..."

„. . . Das Verschiedene [Raum und Zeit] ist so gesetzt, daß es schlechthin nicht für sich, gleichgültig eine wesentliche Bestimmtheit hätte, wodurch es die Beziehung desselben auf sein Entgegengesetztes leugnete und für sich wäre, sondern es bleibt ihr Wesen diese Beziehung; sie treten nicht als Substanzen einander gegenüber, sondern ihre Bestimmtheit ist als solche unmittelbar das Allgemeine und nicht ein dem Allgemeinen entgegengesetztes, also unmittelbar nicht als ein sich aufhebendes, sondern gesetzt als ein Aufgehobenes, als ein Idelles (!)" (l. c. S. 202/203).

Die Unterstreichungen und Zusätze in eckigen Klammern sind zur Verdeutlichung von mir angebracht.

Und nun schildert Hegel den alchimistischen Prozeß, durch den die Zeit zum Raum und der Raum zur Zeit wird. Wir geben, als ein Muster dieses Verfahrens, die Hauptmomente dieser angeblich sich selbst vollziehenden Begriffsentwicklung wieder.

A. Der Ausgangspunkt ist die Zeit, als Moment des Unendlichen gegen das Sichselbstgleiche ist sie das Negative, Punkt, Grenze. Als diese Negation bezieht sie sich unmittelbar auf das andere, sie negiert sich selbst. Die Zeit geht über in ihr erstes Moment, die Gegenwart, das absolute Dieses der Zeit, das Jetzt (+ d). Sie ist ein Tätiges, das sich selbst, als die Grenze, aufhebt. Also ist das Nichtsein der Grenze das Tätige. Dies aber ist die Zukunft (— d). Sie ist, als die aufgehobene Gegenwart, das Wesen der Gegenwart. (Das wahre Tätige, Aktuelle geht in die Zukunft, verwirklicht sich in ihr.)

Die Zukunft ihrerseits, als nicht Gegenwärtiges, hebt sich selbst

wieder auf, wir gelangen somit zu einer Gegenwart, die Zukunft ist, und die zugleich weder Gegenwart noch Zukunft ist, vielmehr die Beziehung beider (Synthese der Momente der Gegenwart und Zukunft, die Negation beider, in der sie aufgehoben und zugleich als aufgehobene enthalten sind, durch die das erste Moment, die Gegenwart, auf höherer Stufe wieder hergestellt wird): die Vergangenheit (+ d^2).

Die Vergangenheit ist eine Wiederherstellung des Jetzt, aber ein aus Gegenwart durch die Zukunft gewordenes, vermitteltes Jetzt, in welchem Zukunft und Gegenwart sich auf gleiche Weise aufgehoben haben.

„Das Ehemals ist eine Sichselbstgleichheit, aber eine aus diesem Aufheben herkommende, eine synthetische, erfüllte, die Dimension der Totalität der Zeit, welche die beiden ersten Dimensionen in sich aufgehoben hat" (l. c. S. 204).

Die Vergangenheit ist „in sich reflektierte oder reale Zeit". Aber die reale Zeit als ehemals, der Gegenwart und Zukunft entgegengesetzt, ist selbst nur ein Moment der ganzen Reflexion, ein Sichselbstgleiches — ihr erstes Moment —, das Jetzt als die Vergangenheit, die ebenso wie die anderen Momente sich aufhebt. Oder die Totalität des Begriffes fällt zum ersten Moment zurück. Sie, die Totalität, soll aber ein Aufheben des ersten Momentes sein, also die Aufhebung der Beziehung auf Jetzt und Einst, das Aufheben des Ehemals. Dieses ist aber die „paralysierte Unruhe des ersten Begriffes" — der Raum.

Die wunderbare Verwandlung der Zeit in den Raum ist vollzogen.

Und nun beginnt dasselbe Spiel der sich selbst vollziehenden Wandlungen mit dem Raum. (B oder — A.)

Der Raum ist das Sichselbstgleiche in der Bestimmtheit des Sichselbstgleichen gegen die Bestimmtheit des Unendlichen, das in den Raum als sein Gegenteil übergeht.

„Wie die Zeit außer sich kommt und zum Raume wird, so muß im Gegenteil der Raum in sich gehen und sich im Punkte aufheben" (l. c. S. 206).

Der Raum ist die aufgehobene Grenze. Er enthält also als Moment die Grenze. Die im Raum enthaltenen Grenzen sind die Dimensionen des Raumes, die zugleich Beschränkungen des Raumes sind.

Erste Beschränkung des Raumes: die Fläche (+ b), Negation der Fläche, zweite Beschränkung des Raumes: die Linie (— b), Negation der Negation, der Fläche: der Punkt.

Der Punkt ist Negation der Räumlichkeit überhaupt (unausgedehnt), die unräumliche Totalität, der Punkt, als „absolute Negativität", als einfache Grenze — geht über in Zeit.

Der Raum hat, indem er „in sich ging", sich von Dimension zu Dimension mehr „beschränkte", sozusagen abmagerte, alle Leiblichkeit verloren, sich zur Grenze zusammengezogen und ist Zeit geworden, die am Beginn ihrer Laufbahn ja ebenfalls ohne jede Leiblichkeit ist. Die Zeit ihrerseits „kommt außer sich", schwillt sozusagen aus der Unkörperlichkeit, der Punktualität heraus auf, indem ihre Dimensionen Gegenwart, Zukunft, Vergangenheit sich wechsel-

seitig ineinander verwandeln, ineinander kreisen, und so jedes Moment zum Gleichen des Anderen, und die Totalität des Begriffs zum Sichselbstgleichen, zum Raum wird.

Lassen wir noch Hegel selber die Übergänge erläutern:

„Der Punkt, der wird, ist die absolute Negativität, die einfache Grenze, die, wenn sie wäre, außerhalb des Raumes selbst fiele, und eben deswegen in ihrem Gesetztsein, da sie auf den Raum absolut bezogen ist, ebenso sich selbst aufhebt und in ihrem Aufheben wieder entsteht; und es ist nur dies Aufgehobenwordensein dieses Punktes, sein Aufheben seines Aufgehobenseins und das Aufgehobenwerden desselben: er als ein Tätiges und ebenso als ein Passives und das Aufgehobensein dieser beiden Bestimmtheiten. Und diese Momente sind schlechthin einer nur durch die andern, sie sind absolut nur einer in den andern, — oder dies Ganze ist die einfache Unendlichkeit der Zeit. Der Raum ist in seiner wahrhaften Realisation in sein Gegenteil übergegangen wie diese in ihn . . ."

„In der Zeit selbst ist die Unterscheidung ihrer Momente und die Realität der Zeit selbst nur der Raum; oder die sich realisierende Zeit ist unmittelbar räumlich" (l. c. S. 212).

Der Punkt ist „der am Raume gesetzte Begriff der Zeit, der sich selbst als reale Zeit an ihm machen muß" (l. c. S. 213).

Hegel nimmt nun die aus dem Raum gewordene Zeit und den aus der Zeit gewordenen Raum auf. Die beiden sind nun nicht mehr, was sie anfänglich waren, sie sind in der Glühhitze des dialektischen Schmelzprozesses flüssig geworden, sie haben ihre Unterscheidungsmerkmale verloren, sie fließen zusammen zu einer neuen Begriffsmasse — dem Begriff der Bewegung.

Hören wir den Meister der Begriffswandlungen selber:

„Die Zeit, die so aus dem Raum zu sich selbst geworden, ist also in der Tat nur am Raum real, und der Raum ist nur diese aus ihm werdende Zeit, wie er nur das Werden zur Zeit [ist]. Diese Reflexion der Zeit in sich als das Ganze der Reflexion ist zugleich nicht mehr jene dem Raume entgegengesetzte, erst in ihn übergehende Zeit, sondern unmittelbar an ihm seiend, so wie er an ihr, sie, als seiend, nur als zum Raume werdend, und er nur als zur Zeit werdend, und umgekehrt eins nur als zurückkehrend aus dem andern.

Die reale Einheit beider hat beide in sich als trennend und unmittelbar im Trennen als sich selbst aufhebend; sie ist selbst einfach und die reale Unendlichkeit des Äthers, deren Momente, Zeit und Raum, selbst absolut einfache, die Unendlichkeit nicht als Fixieren der Momente, sondern [als] ein unmittelbares Aufgehobenwerden darstellen. Diese reale Unendlichkeit ist die Bewegung" (l. c. S. 213).

Im Anschluß an diese Entwicklung polemisiert Hegel gegen die Vorstellung, als ob der Materie als solcher „Trägheit" zukomme. „Die Materie", erklärt er, „ist wesentlich Bewegung." Die träge Materie „ist eine der metaphysischen Erdichtungen, eine der für Realitäten ausgegebenen Abstraktionen."

„Es gilt dies [die Notwendigkeit des mechanischen Anstoßes zum Übergang von Ruhe in Bewegung, oder der unbegrenzten Fortdauer

der Bewegung ohne Eingreifen einer hemmenden Kraft, also der Trägheitssatz] schlechthin nur von der Materie als einzelnen Körpern, und zwar von diesen schlechthin nur, insofern sie einzelne Körper sind. Denn außerdem, daß sie einzelne Körper sind, sind sie auch noch wesentlich real oder absolute Materie und haben Ruhe und Bewegung ungetrennt in sich." (l. c. S. 214.)

Wir notieren noch folgende Sätze:

Bewegung „ist durch die Einzelheit, die Zeit, mit dem Raume zusammengeschlossen".

„Die Zeit dringt in den Raum durch den Punkt ein". (l. c. S. 215.)

Und schließlich die folgende Entwicklung über das Zusammensein von Zeit und Raum in Bewegung:

„Der Punkt der Bewegung drückt an ihm die Beziehung der Zeit auf den Raum aus. Er bezieht sich, indem die Zeit an ihm ist, überhaupt auf den Raum, nicht so, daß er nur das Aufgehobensein des Raumes ist, sondern so, daß er ebenso sich selbst aufhebt und seine Negation des Raumes, daß er durch die Unendlichkeit der Zeit das unmittelbare Gegenteil seiner selbst und eine positive Beziehung des Raumes ist. Der Punkt, sich so selbst produzierend, sich positiv auf den Raum beziehend, ist Linie, so, daß sein Punktsein ein Ort ist, ein auf bestimmten Raum sich beziehender Punkt." (l. c. S. 216.)

Wir betrachten nun die Hegelsche Entwicklung der Begriffe von Raum, Zeit, Bewegung in der Enzyklopädie. Wir können uns dabei kürzer fassen, nachdem wir im Vorstehenden das Spiel der Begriffsverwandlungen aufgezeigt. (§§ 254—261 der Enzyklopädie.)

Der Ausgangspunkt ist hier der Raum. Er wird hier nicht unmittelbar vom Äther abgeleitet, sondern vom Begriff der Natur. Deren erste oder unmittelbare Bestimmung ist die „abstrakte Allgemeinheit ihres Außersichseins". Dessen vermittlungslose Gleichgültigkeit ist der Raum. Er ist das ganz ideelle Nebeneinander, schlechthin kontinuierlich, weil er keine Unterschiede in sich hat.

Auch die Entwicklung der Dimensionen des Raumes ist hier verschieden. Die erste ist der Punkt, als die Negation der Räumlichkeit selbst. Der Punkt als sich aufhebend, das erste Räumlichsein des Punktes ergibt die Linie. Die Negation der Linie, also die Negation der Negation des Raumes, die aber das negative Moment der Begrenztheit an ihr hat, ergibt: die umschließende Oberfläche, die einen einzelnen ganzen Raum absondert.

Die Negativität, die sich als Punkt auf den Raum bezieht, für sich seiend, ist die Zeit.

Sie ist ein Sein, das ist, indem es nicht ist, indem es nicht ist, ist — angeschautes Werden.

Anders ist auch die Entwicklung der Dimensionen der Zeit:

Die endliche Gegenwart ist das Jetzt, die konkrete Einheit der abstrakten Momente der Vergangenheit und Zukunft.

Der Übergang der Zeit in den Raum vollzieht sich so:

„Die Vergangenheit aber und Zukunft der Zeit als in der Natur seiend ist der Raum, denn er ist die negierte Zeit, so ist der

aufgehobene Raum zunächst der Punkt, und für sich entwickelt die Zeit." (Enzyklopädie § 259.)

Der umgekehrte Übergang, des Raumes in die Zeit, geht so:

„Der Raum ist in sich selbst der Widerspruch des gleichgültigen Auseinanderseins und der unterschiedslosen Kontinuität, die reine Negativität seiner selbst und das Übergehen zunächst in die Zeit. Ebenso ist die Zeit, da deren in eins zusammengehaltene entgegengesetzten Momente sich unmittelbar aufheben, das unmittelbare Zusammenfallen in die Indifferenz, in das ununterschiedene Außereinander oder den Raum" (l. c. S. 260).

Über den „Ort" hinweg, als das „räumliche Jetzt", als Einzelheit schmelzen die aus der wechselseitigen Umwandlung ineinander herkommenden Momente der Zeit und des Raumes zu dem einfachen Begriff der Bewegung zusammen:

„Der Ort ist die räumliche, somit gleichgültige Einzelheit und ist dies nur als räumliches Jetzt, als Zeit, so daß der Ort unmittelbar gleichgültig gegen sich als diesen, sich äußerlich und ein anderer Ort ist. Dies Vergehen und Sichwiedererzeugen des Raumes in Zeit und der Zeit in Raum, daß die Zeit sich räumlich als Ort, aber diese gleichgültige Räumlichkeit ebenso unmittelbar zeitlich gesetzt wird, ist die Bewegung. — Dies Werden ist aber selbst ebensosehr das in sich Zusammenfallen seines Widerspruches, die unmittelbar identische daseiende Einheit beider, die Materie."

Die widerspruchsvolle Unruhe der Bewegung, diese abstrakte Flüssigkeit, verdichtet sich, erstarrt zur Materie.

Hegel bezeichnet diesen Übergang, als einen von der Idealität in die Realität und muß gestehen, daß er dem bloßen Verstand (der am Gegenstand festhält, im Gegensatz zur Vernunft, die die Widersprüche dialektisch auflöst), schwer eingehe. Aber, er verweist zur Erläuterung für den „Verstand" darauf, daß „der Übergang der Idealität in die Realität auch auf anschauliche Weise in den bekannten mechanischen Erscheinungen vorkommt, daß nämlich die Idealität die Stelle der Realität und umgekehrt, vertreten kann . . ." z. B. beim Hebel, wo Entfernung an Stelle der Masse treten könne und umgekehrt; bei der Bewegungsgröße, wo ebenso die Geschwindigkeit, die nur ein quantitatives Verhältnis von Raum und Zeit sei, Masse vertreten könne.

„Ein Ziegelstein für sich erschlägt einen Menschen nicht, sondern bringt diese Wirkung nur durch die erlangte Geschwindigkeit hervor, d. i. der Mensch wird durch Raum und Zeit totgeschlagen."

Wozu zu bemerken wäre, daß dann der Schluß näher liegt, daß Raum und Zeit selbst materieller Natur sind — die abstraktesten Abbilder der materiellen Bewegung. Die Hegelschen Schlußfolgerungen wären richtig, wenn die bloßen Begriffe von Raum und Zeit, verbunden mit dem Begriff der Materie, einen Menschen totschlagen könnten. Das Spekulieren über diese Begriffe hat zwar schon manchen Menschen verrückt gemacht, aber eine unmittelbare mechanische Wirkung der Begriffe von Raum und Zeit auf die Schädeldecke eines Menschen etwa in Gestalt eines Loches — ist bis jetzt noch nicht beobachtet worden.

Wir heben schließlich noch folgenden wichtigen Satz Hegels über die Bewegung hervor:

„Die Bewegung als solche hat überhaupt schlechthin nur im System mehrerer und zwar nach verschiedener Bestimmung zueinander im Verhältnis stehender Körper einen Sinn und Existenz." (Enzyklopädie, § 269.)

Bei diesem Ritt durch das alte romantische Land der Hegelschen Naturphilosophie mag wohl dem heutigen Leser zumute sein, wie bei jener Schilderung der alchimistischen Prozeduren in Goethes Faust:

„Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält."

Trotz dieser krausen Phantastik hat aber die Alchimie bekanntlich den Grund zur Chemie gelegt. Die Umwandlung der Metalle ineinander, insbesondere die Herstellung von Gold aus Quecksilber, nach der die Alchimie mit unzulänglichen phantastischen Methoden jagte, wird von der heutigen wissenschaftlichen Chemie als prinzipiell lösbar betrachtet. Ja, die Verwandlung von Quecksilber in Gold ist im vorigen Jahre im Laboratoriumsmaßstab gelungen. Die Forschungsmethoden haben sich gründlich gewandelt, aber fallengelassene Ziele der Alchimie sind wieder aufgenommen worden. Die geduldige wissenschaftliche Methode hat schrittweise Probleme gelöst, die die Alchimie im Sprunge vergeblich zu erreichen trachtete.

Was hat es nun mit der Hegelschen Begriffsalchimie auf sich, welcher Sinn und Verstand ist in jenen Begriffswandlungen, die wir darzustellen versucht haben?

Es ist klar, jene „Selbstbewegung" der Begriffe, von der man nicht einmal sagen kann, sie vollzieht sich, „ehe die Welt geschaffen war", denn sie ist im Hegelschen Sinne zeitlos, ist nie und nirgends passiert. Das ist sublimierte Theologie. In der Theologie schafft das Wort Gottes, der Logos, die Wirklichkeit. Bei Hegel verliert die Logik die Vernunft, den Charakter eines göttlichen Attributs, wird selbst ein mystisches Subjekt, das einzige wirkliche Subjekt, das fortdauernd die Wirklichkeit aus sich erzeugt. Aber dieses mystische Subjekt gibt sich offen als die verwandelte Form der menschlichen Logik. Hegel, indem er die menschliche Vernunft in den Himmel versetzt, verlegt so den Himmel in die menschliche Vernunft. Er bereitet so die nächste Etappe vor, wo die Vernunft sich aller Verhimmlung entledigen kann. Es ist dies so, wie wenn Raffael die Mutter Gottes als menschliche Mutter malt. Der nächste Schritt war die künstlerische Darstellung des profanen Menschen — ohne allen Heiligenschein.

Nach Hegel besteht das Geschäft des Philosophen nur darin, daß er dem sich selbst vollziehenden Gang der Begriffsentwicklung „zusieht", so wie der Chemiker einem stofflichen Prozeß, wobei er sich sorgfältig hüten muß, mit subjektiven Einfällen den Prozeß zu stören, und daß er treulich aufzeichnet, was sich ohne sein Zutun vor seinen Augen vollzogen.

Das wirkliche Subjekt ist der denkende Mensch, der einen begrifflichen Zusammenhang systematisch entwickelt. Diese begriffliche Entwicklung soll sein ein Abbild des Wirklichen. Das Wirkliche ist das Urbild, das Objekt, das vom denkenden Menschen abgebildet wird.

Welchen realen Vorgängen entspricht die „Bewegung", d. h. die Verwandlung der Begriffe ineinander?

Der Abbildung eines Systems oder von Systemen materieller Bewegungen, Veränderungen oder Beziehungen.

Ein begrifflicher Übergang kann hier einem bestimmten zeitlichen Vorgang entsprechen (natürlich verallgemeinert, denn Begriffe sind immer ein Allgemeines, Typisiertes). So etwa die Verwandlung von Wasser in Wasserdampf, von Quecksilber in Gold usw.

Er kann aber auch eine Stufe in der Abbildung, der Klassifikation des Gleichzeitigen angeben, eine Verwandtschaftsbeziehung, eine Stufe in der Darstellung des Zusammenhanges eines Ganzen.

Nehmen wir z. B. das System der Kegelschnitte. Ich gehe etwa in der Darstellung dieses Systems über von der Parabel zur Hyperbel, zur Ellipse, zum Kreis. Ich beschreibe hier durch die begrifflichen Übergänge unmittelbar keine zeitlichen Vorgänge, sondern ich gebe eine Klassifikation, die mir die Verwandtschaft, die Übereinstimmung und Verschiedenheit der Glieder des Systems aufzeigt. Indem ich etwa aus der allgemeinen Gleichung des Kegelschnittes die der Parabel „entwickle" und geometrisch deute, als (0) vom Allgemeinen zum Besonderen, gewinne ich eine klare Einsicht in den klassifikatorischen Zusammenhang, in die Ordnung dieser Gegenstände. Der begriffliche Übergang von der Parabel zur Hyperbel bildet keinen zeitlichen Vorgang ab. Mittelbar, durch eine Reihe von Zwischengliedern hindurch, dient natürlich diese Begriffsentwicklung der Darstellung zeitlicher, materieller Vorgänge — etwa der Bewegung eines geworfenen Steines, oder eines Planeten usw.

Oder nehmen wir etwa die Darstellung des Systems der kapitalistischen Wirtschaft durch Marx. Hier ist beides. Einerseits die Klassifikation der typischen Erscheinungen des Systems als eines gleichzeitig bestehenden Ganzen. Gleichzeitig aber die Darstellung der Entwicklung des Systems aus demjenigen, das seinen unmittelbaren Ausgangspunkt bildet, die einfache Warenwirtschaft, und seines Überganges in das nächstfolgende, das sozialistische System der Wirtschaft. Die Darstellung geht aus von den allgemeinsten, abstraktesten Begriffen und schreitet fort zu immer konkreteren, inhaltsreicheren. Sie macht so den inneren Zusammenhang des Ganzen durchsichtig, indem sie vom Allgemeinen zum Besonderen, von der Einheit zur Verschiedenheit übergeht, in der Einheit die Verschiedenheit, in der Verschiedenheit die Einheit in systematischer Stufenfolge bis zur Erreichung der Vollständigkeit aufzeigt.

Bei Marx, der materialistischen Dialektik also, gibt es keinen Schein einer „Selbstbewegung" und Ursprünglichkeit der Begriffe. Bei Hegel ist dieser falsche Schein.

Streift man ihn aber ab, so zeigt sich unter dieser Hülle entweder eine Klassifikation, eine Analyse eines Systems von Erscheinungen, eines zugleich bestehenden Ganzen (von Gegenständen oder Bewegungen), oder die Darstellung von Prozessen materieller Veränderungen, oder des Überganges eines Systems eines zusammenhängenden Ganzen von Gegenständen oder Bewegungen in ein anderes.

Die Verwandlung des Äthers in Zeit und Raum, der Zeit in den Raum, des Raums in die Zeit, der so verwandelten Zeit und Raum in Bewegung, der Bewegung in Materie, ist Mystik.

Aber streifen wir die Mystik ab, so sehen wir unter dieser Hülle eine tiefgehende Analyse, eine Aufdeckung des inneren systematischen Zusammenhangs dieser Begriffe und der ihnen entsprechenden wirklichen Gegenstände oder Vorgänge.

Dies ist hier der reale Kern der idealistisch-dialektischen Begriffsentwicklung. Die formale Logik hatte diese Begriffe unverbunden, ohne Untersuchung ihres inneren Zusammenhanges nebeneinandergestellt. Zeit ist Zeit, Raum ist Raum, Bewegung ist Bewegung, Materie ist Materie und damit fertig. Die Physik übernahm diese Begriffe aus der Logik, präzisierte sie, stellte ihre Größenbeziehungen dar, aber ohne sich zugleich über ihren qualitativen Zusammenhang, über ihre Einheit Rechenschaft zu geben.

Kehren wir die Hegelsche Entwicklungsreihe um, gehen wir also von Materie zur Bewegung, von der Bewegung zu Zeit und Raum, so bekommen wir ein Bild des Ganges des abstrahierenden Verstandes in der Zerlegung des Konkreten (der bewegten Materie) durch eine Reihe immer weitergehender Abstraktionen. Die Darstellung muß nach der bekannten Bemerkung Marx' in der Vorrede zum „Kapital" den umgekehrten Gang gehen; aber sie darf nicht aus diesem Gang der Darstellung eine mystische Weltschöpfung machen. Die Konkretisierung der Begriffe geschieht bei Hegel in der verrückten Form, daß der Begriff „sich zerlegt" in seine Bestandteile (Momente), diese Momente sich wieder zu neuen Begriffen zusammenfügen usw. Es hat so den Anschein, daß die weiteren konkreten Bestimmungen nicht aus der Wirklichkeit genommen sind, sondern durch Jungfernzeugung aus dem „Begriff" entstehen. So entsteht durchgehends bei Hegel der Schein der Sophistik. Auch die wirklichen dialektischen Entwicklungen Hegels, die einer zureichenden Analyse des Wirklichen entnommen sind — und auf diesem Felde hat Hegel eine Riesenleistung vollbracht, der nur die des Aristoteles an die Seite zu stellen ist —, sind alle von diesem sophistischen Schein umhüllt, müssen erst aus ihm befreit, mit der Wirklichkeit in Beziehung gebracht werden, um ihren vernünftigen Kern bloßzulegen.

Streift man in unserem Falle diese mystische und sophistische Hülle ab, so zeigt sich darunter eine dialektische Analyse von Raum, Zeit, Bewegung, Materie, die die Relativitätstheorie an der Hand der physikalischen Erfahrung mühselig herausgearbeitet hat, wobei sie ihre Begriffe mehr instinktiv dialektisch handhabt, als daß sie ein klares Bewußtsein darüber hätte. Sonst wären weder bei Einstein

selbst noch bei Weyl usw. mehr oder weniger große und häufige Schwankungen in idealistischer Richtung möglich.*

Als realer Kern ergibt sich aus der Hegelschen Analyse unmittelbar folgendes (wenn man die selbständige Equilibristik der Begriffe und ihre Übersetzung ins Idealistische abstreift):

1. Raum und Zeit sind nicht zwei „Substanzen", die keine innere Verwandtschaft haben, sie sind beide gleichartige, reale Bestandteile des bewegten Materiellen. Die Ableitung von Raum und Zeit aus dem „Äther" in der „Jenenser Logik", aus dem Begriff der Natur in der Enzyklopädie, die Nachweisung von Zeit und Raum als „Momente" eines allgemeineren Begriffes und andererseits ihr Übergehen in Momente des konkreteren Begriffs der Bewegung, hat das wirkliche Resultat, nachzuweisen, daß sie, bei aller Gegensätzlichkeit, gleichartiger Herkunft, gleichartiger Beschaffenheit sind. Für Hegel ist diese gleichartige Beschaffenheit ideeller, für uns ist sie materieller Natur, da aus dem Materiellen abgeleitet. Objektiven Charakter haben Zeit und Raum auch bei Hegel (im Gegensatz zu Kant). Aber bei ihm ist das Ideelle das Primäre (die Natur ist „die Idee in der Form des Andersseins"). Ihre materielle, gleichartige und objektive Natur geht zurück auf die materielle Bewegung, außerhalb deren sie keinen Bestand haben.

2. Raum und Zeit existieren niemals unverbunden, sondern sie sind immer zugleich. Keine materiellen Vorgänge, die räumlich wären, ohne zeitlich zu sein, oder zeitlich, ohne räumlich zu sein.

Der Ort ist ein „räumliches Jetzt". Die Zeit ist „nur am Raum real" und umgekehrt. Die Bewegung ist das „Vergehen und sich Wiedererzeugen des Raums in Zeit und der Zeit in Raum."

---

* Charakteristisch für das Sträuben gegen bestimmte dialektische Begriffsbeziehungen der Relativitätstheorie aus einem antidialektischen Instinkt heraus, der an bestimmten überkommenen Begriffstrennungen stark festhalten möchte, sind folgende Äußerungen des Physikers H. Lorentz am Schlusse seiner Vorlesungen über das Relativitätsprinzip, gehalten in Teylers Stiftung, zu Haarlem:

„Was den Vortragenden selbst betrifft, so findet er wohl eine gewisse Befriedigung in den älteren Auffassungen, daß der Äther wenigstens noch einige Substanzialität besitzt, daß Raum und Zeit scharf getrennt werden können, daß man von einer Gleichzeitigkeit ohne nähere Spezialisierung reden darf. Was das zuletzt Genannte betrifft, so kann man sich vielleicht berufen auf unser Vermögen, uns beliebig große Geschwindigkeiten wenigstens vorzustellen. Damit kommt man dem Begriff der absoluten Gleichzeitigkeit sehr nahe.

Schließlich muß bemerkt werden, daß in der kühnen Bemerkung, daß man nie Geschwindigkeiten größer als die Lichtgeschwindigkeit beobachten wird, eine hypothetische Beschränkung des uns Zugänglichen liegt, die nicht ohne einigen Rückhalt angenommen werden kann." (Lorentz, S. 23.)

Zum letzteren Satz sei bemerkt, daß das Ausscheiden der Vorstellung von materiellen Vorgängen, die mit „unendlicher Geschwindigkeit", „momentan", d.h. zeitlos (und damit im Grunde auch ohne räumliche Vermittlung) wirken, als die Entfernung einer der überkommenen metaphysischen Erdichtungen der Physik zu betrachten ist. Das Wesentliche ist die endliche Zeitdauer aller Wirkungsübertragungen, ihr allgemeiner zeitlicher und räumlicher Charakter. Die Beschränkung auf die Lichtgeschwindigkeit hat offenbar nur den Sinn einer zeitweiligen Grenze, über die unsere Erfahrung noch nicht hinausreicht.

Wenn die Relativitätstheorie Schluß macht mit jener metaphysischen Trennung von Zeitlichem und Räumlichem, die dem Newtonschen Fernwirkungsprinzip zugrunde liegt, wenn sie in voller Allgemeinheit alle materiellen Ereignisse zugleich zeitlich und räumlich setzt und dies analytisch zum Ausdruck bringt durch die Darstellung der Naturgesetze durch raumzeitliche, vierdimensionale Koordinaten; wenn Minkowski prophetisch ausruft: „Von Stund an sollen Raum für sich und Zeit für sich völlig zu Schatten herabsinken und nur noch eine Art Union der beiden soll Selbständigkeit bewahren," so folgt damit die Naturforschung mit großer Verspätung der tiefgehenden Begriffsanalyse Hegels.

Die analytische Darstellung der physikalischen Gesetze durch vierdimensionale, raum-zeitliche Koordinaten bringt sowohl zum Ausdruck die qualitative Gleichartigkeit von Raum und Zeit (indem sie die Dimensionen von Raum und Zeit als Größen vom selben formalen Typus behandelt), wie ihre dauernde reale Verbundenheit (indem sie die 4 Dimensionen zu einer festen Gruppe zusammenfaßt).

Es ist freilich etwas Verschiedenes, ob die begriffliche Analyse für sich dasteht (dazu in verkehrter idealistischer Form), oder ob sie aus dem empirischen Stoff heraus entwickelt ist, sich auf ihn stützt.

Aber es zeugt immerhin von der Bedeutung der dialektischen Analyse, wenn sie, an der Hand eines unendlich geringfügigeren Erfahrungsstoffes, der Naturforschung um ein volles Jahrhundert vorauszueilen weiß.

Der Weg der Naturforschung selbst würde abgekürzt, Fehlgänge würden ihr erspart, ihre Ergebnisse würden an Durchsichtigkeit und Fruchtbarkeit gewinnen, wenn sie das Instrument der Dialektik nicht nur instinktiv, sondern bewußt, methodisch als Leitfaden der Forschung und als Werkzeug zur kritischen Bearbeitung ihrer Ergebnisse zu gebrauchen wüßte.

3. Hegel wendet sich kritisch gegen den Begriff der absoluten Ruhe, gegen die absolute Trennung der Momente der Ruhe und Bewegung in der Newtonschen Mechanik. In der „absoluten Materie", wozu jeder einzelne Körper auch gehört, insofern er Materie des freien Weltraums ist, sind Ruhe und Bewegung ungetrennt. Die Bewegung hat „Sinn und Existenz" schlechthin nur im System mehrerer, und zwar in verschiedener Bestimmung zueinander im Verhältnis stehender Körper. Hier liegt prinzipiell die Einsicht in die Beschränktheit der Newtonschen Mechanik vor, die Kritik der Vorstellung der absoluten Ruhe (damit auch der absoluten Bewegung), das untrennbare Wechselverhältnis von Ruhe und Bewegung ist angegeben.*

* Man darf überhaupt in der fortlaufenden, hartnäckigen Polemik Hegels gegen Newton nichts weniger denn eine Schrulle sehen. Diese Polemik richtet sich, wenn man sie im einzelnen prüft, durchgehends gegen undialektisch starre Begriffsverhältnisse bei Newton, gegen mathematisch-metaphysische Begriffsdichtungen in seiner Mechanik, vor allem gegen die Erfindung von „Kräften".

„Man pflegt zu sagen, daß die Natur der Kraft selbst unbekannt sei und nur ihre Äußerung erkannt werde. Einerseits ist die ganze Inhaltsbestimmung der Kraft eben dieselbe als die der Äußerung: die Erklärung einer

Die Relativitätstheorie drückt das analytisch aus, indem sie von zwei zueinander beliebig bewegten materiellen Systemen beliebig das eine oder das andere „in Ruhe zu transformieren" erlaubt, oder indem „alle denkbaren Koordinatensysteme als für die Naturbeschreibung prinzipiell gleichberechtigt" angesehen werden. Oder die Gleichungen der allgemeinen Naturgesetze müssen „beliebigen Substitutionen gegenüber kovariant (allgemein kovariant)" sein. (Einstein.)

Bekanntlich hat die mathematische Analyse der Relativitätstheorie vorgearbeitet. Riemann bemerkt am Schlusse seines Vortrages über die Hypothesen, die der Geometrie zugrunde liegen, er nehme die Erweiterung der mathematischen Begriffe vor, damit die physikalische Forschung nicht durch „die Beschränktheit der Begriffe" gehemmt werde.

Aber auch die dialektische Analyse hat hier vorgearbeitet, und sogar früher, um das Hindernis der „Beschränkheit der Begriffe" der

---

Erscheinung aus einer Kraft ist deswegen eine leere Tautologie. Was unbekannt bleiben soll, ist also in der Tat nichts als die leere Form der Reflexion in sich, wodurch allein die Kraft von der Äußerung unterschieden ist — eine Form, die ebenso etwas Wohlbekanntes ist. Diese Form tut zum Inhalte und zum Gesetze, welche nur aus der Erscheinung allein erkannt werden sollen, im geringsten nichts hinzu." (Enzyklopädie § 136.) (Vergleiche die damit übereinstimmende Kritik des Kräftebegriffs durch Leibniz, die wir weiter oben anführten.)

Diese Kritik klärt in der Tat mit wenigen Worten ein Begriffsverhältnis auf, in dessen Netz man auch heute noch ungezählte Naturforscher zappeln sieht.

Zum sogenannten Trägheitssatz bemerkt Hegel:

„Für die äußerliche, die endliche Bewegung, ist es der Grundsatz der Mechanik, daß ein Körper, der ruht, in Ewigkeit ruhen, und der in Bewegung ist, in Ewigkeit sich fortbewegen würde, wenn er nicht durch eine äußerliche Ursache von dem einen Zustand in den anderen versetzt würde. Dies heißt nichts anderes, als Bewegung und Ruhe nach dem Satze der Identität (§ 115) ausgesprochen: Bewegung ist Bewegung, und Ruhe ist Ruhe; beide Bestimmungen sind gegeneinander ein Äußerliches. Diese Abstraktionen der Bewegung für sich und der Ruhe für sich nur sind es, welche die leere Behauptung von einer ewig sich fortsetzenden Bewegung, wenn nicht — usw. hervorbringen . . ." (§ 266).

Zur Zentrifugalkraft bemerkt Hegel ebenda:

„Aber es ist nicht darum zu tun, daß eine solche Richtung existiere, sondern daß sie getrennt von der Schwere für sich existiere, wie sie in der Kraft vollends verselbständigt vorgestellt wird."

Wiederholt weist Hegel auf die notwendige Unterscheidung zwischen analytischen Ausdrücken und wirklichen physikalischen Erscheinungen:

„Die Voraussetzungen, der Gang und die Resultate, welche die Analyse nötig hat und gibt, bleiben ganz außerhalb der Erinnerungen, welche den physikalischen Wert und die physikalische Bedeutung jener Bestimmungen und jenes Gangs betreffen. Hierauf ist es, daß die Aufmerksamkeit sollte geleitet werden, es ist um ein Bewußtsein zu tun über die Überschwemmung der physischen Mechanik mit einer unsäglichen Metaphysik, die — gegen Erfahrung und Begriff — jene mathematischen Bestimmungen allein zu ihrer Quelle hat." (§ 270.)

Dies ist den H. Weyl und einigen anderen wie auf den Leib geschrieben!

Der Hegelschen Kritik fehlt noch vielfach der nötige Erfahrungsstoff, um nicht nur methodisch-dialektisch, sondern auch empirisch der Metaphysik in der Physik beizukommen. Das nimmt dieser Kritik aber nicht ihre prinzipielle Bedeutung und ihre Fruchtbarkeit.

Übrigens ist Newton nicht nur Metaphysiker (im Sinne des Mangels an Dialektik); seine Erfindung der Infinitesimal-(„Fluenten"-)rechnung war nur möglich auf Grund eines dialektischen Instinkts.

Physik aus dem Wege zu räumen. Diese Vorarbeit ist den Naturforschern so gut wie unbekannt geblieben. Das lag zum Teil an der spezifischen, mystischen und scheinbar sophistischen Form der Hegelschen Dialektik. Aber auch die Hinweise von Engels im Anti-Dühring, die völlig frei von dieser Mystik waren, haben keine Beachtung bei Naturforschern gefunden. Ausschlaggebend dafür ist sicherlich, daß die materialistische Dialektik nun einmal den „revolutionären Ludergeruch" an sich hat. Wird sie das Instrument der herrschenden Arbeiterklasse im Westen sein, so wird auch das sich ändern.

4. In der allgemeinen Relativitätstheorie werden die Maßbestimmungen des Raumes (die Geometrie) und die Maßbestimmungen der Zeit abhängig von Verteilung und Bewegungszustand der Materie.

Eine Vorahnung dessen, daß ein Zusammenhang zu suchen ist zwischen den beiden Gruppen, findet sich bei Hegel wenigstens in der verkehrten und spekulativen Form, daß er bemüht ist, die Größenbeziehungen im allgemeinen Gravitationsgesetz aus dem begrifflichen Verhältnis von Raum und Zeit abzuleiten. Die Einzelheiten dieses Versuches* sind heute von keinem Interesse mehr. Von prinzipieller Bedeutung ist aber der Hinweis auf das Suchen eines solchen Zusammenhangs, der allerdings nicht im „Begriff", sondern nur in der Erfahrung zu finden ist und eines langen erfahrungsmäßigen Weges bedurfte.

5. Aus Bewegung läßt Hegel Materie werden.

Es kann dies als Vorahnung des Verhältnisses von Energie und Masse betrachtet werden, wie es die Relativitätstheorie aufstellt.

Damit verlassen wir Hegel und betrachten noch einige dialektische Begriffsverhältnisse, die sich aus der Relativitätstheorie ergeben.

5. Die Materialität der Energie. Elektrizität und Magnetismus. Materie und Äther. „Relativierung" und „Absolutheit" der Bewegung

Die Masse eines Körpers ist ein Maß für seinen Energieinhalt; ändert sich die Energie um L, so ändert sich die Masse in demselben Sinne um $\frac{L}{9} \cdot 10^{-20}$, wenn die Energie in Erg und die Masse in Grammen gemessen wird." (A. Einstein: „Ist die Trägheit eines Körpers von seinem Energieinhalt abhängig?" 1905.)

„Wenn die Theorie den Tatsachen entspricht, so überträgt die Strahlung Trägheit zwischen den emittierenden und absorbierenden Körpern." (Daselbst.)

Aus dem Äquivalenzprinzip folgt unmittelbar, daß diesem Zuwachse an träger Masse der gleiche Zuwachs an schwerer Masse entspricht.

Die Konstanz der Masse fällt. Die Energie wird materiell. Masse und Energie treten in Wechselwirkung.

Die Ostwaldsche Faselei vom „Verschwinden" der „Materie" und ihrer Ersetzung durch die nicht materielle Energie ist somit in exakter Weise begraben. Beide Begriffe, die der Energie und der Masse, sind in ein materielles dialektisches Verhältnis zueinander gebracht.

* Siehe Enzyklopädie §§ 267 und 271.

Diese Sätze hat natürlich nicht die mathematische Analyse erfunden. Sie sind eine exakte Verallgemeinerung der Erfahrung, daß das bewegte Elektron eine pondero-motorische Wirkung ausübt und daß Elektronen als ein Bestandteil aller Materie betrachtet werden können.

Ebenso werden Elektrizität und Magnetismus in nahe quantitative Beziehung zueinander gebracht.

Der „Äther" wird, wie wir gesehen haben, überflüssig als das absolut Ruhende, an dem sich die absolute Bewegung messen läßt. Er wird im Grunde auch überflüssig als Träger von Bewegungen im „leeren Raume". Er ist im Grunde immer noch das, als was ihn Hegel auffaßte, die physisch-metaphysische Fiktion des „Leeren" im Gegensatz zur Materie. Er soll, nach Einstein und H. Weyl, noch das „Führungsfeld" vorstellen. Er stellt in Wahrheit nur die zeitweilige Grenze unseres Wissens von der Gliederung der Materie im „Unendlichkleinen" vor. Die „Unerschöpflichkeit" der Welt fordert die Betrachtung der Materie als einer unendlichen Reihe von Gliedern absteigender Größenordnungen. Woraus folgt, wie wir bereits oben bemerkten, daß eine „vollständige" Theorie der Materie niemals möglich sein wird —, daß wir uns ihr aber mit fortschreitender Erfahrung unbegrenzt annähern können. Fehlt das Bewußtsein über die Verwirklichung der absoluten Erkenntnis der Materie nur in Gestalt relativer, zeitweiliger Erkenntnisse, so müssen notwendig an den jeweiligen Grenzen Fiktionen auftauchen.*

---

* Über den augenblicklichen Stand der Ätherfrage wird berichtigend und ergänzend von erwähnter befreundeter Seite folgendes bemerkt:

„Es ist noch alles im lebhaftesten Fluß begriffen.

Was den Hauptgegner der Ätherannahme, der den Stein der Diskussion über die Existenz des Äthers erst richtig ins Rollen gebracht, nämlich Einstein selbst, betrifft, so hat er seinen früheren, ablehnenden Standpunkt (der Zeit der Aufstellung der speziellen Relativitätstheorie) zugunsten eines solchen der Anerkennung des Äthers fallen lassen. In seiner Leydener Rede vom 5. Mai 1920 über „Äther und Relativitätstheorie" heißt es:

„Der Äther der allgemeinen Relativitätstheorie ist ein Medium, welches selbst aller (v. E. gesperrt. M. L.) mechanischen und kinematischen Eigenschaften bar ist, aber das mechanische (und elektromagnetische) Geschehen mitbestimmt". (Äther und Relativitätstheorie. Berlin, Springer 1920. pag. 12.)

Zu dieser Anerkennung eines Äthers ohne ponderomotorische Qualitäten fühlt sich Einstein veranlaßt durch den Umstand, daß der „leere Raum", physikalisch genommen, weder homogen noch isotrop aufzufassen sei, sein Zustand vielmehr durch 10 Funktionen (die Gravitationspotentiale $G_{\mu\nu}$) auszudrücken sei. Dieser Äther hat also weder mit einem Undulations- noch mit einem Korpuskularäther etwas gemein, noch auch mit dem Lorentzschen, aus dem er jedoch durch Relativierung hervorgegangen.

Im übrigen sagt Einstein (a. a. O. pag. 13):

„Über die Rolle, welche der neue Äther im physikalischen Weltbilde der Zukunft zu spielen berufen ist, sind wir noch nicht im klaren. Wir wissen, daß er die metrischen Beziehungen im raumzeitlichen Kontinuum, z. B. die Konfigurationsmöglichkeiten fester Körper, sowie die Gravitationsfelder bestimmt; aber wir wissen nicht, ob er am Aufbau der die Materie konstituierenden elektrischen Elementarteilchen einen wesentlichen Anteil hat."

In derselben Rede setzt Einstein Gravitationsäther = Raum, elektromagnetisches Feld = Materie. Der Dualismus von Raum und Materie (in deren Wechselwirkung) bleibt also bestehen. (Einstein teilt die Weylsche scheinmonistische Aufhebung dieses Widerspruches durch Einführung eines elektro-

Zum Schlusse noch eine Bemerkung darüber, ob, durch die Relativierung der Bewegung, der absolute Charakter der materiellen Welt verschwindet.

---

magnetischen Vierervektorpotentials nicht.) Berücksichtigt man ferner die Aussage Einsteins (ebenda): „Wir dürfen ferner beim Denken an die nächste Zukunft der theoretischen Physik die Möglichkeit nicht unbedingt abweisen, daß die in der Quantentheorie zusammengefaßten Tatsachen der Feldtheorie unübersteigbare Grenzen setzen könnten," — so deutet das hin auf Möglichkeiten weiterer Modifikationen des Ätherbegriffes von seiten der Atom- und Strahlungsphysik her. Einstein schließt seine Rede wie folgt:

„Zusammenfassend können wir sagen: Nach der allgemeinen Relativitätstheorie ist der Raum mit physikalischen Qualitäten ausgestattet; es existiert also in diesem Sinne ein Äther. Gemäß der allgemeinen Relativitätstheorie ist ein Raum ohne Äther undenkbar (von uns gesperrt. Die Red.); denn in einem solchen gäbe es nicht nur keine Lichtfortpflanzung, sondern auch keine Existenzmöglichkeit von Maßstäben und Uhren, also auch keine räumlich-zeitlichen Entfernungen im Sinne der Physik (notabene gäbe es auch manches andere nicht! Die Red.). Dieser Äther darf aber nicht mit der für ponderable Medien charakteristischen Eigenschaft ausgestattet gedacht werden, aus durch die Zeit verfolgbaren Teilen zu bestehen; der Bewegungsbegriff darf auf ihn nicht angewandt werden." (Ebenda, pag. 15.)

Da Einstein die Raum-Zeit-Metrik physikalisch auffaßt, den Äther zu einer conditio sine qua non derselben macht, ihm gleichzeitig aber sowohl absolute Ruhe (ergo Qualitäten eines universal bevorzugten Bezugssystems) als Bewegung abspricht, bietet seine Lösung ein klassisches Beispiel der fundamentalen dialektischen Widersprüche in der modernen Physik, deren es noch mehr gibt.

Die Widersprüche, die mit dem Ätherbegriff noch heute zusammenhängen, sind mithin noch ungelöst. Ob die moderne Physik den Äther allgemein (in welcher Fassung auch immer) anerkennt oder nicht, kann heute dahin beantwortet werden, daß noch alles im Flusse ist. Es gibt zur Zeit fünf Hauptrichtungen:

1. Forscher, die am ponderomotorischen, substantiellen Äther festhalten.

Hierzu gehören von hervorragenden Naturforschern z. B. W. Wien, W. Nernst, E. Wiechert, O. Lodge, V. Bjerknes, J. J. Thomson, G. Mie, W. Voigt. G. Mie schließt seinen Artikel über den „Weltäther" im Handwörterbuch der Naturwissenschaften (Bd. X, 1915, pag. 617) mit den Worten:

> „Die physikalische Welt besteht nicht aus getrennten, unabhängigen Atomen, sondern es gibt eine Weltsubstanz, die den ganzen Raum erfüllt, von der die greifbare Materie gewissermaßen nur eine besondere Erscheinungsfom ist. Diese Weltsubstanz ist der Äther."

Diese Richtung zerfällt in eine Reihe weiterer Unterrichtungen: Anhänger eines mitgeführten (Hertz-Stockesschen) oder ruhenden (Fresnel-Lorentzschen), eines kontinuierlichen oder diskontinuierlichen (korpuskularen), eines starren oder elastischen Äthers.

2. Forscher, die jeden Äther schlechthin leugnen.

Hierzu gehören die Ritzsche Emissionstheorie, E. Mach, H. Poincaré und die Axiomatiker („Physik wird Geometrie"), insbesondere unter den Mathematikern.

3. Forscher, die den Äther in Einsteins Fassung akzeptieren. (Äther aufgefaßt als das Leere, als das Krümmungsmaß des Raumes, die Gravitation usw. Bestimmende.)

Hierzu gehören vor allem die Mehrzahl der Vertreter der theoretischen bzw. mathematischen Physik, um nur einige Namen zu nennen: die Physiker M. Laue, M. Born, A. Haas, M. Planck, A. Sommerfeld, O. Chwolson, N. R. Campbell; die Astronomen A. S. Eddington und A. Kopff; die Mathematiker E. R. Neumann, D. Hilbert, B. Russell; Philosophen à la E. Cassirer, H. Bergson, M. Schlick, J. Petzoldt usw.

Bereits Minkowski findet:

„Indem der Sinn der Postulate (der Relativität) wird, daß durch die Erscheinungen nur die in Raum und Zeit vierdimensionale Welt gegeben ist, aber die Projektion in Raum und Zeit noch mit einer gewissen Freiheit vorgenommen werden kann, möchte ich dieser Behauptung eher den Namen Postulat der absoluten Welt (oder kurz Weltpostulat) geben."

Die Relativitätstheorie ist ein Schritt in der Richtung der weiteren, wie man es nennen könnte, Dialektisierung der Welt. Sie wird bewegter, wandlungsreicher. Aber das beseitigt nichts an ihrem absoluten Charakter, sondern rückt ihn nur weiter zurück. Allen Formwandlungen der bewegten Materie liegt eine materielle Einheit zugrunde.

In der speziellen Relativitätstheorie ist noch die Lichtgeschwindigkeit ein Absolutes, Konstantes.

In der erweiterten Relativitätstheorie ergibt sich als über alle Änderungen übergreifendes Gesetz das Hamiltonsche Prinzip:

Innerhalb dieser drei Klassen finden sich zahlreiche Übergänge, Kombinatoren und „Oszillatoren". Dazu:

4. Forscher, die erklären: Ignoramus!

Hierzu gehören u. a. der „Philosoph" der „Bequemlichkeit", der aus seinem reaktionären Kampfe gegen Ernst Haeckel bekannte russische Physiker O. Chwolson (vgl. dessen neuestes Buch: „Die Entwicklung der Physik in den letzten 50 Jahren", 1925), der jedoch in seinem bekannten fünfbändigen „Lehrbuch der Physik" (russisch, 5. Aufl. 1923) den Einsteinschen Äther aus „Bequemlichkeit" annimmt, ferner der Wiener Physiker F. Exner (in seinen ausgezeichneten „Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften", 1922). Zur selben Kategorie gehört auch P. Ehrenfest („Zur Krise der Lichtäther-Hypothese", 1913), der hervorragende amerikanische Physiker R. Millican u. a. Alle aber operieren doch mit dem Äther, wenn er auch unter der Flagge einer „heuristischen Arbeitshypothese" segelt.

5. Forscher, die den Äther durch die Konfusion ersetzen.

Zu diesen „bevorzugten" Forschern ist vor allem als Mandarin der ganzen Richtung der Züricher Mathematiker H. Weyl zu rechnen. Diese Herren nehmen insofern eine Sonderstellung ein, als sie es sich zur Aufgabe gemacht haben, den vielgeprüften und geschundenen, heute mehr denn je erniedrigten und beleidigten Ätherbegriff vermittelst Erzeugung allgemeiner Verwirrung grundlegender Erkenntnisse „endgültig" zu „klären". Weyl transformiert die Einsteinsche Relativitätstheorie ad absurdum. Wer sich für die kuriosen Bocksprünge, aber auch obskurantesten Heilslehren dieses neuen Alpengenies interessiert, der lese die beiden in der Zeitschrift „Die Naturwissenschaften" 1924 unter dem Titel „Was ist Materie?" erschienenen Aufsätze, die kürzlich unter gleichem Titel auch als separate Broschüre erschienen. (Verlag Julius Springer, Berlin 1924.) Er wird an den Zirkeln dieses raum-zeitlich bevorzugten Fakirs sein billiges Gaudium haben.

Dies das allgemeine flüchtige Bild der gegenwärtigen Lage des Ätherproblems in der Naturwissenschaft, speziell der Physik."

Meine obenstehende Darstellung ist demnach zu günstig und zu einfach, soweit sie den augenblicklichen Stand der Ätherfrage in der theoretischen Physik betrifft. Sie mag dennoch als ein Zielpunkt stehen bleiben.

Ich führe schließlich hier noch folgende Bemerkungen von Leibniz an, die ebenfalls dem Briefwechsel mit Clarke entnommen sind:

„Die Teile des Raumes sind nur durch die darin enthaltenen Dinge bestimmt und unterschieden . . . Ohne alle Dinge aber enthält der Raum nichts Bestimmendes, ja ist alsdann nichts Wirkliches" (l. c. S. 193).

„Die Gesamtwirkung, d. h. die Summe aus Feld und Substanzwirkung der Elektrizität plus der Substanzwirkung der Masse, erleidet keine Änderung bei unendlich kleinen Variationen des Feldzustandes und ebensolchen raumzeitlichen Verschiebungen der Weltmetrik."

Die Relativierung von Raum, Zeit und Bewegung hat in Wahrheit nichts zu tun mit irgend einer Form skeptischer Philosophie (die immer eine Abart des Idealismus ist), die die Objektivität, Absolutheit und Materialität der Welt leugnet.

Das Gesetz der Wandlungen enthält immer zugleich auch das Gesetz des Gleichbleibenden, das der Relativierung, das des Absoluten. Die beiden Pole der Wandlung und des Beharrens durchdringen sich.

Nachbemerkung: Wir führen zu diesem Gegenstand folgende Stellen aus dem Vortrag von Max Planck an („Vom Relativen zum Absoluten." Die Naturwissenschaften, XIII, Heft 3, S. 53—59, vom 16. Jan. 1925), der uns erst nach Fertigstellung unserer Abhandlung zu Gesicht kam:

„Daß die Relativitätstheorie tatsächlich zur Auffindung eines Absolutwertes der Energie geführt hat, ist schon früher zur Sprache gekommen, und es würde von recht oberflächlicher Denkweise zeugen, wenn man bei der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Relativierung von Raum und Zeit stehen bliebe und nicht noch weiter fragen würde, wohin denn diese Relativierung führt. Sicherlich ist es häufig in der Geschichte der Wissenschaft vorgekommen, daß gewisse Begriffe, denen man eine Zeitlang eine absolute Bedeutung beigelegt hatte, sich als nur relativ gültig erwiesen. Aber damit wird das Absolute nicht eliminiert, sondern nur zurückgeschoben. (Unterstreichung von mir. A. Th.) Eine Leugnung des Absoluten schlechthin käme nach meiner Meinung auf dasselbe hinaus, als wenn jemand, der nach der Ursache eines eingetretenen Ereignisses forscht, falls er einmal die Entdeckung macht, daß ein gewisser Umstand, den er eine Zeitlang für die gesuchte Ursache hielt, nicht dafür in Betracht kommen kann, nun daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Ereignis überhaupt keine Ursache gehabt hat. Nein, man kann ebensowenig alles relativieren, wie man alles definieren oder alles beweisen kann. Denn wie bei jeder Begriffsbildung von mindestens einem Begriff ausgegangen werden muß, der keiner besonderen Definition bedarf, und wie jede Beweisführung von einem Obersatz Gebrauch machen muß, der ohne jeden Beweis als zutreffend anerkannt wird, so knüpft jedes Relative im letzten Grunde an etwas Selbständiges, Absolutes an. Sonst schwebt der Begriff oder der Beweis oder das Relative in der Luft, ähnlich wie ein Rock, für den kein Nagel zum Aufhängen da ist. Das Absolute stellt den notwendigen, festen Ausgangspunkt dar; derselbe muß nur an der richtigen Stelle gesucht werden. (Unterstreichungen von mir. A. Th.)

. . . Die von Albert Einstein erarbeitete Erkenntnis, daß unsere Begriffe des Raumes und der Zeit, wie sie Newton und ebenso Kant

als die absolut gegebenen Formen unserer Anschauung ihren Gedankengängen zugrunde legten, wegen der Willkür, die in der Wahl des Bezugssystems und des Messungssystems liegt, in gewissen Sinne nur eine relative Bedeutung besitzen, greift vielleicht am allertiefsten an die Wurzeln unseres physikalischen Denkens. Aber wenn dem Raum und der Zeit der Charakter des Absoluten abgesprochen worden ist, so ist derselbe nicht aus der Welt geschafft, sondern er ist nur weiter rückwärts verlegt worden, und zwar in die Metrik der vierdimensionalen Mannigfaltigkeit, welche daraus entsteht, daß Raum und Zeit mittels der Lichtgeschwindigkeit zu einem einheitlichen Kontinuum zusammengeschweißt werden. (Unterstreichung von mir. A. Th.) Diese Metrik stellt etwas von jeglicher Willkür abgelöstes Selbständiges und daher Absolutes dar."

Bei aller Unbeholfenheit zeigt sich hier ein richtiges Verständnis für das dialektische Verhältnis des Absoluten und Relativen, des Unmittelbaren und Vermittelten im allgemeinen und in der Physik im besonderen.

Das Allgemeine dieses Verhältnisses findet man weit klarer und umfassender ausgesprochen bei Hegel:

„Hier mag daraus nur dies angeführt werden, daß es nichts gibt, nichts im Himmel oder in der Natur, oder im Geiste oder wo es sei, was nicht ebenso die Unmittelbarkeit enthält als die Vermittlung, so daß sich diese beiden Bestimmungen als ungetrennt und untrennbar und jener Gegensatz sich als ein nichtiger zeigt." (Logik, Buch „Womit muß der Anfang der Wissenschaft gemacht werden?")

N. OSSINSKI

DIE BODENVERHÄLTNISSE IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

1. Die Verteilung des Bodeneigentums

Ende 1924 sind in Amerika zwei Arbeiten erschienen, die die in der Überschrift enthaltene Frage berühren. Eine hiervon gehört zur Serie der „Zensus-Monographien", d. h. Spezialuntersuchungen, die gewisse Teile der Volkszählung vom Jahre 1920 behandeln. Sie ist das Werk zweier Verfasser, Goldenweiser und Truesdell, und ist betitelt „Landwirtschaftliches Pachtwesen in den Vereinigten Staaten".* Zugrunde gelegt ist das entsprechende Material der Zählung vom Jahre 1920, das zum Teil weit gründlicher verarbeitet ist, als es im fünften und sechsten Band der die Landwirtschaft betreffenden Bände der Volkszählung geschehen ist. Dieses Material wurde weiterhin durch andere Quellen ergänzt. Die zweite Arbeit stellt eine kollektive Monographie von fünf Verfassern dar, die im Büro für landwirtschaftliche Ökonomie des Departements (Ministeriums) für Landwirtschaft tätig sind. Sie erschien in der letzten Lieferung des Jahrbuches des Landwirtschafts-Departements und ist betitelt: Farmbesitz und Pächtertum in der Landwirtschaft".** Die Monographie stützt sich einerseits auf die Daten der Zählungen, andererseits — und zwar in hohem Maße — auf die Ergebnisse der Spezialuntersuchungen des landwirtschaftlichen Departements.

Letztgenannte Arbeit ist lebendiger und vielseitiger. Sie umfaßt ein reichhaltigeres Material, das dem Leser unter Beigabe zahlreicher interessanter Kartogramme und Diagramme dargeboten wird. Auch wird die Frage hier umfassender behandelt, indem nicht nur die Gruppierung der eigentlichen Leiter amerikanischer Farmen nach Eigentümern und Pächtern, sondern auch die Frage der Eigentümer der verpachteten Farmen aufgeklärt wird. Endlich erfahren in dieser Arbeit die Fragen auch eine objektivere und weniger formale Behandlung. Erstgenannte Arbeit trägt dagegen einen engeren statistischen Charakter und hält sich an die formalen Zusammenstellungen der Volkszählung von 1920. Auch ist sie von einem offiziellen Optimismus in der Pachtbewertung durchdrungen.

Das in beiden Arbeiten niedergelegte Material gestattet in Verbindung mit den Ergebnissen der Volkszählung von 1920 (von denen

* Farm Tenancy in the United States. By Goldenweiser and Truesdell. Census Monographs, IV. Wash. 1924.

** Farm Ownership and Tenancy. By Gray, Stewart, Turner, Sanders and Spillman. 506—600 des Agriculture Yearbook, 1923, Wash. 1924.

die genannten Autoren ausgehen, obwohl diese Ergebnisse auch anders verwertet werden können) und anderen Daten, sich eine ausreichend deutliche Vorstellung zum mindesten bezüglich einer Kategorie der Produktionsverhältnisse in der amerikanischen Landwirtschaft, nämlich des Verhältnisses von Bodeneigentümern zu Leitern landwirtschaftlicher Unternehmungen, zu verschaffen. Versuchen wir, das Bild zu skizzieren.

Zuvor jedoch einige Bemerkungen über die Art der Behandlung der Frage der Bodenverhältnisse durch die amerikanische Zensusstatistik. Die Methode ist derart, daß wir bei einem Versuch, auf Grund des Zensusberichtes von 1920 die Feststellung zu treffen, wem in den Vereinigten Staaten der Boden und in welchem Ausmaße gehöre, einen vollständigen Mißerfolg erleiden würden. Die Frage der Zugehörigkeit des Bodens berührt der Zensus nur nebenbei im seinem landwirtschaftlichen Teil. In diesem Teil wird nur die Frage des sogenannten „Farmlandes" behandelt. Staats- und öffentliche Ländereien werden, sofern sie keine Farmen bilden, außer acht gelassen.* Unberücksichtigt bleiben auch die Ländereien der Eisenbahnen. (Letztere haben bei ihrem Bau ausgedehnte „Landschenkungen" erhalten, von denen ein Teil verkauft wurde, ein Teil aber in ihrem Besitz verblieben ist.) Unberücksichtigt bleibt auch der Boden der Holz-, Bergwerks- und ähnlicher Unternehmungen. Mit dem Farmland ist es nun wiederum eine eigenartige Geschichte. Die der Berechnung zugrunde gelegte Einheit bildet die Farm, das einzelne landwirtschaftliche Unternehmen. Als „Subjekt" eines solchen Unternehmens gilt dessen Leiter, derjenige, der der Wirtschaft vorsteht, der „Operator", wie sich die Zensusstatistik ausdrückt. Es gibt drei Hauptkategorien solcher „Operatoren": leitende Eigentümer, leitende Verwalter und leitende Pächter. Das Zählformular enthält zwar die Aufforderung: „Falls Sie irgendwelchen landwirtschaftlichen Boden anderer in Pacht haben oder Sie irgendwelchen landwirtschaftlichen Boden anderer verwalten, so teilen Sie die Adresse des Bodeneigentümers mit". Die Ergebnisse der Volkszählung dagegen enthalten keinerlei Zusammenfassung gepachteter und verwalteter Ländereien nach deren Eigentümern. Besitzt nun jemand eine Plantage von 1000 Acres** (was im Süden, im ehemaligen Sklavenhaltergebiet, eine Massenerscheinung ist), teilt diese in Parzellen von 25—40 Acres, teilt jeder Parzelle einen Parzellenteilbauer zu, versieht sie dabei mit allem Notwendigen (häufig bis einschließlich der Lebensmittel) und setzt über sie eine „Aufsicht" ein, die gegen sie zuweilen weit „engherziger" ist als gegen Arbeiter — so werden in der Volkszählung statt einer Plantage 25—40 „Farmen" verzeichnet. Dasselbe geschieht im Norden, wenn jemand ein großes Gut in Stücke aufteilt und diese einzeln in Pacht gibt (und sei es auch für Geld und ohne

* Praktisch ist der größte Teil solcher Ländereien nicht Farmland, sondern Pachtweide oder Waldland.

** 1 Acre = 0,405 Hektar.

Aufsicht) oder eine Reihe aufgekaufter Farmen verpachtet. Mit einem Worte, das „statistische Äußere" zeigt uns lediglich: 1. eine Reihe von Farmen, von denen bekannt ist, daß der Leiter der Eigentümer ist*, 2. eine Reihe von Farmen, von denen bekannt ist, daß sie von Verwaltern geleitet werden, aber unbekannt bleibt, wem sie gehören und wieviel solcher Farmen der Eigentümer besitzt, 3. eine Reihe von Farmen, von denen bekannt ist, daß sie gepachtet sind, während unbekannt bleibt, wieviel Land dem verpachtenden Grundbesitzer gehört. Gerade das zeigt uns einen der Fälle jener Methode der Registrierung und Zählung, die Lenin so scharf und mit Recht in seinem Buche „Neue Daten über die Gesetze kapitalistischer Entwicklung in der Landwirtschaft" verurteilt hat. Erst in der Volkszählung von 1900 wurde eine Aufstellung über den Bodenbesitz und 1910 eine besondere Aufstellung über die Plantagen im Süden gemacht. Im übrigen „interessiert" dieser Gegenstand die amerikanischen Statistiker nur wenig, während sie in den Ergebnissen der Zählung z. B. der Gruppierung aller Arten von Farmleitern (einschließlich aller Unterarten von Pächtern) nach dem Alter usw. sehr viel Platz einräumen.

Uns nun dem Wesen der Frage zuwendend, müssen wir vor allem betonen, daß die gesamte Bodenfläche der Vereinigten Staaten 1903 Millionen Acres beträgt. Davon entfallen nach den letzten Berechnungen des landwirtschaftlichen Departements** 122 Millionen auf eine Fläche, die weder „Farmen" aufweist noch überhaupt für Landwirtschaft in Frage kommt. Hiervon wieder sind 91 Millionen gänzlich unbrauchbarer Boden (Wüsten, Felsen, Gebirge, Sümpfe), während der Rest Städte und Siedelungen, Straßen Eisenbahngelände u. dgl. umfaßt. Diesen Boden lassen wir bei seite und wollen nun sehen, wie sich der Rest, d. h. das landwirtschaftlich ausgenutzte Territorium verteilt. Die unten folgende Tabelle bietet eine Zusammenfassung der Daten des landwirtschaftlichen Departements, die jedoch in solcher Form noch nicht gegeben wurde. Einen kleineren Teil derselben bilden Schätzungen des Departements, die jedoch auf sicherer Grundlage ruhen.***

---

* Wobei, da eine Sondergruppierung aller drei Arten der „Leitung" nach der Größe der Landfläche nicht gemacht wurde (es geschah dies nur für die drei Arten zusammen), in dieser Gruppe der Leiter, die gleichzeitig Eigentümer sind, Kleinbauern, Mittelbauern, Großbauern und selbständig wirtschaftende Gutsbesitzer vereinigt sind.

** Yearbook 1923, Monographie: „Land Utilisation", Seite 417.

*** Dieselben Daten kann man, in ganz anderer Gruppierung und teilweise nur in Form von Prozentzahlen figurierend, in der oben erwähnten Monographie „Land Utilisation" Seite 416—417 und 502 finden. Es sei jedoch vermerkt, daß auf Seite 502 für Farmerwald 155 Millionen Acres angegeben werden, während er laut Zensusstatistik nur 166 Millionen Acres beträgt. Dies die einzige Differenz zwischen diesen Zahlen und denen des Zensus. (Sie wird von den Verfassern nicht erklärt. Wahrscheinlich sind hier die von den Farmern gepachteten Wälder unberücksichtigt geblieben.) Wir setzen hier die Ziffer mit 155 Millionen an und erhalten damit in summa 946 Millionen Acres Farmerboden, statt 956 Millionen Acres. Bei den weiteren Ausführungen werden wir uns wieder an den Zensus halten.

1919 betrug (in Millionen Acres) das Eigentum an Boden (ausschließlich der oben angeführten 122 Millionen Acres) bei den:

	1. Farmern	2. Föderal. Institutionen	3. Anderen Staats- u. öffentl. Institutionen	4. Privaten und Unternehmungen	Insgesamt
Darunter:					
1. Unter Feldfrüchten (Saaten) .	365	—	—	—	365
2. Wälder	155 (32,1%)	91 (18,8%)	9 (1,9%)	228 (47,2%)	483 (100%)
3. Weide in halbtrockenem und trockenem Gebiet	163 (27,8%)	185 (31,5%)	67 (11,4%)	172 (29,3%)	587 (100%)
4. Weide in anderen Gegenden .	148 (64,1%)	—	13 (5,6%)	70 (30,3%)	231 (100%)
5. Unter anderen Benutzungsarten der Farmer	115	—	—	—	115
Insgesamt:	946 (53,1%)	276 (15,5%)	89 (5,0%)	470 (26,4%)	1781 (100%)

Das Gesamtergebnis ist, daß die Farmer über etwas mehr als die Hälfte des Bodens verfügen (was aber keineswegs Eigentum bedeutet), 20,5% den Staats- und öffentlichen Institutionen und 26,5% Privatpersonen und Unternehmungen, richtiger den großen Bodenspekulanten-, Wald-, Bergwerks- und Eisenbahngesellschaften (die Reste der „Schenkungen") gehören.

Wollten wir versuchen, festzustellen, wieviel Boden die Bauern als Eigentum besitzen, so würde uns das nie gelingen, da eine Gruppierung der Farmbesitzer, bei der man die Großbauern und die selbständig wirtschaftenden „Gutsbesitzer" ausscheiden könnte, im Zensus fehlt. Zieht man jedoch in Betracht, daß, wie wir weiter unten noch sehen werden, 39,3% des Farmlandes verpachtet ist, so können wir wenigstens feststellen, welcher Prozentsatz landwirtschaftlichen Bodens den Farmeigentümern (großen, mittleren und kleinen zusammen) abzüglich der Pachtfläche gehört. Da der nicht verpachtete, den Farmern gehörende eigene Boden auf Grund unserer Annahmen 574 Millionen Acres beträgt, können wir folgern: Die Farmer aller Kategorien besaßen in den Vereinigten Staaten als Eigentum 32,2% des gesamten landwirtschaftlichen Bodens.

Mit anderen Worten: Weniger als ein Drittel des gesamten landwirtschaftlichen Bodens gehörte als Eigentum den Klein- und Mittelbauern, einschließlich der selbstwirtschaftenden Großeigentümer. 20% gehörten dem Staate. Die andere Hälfte (genauer 47,3%) gehörte Privatpersonen und Unternehmungen, die den Boden nicht selbst bearbeiten, sondern ihn entweder verpachten oder mit Hilfe von Lohnarbeitern ausbeuten.

Besonders offensichtlich tritt das in der Verteilung der Wälder zutage. Den Farmern gehörte weniger als ein Drittel, der Staat behielt etwas mehr als ein Fünftel, während 47% den großen Gesellschaften gehörte.

Das Weideland in den trockenen Gegenden und Gebieten geringer Fruchtbarkeit des fernen Westens (im Flach- und Vorgebirge der Rocky-Mountains, des Felsengebirges) gehört zu 28% den Farmern (teilweise Pächtern), zu 46% dem Staate (hier befindet sich der eigentlich einzige in den Vereinigten Staaten noch übrig gebliebene staatliche Kolonisationsfond) und gegen 30% den Eisenbahn-, großen Viehzucht- und Landwirtschaftgesellschaften, die diesen Boden seinerzeit annektiert haben.

Die letzte Gruppe verfügt auch über 30% des Weidelandes in Gegenden, die genügend Feuchtigkeit aufweisen, d. h. in weniger westlich gelegenen Steppengegenden. Der Staat hat hier nur 5,5 Prozent behalten, während zwei Drittel auf die Farmer verteilt wurden.

2. Die Landverteilung unter den Farmern nach der Größe der Farmfläche

So sieht die Bodenverteilung in den Vereinigten Staaten aus. Sie bietet ein vom Standpunkt jener Schriftsteller, die die Vereinigten Staaten als ein Reich werktätiger Bauern hinzustellen beliebten, keineswegs erquickliches Bild.

Wohl befindet sich der größte Teil des Bodens, der nicht den Farmern gehört, außerhalb der Grenzen des landwirtschaftlichen Gürtels. Innerhalb dieses Gürtels aber bestehen dafür Unterschiede in der Zusammensetzung der Farmer selbst 1. nach der Quantität des Bodens, die die Farm besitzt, und 2. nach Eigen- und Pachtland.

Orientieren wir uns zunächst über den ersten Punkt. Nach den Volkszählungen von 1910 und 1920 verteilten sich Farmen, gesamte Bodenfläche und die Fläche des „bearbeiteten" Bodens*, wie folgt:

	Zahl der Farmen			Bodenfläche			Fläche des bearbeiteten Bodens		
	1900	1910	1920	1900	1910	1920	1900	1910	1920
	Anzahl d. Farmen in Millionen. (In der Klammer in %.)			In Millionen Acres. (In der Klammer in %.) 1 Acre = 0,405 Hektar					
Kleine Farmen (bis 100 Acres)	3,3 (57,5)	3,7 (58,0)	3,8 (58,6)	147 (17,6)	157 (17,9)	163 (17,1)	107 (25,8)	116 (24,2)	119 (23,7)
Mittlere Farmen (100 bis 174 Acres) . .	1,4 (24,8)	1,5 (23,8)	1,4 (22,5)	193 (23,0)	205 (23,4)	195 (20,4)	118 (28,6)	129 (26,9)	128 (25,5)
Große Farmen (175 bis 999 Acres) . .	0,97 (16,9)	1,1 (17,4)	1,2 (17,9)	301 (35,9)	349 (39,7)	378 (39,6)	165 (39,8)	203 (42,3)	218 (43,4)
Latifundien (über 1000 Acres)	0,05 (0,8)	0,05 (0,8)	0,07 (1,0)	198 (23,6)	167 (19,0)	221 (23.1)	24 (5,9)	31 (6,5)	38 (7,5)
	5,77 (100)	6,35 (100)	6,47 (100)	839 (100)	878 (100)	957 (100)	414 (100)	479 (100)	503 (100)

* „Improved land" — eine Bezeichnung, die für jedes Land gilt, das überhaupt einmal von einem Pflug, einer Egge oder einem Spaten berührt worden

Wir benutzen hier die Einteilung Lenins in seinem Buche „Neue Daten über die Gesetze kapitalistischer Entwicklung in der Landwirtschaft". Wir müssen gleich Lenin betonen, daß in der Rubrik der (der Fläche nach) kleinen Farmen eine Menge großer kapitalistischer Unternehmungen inbegriffen sind. Bemerken doch schon die Verfasser der ersten von uns erwähnten Monographie mit Recht: „Ein Viertel Acres Boden unter Glas, das für Blumenzucht und Treibhauspflanzen verwendet wird, kann ein ebenso großes Unternehmen sein wie eine Weizenfarm von 400 Acres und gleiche Sorgfalt und gleiches Geschick in der Leitung des Unternehmens erfordern".* Auch hinter den „mittleren" Farmen können sich große Molkerei- und Gartenbauunternehmen verstecken, aber im amerikanischen Ackerbaugebiet stellt das den Umfang einer mittleren, sich wenig oder gar nicht der Lohnarbeit bedienenden Wirtschaft dar. Just in dieser Höhe (160 Acres) wurde das Land seinerzeit an die Neuansiedler vom Staate unentgeltlich verteilt. Was darüber ist, vermag ohne erhebliche Verwendung von Lohnarbeit bereits nicht mehr auszukommen. Was über 1000 Acres hinausgeht, bildet größtenteils ein Latifundium, sei es ein solches der Viehzucht, wie im fernen Westen, oder eines der Plantagen, wie im Süden.

Die Tabelle zeigt uns nun: 1. 1920 gehörten 63% des Bodens Wirtschaften, die schon allein ihres Umfanges wegen keine Wirtschaften „Werktätiger" sein konnten. Dieser Prozentsatz ist natürlich de facto noch höher, da in die übrigen Rubriken eine Menge kapitalistischer Viehzucht-, Molkerei-, Gartenbau- und Gemüsekulturunternehmen eingehen. 2. In der Entwicklung seit 1900 fiel dieser Prozentsatz im Jahre 1910, sprang darauf aber noch mehr in die Höhe. Er war auf Kosten der Latifundien gefallen. Im Süden hatte eine Aufteilung der Sklavengüter teils in Teilbauparzellen, teils in für den Verkauf bestimmte Landstücke eingesetzt; im Westen wurde ein Teil der Viehzucht-Latifundien der näher gelegenen Gebiete in landwirtschaftliche Farmen verwandelt, stieg dann wieder, da in der Zeit von 1910—1920 unter dem Drucke der Kriegsnotwendigkeit in den fernwestlichen Gebieten wieder die Viehzucht zugenommen hatte. 3. Wir sehen jedoch, daß der Prozentsatz des bearbeiteten Bodens bei den großen und sehr großen Farmen immer mehr zunimmt, darunter auch bei den Latifundien, die, sich von den Weideüberschüssen und dem nicht urbaren Boden (im Süden) befreiend, immer mehr Land bebauen.

1920 wiesen die großen und sehr großen Farmen 51% bebauter Fläche auf.

Sollte man einwenden wollen (natürlich unberechtigterweise), eine Wirtschaft von über 71 Hektar (175 Acres) sei noch kein Großbetrieb, so wären wir zu unserm Bedauern allerdings außerstande,

(und sei es selbst Weideland), sofern es nur irgendeiner „Verbesserung" unterworfen worden. Die Bezeichnung geht auf jene Zeiten zurück, da der annektierte Boden als Besitz gesichert werden mußte und man ihn daher auf irgendeine Weise zu bearbeiten hatte.

* Farm Tenancy in the United States. S. 82.

den Einwand, gestützt auf die Gruppierung der amerikanischen Zählung, zu entkräften, denn wir könnten keine Daten über Wirtschaften von, sagen wir, 100—150 Hektar anführen. Wohl aber können wir es in bezug auf solche von 202 Hektar (500 Acres). Solche Farmen nämlich besaßen:

Im Jahre	1900	1910	1920
Summe des gesamten Farmlandes in Prozenten	31,7	28,5	33,7

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Unternehmen erheblicher kapitalistischer Stärke bei Berücksichtigung auch der sich hinter den „kleineren" Gruppierungen verbergenden, in den Vereinigten Staaten nicht unter 40% des gesamten Bodens besaßen. Der Rest verteilte sich in absteigender Linie des Anteils auf die sehr große Großbauernwirtschaft (wahrscheinlich gegen 25% des Bodens), Mittelbauernwirtschaft (gegen 20% der Anzahl wie der Flächnach) und schließlich Kleinwirtschaft (mehr als die Hälfte der Betriebe und wahrscheinlich nicht mehr als 15% des Bodens, abzüglich faktisch großer Betriebe).

3. Die Verteilung des Farmlandes nach Kategorien der „Bodennutznießer"

Betrachten wir nun die Einteilung der Unternehmen in einer anderen Richtung, nämlich nach dem rechtlichen Verhältnis des „Operators". Hier begegnet uns eine Trinität von Farmer-Eigentümer, Gutsverwalter und Pächter. Die Eigentümer wiederum verteilen

	Anzahl der Farmen			Bodenfläche der Farmen			Bebaute Bodenfläche der Farmen			Gesamtfläche an Boden pro Farm im Durchschnitt		
	1900	1910	1920	1900	1910	1920	1900	1910	1920	1900	1910	1920
	In Millionen Farmen (in Klammern %)			In Millionen Acres (in Klammern %)			In Millionen Acres (in Klammern %)			Acres		
Verwalter fremder Güter . .	0,06 (1,0)	0,06 (0,9)	0,07 (1,1)	88 (10,4)	54 (6,1)	54 (5,7)	11 (2,6)	12 (2,6)	13 (2,6)	1483	925	791
Volleigentümer . . .	3,2 (55,8)	3,4 (52,7)	3,4 (52,2)	431 (51,4)	465 (52,9)	461 (48,3)	221 (53,4)	234 (48,9)	235 (46,7)	137	139	137
Teileigentümer . .	0,45 (7,9)	0,59 (9,3)	0,56 (8,7)	125 (14,9)	134 (15,2)	176 (18,4)	57 (13,7)	76 (15,9)	79 (15,7)	277	25	314
Pächter .	2,0 (35,3)	2,4 (37,0)	2,5 (38,1)	195 (23,3)	226 (25,8)	265 (27,7)	125 (30,2)	156 (32,7)	176 (34,9	96	69	108
	5,7 (100)	6,4 (100)	6,5 (100)	839 (100)	879 (100)	956 (100)	414 (100)	478 (100)	503 (100)	146*	138*	148*

* Statt der Summe ist hier der Durchschnitt an Bodenfläche pro Farm der Vereinigten Staaten gesetzt.

sich auf zwei Kategorien: 1. „Volleigentümer", die das ganze Farmland besitzen, und 2. „Teileigentümer" (part owners), denen nur ein Teil des Farmlandes gehört, der übrige Teil dagegen hinzugepachtet ist. Wir werden später sehen, daß dieser Typus, im Grunde genommen, den Typus eines landwirtschaftlichen Großunternehmens repräsentiert.

Von Interesse ist in der Rubrik der Tabelle, die sich auf die Anzahl der Farmen bezieht, die deutlich hervortretende Tendenz des Anwachsens des Prozentsatzes der Pächterwirtschaften auf Kosten der Eigentümer. Doch darüber ausführlicher unten. Die relative Zahl der Güter mit Verwalter blieb unverändert (absolut ist sie von 1910 bis 1920 etwas gestiegen). In bezug auf die Volleigentümer läßt sich eine Stagnation feststellen, was in Verbindung mit der allgemein schwachen Zunahme an landwirtschaftlichen Betrieben in den Vereinigten Staaten zu einer Abnahme ihres Anteils führt. Der Prozentsatz der Teileigentümer ist während des letzten Jahrzehnts etwas gesunken (das entspricht einer absoluten Abnahme dieser Art von Betrieben von 594000 auf 559000).

Aus dem Teil der Tabelle, der sich auf die Verteilung der Gesamtbodenfläche unter die Betriebsgruppen bezieht, geht klar hervor, daß Pächter wie Teileigentümer den Umfang und den prozentualen Anteil ihrer Fläche erweitern: 1900—1910 auf Kosten der Güter mit Verwalter, 1910—1920 (in Prozenten) auf Kosten der Volleigentümer. In absoluten Massen genommen, läßt sich jedoch die Zunahme des Gewichtes der Teileigentümer und Pächter im letzten Jahrzehnt größtenteils aus der in den Vereinigten Staaten eingetretenen allgemeinen Zunahme an Farmland erklären, die nur ihnen zugute kam, nicht aber der Gruppe der Volleigentümer (die Ländereien der letzteren zeigen sogar eine kleine Abnahme). In Wirklichkeit lagen die Dinge wahrscheinlich noch komplizierter: Das neue Land wurde vorwiegend von Volleigentümern besetzt, während früherer Bodenbesitz immer mehr verpachtet wurde. Dasselbe gilt, wenn auch in geringerem Maße, auch für die „verwalteten" Güter.

Die Verteilung des bebauten Bodens unter den Betriebsgruppen zeigt besonders deutlich die Tendenz einer Ausdehnung des Pachtwesens und eines Rückganges des „Volleigentums". Die „verwalteten" Ländereien bewahren immerzu dasselbe prozentuale Verhältnis. Die Teileigentümer, die anfangs den Anteil an bebautem Boden erhöht hatten, zeigten später ein Fallen des Anteils. (Was die Gesamtfläche betrifft, so hat sie, wie wir bereits gesehen haben, im letzten Jahrzehnt allerdings zugenommen. Diese Zunahme ist augenscheinlich auf Konto des Weidelandes, nicht aber des Ackerlandes zu setzen.) Absolut genommen, bedeutet das eine rasche reale Zunahme bei der Pächtergruppe und eine in verschiedenem Tempo verlangsamte Zunahme bei allen übrigen Gruppen (am meisten bei den Volleigentümern).

Schließlich enthüllt uns die letzte Rubrik der Tabelle die „Pseudonyme" aller vier Kategorien:

Die Verwalter verwalten vorwiegend Latifundien*, die wir stark zusammenschmelzen sehen. (Das geschieht im Westen mit den Viehzuchtlatifundien, im Süden mit den Baumwollplantagen.)

Die Volleigentümer sind eine Sammelgruppe. Sie weisen im Durchschnitt die Physiognomie des „mittleren Farmers" auf. Die Teileigentümer sind offenbar vorwiegend große Unternehmer eines „Konjunkturtypus". Während des Jahrzehnts von 1910 bis 1920 verlegten sie sich auf Weidewirtschaft und lieferten während des Krieges Vieh.** Der durchschnittliche Umfang ihres Landes ist zwei- und einhalbmal größer als der Umfang des Landes des Volleigentümers (im Jahre 1920).

Die Pächter repräsentieren durchschnittlich noch viel kleinere Wirtschaften (wir werden weiter unten sehen, daß dieser Durchschnitt durch starke Extreme zustande kommt, denn hierbei sind eine Menge Neger-Parzellenteilbauern der südlichen Plantagen inbegriffen).

Ihre Kleinheit tritt insbesondere auch dadurch hervor, daß sie der Anzahl der Betriebe nach im Jahre 1920 38,1%, der Bodenfläche nach aber nur 27,7 %, ausmachen. Gleichzeitig besaßen sie 34,9% des bebauten Landes, haben also den Boden durchschnittlich viel besser ausgenützt als die Eigentümer. (Sie mußten es, um die Pacht bezahlen zu können.)

Obwohl wir nun die Betriebe nach einem anderen Prinzip, überdies einem viel oberflächlicheren als dem der Gruppierung nach der Quantität des Landes, gesondert haben, gelangen wir dennoch zu demselben charakteristischen Ergebnis, daß die werktätigen Bauern unter keinen Umständen mehr als 48,3% des „Farmerlandes" der Vereinigten Staaten als Eigentum besitzen. Die verwalteten Güter bilden kein Eigentum der Werktätigen, die Teileigentümer haben ihrem Durchschnittsniveau nach ebenfalls nichts mit Werktätigen zu tun, die Pächter endlich sind Bauern ohne eigenes Land. Es bleiben die Volleigentümer, in welcher Gruppe jedoch zweifellos die Mehrzahl der Güter von über 1000 Acres, aber ohne solche mit Verwaltern enthalten ist. Befanden sich doch im Jahre 1920 unter der Leitung von Verwaltern 54 Millionen Acres. Dabei umfaßten Güter von über 1000 Acres in demselben Jahre eine Fläche von 221 Millionen Acres, während die Volleigentümer 461 Millionen Acres besaßen. Ein kleiner Teil der Latifundien fällt allerdings der Gruppe der Teileigentümer zu, ein kleiner Teil selbst den Pächtern (kapitalistische Pacht). Trotz alledem ist klar, daß auch von dieser Seite besehen, wir zum Ergebnis gelangen, daß es in den Vereinigten Staaten sehr wenig „werktätige Bauern" gibt.

---

* Es darf nicht vergessen werden, daß dies bei weitem noch nicht alle Latifundien ausmacht, denn deren größter Teil wird unmittelbar von deren Eigentümern selbst verwaltet oder verpachtet. Absolut nahmen Farmen über 1000 Acres im Jahre 1920 eine Fläche von 221 Millionen Acres ein, während Verwaltern 54 Millionen Acres unterstellt waren.

** Das Umgekehrte sehen wir in der Zeit von 1900 bis 1910, als sie zum Unterschied von den Volleigentümern einen größeren Anteil an bebautem als an gesamtem Boden besaßen, nämlich 15,9% gegen 15,2%.

Eine interessante Frage ist, wem und in welcher Quantität die verpachteten Farmen gehören. Diese Frage wurde nur durch die Volkszählung von 1900 beantwortet. Das Jahr 1920 bietet nur Daten einer vom Landwirtschaftsdepartement vorgenommenen Spezialuntersuchung über 275000 Farmen. Dieses Material ergibt folgendes Bild:

Im Jahre 1900 gehörten 52% der verpachteten Farmen Eigentümern, die nicht mehr als eine Farm besaßen (natürlich waren es Farmen verschiedener Größe), 48% gehörte Eigentümern von 2 und mehr Farmen, 25% gehörten Eigentümern von 5 und mehr Farmen, wobei im Süden, wo eine Parzellierung der Plantagen zu beobachten ist, nur 37% der verpachteten Farmen Personen gehörten, die eine Farm besaßen, 63% Personen, die 2 und mehr Farmen besaßen, 32% Personen, die 5 und mehr Farmen besaßen. Im Norden gehörten umgekehrt 73% der Farmen Eigentümern einer Farm und nur 27% Eigentümern von 2 und mehr Farmen, darunter 7% Eigentümern von 5 und mehr Farmen. Übrigens sind die Farmen, die im Norden verpachtet werden, bedeutend größer. Immerhin ist es klar, daß im Norden eine Farmpacht seitens freigewordener Großbauern, nicht aber der Großgrundbesitzer, vorherrscht.

Im Jahre 1920 stellte sich heraus, daß 49,2% aller verpachteten Farmen „Einzelbesitzern" gehörten, 50,8% Besitzern von zwei und mehr Farmen, 25,4% Eigentümern von 5 und mehr Farmen. Es kündigt sich, wie es scheint, eine Konzentration des Pachtlandes an, jedoch nicht bei den höheren Gruppen. Mit Hilfe der Daten der Monographie des Landwirtschaftsdepartements läßt sich berechnen, daß im Jahre 1920 auf einen verpachtenden Grundbesitzer durchschnittlich 1,6% verpachtete Farmen entfielen, auf die Gruppe der Grundbesitzer, die mehr als zwei Farmen besaßen, durchschnittlich 4 Farmen.*

4. Inwieweit ist der Boden in den Vereinigten Staaten eine Ware?

Das oben entworfene Bild des Verhältnisses des „Operators" zu dem von ihm ausgebeuteten Betrieb charakterisiert, insbesondere bei Berücksichtigung der amerikanischen Klassifikationsmethoden, eigentlich weniger die Entwickelung kapitalistischer Verhältnisse in der Produktion, als die Zunahme des Warencharakters der Grundbesitzverhältnisse. Übrigens ist letzteres nur auf Grund des ersteren möglich und bildet nur dessen Symptom. Wir haben gesehen, daß im Jahre 1920 27,7% der Fläche der Farmen verpachtet wurden. Das stellt aber noch nicht die ganze Fläche des in Pacht gegebenen Bodens dar. Haben doch die „Teileigentümer" einen Teil ihres Landes sich hinzugepachtet. Welchen Teil nun? Es ist für die amerikanische Zensusstatistik wiederum außerordentlich charakteristisch, daß man keine exakte Antwort auf Grund der Zählung von 1920 darauf geben kann. Wohl wurde eine ent-

* „Farmer Ownership and Tenancy." Yearbook 1923, S. 530—531.

sprechende Frage den Teileigentümern vorgelegt, aber die Antworten blieben unsystematisiert. 1900 wurden sie zusammengefaßt und veröffentlicht, 1910 dagegen wohl zusammengefaßt, aber nicht veröffentlicht.* Die Beamten des Landwirtschaftsdepartements haben auch für das Jahr 1920 Berechnungen und zwar auf Grund der Prozentzahlen von 1910 gemacht und, nach Zusammenfassung des Bodens der Pachtfarmen und des „hinzugepachteten" Bodens der Teileigentümer, folgende Tabelle aufgestellt, in der der Prozentsatz des an der „Pachtzirkulation" beteiligten Bodens wiedergegeben ist. (Verwaltete Güter wurden ausgeschaltet, da es unbekannt ist, welche Bodenfläche hier in Pacht ist):

	1900	1910	1920
Summe des gesamten verpachteten Bodens in Prozenten	34,2	35,6	39,3
Summe des bebauten verpachteten Bodens in Prozenten	37,5	41,0	43,8

Mithin sind heute 39% des gesamten Farmlandes von der Pacht erfaßt, vom bebauten Lande bereits 44%. Diese formalstatistischen Daten sind überdies niedriger als die der Wirklichkeit. „Die Definition der Farm, die der Fragebogen des Zensus enthält, wurde offenbar praktisch in einer Weise gehandhabt, bei der viel Land unverrechnet blieb, so das von den Indianern — die unter dem Schutze der Regierung der Vereinigten Staaten stehen — verpachtete Weideland, wie auch das von den Regierungen und Institutionen der Einzelstaaten und wahrscheinlich auch den Eisenbahnen und anderen Eigentümern verpachtete Land. Eine Statistik, die sich auf andere Unterlagen als die der Volkszählung stützt, konstatiert hinsichtlich der Quantität des Landes, das von den Indianern, den Eisenbahnen und Staaten verpachtet wird, zum mindesten in einem Staate eine Fläche, die dreimal so groß ist als die in der Volkszählung als von den Farmern gepachtetes Land klassifizierte".**

Die wirkliche Entwickelung der Bodenpacht ist mithin erheblich stärker. Sie hat zwar noch nicht das Ausmaß Englands erreicht (90,2% der Fläche im Jahre 1914), nähert sich aber offensichtlich dem Niveau Belgiens (54,2% im Jahre 1910), nachdem sie Irland (36% der Farmen im Jahre 1910) und Deutschland (12,7% der Fläche im Jahre 1907) bereits überflügelt.***

Doch der Warencharakter des Bodens findet nicht nur in der Pacht des Bodens, sondern auch in der Häufigkeit seines Verkaufs seinen Ausdruck. Hier schlägt nun Amerika zweifellos alle Rekorde. Betrachtet man diese Erscheinung von der Seite der Farmen her, so wechselt der überwiegende Teil der amerikanischen Farmen den Eigentümer einmal im Verlaufe einer Generation, während ein

* Im Jahre 1910 hatten, wie jetzt die Monographie „Farm Tenancy in the United States" S. 30 mitteilt, die Eigentümer 46,3% des Geamtbodens ihrer Farmen und 46,6% des „bearbeiteten" Bodens gepachtet.

** Monographie des Landwirtschaftsdepartements, Yearbook 1923. S. 521 (von mir gesperrt N. O.)

*** Ebenda, S. 508.

erheblicher Teil ihn im Verlaufe der durchschnittlichen Wirksamkeitsdauer eines gewöhnlichen Menschen mehrmals wechselt".* Betrachtet man nun die Sache von der Seite des Farmers her, so zeigt eine Zusammenstellung von zehn lokalen Untersuchungen in verschiedenen Teilen der Vereinigten Staaten, daß durchschnittlich 88% der Farmer ihr Land durch Kauf erworben haben und nur 12% durch Erbschaft, Heirat oder Schenkung.**

Aber auch für die Pacht des Bodens ist der Umstand charakteristisch, daß die Pachtverträge größtenteils nur auf ein Jahr abgeschlossen werden, was bereits M. Sering in den achtziger Jahren*** hervorgehoben hatte und seitdem unverändert geblieben ist. Im Zusammenhang damit ist ein dauerndes Wandern von Farm zu Farm zu beobachten. Die Volkszählung von 1910 ergab, daß die in der Zählung aufgenommenen Pächter, die ihre Pacht in Geld entrichtet hatten, auf ihren Farmen durchschnittlich 3,8 Jahre verblieben, während diejenigen, die sie teilweise in natura beglichen, 2,6 Jahre aushielten. Verlängert man diese Zeitspanne des Verweilens anderthalbmal, so erhält man ein durchschnittliches Verbleiben auf der Farm von 4—5 Jahren. 1922 wechselten 27% der Pächter und 6% der Eigentümer ihre Farmen.†

Die amerikanischen Pächter führen buchstäblich ein Nomadendasein, das lebhaft an altrussische Gepflogenheiten und den im russischen Volkswort verewigten „Juriew-Tag" erinnert.††

Die Unbeständigkeit der Pacht steht zweifellos in Verbindung mit der Unbeständigkeit des Besitzes. Der das Steigen der Bodenpreise zur Spekulation ausnützende Eigentümer sucht und erwartet dauernd einen gewinnbietenden Käufer. Daher geht er langfristigen Pachtverträgen aus dem Wege. Es ist leicht einzusehen, daß solche Verhältnisse für die Sicherung der Ertragsfähigkeit des Bodens und die Pflege der Fluren von äußerst nachteiliger Wirkung sein mußten.

5. Die „landwirtschaftliche Stufenleiter": Landarbeiter — Pächter — Eigentümer

Unter solchen Umständen kann natürlich von einer Herrschaft des „Familienprinzips" der keine Lohnarbeit kennenden „Familien-Bauernwirtschaft" in den Vereinigten Staaten keine Rede sein.†††

* Zensus-Monographie, S. 115.

** Yearbook 1923, S. 562.

*** M. Sering. Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas. S. 147.

† Yearbook 1923, S. 589.

†† Der „Juriew-Tag" war der Tag, an dem im XVI. Jahrhundert die halbleibeigenen Bauern (die Leibeigenschaft befand sich noch in ihren Anfängen) das Recht hatten, den Gutsbesitzer zu wechseln. Die Erinnerung an diesen Tag ist in einem sehr verbreiteten russischen Sprichwort lebendig geblieben.

††† Eine Theorie der Bauernwirtschaft als Familienwirtschaft, die ein der kapitalistischen industriellen Produktion geichwertiges Element darstelle, wurde in Rußland neuerdings von A. Tschajanow u. a. verteidigt. Das Buch A. Tschajanows „Die Theorie der Bauernwirtschaft" ist 1923 auch in deutscher Sprache erschienen.

Dafür erfreut sich aber in Amerika eine andere Idee großer Popularität: die sogenannte „landwirtschaftliche Stufenleiter" (agricultural ladder). Das Land wird nicht durch Erbschaft weitergegeben. Der Farmer erwirbt es durch Kauf. Dafür aber besitze in den Vereinigten Staaten ein tüchtiger Landarbeiter immer die Möglichkeit hochzukommen und selbständiger Landwirt zu werden. Wie mancher amerikanische Millionär seine Karriere mit dem Laufburschen begonnen habe, so könne auch ein geschickter und arbeitsamer mittelloser Mensch schließlich durch Arbeit, Sparsamkeit und geschäftliche Routine Land und ausreichendes Kapital erwerben, kurz die Stufen Landarbeiter — Pächter — Eigentümer passieren.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß früher, als jungfräulicher Boden noch reichlich vorhanden war, der den Ansiedlern unentgeltlich oder gegen minimale Vergütung zugeteilt wurde, bei der günstigen Lage der Vereinigten Staaten auf dem Weltmarkt, das im weitgehenden Maße zutraf. Dennoch muß betont werden, daß schon damals der Aufstieg mehr einer Spekulation mit der Wertsteigerung des Bodens (der einige Jahre nach seiner Übernahme verkauft wurde, worauf dann der Ansiedler, der nun Kapital erworben hatte, entweder weiter nach dem Westen zog oder aber sich irgendwo eine neue, solidere und schuldenfreie Wirtschaft verschaffte) zu verdanken war. Ist es aber heute auch wesentlich anders geworden, so war es doch noch bis vor „kurzem" möglich. (Unter Bedingungen einer noch nicht völlig abgeschlossenen Kolonisation und vor allem des Bestehens einer Kriegskonjunktur wie 1916 bis 1920, deren Früchte der Zensus vom Jahre 1920 erntete.)

Es ist eine Tatsache, daß nach der Volkszählung von 1920 44,8% aller Farmeigentümer einst Pächter und 34,7% einst Landarbeiter gewesen waren.*

Auch läßt sich, wenn man die Daten erstens über die Zahl der Pächter im Jahre 1910 und zweitens über die Zahl der Eigentümer die im Jahre 1920 ihre Farm nicht über 10 Jahre besessen (d.h. sie erst nach 1910 erworben) und dabei von ihrer früheren Zugehörigkeit zur Pächtergruppe Mitteilung gemacht haben, miteinander vergleicht, berechnen, daß gegen 33% der Pächter, die im Zensus des Jahres 1910 enthalten sind, im Jahre 1920 bereits Eigentümer waren, mithin die oberen Sprossen der „Leiter" bereits erklommen hatten.**

Dasselbe läßt sich auch noch auf andere Weise eruieren. Man entnimmt den Daten des Zensus von 1910 eine bestimmte Altersgruppe von Eigentümern (beispielsweise eines Alters von 25—34 Jahren) und prüft, welchen Wandel diese Gruppe im Jahre 1920 beim Übergang zur Kategorie der Altersgruppe von 35—44 Jahren erfahren hat. Nun, ein Teil der Personen würde natürlich durch Tod ausscheiden, was indessen durch entsprechenden Abzug leicht

* Im landwirtschaftlichen Hauptgebiet, dem sogenannten „nordwestlichen Zentrum" erreichte der Prozentsatz der einst Pächter gewesenen Farmer sogar die Höhe von 52,3%, ehemaliger Arbeiter 43,6%.

** Zensus-Monographie, S. 110.

berücksichtigt werden kann. Die Berechnung ergibt, daß bei den Eigentümern in der zwischen den beiden Volkszählungen verstrichenen Zeit jede Generation (ausgenommen die Ältesten, bei denen die Sterblichkeit überwiegt) durch Rekruten ergänzt wird. So hätten z. B. von der Gruppe der Eigentümer, die im Jahre 1910 25—34 Jahre zählten, 583000 Mann im Jahre 1920 noch leben müssen, während es im Jahre 1920 Eigentümer im Alter von 35—44 Jahren tatsächlich 938000 Mann gab. 355000 Mann sind demnach von irgendwoher hinzugekommen. Dagegen zeigt eine Verfolgung der Schicksale der Pächtergenerationen, daß hier die Ergänzung erst beim Übergang von einem Alter von unter 25 Jahren zu einem solchen von 25—34 Jahren erfolgt (offenbar auf Kosten der Landarbeiter oder Wirtssöhne). Alle anderen Gruppen dagegen weisen ein durchgehendes Defizit auf.

Es werden auch andere Berechnungen vorgenommen*, deren Widerlegung sich jedoch erübrigt, da die „Leiter" ohne Zweifel bis auf den heutigen Tag (aus dargelegten Gründen) fortbesteht. Es darf jedoch nicht (wie das in der Zensus-Monographie geschieht) unterdrückt werden, daß erstens — was derselbe Zensus vom Jahre 1920 zeigt — 42% der Farmeigentümer nie weder Pächter noch Landarbeiter gewesen waren. Es handelt sich entweder um Wirtssöhne oder um Personen, die als „bemittelte" Leute anfingen (der größte Teil); daß zweitens auch unter den Pächtern 47% direkt Pächter geworden waren, ohne jemals Landarbeiter gewesen zu sein. Man vergleiche damit die Daten der Untersuchung des Landwirtschaftsdepartements (von 1922), denen zufolge 23% Verwandte von Farmeigentümern waren. Es ist das eine amerikanische Familieneigentümlichkeit: der Farmer verpachtet die Farm seinem Sohn oder Schwiegersohn, statt ihm die Leitung in einer anderen Form zu übertragen.**

6. Die Erschwerung des Aufstiegs und die Ursachen der Erschwerung

Es handelt sich vor allem um die Frage, ob vom Aufstieg in demselben Maße wie früher oder aber, an der Zeit gemessen, in geringerem Maße Gebrauch gemacht wird. Daß er in der Zeit zwischen 1910 und 1920 statt hatte, unterliegt keinem Zweifel. Untersucht man z. B. die Verteilung nach dem Alter der Eigentümer und Pächter getrennt, so ergibt sich, daß die älteren Jahrgänge in beiden Gruppen, sowohl relativ als absolut, zugenommen haben, während die jüngeren Jahrgänge zwar relativ abgenommen, nichtsdestoweniger bei den Pächtern zugenommen haben, bei den Eigentümern sogar zurückgegangen sind. Das bedeutet für die Pächterjugend eine offensichtliche Erschwerung des Eintritts in den „Tempel des Eigentums". Nach der Analyse etlicher solcher

* Zu Berechnungen solcher Art werden die Daten des Zensus sehr detailliert auf Altersgruppen verteilt, während wesentliche Gruppierungen unbeachtet bleiben.

** Monographie des Landwirtschaftsdepartements, S. 527.

Vergleiche sieht sich die Zensus-Monographie gezwungen, festzustellen, daß in den Vereinigten Staaten die „ständige Pacht" und im Maisgebiet die Pacht wächst. (S. 98.)

Dasselbe Ergebnis erhalten wir, wenn wir untersuchen, welche Zeit der Aufstieg zur „oberen Stufe der Leiter" bei den älteren und den jüngeren, erst in letzter Zeit zu Landwirten gewordenen Farmern erfordert. Es stellt sich heraus, daß erstere über einen kleineren „Stage"* verfügen. Selbst bei Berücksichtigung des Umstandes, daß von den alten Farmern mit einem großen Stage ein hoher Prozentsatz durch Tod ausgeschieden ist, erhalten wir immer noch eine klare Stage-Differenz.

Dies wird, übrigens (unbegreiflicherweise) in der Monographie des Landwirtschaftsdepartements bestritten.**

Man kann endlich auch noch folgende Rechnung durchführen. (Wir finden sie in der Monographie des Landwirtschaftsdepartements.) Teilt man alle Farmer in Altersgruppen ein (unter 25 Jahren) von 25—34, 35—44, 45—54 und von 55 Jahren und darüber) und prüft, wie hoch der Prozentsatz der Eigentümer nach Gruppen in verschiedenen Jahren war, so stellt sich heraus, daß die Gruppe unter 25 Jahren im Jahre 1880 32,6% Eigentümer enthielt. Allmählich sinkend, fiel der Prozentsatz im Jahre 1920 bis auf 22,8%. In der Gruppe der von 25—34 Jahre alten sank er von 49,8% auf 42,1%, in den folgenden Gruppen weniger, von 64% auf 59,1%. Weiter folgt nun ein sehr schwaches Sinken oder zufällige Schwankungen. Diese Ermittlungen beweisen überzeugend aufs Neue, daß der Aufstieg auf der „Leiter" immer schwerer wurde. Die Monographie des Landwirtschaftsdepartements gibt hierzu folgenden (nicht überzeugenden) Kommentar: „Dies konnte jedoch infolge der erheblichen relativen Zunahme an Pächtern in den jüngeren Gruppen geschehen, dank der, besonders im Süden, konstatierbaren Verwandlung der Arbeiter in Pächter. Überdies kann das auch eine Abnahme des Anteils der „ruhebedürftigen" Eigentümer-Farmer der älteren Gruppen widerspiegeln." (S. 559 und 560.)***

* Entspricht etwa dem früheren militärischen „Rangalter".

** Es wird unter dem Vorwande bestritten, daß man doch nicht nur den Tod, sondern auch den Übertritt der alten Farmer in den „Ruhestand" berücksichtigen müsse. Die Monographie macht jedoch keinerlei Versuch, die Höhe der geforderten Korrektur festzustellen, so daß ihre Behauptung einer Grundlage ermangelt.

*** Die Monographie läßt folgende Umstände außer acht: 1. Wie aus ihren eigenen Diagrammen (S. 55) ersichtlich, war die Mehrzahl (65%) der Neger-Pächter über 35 Jahre alt, so daß eine Neubesetzung der Parzellen durch Neger just die älteren Gruppen stärken mußte. Im Süden lassen sich die Neger auf den Parzellen nicht zum Zwecke eines Besteigens der „Leiter" nieder, sondern lediglich, weil damit für den prädestinierten und hoffnungslosen Landproletarier ein Wechsel in der Form seiner Versklavung verbunden ist. 2. Was bedeutet eine Hinausschiebung des Übertritts in den „Ruhestand"? Es bedeutet m. a. W., daß die Eigentümer über immer geringere Möglichkeit verfügen, ihre Farm an einen jüngeren Farmer zu verkaufen. Sonst nichts! Wenn mithin das Bestehen eines hohen Prozentsatzes bei den älteren Gruppen auch eine Hinausschiebung des Übertritts widerspiegeln kann (wodurch wird ein solches „Können" denn bewiesen?), so kann das gleichzeitig auch eine Erschwerung des Farmverkaufs widerspiegeln.

Entscheidend ist indessen nicht dieses formal-statistische Material, das durch ein „Spiel mit Zahlen" gewonnen wird, wie Lenin die amerikanische Statistik bezeichnete.

Entscheidend ist jenes Material, das vom Landwirtschaftsdepartement gesammelt und veröffentlicht wurde. Es besteht aus einer Gegenüberstellung gesonderter Ermittlungen und zwar über: 1. den Durchschnittswert der Farmen in 25 Staaten, 2. das Durchschnittseinkommen dieser Farmen und 3. den in jenen Gegenden herrschenden Zinsfuß der Hypotheken-Anleihen.*

Wendet man dieses Material auf den Fall an, daß ein Mann eine Farm gegen Kredit kauft und dabei einen Pfandbrief ausstellt, so gelangt man zu folgendem Schluß: „In keiner der von der Untersuchung erfaßten Gegenden, mit Ausnahme des Gebietes von Pennsylvania, ist die Möglichkeit gegeben, bei einem Durchschnittsverbrauch von 600 Dollar für eigene Bedürfnisse auch noch die Farmschuld innerhalb 10 Jahren abzutragen, ohne anfänglich eine sehr erhebliche — weit erheblichere als man gewöhnlich in der Lage ist — Anzahlung zu machen. In Illinois (und das gilt für den ganzen nördlichen Teil des „mittleren Westens", also das Herz des landwirtschaftlichen Gürtels) vermag man, nach voraufgegangener Anzahlung des dritten Teils des Wertes, die Schuld erst innerhalb 20 Jahren abzuzahlen. Dabei beträgt dieses Drittel in Illinois 21542 Dollar. Es bleibt nur übrig, entweder seiner Familie und sich selbst den Arbeitslohn zu kürzen, oder aber, sich eine Anleihe zu niedrigem Zinsfuß zu verschaffen." (S. 565.)

Wendet man dagegen dieses Material auf den Fall an, daß der Pächter, der eine Farm gepachtet hat, sich Geld zur Anzahlung aufsparen will, so ist das Ergebnis ein noch unerfreulicheres. „Welcher Zeit bedürfte es, um sich eine Anzahlungsrate zusammenzusparen, die eine Abzahlung des Restes der Farmschuld innerhalb 20 Jahren ermöglichen würde? (Man beachte, daß hier von einer Abzahlungsfrist von nicht mehr bloß zehn, sondern schon zwanzig Jahren die Rede ist. N. O.) Die Analyse der Zahlen zeigt, daß es unter den gegebenen Voraussetzungen nur in einem Gebiet, nämlich in Pennsylvania möglich ist, sich überhaupt etwas zu ersparen. Alle anderen Bezirke ergeben durchschnittlich ein Defizit von 13 bis 1132 Dollar jährlich, wenn man die Anleihezinsen der Hypothekenschuld vom ganzen Kapital der Farm** und 600 Dollar jährlich für den Familienverbrauch abzieht." (S. 567.)

Als praktische Schlußfolgerung eines solchen Ergebnisses finden wir in der Monographie des Landwirtschaftsdepartements die Fest-

* Diese vorzügliche Zusammenstellung ist zuerst in einem der Bulletins des Landwirtschaftsdepartements erschienen, später in die Monographie über Eigentum und Pacht aufgenommen worden. Yearbook 1923, S. 564.

** Hierbei wird vorausgesetzt, daß die Rente in der Höhe der hypothekarischen Anleihezinsen bezahlt wird. Das entspricht in den meisten Fällen der Wirklichkeit. Bei der Geldform der Rente ist letztere im landwirtschaftlichen Zentrum gewöhnlich niedriger als der Hypothekenzins. Wie wir aber noch sehen werden, herrscht nicht die Geldform, sondern die Form des Anteils (am Produkt) vor. Bei dieser Form aber ist die Rente dem Hypothekenzins zum mindesten gleich.

stellung, daß die Pächter, um Eigentümer zu werden, in der Lage sein müssen, entweder 1. die Einnahmen der Farm zu erhöhen oder 2. sich einen niedrigeren Pachtzins zu verschaffen, als der Betrag der Hypothekenzinsen ausmacht oder 3. bereits beim Übertritt zur Kategorie der Pächter über ihr gesamtes eigenes operatives Kapital verfügen zu können, „eine Bedingung, die für die Mehrzahl der Pächter charakteristisch ist" (die aber, fügen wir bei, gründlich die Vorstellung zerstört, als könnte man durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem Farmer aufsteigen N. O.) oder 4. mit weniger als 600 Dollar jährlich ihr Leben zu fristen oder endlich 5. die Arbeit der Familienangehörigen „unentlohnt" zu lassen. (S. 567, 568.) All das ist in gewissen Grenzen möglich. Aber, beweist es denn nicht gerade, daß hier erstens Merkmale einer Zerstörung der „Leiter" vorliegen und zweitens sich ein offensichtlicher Übergang zu europäischen Verhältnissen mit ihrem bäuerlichen Unterkonsum und ihrer Unterbezahlung zugunsten der Bodenmonopolisten ankündigt? Die Monographie des Landwirtschaftsdepartements muß nun hinsichtlich der ersten These, wenigstens teilweise, zugeben: „Daß es mit Hilfe einer der obengenannten Methoden einer großen Zahl von Pächtern gelungen ist... Anzahlungen zu machen, wird in weitgehendem Maße durch die Statistik der Bewegung auf der landwirtschaftlichen Leiter bewiesen. Andererseits hat aber die Analyse der Einkommenhöhe gezeigt, daß unter Durchschnittsbedingungen dieser Prozeß in vielen Teilen der Vereinigten Staaten auf nicht geringe Schwierigkeiten stößt." (S. 568, von uns gesperrt. N. O.)

Was zerstört nun die Leiter in erster Linie? Das Steigen der Bodenpreise. Nach einer Gegenüberstellung von Höhe der Bodenpreise und Höhe des Prozentsatzes der Pächter unter den Farmern in geographischer Reihenfolge folgert die Zensus-Monographie: „Die Korrelation (der Zusammenhang dieser beiden Erscheinungen) ist offensichtlich eine weitgehende auf beschränkten Flächen, auf denen die allgemeinen Bedingungen relativ gleichartige sind, tritt dagegen nur schwach in Erscheinung auf weiten Flächen, insbesondere auf Flächen, auf denen die Bedingungen in vielen wesentlichen Beziehungen verschieden sind." (S. 63.) Selbstverständlich muß das so sein, denn das Steigen der Bodenpreise bildet nicht die einzige Ursache des Pachtwesens. Nichtsdestoweniger bleibt es zweifellos die Hauptursache.

In dieser Richtung wirken zwei Kräfte. Erstens zieht es bei einem raschen Tempo des Steigens der Bodenpreise der Eigentümer vor, „abzuwarten" und, sofern er nicht selbst wirtschaftet, verpachtet er den Boden (dabei, wie wir gesehen haben, auf kurze Frist). Überdies wird bei raschem Zuwachstempo der Wertzuwachs in den Verkaufspreis im Vorhinein eingerechnet, der Zuwachs im „Einkommen" vom Boden verrechnet und der Preis dementsprechend in die Höhe getrieben. So entsteht eine Differenz zwischen dem „Einkommen", das der Eigentümer durch die unmittelbare Ausbeutung des Bodens erzielen könnte, und dem

Preise des letzteren. Der Prozentsatz der „Produktionsrente" steht niedrig, da neben ihr gleichzeitig eine spekulative Rente vorhanden ist. Das aber bedeutet, daß dem Pächter, der die Mittel für eventuellen Bodenkauf einer Produktionsquelle entnimmt, diese Möglichkeit immer mehr erschwert wird. Das tritt mit größter Klarheit im Staate Jowa zutage, wo das Steigen der Bodenpreise ein ungewöhnlich schnelles ist.

Wichtiger noch ist ein anderes Moment. Der absolute Wert einer Farm wird so hoch, daß der Boden schlechterdings unerschwinglich wird. Wir haben gesehen, daß ein Drittel des Wertes der untersuchten Farmen in Illinois nach den Daten des Landwirtschaftsdepartements 21,5 Tausend Dollar ausmacht. Nach den Daten des Zensus machten der Wert des Bodens und der Gebäude zusammen 90% des Gesamtwertes einer Durchschnittsfarm in Illinois aus.* Wie soll der Käufer zu Boden gelangen, wenn der Durchschnittswert einer amerikanischen Farm nach den Angaben des Zensus von 1920 12084 Dollar betrug, wovon auf Boden und Gebäude 10284 Dollar (85%) entfielen! Im wichtigsten Ackerbaugebiet (Nordwestzentrum) wird die Farm auf 25517 Dollar, Boden und Gebäude auf 22307 Dollar (87%) geschätzt. Im nächstwichtigen Gebiet (Nordostzentrum) schätzte man die Farm auf 15898 Dollar, Boden und Gebäude auf 13771 Dollar (87%). Mehr noch: Gruppiert man die Daten des Zensus nach Counties (erste Verwaltungseinheit des Staates), wie es das Landwirtschaftsdepartement tut, so ergibt sich, daß es 9% Counties im Lande gab, in denen der Durchschnittspreis einer Farm 35000 Dollar betrug und 3% (95 Counties), in denen eine Farm durchschnittlich über 50000 Dollar kostete. Allerdings sind das Preise der Kriegszeit (doch weniger hohe, als der Generalindex der Preise), die bereits wieder gesunken sind. Aber auch die Daten der Volkszählung sind höchstwahrscheinlich herabgesetzt (obwohl es den an der Volkszählung Beteiligten streng verboten war, irgenwelche Materialien den Organen des Fiskus mitzuteilen).

7. Die Zunahme des Pachtwesens nach Perioden und Bezirken

Nun wird uns die „Dynamik" des Pachtwesens, der wir ein paar Worte widmen wollen, klar. Betrachten wir einmal die Tabelle, die uns die Bewegung des Pachtwesens seit 1880 in vier Staaten-Gruppen veranschaulicht. Wir teilen die amerikanischen Staaten in vier Gruppen, nicht aber drei, wie das oft geschieht. Es muß nicht nur der Süden mit seinen Plantagen, in dem eine große Masse Neger-Teilbauer konzentriert ist und der sich noch im Prozeß der Kolonisierung befindende Westen ausgeschieden (das Vor- und Flachgebirge Rocky Mountains und die pazifische Küste), sondern auch der landwirtschaftliche und industrielle Nor-

* Deshalb erscheint u. a. der bereits erwähnte „Wunsch" des Landwirtschaftsdepartements, der Pächter möge operatives Kapital mitbringen, als ein rein platonischer. Machte es doch in Illinois nur 10% aus.

den in zwei Teile zerlegt werden, nämlich in 1. Staaten der atlantischen Küste, die vorwiegend Industrie und intensive Landwirtschaftsbetriebe umfassen und 2. das „Nordzentrum", d. h. den Hauptmittelpunkt des landwirtschaftlichen Gürtels, in dem die Betriebe pro Flächeneinheit zwar weniger intensiven Charakter aufweisen, das Ausmaß der landwirtschaftlichen Produktion dagegen ein ungeheures ist.*

	1880	1890	1900	1910	1920
Gesamtzahl der Farmen in den Vereinigten Staaten (in Tausenden)	4009	4565	5737	6362	6448
Darunter Pächter	1025	1295	2025	2355	2455
Dasselbe in Prozenten der Gesamtzahl der Farmer	25,6	28,4	35,3	37,0	38,1
An der atlantischen Küste waren Pächter	112	121	141	119	100
Dasselbe in Prozenten der Gesamtzahl der Farmer	16,0	18,4	20,8	18,1	17,2
Im nördlichen landwirtschaftlichen Zentrum waren Pächter	347	450	612	647	679
Dasselbe in Prozenten der Gesamtzahl der Farmer in diesem Gebiet	20,4	23,4	27,9	29,0	31,1
Im Süden waren Pächter	554	706	1232	1537	1591
Dasselbe in Prozenten der Gesamtzahl der Pächter im Süden	36,1	38,5	47,0	49,6	49,6
Im Westen waren Pächter	12	18	40	53	84
Dasselbe in Prozenten der Gesamtzahl der Pächter im Westen	14,0	12,1	16,5	14,2	17,6

Greifen wir hier etwas weiter zurück, als oben geschehen, so überblicken wir die Entwicklung des Pachtwesens im Verlaufe von vierzig Jahren. Im Jahre 1880 gab es kaum mehr als 25% Pächter. 1920 machen sie bereits 38,1% aller „Operatoren" aus. Es unterliegt keinem Zweifel, daß deren Zahl im Jahre 1925 nach der Krise der Jahre 1921—1923 noch erheblich zugenommen hat.

Einen besonders großen Sprung macht das Pachtwesen in der Zeit zwischen 1890 und 1900. Es waren das Jahre stärksten Fallens der Getreidepreise als Folge einer besonders akuten Überproduktion, die bereits auch auf Amerika ihre Wirkung ausgeübt hatte.

Im Zentrum der Landwirtschaft stieg die Zahl der Pächter auf Kosten der ruinierten Farmer von 450000 auf 612000, also 86%. In jenen Jahren vollzog sich auch die energischeste Aufteilung der Plantagen des Südens in Teilparzellen: die Zahl der Pächter stieg von 706000 auf 1282000, d. h. um 72%.

Von 1900 ab verlangsamt sich die Zunahme sowohl im Norden als im Süden, obwohl sie sich im Süden noch sehr lebhaft entwickelte. Im Norden machte sich die Besserung der Konjunktur des Brot- und Fleischmarktes geltend.

* Es ist das das vereinigte sogenannte östliche und westliche Nordzentralgebiet der amerikanischen Volkszählungsstatistik. Es umfaßt ein Drittel aller amerikanischen Farmen im Werte von über 50% der Gesamtsumme, 47% des gesamten Viehs, 56% der Pferde, 54% des Wertes aller Geräte. Hier wird $^2/_3$ des gesamten Weizens, $^2/_3$ des Mais, $^7/_8$ des Hafers und 60% der Heu- und Futtermittel produziert. (Vgl. Zensus-Monographie, S. 50—51.)

Seit 1910 hört die Zunahme des Pachtwesens im Süden fast vollständig auf. (Die Zunahme in den Jahren 1910—1920 beträgt insgesamt 54000 oder $3^1/_2$%.) Während dieser Zeit machte sich eine starke Flucht der Neger der südlichen Plantagen nach den nördlichen Industriegebieten bemerkbar. Der kulturelle Aufstieg der Negerbevölkerung machte ihr das Regime der Plantagenbesitzer unerträglich.* Umgekehrt schritt im Norden (im zentralen Gebiet) die 1900 einsetzende, verlangsamte Zunahme unaufhörlich fort (in der Zeit von 1900 bis 1910 plus 5,7% oder 35000, von 1900 bis 1920, ungeachtet der Kriegskonjunktur, plus 4,9% oder 32000).

In den beiden anderen Bezirken fand folgendes statt: Nachdem im atlantischen Bezirk seit 1900 das Steigen der Bodenpreise merklich hinter deren Steigen im ganzen Lande zurückzubleiben begann, sehen wir das Pachtwesen, das bis dahin im Aufstieg begriffen war, zurückgehen. Einem Pächter, der irgendwelche Ersparnisse gemacht hatte, war es hier leichter als irgendwo im Westen, eine Farm zu kaufen. Zudem verdrängte hier die Industrie auch die Farmen selbst. Deren Zahl beginnt rasch zu sinken, wobei in der Rolle von am Verkauf des Bodens zu städtischen und Industriezwecken Interessierten selbstverständlich in erster Linie Eigentümer auftreten, die ihr Land nicht bewirtschafteten. Was das Gebiet des Westens betrifft, so erklärt sich das Fluktuieren der Prozentzahlen einfach aus der geringen Verbreitung des Pachtwesens überhaupt und der damit zusammenhängenden Zufälligkeit der Daten.

Wenn sich mithin die Zunahme des Pachtwesens alles in allem für das ganze Land verringert hat, so muß doch daran erinnert werden, daß es im Süden bereits die Hälfte aller Farmen ergriffen hat, andererseits an der atlantischen Küste und im Westen spezifische Bedingungen das Bild verzerren. Auch dürfen die Konjunkturverhältnisse nicht aus dem Auge verloren werden. Ungeachtet dessen nimmt im entscheidenden landwirtschaftlichen Zentrum die Pacht ununterbrochen, im letzten Jahrzehnt sogar schneller als durchschnittlich im ganzen Lande, zu.

Überaus scharf beleuchtet wird diese Dynamik durch einen Vergleich mit der entsprechenden Entwickelung der Verhältnisse beim Nachbar des amerikanischen nördlichen Landwirtschaftszentrums — mit Kanada. Nach den kanadischen Volkszählungen** sinkt hier der Prozentsatz der Pächter seit 1891 ununterbrochen:

1891	1901	1911	1921
15,4%	12,9%	11,4%	7,9%

* Wenn Lenin in seinem Buche über „Neue Daten über die Gesetze kapitalistischer Entwicklung in der Landwirtschaft" (Moskau 1923, Staatsverlag, S. 13, russisch, 1. Auflage, 1917, verfaßt 1913) hervorgehoben hat, daß nach den Ermittlungen vom Jahre 1900 unter den Negern im Alter von über 10 Jahren 44,5% Analphabeten waren, während es unter den Weißen deren nur 6,2% gab, so hat sich das Bild allmählich soweit geändert, daß im Jahre 1920 unter den Weißen nur noch 4% Analphabeten, unter den Negern der Prozentsatz der Analphabeten sogar um das Doppelte gefallen war. Er betrug 22,9%.

** Vgl. Zensus-Monographie, S. 26.

Das Sinken verlangsamte sich von 1901—1911, als die Erweiterung der landwirtschaftlichen Anbaufläche relativ langsamer vor sich ging. Während der Kriegsjahre dagegen — bei deren gewaltiger Erweiterung — setzte ein starkes Sinken ein. Die Bodenvorräte sind in Kanada noch enorm, und die „Rentenfänger" vermögen noch nicht voll ihre Rechte zu genießen.

8. Das Anwachsen des Teilbaues und dessen Bedeutung

Ein nicht minder grelles Licht fällt auf diese Dynamik, wenn wir das Schicksal des Pachtwesens in der Richtung der Art der Pacht verfolgen. Es gibt zwei Hauptarten: Pacht für festes Geld- (im Süden auch ein Natural-) Äquivalent und Pacht für einen entsprechenden Anteil am Produkt. Es ist klar, daß vom Standpunkt kapitalistischer Verhältnisse die Geldform die höhere Art ist. Bei dieser Art übernimmt der Pächter infolge des Schwankens des Ernteertrages und der Preise (besonders angesichts der Kurzfristigkeit amerikanischer Pacht) gewöhnlich ein größeres Risiko. Er muß somit über ein größeres Kapital verfügen. Dafür zahlt er jedoch stets weniger als bei der zweiten Art. (Dies ist eine feststehende Tatsache, die keiner weiteren Illustration durch Zahlen bedarf.) Überdies ist er vom Eigentümer vollständig unabhängig. Wird dagegen die Rente mit einem Teile des Produktes bezahlt, so ist sie prozentual im Verhältnis zum Wert des gepachteten Vermögens stets höher. Zudem ist sie unbedingt mit einer Einmischung des Eigentümers in die Wirtschaft des Pächters verbunden. Nicht nur deshalb, weil der Eigentümer während der Einbringung der Ernte kontrollieren muß, ob der ihm zustehende Teil auch richtig abgeschätzt worden ist, und aufpassen muß, daß ihm sein Anteil nicht durch eine eventuelle „Nachlässigkeit" des Pächters geschmälert wird, sondern in erster Linie darum, weil die Anteilrente aufs engste mit der Lieferung von Produktionsmitteln durch den Eigentümer an den Pächter verbunden ist, mithin nicht mehr bloß von Boden und Gebäuden, sondern auch von Maschinen und Vieh. Die Teilbauverträge (share tenancy contracts) unterscheiden sich völlig entsprechend nach dem Ausmaß der vom Eigentümer dem Pächter gelieferten Produktionsmittel und der Größe des Anteils. Wird mit Ausnahme von Pferden, Vieh, Geräten und Samen alles, natürlich einschließlich des Bodens und der Gebäude, vom Eigentümer geliefert, so wird gewöhnlich ein Drittel des Produkts erhoben. Verfügt hingegen der Pächter nur über seine Arbeitskraft, und liefert der Eigentümer auch noch Pferde, Vieh, Geräte und Samen, so werden zwei Drittel erhoben usw.*

Die Neger-Parzellen-Teilbauer, die sogenannten „Croppers", haben einen speziellen Teilbauvertrag, auf Grund dessen sie vom Eigentümer schlechterdings alles bekommen, zuweilen so-

* Vgl. Beschreibung typischer Kontrakte in der Zensus-Monographie, S. 129.

gar Lebensmittel, dafür aber in einer fast sklavischen Abhängigkeit vom Plantagenbesitzer stehen und ihm den größten Teil der Baumwolle abliefern. Solche „Croppers" figurieren zum ersten Male im letzten Zensus. Ihre Zahl belief sich auf 561000, d.h. ungefähr auf ein Drittel aller Pächter des Südens und ungefähr 23% der Pächter des gesamten Landes. Doch verfügen sie über nur 21% des gesamten Pachtbodens im Süden und $8^1/_2$% der Pachtfläche des gesamten Landes. Diese Zwerg-„Pächter" (die Durchschnittsgröße der Parzellen beträgt 40,2 Acres) sind in Wirklichkeit Leibeigene der Plantagenbesitzer des Südens, wenn schon nicht Sklaven.

Lassen wir sie hier beiseite (wir werden später noch einmal auf sie zurückkommen) und betrachten wir nun die wirklichen, noch nicht ganz leibeigenen Teilbau-Pächter. Damit die „Croppers" uns unsere Berechnungen nicht verwirren (bis 1920 figurierten sie in der Volkszählungsstatistik unter der allgemeinen Rubrik der Teilbaupächter), wollen wir nur den Norden des Landes (die Staaten der atlantischen Küste und das „Nordzentrum") behandeln, wo es erwiesenermaßen keine „Croppers" gibt. Untersuchen wir nun, welchen Teil der Pächter sie zu den verschiedenen Zeiten ausmachten. Wir erhalten folgendes interessante Bild:

	1880	1890	1900	1910	1920
Gesamtzahl der Pächter (in Tausenden) .	459	571	753	765	779
Darunter:					
Teilbaupächter und gemischte Pächter (teils Geld, teils Anteil)	321	371	749	482	526
In Prozenten	69,9	65,0	63,6	63,0	67,5
Reine Teilbaupächter	—	—	—	395	423
In Prozenten	—	—	—	51,6	54,3

Wir sehen: 1. Die Teilbaupacht beider Arten, reine und gemischte, herrscht sogar im Norden vor und beträgt ungefähr zwei Drittel; 2. von den achtziger Jahren bis 1920 hat sie sich relativ verringert (nebenbei bemerkt, solange, als eine starke Zunahme landwirtschaftlicher Betriebe überhaupt erfolgte) steigt dann aber rapid in die Höhe und übertrifft prozentual das Jahr 1890; 3. auch die reine Teilbaupacht* schnellte in die Höhe, und zwar bis auf 54,3% aller Farmen.

In Prozenten der Bodenfläche war die Bedeutung der Teilbaupacht noch größer und stärker gestiegen: 1910 besaßen die „reinen" und „gemischten" Teilbaupächter zusammen 67,4% des gesamten Pachtlandes, im Jahre 1920 bereits 72,2%.**

Was besagen diese Zahlen? Natürlich wieder dasselbe: In der Zeit von 1910 bis 1920 wurde es dem Pächter besonders schwer, die landwirtschaftliche „Leiter" zu erklimmen. Er war gezwungen, in größerem Maßstabe als bisher

* Sie müßte eigentlich ausgeschieden werden, was die letzten Jahre ermöglichen, da die Gruppe der „gemischten" Pächter, wie wir weiter unten sehen werden, den eigenartigen Typus eines kleinen Kapitalisten darstellt.

** Die „reinen" Teilbaupächter besaßen im Jahre 1920 56,1% des Pachtbodens.

Teilbauverträge abzuschließen, sich in große Abhängigkeit vom Eigentümer zu versetzen und noch mehr zu des letzteren Angestellten zu werden. Das wurde offenbar zum Teil durch die Kriegsteuerung verschärft, die die Preise auf alle Gegenstände des Farmbedarfs in die Höhe getrieben hatte. Am stärksten aber wirkte augenscheinlich das Steigen der Bodenpreise während des Krieges (das mit dem Steigen der Rente verbunden war), so daß die Pächter es sogar vorzogen, in ein Abgabeverhältnis zum Eigentümer zu treten.*

9. Die Gruppierung der Pächter nach ihrer Klassenlage und den Pachtarten

Wir sind nunmehr genügend vorbereitet, um einen weiteren Schnitt durch die amerikanische Landwirtschaft zu legen, diesmal durch jene Gruppe von Farmern, die ihr Land beim Grundbesitzer pachtet. Bevor wir uns den Zahlen zuwenden, folgende allgemeine Bemerkungen.

Nimmt jemand Land in Pacht, so besagt das zunächst nur, daß der Leiter eines Landwirtschaftsbetriebes vom Eigentum am Boden, der einer Person für sich, in den angelsächsischen Ländern „landlord" (wörtlich Landesherr) genannt, gehört, getrennt ist. Das bedeutet indessen noch nicht, daß der betreffende Leiter selbst auch Produzent sei. Der klassische Typus kapitalistischer Wirtschaftsweise in der Landwirtschaft (der in England herrschende) besteht darin, daß jede Wirtschaft die Trinität: Landlord, Pächter-Unternehmer und Lohnarbeiter umfaßt.

Wenn wir es also mit einer Gruppe von Pachtwirtschaften im Gegensatz zu Eigentümerwirtschaften und Wirtschaften mit angestellten Verwaltern an der Spitze zu tun haben, so besagt das mitnichten, daß es sich um lauter kleine Wirtschaften landloser Bauern handele.

Es können unter ihnen bestehen, und bestehen auch tatsächlich in den Vereinigten Staaten, folgende verschiedene Gruppen:

Erstens, die Gruppe der Parzellenteilbauern, die nichts anderes als leibeigene Landarbeiter sind, jeglicher Produktionsmittel entbehren und durch einen Anteil am Produkt einen nicht vollen

* Wir können unter keinen Umständen dem Verfasser des Artikels über die Teilbaupacht überhaupt und die Teilbaupacht in den Vereinigten Staaten im besonderen, dem schwedischen Agronom Peterson (vgl. Landwirtschaftliche Jahrbücher, Band 69, Heft 4) beipflichten, der diese Art der Pacht rühmt und sie Europa zur Einführung empfiehlt. Der Verfasser selbst berichtet uns von zwei seinerseits vorgenommenen Versuchen der Einführung dieser Pachtart in Schweden. Von beiden Versuchen ergab einer ein günstiges Resultat (es handelte sich um einen Pächter, der ein armer, kinderreicher Landarbeiter war), der andere dagegen fiel negativ aus (hier war es ein Pächter, der gleichzeitig ein gutsituierter und selbständiger, zufällig einer eigenen Wirtschaft barer, Bauer war). Diese Koïnzidenz ist offenbar keine zufällige (S. 634—639). In einer anderen deutschen Zeitschrift (Berichte über Landwirtschaft Band II, Heft 2) hält es Professor Skalweit für notwendig, die „kapitalintensive Teilbaupacht" der Vereinigten Staaten zu preisen, ist jedoch der Ansicht, daß deren Einführung für Deutschland nicht in Frage käme.

Lohn erhalten. Hierher gehören die einstigen Negersklaven (die bereits erwähnten „Croppers"). Über diese äußert sich die Monographie des Landwirtschaftsdepartements unzweideutig und lakonisch, daß die Plantagenbesitzer sie „in demselben Maße beaufsichtigen, wie früher die Sklaven".. (S. 531). Die Zensus-Monographie konstatiert ihrerseits nicht minder entschieden: „Würden diese Leute für ihre eigene Arbeit und die Arbeit ihrer Familien einen Arbeitslohn erhalten, so würden sie sich zweifellos in einer besseren finanziellen Lage befinden, obendrein noch die Freiheit besitzen, nach Belieben kommen und gehen zu können." (S. 15.) Die von diesen einstigen Sklaven gezahlte Rente ist zweifellos jene „Produktenrente", von der Marx im 47. Kapitel des III. Bandes des „Kapital" spricht. Es gibt aber bestimmt auch im Norden Pächter in solcher Lage. Beweis dafür ist das Bestehen von „Zweidrittel"- und „Halbundhalb"-Teilbauverträgen. (Letztere erwähnt bereits Sering.) Diese Teilbauern sind in der Kategorie der „Teil"- (share-) Pächter inbegriffen (nach der Klassifikation des Zensus.)

Alle diese Teilbauern können nur im Süden zahlenmäßig erfaßt werden, wo die „Croppers" ausgeschieden werden. Im Norden ist es unmöglich, denn ungeachtet aller möglichen Spezifizierungen nach formalen Kennzeichen fehlt im Zensus jede Gruppierung der Pächter sowohl nach der Bodenfläche, als nach dem Durchschnittswert der Farm bzw. des Inventars, als endlich nach der Höhe des Pachtzinses. Nur dieses kleine bißchen fehlt in der Volkszählung!

Die zweite Gruppe der Pächter bilden die mittleren Pächter, die keine Aussicht haben, Eigentümer zu werden und nur danach streben, sich und ihre Familie aus dem Einkommen der Farm zu erhalten. Der mittlere Pächter verwendet entweder überhaupt keine Lohnarbeit oder nur in geringem Maße. Er repräsentiert den Berufspächter bäuerlichen Typs, nicht aber den des Großunternehmer-Typs. Solcher Farmer gibt es offenbar im nordöstlichen Zentrum (Indiana, Illinois, Ohio) nicht wenige. Diesem Typ gehören zum Teil „die Maisbauern" von Jova und Missouri an. Wie groß die Zahl dieser Pächter ist, ist aus bereits erwähnten Gründen unmöglich zu sagen. Man darf annehmen, daß ein Teil von ihnen in der Kategorie der Geldpächter (cash-tenants) zu finden ist. Doch befinden sich natürlich viele derselben auch unter den Teilpächtern (share-tenants).

Die dritte Gruppe bildet der mittlere und der mehr als mittlere Pächter, der die Eigentümerkarriere verfolgt, d. h. die landwirtschaftliche „Leiter" erklimmt. Dieser Typ besitzt ein gewisses Kapital, das er beim Eintritt in den Pächterverband mitbringt, und das er auf jede Weise zu vermehren sucht. Dieser Typ scheint die Farm oft zu wechseln, wobei er bestrebt ist, eine immer größere und rentablere zu erhalten. Er will keineswegs zu einem Berufspächter werden. Man findet ihn sowohl in der Kategorie der Geldpächter (cash-tenants) als auch der der „Teilpächter". Die stärksten Vertreter dieses Typs finden sich wohl in der „gemischten" Kategorie der Geldteilpächter (share-cash-tenants).

Die vierte Gruppe bilden wiederum Berufspächter, jedoch englischen Typs, landwirtschaftliche Unternehmer mittleren und großen Maßstabes. Hierzu bemerkt die Zensus-Monographie, zum Teil auch die großen Vertreter der vorerwähnten Gruppe im Auge habend: „Am anderen Ende (der „Pächterreihe" N. O.) steht der Pächter großen Maßstabes (man findet ihn vorwiegend im Maisgebiet), der selbst wenig körperliche Arbeit leistet, dafür aber seine ganze Energie der Verwaltung des verhältnismäßig umfangreichen landwirtschaftlichen Betriebes widmet, den er durch die Landpacht und Investierung seines gesamten Kapitals in Vieh und Geräten kontrollieren kann". (S. 139.) Diese Gruppe muß, sofern die Bodenpreise steigen, durch Vertreter der voraufgehenden Gruppe wieder aufgefüllt werden, die sich volens nolens in Berufspächter verwandeln, da selbst das relativ große, von ihnen ersparte Kapital nicht ausreicht, um Land zu kaufen. Es ist besser eine Farm zu pachten und sein ganzes Geld in Inventar anzulegen. Diesem Typ begegnen wir sowohl unter den „Geldpächtern" als unter den „Teilpächtern" (offenbar tritt er dieser Gruppe bei, „um das Risiko zu verteilen", desgleichen um den Eigentümer, dessen faktischer Kompagnon er ist, durch Kapital zu unterstützen) und den „gemischten" Pächtern. Spuren dieses Typs sind auch an der atlantischen Küste zu konstatieren, wo relativ niedrige und stabile Bodenpreise es augenscheinlich erlauben, die Pacht ausreichend zu stabilisieren, und es ein Teil der Unternehmer vorzieht, ohne Bodenkauf auszukommen.*

Die letzte Gruppe sind „zupachtende" („Teil"-) Eigentümer. Allen Merkmalen nach sind das durchschnittlich Unternehmer großen Maßstabes. Die Verfasser der Monographien ordnen sie, der Tradition entsprechend, der „Leiter" als Übergangsglied zum Volleigentümer ein. Natürlich gibt es unter ihnen auch diesen Typ. Doch ist er nicht vorherrschend. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich hier zweifellos um Personen, die über eigenes Land von nicht geringerer Quantität als das eines durchschnittlichen Volleigentümers verfügend, sich damit nicht zufrieden geben und nicht die „Leiter" des Besitzes, wohl aber jene „Leiter" erklimmen wollen, die vom Kleinkapitalisten zum Großkapitalisten führt. Das illustriert nebenstehende Tabelle.

Den verschiedenen Pächterarten haben wir zur Vervollständigung des Bildes die Teileigentümer, zum Vergleich die Volleigentümer zugesellt. Was lehrt nun diese Tabelle?

In den ersten zwei Horizontalreihen liefert sie uns eine Zusammenstellung der Daten über die Ausdehnung verschiedener Pachtformen, die uns teilweise bereits bekannt sind. Neu ist nur, daß die „Geldpächter" im ganzen Lande nur ein Fünftel der Gesamtzahl ausmachen und ein Viertel des gesamten Pachtlandes besitzen.

* Nach der Untersuchung des Landwirtschaftsdepartements (vgl. dessen Monographie, S. 580) betrug im Staate New York das Hausbudget eines Durchschnittspächters im Jahre 1921 2098 Dollar, das Budget eines Eigentümers 1983 Dollar. Die Pächter lebten besser als die Eigentümer und zeigten bei einem solchen Budget wohl wenig Neigung, Eigentümer zu werden.

	Einteilung der Pachtwirtschaften im Jahre 1920 nach der Form der Pacht (Daten der Volkszählung)					Teileigentümer	Volleigentümer
	Pächter überhaupt*)	„Croppers"	Reine Teilpächter	Geldteilpächter (gemischte)	Geldpächter		
1. Gesamtzahl der Wirtschaften in Tausenden	2455	561	1118	128	480	559	3367
Zahl der Pächter in Prozenten.	100	22,9	45,7	5,2	19,6	—	—
2. Bodenfläche (in Millionen Acres).	265,0	22,5	138,2	24,3	65,1	175,5	461,3
Gesamtfläche des Pachtlandes in Prozenten	100	8,5	52,2	9,2	24,6	—	—
3. Bodenfläche pro Wirtschaft	107,9	40,2	123,6	190,4	135,6	314,2	137
4. Fläche des bebauten Bodens pro Wirtschaft	71,6	29,7	86,1	155,9	71,7	141,3	69,9
Bebauter Boden in Prozent der Gesamtfläche	66,3	73,9	69,6	81,9	52,8	45,0	51,0
5. Wert des Gesamtkapitals exkl. Boden und Gebäude pro Wirtschaft (in Dollar)	1382	328	1567	2832	1955	2901	1820
6. Dasselbe pro Acre des Gesamtbodens	12,8	8,2	12,7	14,9	14,4	9,2	13,3
7. Wert der Geräte pro Acre	5,9	2,6	5,7	6,7	7,9	6,2	8,3
8. Wert des Viehs pro Acre des Gesamtbodens	8,9	6,2	8,7	9,4	10,2	6,4	9,0

Die vertikalen Rubriken überprüfend, konstatieren wir, daß die Geldpächter in beinahe jeder Beziehung den Volleigentümern gleichen. Sie besitzen fast ebensoviel Land und nur einen etwas höheren Prozentsatz bebauten Bodens und eine etwas größere Kapitalsausgabe pro Acre; auf Maschinen und Geräte entfällt pro Acre etwas weniger, auf Vieh dagegen etwas mehr. Das beweist klar, daß die durchschnittliche soziale Gliederung dieser Kategorie der Gliederung der Kategorie der vollen Eigentümer konform ist. Unter ihnen findet sich gewiß ein ungefähr gleicher Prozentsatz großer, mittlerer und kleinerer Wirte. Oder, was noch wahrscheinlicher ist, in der Kategorie der Geldpächter sind vorhanden: 1. ein erheblicher Prozentsatz mittlerer Pächter (solcher, die wir oben als zweite Gruppe oder zweiten Pächtertyp bezeichnet haben) und 2. ein kleinerer Prozentsatz Berufsunternehmer. Kleinbauern dagegen, die außerstande sind, das Risiko eines Geldvertrages selbst zu tragen, fehlen fast ganz. Im Ergebnis gleicht die Bilanz dieser Gruppe der Bilanz der Eigentümerkategorie.

Ein ganz anderes Bild bieten uns die „reinen" Teilpächter. Ihre Parzellen sind kleiner als die der Eigentümer. Dagegen haben sie mehr an bebautem Boden, und zwar nicht nur im Verhältnis zur Gesamtfläche, sondern auch absolut. Sie repräsentieren zweifellos

* In der Gesamtsumme sind inbegriffen, aber in der Einteilung nicht enthalten: Erstens 64000 Pächter mit 8,4 Millionen Acres Land, deren Pachtform nicht festgestellt ist, und zweitens der höhere Typ des „Croppers": Zahler einer fixen (nicht in einer Produktabgabe sich ausdrückenden) Naturalpacht (ein bestimmtes Quantum Baumwolle jährlich). Im Süden gab es deren 105000 mit einer Bodenfläche von 6,4 Millionen Acres, davon 4,0 Mill. Acres bebautes Land. Die Durchschnittsgröße einer Wirtschaft betrug 60,2 Acres, davon 38,0 Acres bebautes Land.

weit eher Ackerbau- als Viehzuchtwirtschaften. An Maschinen sind sie viel ärmer als die Eigentümer, etwas ärmer auch an Vieh. All das — was besonders hervorgehoben sei — obwohl unsere Berechnung das Kapital sowohl des Pächters als auch des Grundbesitzers einschließt.* Diese Gruppe enthält zweifellos die Hauptmasse der Zwergparzellenbauern und kleiner Parzellenbauern. Daher ihre numerische Stärke. Doch enthält sie natürlich auch viele mittlere und sogar reiche Pächter, häufig sogar Großpächter.

Die „Teileigentümer" bilden ihrerseits eine äußerst charakteristische Gruppe. Sie besitzen insgesamt mehr als doppelt soviel Land als die „Volleigentümer" und genau doppelt soviel an bebautem Land. Berechnet man nach der Norm des Zensus von 1910 die Quantität ihres eigenen Bodens, so erhält man die Zahl von $145^1/_2$ Acres an Boden insgesamt und 65,8 Acres an bebautem Boden. Die Volleigentümer verfügen dagegen über 187 Acres gesamten Bodens und 69,9 Acres bebauten Bodens (bei höherem Prozent des Anbaues). Dieser Vergleich zeigt deutlich, daß in dieser Kategorie nicht die Pacht infolge Landmangels vorherrscht (wie die Monographie des Landwirtschaftsdepartements** S. 520 annimmt), sondern die Pacht zwecks höheren Aufstiegs auf der Eigentumsleiter. Der Teileigentümer hat, absolut genommen, um 60% mehr Kapital als der Volleigentümer. Im Verhältnis zum Boden dagegen ist dieses Kapital doch kleiner als das der Volleigentümer. Die „Teileigentümer" überspannen ihre Kräfte, um soviel als möglich Boden für den Ackerbau, besonders aber für die Weide zu erfassen.

Endlich die gemischte Kategorie der „Geld-Teilpächter". Auch sie ist charakterisiert durch eine die der Eigentümer übersteigende Quantität der Fläche, eine ausgedehntere Bestellung des Landes, ein im Verhältnis zur gesamten Farmfläche viel reicheres Inventar (55% mehr als bei den Eigentümern) und einen größeren Wert des Viehs pro Acre Land (aber einen geringeren Wert der Geräte pro Acre Land).***

Offenbar haben wir es hier mit vermögenden Farmern zu tun, die bereits aufhören, Pächter zu sein, oder mit berufsmäßigen Großpächtern, die sich nur durch die Teilzahlungsform gegen das Risiko sichern oder sich mit dem Grundbesitzer verbinden. Dabei unterscheidet sich diese Gruppe von den „Teileigentümern" dadurch, daß der Ackerbau, wenn er auch nicht besonders intensiv

* Daher können wir auch Petersons Ansicht (siehe oben), die Teilpacht sei in den Vereinigten Staaten eine „kapitalintensive", nicht teilen.

** Die Monographie beruft sich zum Beweis ihrer Annahme darauf, daß die part-owners (Teileigentümer) am meisten in halbtrockenen und trockenen Gebieten verbreitet sind, wo die Landdotationen der Neuansiedler in einem, im Verhältnis zur Ergiebigkeit des Bodens, viel zu geringem Maßstabe festgesetzt worden seien. Das Argument hat kein Gewicht, da bei einem Vergleich der Farmflächen der Voll- und Teileigentümer auch in diesen Bezirken sich herausstellt, daß der eigene Boden der letzteren ebenfalls ungefähr der Gesamtbodenfläche der ersteren gleichkommt.

*** Diese Acres sind hier sehr stark bestellt, so daß auf ein Acre ein nur geringer Wert an Maschineninventar entfällt. Das bedeutet jedoch noch keine geringere Intensivität, sondern eine vermutlich viel erschöpfendere Ausnützung des Inventars.

ist, doch auf gleicher Stufe mit einer intensiven Viehzucht steht. Wir dürfen annehmen, daß in dieser Gruppe viele große Viehmäster des „Maisgürtels" enthalten sind (schon deswegen, weil diese Gruppe am stärksten im Westen vertreten ist).

So offenbaren sich auch in dieser Klassifikation — nach der Form der Pacht — die Spuren der Klassenschichtung. Leider zeigen alle Klassifikationen nur die Grenzen der Schichten, überdies noch in verschiedener Art und Richtung. Doch gehören derlei Dinge nun einmal zu den „Vorzügen" amerikanischer Zensus-Statistik.

Im vorliegenden Falle ist es unmöglich, die „Grenzen" genau zu bemessen. Eines ist klar: die Schichtung der Pächter nach ihrem Vermögen ist eine ganz andere als die, die wir für alle Farmer überhaupt zu geben versuchten, indem wir von der Gruppierung nach der Flächengröße ausgingen. Wir erhielten 40% der Fläche für Betriebe erheblicher kapitalistischer Leistungsfähigkeit, ungefähr ein Viertel entfiel auf die „Großbauern", ein Fünftel auf die Mittelbauern, der Rest auf Kleinbauern. Hier dagegen entfällt umgekehrt der verhältnismäßig größte Teil der Fläche auf die Gruppe der weniger leistungsfähigen Wirtschaften (tatsächlich umfassen die Gruppen der Croppers, der reinen Teilbauern und der Pächter mit fixer Naturalpacht zusammen gegen 63% der Fläche, dabei zeigt jede dieser Gruppen eine verringerte Durchschnittsgröße der Fläche). Wahrscheinlich entfallen auf die Gruppe der weniger leistungsfähigen Wirtschaften ungefähr 40%*, auf die Gruppe kapitalistischer Pächter nicht weniger als jene 9%, die die Fläche der „gemischten" Pächter ausmacht, vielleicht aber auch gegen 15—20%.** Der Rest entfällt auf die mittleren Pächter und auf die die landwirtschaftliche „Leiter" Erklimmenden.

10. Das Fazit der Analyse der Bodenverhältnisse

Resümieren wir nun das Ergebnis des oben gruppierten Materials:

1. Die Landbesitzverhältnisse der Vereinigten Staaten zeigen uns, daß nur 32,2% des gesamten landwirtschaftlichen Territoriums (einschließlich Weide und Wälder) Eigentümern gehört, die selbst

* Zu diesem Schluß gelangt man, wenn man die Fläche der Teilbauern zusammenfaßt 1. in denjenigen Staaten, in denen die Teilbauern offenkundig kleinen Parzellenbauern gleichen (so z. B. im ganzen Süden, ausschließlich der vier „Tabakstaaten"), 2. in jenen Staaten, in denen sie über einen gewissen Wohlstand verfügen, der offensichtlich höher ist, als der der Eigentümer und aller anderen Pächterarten (so verhält es sich in vier Staaten der atlantischen und drei der pazifischen Küste) und 3. für die mittleren Fälle. Die erste Gruppe umfaßt 45% der Fläche, die von allen Teilbauern ausgenützt wird oder 23% des gesamten Pachtlandes. De facto erhöht sich dieser Prozentsatz etwas, wenn man in Betracht zieht, daß im Süden das Milieu der „Teilpächter" in sozialer Hinsicht viel einheitlicher ist. Im Süden gibt es weniger Teilbauern, die vom Durchschnitt nach der einen oder der anderen Seite abweichen als im Norden. Zusammen mit den Croppers und den Pächtern, die eine fixe Naturalpacht zahlen (10% der Fläche), muß das ungefähr 40% ausmachen. Die Berechnung ist grob, dürfte aber wohl der Wirklichkeit nahekommen. Die offenkundig „wohlhabenden" Staaten verfügen in dieser Rechnung über 10% der Teilbaufläche oder 5% des gesamten Pachtbodens.

** 5% entfallen auf die Teilbauern großer Leistungsfähigkeit, nicht weniger auch auf die leistungsfähigen „Geldpächter".

an der Spitze landwirtschaftlicher Farmbetriebe standen; 67,8% gehörten: a) Institutionen und privaten Gesellschaften, die den Boden verpachteten oder ihn in Form umfangreicher Forstwirtschaft bzw. Viehzucht-„Ranch" ausbeuteten (private Wälder umfaßten 12,8% der landwirtschaftlichen Fläche, private Weiden 13,6%; Staats- und öffentliche Wälder gab es 5,6%, ebensolcher Weiden 14,8% der landwirtschaftlichen Fläche); b) individuellen Farm- und Farmlandbesitzern, die ganze Farmen oder nur einen Teil des Farmbodens verpachteten. Bezüglich der Pacht ganzer Farmen (sie umfaßte 14,8% des landwirtschaftlichen Territoriums) war es bekannt, daß 50,8% dieser Farmen Eigentümern gehörten, die über zwei oder mehr Farmen verfügten, 25,4% der Pachtfarmen gehörten Personen, die mehr als 5 Farmen besaßen.

2. Berücksichtigt man nur den Farmboden (Eigentum und Pacht) der zusammen 53,1% des landwirtschaftlichen Bodens ausmacht, so findet man, daß Farmen über 175 Acres (71 Hektar) 52,7% der gesamten Farmfläche ausmachen. Ihre Fläche hat im Vergleich zum Jahre 1910 sowohl absolut als relativ zugenommen. Man darf annähernd annehmen, daß Betriebe von erheblicher kapitalistischer Leistungsfähigkeit in den Vereinigten Staaten 40% der Farmfläche umfaßten, die großbäuerlichen ein Viertel, die mittleren ein Fünftel und der Rest, die kleinen, 15%.

3. Die Pachtwirtschaften, die die verschiedenartigsten sozialen Schattierungen, vom kleinsten halbleibeigenen Parzellenbauer (im Süden die „Croppers", im Norden die „Zweidrittel"-Teilpächter) bis zum kapitalistischen Berufspächter umfassen, lassen sich, in allerdings sehr grober und hypothetischer Weise, nach der ihnen zufallenden Fläche in 40% kleiner und kleinster Wirtschaften, 15—20% kapitalistischer Pachtwirtschaften und einen Rest von (40—45%) mittleren Wirtschaften und solchen, die versuchen, sich zu Eigentümern emporzuschwingen, zerlegen.

4. Der Boden wandert in den Vereinigten Staaten ununterbrochen von Hand zu Hand. Im Jahre 1922 wechselten in den Vereinigten Staaten 6% der Farmbesitzer und 27% der Pächter ihre Farmen. Die Pachtverträge werden auf ein Jahr abgeschlossen, um nicht die Möglichkeit zu verlieren, den Boden rechtzeitig weiter zu verkaufen. Das ist eine der Ursachen für das Vorherrschen der Naturalpacht gegenüber der Geldpacht.

5. Der Prozentsatz der Pächter nimmt unter den amerikanischen Farmern dauernd zu. Dieser Prozeß vollzieht sich im landwirtschaftlichen Zentrum unaufhaltsam. Hatte er während der Jahre 1900—1920 eine schwache Verlangsamung (anfangs Besserung der Lage auf dem landwirtschaftlichen Markte, später Kriegskonjunktur) erfahren, so muß er heute ein zweifellos energisches Tempo annehmen.

6. Andererseits beobachten wir eine Zunahme der kapitalistischen Pacht. Die Bodenfläche bei den „zupachtenden" Eigentümern ist von 1910—1920 um 31,4%, bei den „Geld-Teilpächtern" um 25,5% angewachsen. Die Gruppe vorwiegend mittlerer Geldpächter hat ihre Fläche nur um 5,4% erweitert.

7. Die Ursache der Zunahme des Pachtwesens besteht in erster Linie in einem Steigen der Bodenpreise zu einer Höhe, bei der der absolute Preis des Gutes dem jüngeren Pächtergeschlecht keine Möglichkeit bietet, Eigentümer zu werden, und es ihm unmöglich ist, aus dem Farmeinkommen Mittel selbst zu einer ersten Anzahlung zu ersparen.

8. Im letzten Jahrzehnt hat die Naturalpacht der Teilbauern zugenommen. In erster Linie zweifellos darum, weil es dem Pächter schwer ist, auf eigenes Kapital gestützt, die Produktion zu entfalten, zweitens um bei kurzfristigen Verträgen und der schwankenden Konjunktur des landwirtschaftlichen Marktes eine Rückversicherung gegen das Risiko zu erlangen. Die Teilbauern haben in der Zeit von 1910—1920 ihre Fläche um 30,6% vergrößert.

9. Noch 1920 gab es unter den Farmbesitzern 44% ehemaliger Pächter und 35% ehemaliger Landarbeiter. Das Fortschreiten der Landarbeiter und Pächter zum Eigentümer, das auch durch die Kriegskonjunktur begünstigt wurde, dauert bis heute an. Eine Reihe Anzeichen sprechen jedoch dafür, daß es sich verlangsamt und abgenommen hat.

10. Zweifellos beobachten wir in den Vereinigten Staaten: a) eine erhebliche Konzentration des Landbesitzes einschließlich des Farmlandes: es herrscht ein ausgesprochener Warencharakter des Bodens; b) eine Zunahme der Trennung vom Boden nicht nur der unmittelbaren Produzenten, sondern auch der unmittelbaren Leiter des Wirtschaftsprozesses (1880 25,6% Pächter, 1920 38,1%); c) eine Zunahme der Konzentration des Kapitals und der Produktionsmittel in der Landwirtschaft, wenn auch nicht in so hohem Maße wie in der Industrie; d) sich steigernde Schwierigkeiten für die Verwandlung landwirtschaftlicher Arbeiter und Pächter in Kleineigentümer und eine Zunahme neben der großen auch der kleinen Pacht elendester Form.

In den letzten Jahren beobachteten wir in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein starkes Anwachsen der Farmerbewegung. Wollen wir deren Wurzeln, Charakter und die Ziele, die sie verfolgen muß, sowie die Aussichten einer Koppelung dieser Bewegung mit dem Kampfe des nordamerikanischen Industrieproletariats verstehen, müssen wir uns gründlich mit den Produktionsverhältnissen in der modernen amerikanischen Landwirtschaft beschäftigen. Das eröffnet uns gleichzeitig einen Einblick in die Klassenschichtung innerhalb der amerikanischen Farmer. Auch wird uns die Rolle klar, die verschiedene Schichten der Farmerbewegung nicht nur in der gegenwärtigen Periode, sondern auch in der Zukunft werden spielen können. Die in dieser Richtung zu leistende Arbeit wurde bereits von W. Lenin in seinen Buch über die amerikanische Landwirtschaft, betitelt „Neue Daten über die Gesetze kapitalistischer Entwicklung in der Landwirtschaft" in Angriff genommen. Wir suchten hier den von ihm eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. In der vorliegenden Abhandlung beabsichtigten wir, das entsprechende Material zunächst nur in Hinsicht auf eine, jedoch

äußerst wichtige, Sphäre der Produktionsverhältnisse, nämlich die Sphäre der Bodenverhältnisse zusammenzufassen. Die Bodenfrage bildet auf dem Lande jene Frage, um deren Lösung der Klassenkampf stets in erster Linie entbrennt. Die Vereinigten Staaten stellen in dieser Beziehung keine Ausnahme dar. Auch hier war es bisher so (in der einen Form) und wird es so bleiben (in einer anderen Form). Bisher bildete den Grundzug dieses Kampfes die zunehmende Bodenaneignung seitens der immer stärker werdenden Klasse der Empfänger der Bodenrente auf Kosten der unmittelbaren Produzenten auf dem Lande oder der unmittelbaren Leiter des landwirtschaftlichen Prozesses. Dieser Kampf wird nun den Charakter eines immer ausgesprocheneren Kampfes der unmittelbaren Produzenten und zum Teil unmittelbaren Leiter des landwirtschaftlichen Prozesses (d. h. der Pächter kleinbürgerlichen und bürgerlichen Typs), um die Rückgabe des Bodens und die Beseitigung der die Entwicklung der Produktivkräfte hemmenden Rente annehmen müssen.

KARL MARX:
ÜBER CHINA UND INDIEN

Einleitung

Schon im „Kommunistischen Manifest" wird auf die Bedeutung des ostindischen und chinesischen Marktes als eines Entwicklungsfaktors des europäischen Kapitalismus hingewiesen. Gerade von Ostindien aus begann der englische Kapitalismus seine Offensive gegen China. Die Ostindische Gesellschaft nützte das Monopol ihres Handels mit China aus, um letzteres zum Absatzgebiet für das indische Opium zu machen. Da jedoch alle englischen Kaufleute an der Betäubung des chinesischen Volkes gleichermaßen interessiert waren, wurde das Monopol 1833 aufgehoben. Der Versuch der chinesischen Regierung im Jahre 1839 die Einfuhr des Opiums zu verbieten, rief die sogenannten Opiumkriege gegen China hervor, die Marx im „Kapital" als eines der Hauptglieder in der langen Kette von Handelskriegen charakterisiert, die die europäischen Völker seit dem 16. Jahrhundert auch im Orient miteinander führten. Nachdem die Engländer eine ganze Reihe chinesischer Städte grausam zerstört und Tausende Chinesen zu Ehren des Christentums und der europäischen Zivilisation abgeschlachtet hatten, zwangen sie 1842 China den Nankinger Vertrag auf, laut welchem ihnen die 5 Handelshäfen: Kanton, Amoy, Ningpo, Shanghai und Futschou geöffnet wurden, eine für die damalige Zeit ungeheure Kontribution gezahlt und die Insel Hongkong überlassen wurde, die den Hauptstützpunkt des englischen Imperialismus im fernen Osten bildet. Auf den Nankinger Vertrag folgten Verträge mit den Vereinigten Staaten und Frankreich.

Die Niederlage im Kampfe mit den Europäern war ein harter Schlag für das Prestige der Mandschu-Dynastie, welche seit dem 17. Jahrhundert in China herrschte. Unter den Bauernmassen, die unter der Steuerlast und dem Drucke der Bürokratie stöhnten und auf die Unterdrückung zuweilen mit sporadischen Aufständen reagierten, begann nun eine gärende Unzufriedenheit heranzureifen, besonders stark im Südosten, wo sich der zerstörende Einfluß des ausländischen Kapitals am meisten fühlbar machte. Dazu kam die Gärung unter der damaligen chinesischen „Intelligenz", den Lehrern und der niederen Beamtenschaft, sowie unter den durch die ausländische Konkurrenz ruinierten Handwerkern.

Zur Zeit nun, da in Westeuropa die Wogen der 1848er Revolution hochschlugen, verstärkte sich auch die Tätigkeit der geheimen Gesellschaften in China und entfaltete sich die Propaganda neuer religiöser Sekten unter den Bauern. Die europäischen Missionare spielten gegen ihren Willen die Rolle von Hühnern, die Enten ausgebrütet hatten. Sie konstatierten mit Schrecken, daß das von ihnen gepredigte Salonchristentum in der Art des einstigen streitbaren Christentums mit seiner Forderung nach Gleichheit auch auf dieser Welt in der erregten Bauernschaft Wurzel gefaßt hatte. Davon erfuhr Europa zum erstenmal durch den bekannten deutschen Missionar und Sinologen Gützlaff, der auch die erste chinesische Bibelübersetzung gemacht hatte.

In derselben internationalen Revue (Januar 1850), in welcher Marx den Einfluß der Entdeckung der Goldgruben in Kalifornien auf die Entwicklung des Weltmarktes untersuchte und dem Stillen Ozean dieselbe Rolle prophezeite, die das Mittelmeer einst im Altertum gespielt hatte und die dann in der Neuzeit auf den Atlantischen Ozean übergegangen war, beruft er sich auch auf die interessanten Mitteilungen Gützlaffs.

„Die langsam, aber regelmäßig steigende Überbevölkerung des Landes machte die dortigen gesellschaftlichen Verhältnisse schon lange sehr drückend für die große Majorität der Nation. Da kamen die Engländer und erzwangen sich den freien Handel nach fünf Häfen. Tausende von englischen und amerikanischen Schiffen segelten nach China, und in kurzer Zeit war das Land mit wohlfeilen britischen und amerikanischen Maschinenfabrikaten überfüllt. Die chinesische, auf der Handarbeit beruhende Industrie erlag der Konkurrenz der Maschine. Das unerschütterliche Reich der Mitte erlebte eine gesellschaftliche Krise. Die Steuern gingen nicht mehr ein, der Staat kam an den Rand des Bankerotts, die Bevölkerung sank massenweise zum Pauperismus herab, brach in Empörungen aus, mißachtete, mißhandelte und tötete des Kaisers Mandarine und Fohis Bonzen. Das Land kam an den Rand des Verderbens und ist bereits bedroht mit einer gewaltigen Revolution. Aber noch schlimmer. Unter dem aufrührerischen Plebs traten Leute auf, die auf die Armut der einen, auf den Reichtum der anderen hinwiesen, die eine andere Verteilung des Eigentums, ja die gänzliche Abschaffung des Privateigentums forderten und noch fordern. Als Herr Gützlaff nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder unter zivilisierte Leute und Europäer kam, hörte er von Sozialismus sprechen und fragte, was das sei? Als man ihm dies erklärt hatte, rief er erschreckt aus: „Ich soll also dieser verderblichen Lehre nirgends entgehen? Gerade dasselbe wird ja seit einiger Zeit von vielen Leuten aus dem Mob in China gepredigt!"

„Der chinesische Sozialismus" — fährt Marx fort — „mag sich

nun freilich zum europäischen verhalten wie die chinesische Philosophie zur Hegelschen. Es ist aber immer ein ergötzliches Faktum, daß das älteste und unerschütterlichste Reich der Erde durch die Kattunballen der englischen Bourgeois in acht Jahren an den Vorabend einer gesellschaftlichen Umwälzung gebracht worden ist, die jedenfalls die bedeutendsten Resultate für die Zivilisation haben muß. Wenn unsere europäischen Reaktionäre auf ihrer demnächst bevorstehenden Flucht durch Asien endlich an der chinesischen Mauer ankommen, an den Pforten, die zu dem Hort der Urreaktion und des Urkonservativismus führen, wer weiß, ob sie nicht darauf die Überschrift lesen: République chinoise. Liberté, Egalité, Fraternité." (Nachlass. Bd. 3, S. 444/445.)

Die Bewegung, über die der gute Pastor Gützlaff — der Apostel Chinas, wie ihn die Deutschen nennen — den Europäern berichtete, war der Vorbote des großen Aufstandes der Taiping. Der Hauptanführer der Bewegung, Hung, war durch die Gützlaffschen Übersetzungen des Alten und Neuen Testaments mit dem Christentum bekannt geworden. Schon im Jahre 1851 ward er der Führer der aufständischen Bauernmassen. Die Taiping nahmen eine Stadt nach der anderen. Endlich wurde im März 1853 auch Nanking genommen, das auf lange Zeit die Hauptstadt des von Hung gegründeten Reiches des Himmels blieb. Damals schien es, als würden sich die Taiping in wenigen Monaten auch Pekings bemächtigen. Doch blieb es bei der Einnahme Nankings als dem Höhepunkt des Aufstandes.

Aus dieser Zeit stammt nun der unten folgende Artikel Marx', den er für die „New York Tribune" geschrieben hat. („New York Tribune", 14. Juni 1853). Damals triumphierte die Reaktion in Europa. Der Bund der Kommunisten war liquidiert. Der Mailänder Aufstand (Februar 1853), von Mazzini und dessen Anhängern organisiert, endete mit einem Mißerfolg. Marx hatte ihn als das Symptom einer anrückenden revolutionären Krise begrüßt. Um so mehr begrüßte er den Beginn der revolutionären Bewegung im fernen Osten. Der Kontrast zwischen dem erstarrten Europa und dem nun in Fluß geratenen, bisher jeder Bewegung bar gewesenen China sprang in die Augen. Das zivilisierte Europa in dem man eben erst Throne und Altäre gestürmt hatte, beschäftigte sich nunmehr fleißig mit Tischrücken, einer Mode amerikanischer Herkunft. „Man erinnert sich", schrieb Marx später im „Kapital", auf diese Ereignisse anspielend, „daß China und die Tische zu tanzen anfingen, als alle übrige Welt stillzustehen schien — pour encourager les autres."

Der von Hung oder Tjan-Wang begründete Staat trug einen rein theokratischen Charakter. Nachdem die Taiping und ihre Führer jede Hoffnung auf die Eroberung Nordchinas aufgegeben hatten, suchten sie sich den Südosten zu sichern, wobei sie den

Antagonismus zwischen den Mandschu und den Engländern für ihre Zwecke ausschlachteten. Als im Jahre 1856 ein neuer Krieg Chinas mit England, später auch mit Frankreich entbrannte, ließen sich die Taiping von den englischen Imperialisten ins Schlepptau nehmen. Hatten sie ihre ersten Siege just dem Umstande zu verdanken, daß sie sich gegen das Joch der Ausländer, der Mandschu erhoben hatten, so verbanden sie sich nun — um ihren theokratischen Staat zu retten — mit den viel rachsüchtigeren und hinterlistigeren Fremdlingen. So wurde die Taipingbewegung, die anfangs einen revolutionären Charakter gehabt hatte, zu einer reaktionären Bewegung, die bei den Bauernmassen alle Sympathien einbüßte. Nachdem die Engländer im Bunde mit den Taiping Nordchina gebändigt hatten, halfen sie Peking den Aufstand der Taiping im Blute ersticken.

Aufmerksam verfolgte Marx auch weiterhin die Entwicklung dieser Ereignisse in China und brandmarkte nicht nur erbarmungslos in einer Reihe von Artikeln — erschienen in der „New York Tribune" in den Jahren 1857/59 — alle Verbrechen der „zivilisierten Seefahrer", sondern unterzog auch die Statistik des englisch-chinesischen Warenumsatzes einer neuen Analyse.

Wenn Marx in dem folgenden Artikel von der Tatsache der raschen Zerstörung der „asiatischen Produktionsweise" unter dem Einflusse des Eindringens des englischen Kapitalismus ausging, wenn er noch hoffte, die bevorstehende europäische Revolution werde in dem aufgerüttelten Osten die erforderliche Unterstützung finden, so gelangt er nunmehr zu dem Schlusse, daß er Ausmaß und Tempo des zerstörenden Einflusses des englischen Kapitalismus anfangs überschätzt habe.

„Die eigentliche Aufgabe der bürgerlichen Gesellschaft", schreibt Marx 1858 an Engels, „ist die Herstellung des Weltmarktes, wenigstens seinen Umrissen nach, und einer auf seiner Basis ruhenden Produktion. Da die Welt rund ist, scheint dies mit der Kolonisation von Kalifornien und Australien und dem Aufschluß von China und Japan zum Abschluß gebracht. Die schwierige question für uns ist die: Auf dem Kontinent ist die Revolution imminent und wird auch sofort einen sozialistischen Charakter annehmen. Wird sie in diesem kleinen Winkel nicht notwendig gecrusht werden, da auf viel größerem Terrain das movement der bürgerlichen Gesellschaft noch ascendant ist? — Was China speziell betrifft, so habe ich mich versichert durch genaue Analyse der Handelsbewegung seit 1836, erstens daß der Aufschwung des englischen und amerikanischen Exports 1844 bis 1846 sich 1847 als reiner Schwindel erwies und daß auch in den folgenden zehn Jahren der Durchschnitt beinahe stationär geblieben ist, während der Import von China in England und Amerika außerordentlich wuchs; zweitens die Er-

öffnung der fünf Häfen und die Besitznahme von Hongkong hatte nur die Folge, daß der Handel von Kanton nach Shanghai überging. Die anderen „Emporiums" zählen nicht. Der Hauptgrund der failure dieses Marktes scheint der Opiumhandel zu sein, auf den in der Tat aller Zuwachs im Exporthandel nach China sich fortwährend beschränkt; dann aber die innere ökonomische Organisation des Landes, seine minute agriculture usw., die niederzubrechen enorme Zeit kosten wird." (Briefwechsel zwischen Marx und Engels, 2. Band, S. 292/293.)

Als Marx 1862 erneut über die Taipingbewegung schrieb („Presse", 7. Juli 1862), verhielt er sich ihr gegenüber bereits ablehnender. Wie schon erwähnt, befand sich diese Bewegung in einer Phase völliger Auflösung.

„Einige Zeit bevor die Tische zu tanzen anfingen, fing China, dieses lebende Fossil, an, zu revolutionieren. An und für sich lag in diesem Phänomen nichts Außerordentliches, denn die orientalischen Reiche zeigen uns beständig Bewegungslosigkeit im sozialen Unterbau, rastlosen Wechsel in den Personen und Stämmen, die sich des politischen Überbaus bemächtigen. China ist durch eine ausländische Dynastie beherrscht. Warum sollte nach 300 Jahren eine Bewegung zum Sturz dieser Dynastie nicht eintreten? Die Bewegung besaß von vornherein einen religiösen Anstrich, aber das hatte sie mit allen orientalischen Bewegungen gemein. Die unmittelbaren Anlässe zum Eintritt der Bewegung waren handgreiflich: europäische Einmischung, Opiumkriege, dadurch Erschütterung der bestehenden Regierung, Abfluß des Silbers nach dem Auslande, Störung des ökonomischen Gleichgewichts durch Einfuhr fremder Waren usw. Paradox schien mir, daß das Opium statt einzuschläfern, aufweckte. Originell an dieser chinesischen Revolution sind in der Tat nur ihre Träger. Sie sind sich ihrer Aufgabe bewußt, den Dynastiewechsel abgerechnet. Sie haben keine Schlagworte. Sie sind ein noch größeres Greuel für die Volksmasse als für die alten Herrscher. Ihre Bestimmung scheint keine andere, als dem konservativen Marasmus gegenüber die Zerstörung in grotesk abscheulichen Formen, die Zerstörung, ohne irgendeinen Keim der Neubildung, geltend zu machen."

Und in der Tat, erinnerte der Aufstand der Taiping in manchen Zügen auch an die europäischen Bauernkriege, so doch nur insofern, als die Beteiligung des städtischen Proletariats an ihm gleich Null war. Überdies gab es im China der 50er Jahre nicht einmal die Anfänge einer industriellen Arbeiterklasse.

Allein nicht nur die wiederholte Beschäftigung mit den chinesischen Wirtschaftsverhältnissen veranlaßte Marx, seine ursprüngliche Ansicht über den Grad der Widerstandsfähigkeit der „asiatischen Produktionsweise" zu ändern. Nicht minder eifrig stu-

dierte er den Einfluß Englands auf Ostindien. In demselben Jahre 1853, als er den Artikel über die „Revolution in China und Europa" geschrieben, behandelte er in drei Artikeln auch die Geschichte und die Ergebnisse der englischen Herrschaft in Ostindien.

Nehmen wir den Briefwechsel Marx' und Engels' zur Hand, so sehen wir, daß 1853, im Zusammenhang mit der neuen politischen Konstellation im nahen und fernen Osten sich beide eingehend dem Studium der Geschichte des Orients widmeten. Engels setzt seine private Diskussion über die Einwirkung des arabischen Einfalls fort und teilt Marx Ende Mai 1853 seine Ansichten über das Buch Forsters zur historischen Geographie Arabiens mit. In seiner Antwort (1. Juni 1853) lenkt Marx Engels' Aufmerksamkeit auf das Buch des französischen Arztes und Reisenden Bernier, das zahlreiche interessante Bemerkungen über städtische und militärische Einrichtungen der großen Monarchien des Orients enthält. Den Schlüssel zum Verständnis der Geschichte Asiens bietet das Fehlen von Grundeigentum und, setzt Marx hinzu, „dies ist der wirkliche clef selbst zum orientalischen Himmel". Engels stimmt ihm zu und weist seinerseits auf die ungeheure Bedeutung hin, die die künstliche Bewässerung in der Geschichte der orientalischen Staaten spielte.

„Die künstliche Bewässerung ist hier die erste Bedingung des Ackerbaues, und diese ist Sache entweder der Kommunen, Provinzen oder der Zentralregierung. Die Regierung im Orient hatte immer auch nur drei Departements: Finanzen (Plünderung des Inlandes), Krieg (Plünderung des Inlandes und des Auslandes) und travaux publics (Sorge für die Reproduktion). Die britische Regierung in Indien hat Nr. 1 und 2 etwas philiströser geregelt und Nr. 3 ganz beiseite geworfen, und der indische Ackerbau geht zugrunde. Die freie Konkurrenz blamiert sich dort vollständig. Diese künstliche Fruchtbarmachung des Bodens, die sofort aufhörte, wenn die Wasserleitungen in Verfall kamen, erklärt die sonst kuriose Tatsache, daß jetzt ganze Striche wüst und öde sind, die früher brillant bebaut waren (Palmyra, Petra, die Ruinen in Jemen und Lokalitäten in Ägypten, Persien und Hindustan); sie erklärt die Tatsache, daß ein einziger Verwüstungskrieg ein Land für Jahrhunderte entvölkern und seiner ganzen Zivilisation entkleiden konnte." (Briefwechsel zwischen Marx und Engels, 1. Band, S. 415.)

Einige Tage nach diesem Briefe brachte Sir Charles Wood, der an der Spitze der Kontrollkommission in indischen Angelegenheiten stand, im Unterhause einen Gesetzentwurf ein, der die Vollmachten des Direktorenrates der Ostindischen Gesellschaft einschränken sollte. Es war dies eine Kompromißmaßnahme, die die Anhänger der gänzlichen Beseitigung nicht befriedigen konnte.

Im Zusammenhang mit dieser Bill schrieb nun Marx drei große

Artikel für die „New York Tribune", betitelt: 1. „Die britische Herrschaft in Indien", 2. „Die Ostindische Gesellschaft, ihre Geschichte und die Ergebnisse ihres Wirkens" und 3. „Die zukünftigen Ergebnisse der englischen Herrschaft in Indien" („New York Tribune" vom 25. Juni, 21. Juli und 8. August 1853).

Bezüglich des ersten Artikels schrieb Marx an Engels, daß er die Vernichtung der Hausindustrie in Indien durch die Engländer für einen revolutionären Prozeß ansehe. „Übrigens war die Gesamtwirtschaft der Briten in Indien säuisch und ist es bis auf diesen Tag."

Im weiteren schließt sich Marx den Ansichten Engels über die Bedeutung der künstlichen Bewässerung in der Geschichte der Orientvölker an — der Leser wird leicht erkennen, daß Marx den betreffenden Teil des Engelsschen Briefes in seinem ersten Artikel fast wörtlich verwertet hat — und macht eine Reihe sehr wichtiger Ergänzungen, die ausführlich in dem Artikel, später auch im „Kapital", entwickelt werden.

„Was den stationären Charakter dieses Teiles von Asien trotz aller zwecklosen Bewegung in der politischen Oberfläche vollständig erklärt, sind die zwei sich wechselseitig unterstützenden Umstände: 1. die public works Sache der Zentralregierung; 2. neben derselben das ganze Reich, die paar größeren Städte abgerechnet, aufgelöst in villages (Dorfgemeinden), die eine vollständig diskrete Organisation besaßen und eine kleine Welt für sich bildeten. — Diese idyllischen Republiken, die bloß die Grenzen ihrer Village eifersüchtig gegen das benachbarte Village bewachen, existieren noch ziemlich perfekt in den erst kürzlich den Engländern zugekommenen northwestern parts of India. Ich glaube, daß man sich kaum solidere Grundlagen für den asiatischen Despotismus in Stagnation denken kann. Und so sehr die Engländer das Land irlandisiert haben, das Aufbrechen dieser stereotypen Urformen war die conditio sine qua non für Europäisierung. Der taxgatherer allein war nicht der Mann, das fertigzubringen. Die Vernichtung der uralten Industrie gehörte dazu, die diesen Villages den Self-supporting-Charakter raubte." (Briefwechsel, 1. Band, S. 420/421).

Aufmerksames Lesen des ersten Artikels zeigt, daß Marx schon in der Mitte der 50er Jahre, d. h. lange Zeit vor dem Erscheinen der Arbeiten Maines und seiner Schüler, zur Überzeugung gelangt war, die er in „Zur Kritik der politischen Ökonomie" in einer Fußnote so formulierte:

„Es ist ein lächerliches Vorurteil, in neuester Zeit verbreitet, daß die Form des naturwüchsigen Gemeineigentums spezifisch slawisch oder gar ausschließlich russische Form sei. Sie ist die Urform, die wir bei Römern, Germanen, Kelten nachweisen können, von der aber eine ganze Musterkarte mit mannigfaltigen Proben sich noch immer, wenn auch zum Teil ruinenweise, bei den Indiern

vorfindet. Ein genaueres Studium der asiatischen, speziell der indischen Gemeineigentumsformen, würde nachweisen, wie aus den verschiedenen Formen des naturwüchsigen Gemeineigentums sich verschiedene Formen seiner Auflösung ergeben". („Zur Kritik der politischen Ökonomie." S. 9.)

Marx waren die Arbeiten von Mill, Wilks, Raffles und Campbell gut bekannt, nicht minder die Parlamentsreden und Berichte über Indien. Eine Reihe von Tatsachen, die Maine und Kowalewsky in den 70er Jahren — letzterer unter dem unmittelbaren Einfluß von Marx — als Belege zum Beweis der Entwicklung der Rechtsnormen benutzten, war bereits von Marx bei seinen Vorarbeiten zum „Kapital" „theoretisch ausgenutzt" worden.

Der zweite Artikel gibt einen geschichtlichen Überblick über das Wirken der Ostindischen Gesellschaft. Er bietet nicht nur eine vortreffliche Illustration und wichtige Ergänzung zum Kapitel über die sogenannte „ursprüngliche Akkumulation" (Genesis des industriellen Kapitalismus), sondern auch einen interessanten Streifzug in die Geschichte der Wirtschaftstheorie des 17. Jahrhunderts in England.

Der dritte Artikel enthält eine glänzende Prognose zukünftiger Entwicklung Indiens und beweist, daß die englischen Kapitalisten entgegen eigenem Willen gezwungen sind, alle notwendigen ökonomischen und politischen Vorbedingungen einer selbstständigen Existenz Indiens zu schaffen.

Die Wood-bill war der letzte Versuch, die Ostindische Gesellschaft zu retten. Im Jahre 1857 brach der Aufstand der Sipahi aus, dessen Unterdrückung den Engländern nur mit großer Mühe gelang. Die Ostindische Gesellschaft wurde liquidiert und alle ihre Vollmachten der Zentralregierung übergeben. Der Prozeß der politischen und ökonomischen Zentralisation des Riesenlandes mit seiner vielstämmigen Bevölkerung bekam einen neuen, kräftigeren Anstoß.

Freilich mußte sich Marx sowohl in bezug auf Indien als auch auf China überzeugen, daß sich das Tempo dieser Entwicklung an (den Stunden) der Weltgeschichte gemessen für den Einzelmenschen weit langsamer vollzieht, als zu erwarten wäre.

„Die Hindernisse", schreibt er im dritten Bande des „Kapital", „die die innere Festigkeit und Gliederung vorkapitalistischer, nationaler Produktionsweisen der auflösenden Wirkung des Handels entgegensetzt, zeigt sich schlagend im Verkehr der Engländer mit Indien und China. Die breite Basis der Produktionsweise ist hier gebildet durch die Einheit kleiner Agrikultur und häuslicher Industrie, wobei noch in Indien die Form der auf Gemeineigentum am Boden beruhenden Dorfgemeinden hinzukommt, die übrigens auch in China die ursprüngliche Form war. In Indien wandten die

Engländer zugleich ihre unmittelbare politische und ökonomische Macht, als Herrscher und Grundrentner, an, um diese kleinen ökonomischen Gemeinwesen zu sprengen. Soweit ihr Handel hier revolutionierend auf die Produktionsweise wirkt, ist es nur, soweit sie durch den niedrigen Preis ihrer Waren die Spinnerei und Weberei, die einen uraltintegrierenden Teil dieser Einheit der industriell-agrikolen Produktion bildet, vernichten, und so die Gemeinwesen zerreißen. Selbst hier gelingt ihnen dies Auflösungswerk nur sehr allmählich. Noch weniger in China, wo die unmittelbare politische Macht nicht zu Hilfe kommt." („Kapital" III, 1, S. 318).

Die Widerstandsfähigkeit der „asiatischen Produktionsweise" erwies sich als so groß, daß einige Jahrzehnte vergingen, bis es dem europäischen Kapitalismus gelang, die „chinesischen Mauern" zu erschüttern. Den niedrigen Preisen der Industriewaren, dem ökonomischen Faktor, kam der politische Faktor, eine neue Reihe von Kriegen, zu Hilfe, in der der junge japanische Imperialismus nicht die letzte Rolle spielte. Das unzertrennliche Band zwischen Landwirtschaft und Industrie, welches das Hauptgeheimnis der Bewegungslosigkeit der „asiatischen Produktionsweise" bildete, ward zerrissen. Die chinesische Bauernschaft schied große Massen von „Kulis" aus und verfiel immer mehr der Auflösung. Die Emigration, die für China eine Zeitlang die Rolle eines Sicherheitsventils gespielt hatte, erwies sich bald als ohnmächtig im Kampfe mit der „Pestbeule des Proletariats".

Angelockt durch die billige Arbeitskraft in China, begannen japanische und englische Kapitalisten eine „nationale" Großindustrie ins Leben zurufen. Im Ergebnis erzeugten sie „ein organisiertes und diszipliniertes" industrielles Proletariat, das sich nun anschickt, die Führung über die gesamte ausgebeutete städtische wie ländliche Armut zu übernehmen.

Die Frage, die Marx vor 60 Jahren bewegte, hat die Geschichte positiv entschieden. Vom Osten droht der europäischen Revolution keine Gefahr. Der Kapitalismus findet auch dort seine Totengräber. Und wenn das alte Europa auch den Anschein erweckt, als habe es sich stabilisiert, so tanzt dafür das „bewegungslose" China, sich an Sowjetrußland ein Beispiel nehmend, schon die Revolutionscarmagnole: Ça ira, ça ira! D. Rjasanoff.

Die Revolution in China und in Europa

„The New York Daily Tribune", 14. Juni 1853

Ein äußerst tiefsinniger, aber phantasievoller Denker, der über die Prinzipien, die die Bewegungen der Menschheit lenken, nachdachte, war gewohnt, als eines der die Natur beherrschenden Geheimnisse das hervorzuheben, was er das Gesetz der Berührung der Extreme nannte. Das populäre Sprichwort „Extreme berühren

sich" war nach seiner Auffassung eine große und machtvolle Wahrheit auf allen Gebieten des Lebens, ein Axiom, das der Philosoph ebensowenig entbehren könne wie der Astronom die Gesetze Keplers oder die große Entdeckung Newtons.

Mag nun „die Berührung der Extreme" ein so allgemeingültiger Grundsatz sein oder es auch nicht sein, ein schlagendes Beispiel dafür sehen wir jedenfalls in der Wirkung, die die chinesische Revolution auf die zivilisierte Welt auszuüben scheint. Es mag eine sehr seltsame und sehr paradoxe Behauptung scheinen, daß die nächste Volkserhebung in Europa, die nächste europäische Bewegung zugunsten republikanischer Freiheit und einer sparsamen Regierung wahrscheinlich mehr von dem abhängt, was sich gegenwärtig im Reiche des Himmels, beim Antipoden Europas abspielt, als von irgendeinem anderen bestehenden politischen Moment, ja selbst von den Drohungen Rußlands und der damit zusammenhängenden Wahrscheinlichkeit eines allgemeinen europäischen Krieges. Dennoch ist es kein Paradoxon, wie bei aufmerksamer Betrachtung der Sachlage verstanden werden kann.

Welches die sozialen Ursachen der chronischen Aufstände, die in China in den letzten 10 Jahren erfolgten und sich jetzt zu einer gewaltigen Revolution verdichtet haben, auch sein mögen, welche religiösen, dynastischen oder nationalen Formen sie auch annehmen mögen, den letzten Anlaß zu deren Ausbruch gaben zweifellos die englischen Kanonen, die China das Betäubungsmittel, das wir Opium nennen, aufzwangen. Angesichts der britischen Waffen zerfiel das Ansehen der Mandschu-Dynastie wie mürber Zunder. Die abergläubische Überzeugung von der Ewigkeit des Reiches des Himmels brach zusammen. In dessen barbarische, hermetische Abschnürung von der zivilisierten Welt wurde eine Bresche geschlagen, und der Verkehr, der sich seither durch die Anziehungskraft kalifornischen und australischen Goldes so rapid entwickelte, erhielt freie Bahn. Gleichzeitig begann die Silbermünze des Chinesischen Reiches, sein Lebenssaft, nach Britisch-Ostindien wegzufließen.

Bis 1830, bis zu welcher Zeit die Handelsbilanz für China ununterbrochen günstig war, gab es eine ständige Silberzufuhr aus Indien, England und den Vereinigten Staaten nach China. Seit 1833, namentlich seit 1840, nahm die Silberausfuhr aus China nach Indien einen das Reich des Himmels fast erschöpfenden Umfang an. Daher die strengen Erlasse des Kaisers gegen den Opiumhandel, die mit noch heftigerem Widerstand gegen seine Maßnahmen beantwortet wurden. Außer dieser unmittelbaren wirtschaftlichen Folge hat das mit dem Opiumschmuggel verbundene Bestechungswesen die chinesischen Staatsbeamten in den südlichen Provinzen völlig demoralisiert. Wie man im Kaiser gewöhnlich den Vater ganz Chinas sah, so betrachtete man seine Beamten als Väter der ihnen unterstellten Distrikte. Diese patriarchalische Autorität, das einzige moralische Band, das die ungeheure Staatsmaschine zusammenhielt, wurde durch die Korruption der Beamten, die durch die Unterstützung des Opiumschmuggels erhebliche Ge-

winne einheimsten, allmählich untergraben. Das geschah in der Hauptsache in denselben südlichen Provinzen, in denen die Rebellion einsetzte. Es erübrigt sich wohl zu bemerken, daß in demselben Maße, in dem das Opium die Herrschaft über die Chinesen erlangte, der Kaiser und sein Stab pedantischer Mandarine ihrer Herrschaft verlustig gingen. Es hat den Anschein, als mußte die Geschichte dieses ganze Volk erst betrunken machen, bevor sie es aus seinem traditionellen Stumpfsinn aufzurütteln begann.

Die zuvor kaum vorhandene Einfuhr englischer Baumwollwaren und, in geringerem Grade, englischer Wollwaren, weist seit 1833, der Epoche, da das Monopol des Handels mit China von der East India Company an den Privathandel überging, in noch höherem Grade seit 1840, da andere Nationen, namentlich unsere eigene, ebenfalls einen Anteil an dem chinesischen Handel erhielten, einen rapiden Aufstieg auf. Diese Einfuhr ausländischer Manufakturwaren hatte für die einheimische Industrie ähnliche Folgen, wie früher für Kleinasien, Persien und Indien. In China litten die Spinner und Weber stark unter dieser ausländischen Konkurrenz, und das Gemeinwesen erlitt eine dementsprechende Erschütterung.

Die Kontribution, die nach dem unglücklichen Kriege von 1804 an England gezahlt werden mußte, der hohe, unproduktive Opiumkonsum, der durch diesen Handel bedingte Abfluß der Edelmetalle, der zerstörende Einfluß der ausländischen Konkurrenz auf die einheimische Manufaktur, die Demoralisierung der öffentlichen Verwaltung führten zwei Ergebnisse herbei: Einerseits wurden die alten Steuern drückender und unbequemer, andererseits kamen zu den alten Steuern neue hinzu. So finden wir in dem „Peking, 5. Januar 1853" datierten kaiserlichen Erlaß Anordnungen für die Vizekönige und Gouverneure der südlichen Provinzen von Woo-Chang und Hun-Yang, die Steuern zu erlassen und zu stunden, insbesondere aber unter keinen Umständen eine Überschreitung des üblichen Betrages zuzulassen, denn widrigenfalls, heißt es im Erlaß, „wie könnte das arme Volk es ertragen?" „Auf diese Weise", fährt der Kaiser fort, „wird mein Volk in einer Periode allgemeiner Not und Leiden von dem Übel, durch den Steuereinheber verfolgt und drangsaliert zu werden, befreit sein." Wir erinnern uns, eine solche Sprache und solche Zugeständnisse im Jahre 1848 von Österreich, dem deutschen China, gehört zu haben. Alle diese Zersetzungsfaktoren, die zusammengenommen die Finanzen, die Sitten, die Industrie und die politische Struktur Chinas beeinflußten, gelangten 1840 durch die englischen Geschütze, die die Autorität des Kaisers vollends vernichteten und das Reich des Himmels zwangen, mit der irdischen Welt in Berührung zu treten, zur vollen Entfaltung. Die vollkommene Isolation bildete die Hauptbedingung der Erhaltung des alten China. Nun dieser Isolation durch Englands Vermittlung ein gewaltsames Ende bereitet worden ist, muß die Auflösung mit derselben Gewißheit folgen, mit der sie eine in einem hermetisch verschlossenen Sarg aufbewahrte Mumie ergreift, sobald diese mit frischer Luft in Berührung kommt. Nachdem nun England die Revolution in China herbeigeführt, entsteht die Frage,

welche Rückwirkung diese Revolution allgemach auf England und durch England auf Europa ausüben wird. Die Frage ist nicht schwer zu beantworten.

Wiederholt wurde die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das beispiellose Wachstum der britischen Manufakturindustrie seit 1850 gelenkt. Während der geradezu erstaunlichen Hochkonjunktur war es nicht schwer, die deutlichen Symptome einer herannahenden Industriekrise anzukündigen. Trotz Kaliforniens und Australiens, trotz ungeheurer, nie dagewesener Auswanderung, muß, sofern keine besonderen Ereignisse eintreten, nach einer gewissen Zeit stets der Augenblick eintreten, in welchem die Ausdehnung des Marktes außerstande ist, mit der Ausdehnung der englischen Manufaktur Schritt zu halten, und dieses Mißverhältnis muß ebenso unvermeidlich eine neue Krise herbeiführen, wie das früher geschah. Schrumpft auch noch einer der größten Märkte plötzlich zusammen, so wird das Eintreten der Krise dadurch notwendigerweise beschleunigt. Die chinesische Rebellion muß auf England gegenwärtig just diese Wirkung ausüben. Die Notwendigkeit der Erschließung neuer Märkte oder der Erweiterung alter bildete eine der Hauptursachen der Herabsetzung englischer Teezölle, da erwartet wurde, daß im Ergebnisse einer gesteigerten Tee-Einfuhr eine gesteigerte Ausfuhr von Manufakturwaren nach China stattfinden würde. Der Wert der Jahresausfuhr aus England nach China betrug vor der 1834 eingetretenen Aufhebung des Handelsmonopols der East India Company nur 600000 £; 1836 erreichte er die Höhe von 1326388 £, 1854 die Höhe von 2394827 £ und im Jahre 1852 von etwa 3 Millionen £. Die aus China eingeführte Teemenge betrug 1793 nicht mehr als 16167331 ℔; 1845 stieg sie dagegen schon auf 50714657 ℔, 1846 auf 57584561 ℔ und beträgt gegenwärtig über 60 Millionen ℔.

Die Tee-Ernte der letzten Saison wird, wie aus den Exportlisten Schanghais bereits ersichtlich, die Ernte des vorhergehenden Jahres um 2 Millionen ℔ übersteigen. Dieser Zuwachs ist die Folge zweier Umstände: Einerseits litt der Markt Ende 1851 an einer schweren Depression, und die großen überschüssigen Vorräte gelangten 1852 zur Ausfuhr, andererseits brachten die in China eintreffenden Berichte über die in der britischen Gesetzgebung in bezug auf die Tee-Einfuhr vorgenommenen Abänderungen den gesamten zur Verfügung stehenden Tee zu einem stark erhöhten Preise sofort auf den Markt. In bezug auf die bevorstehende Ernte liegen die Dinge dagegen ganz anders. Das beweist nachstehender Auszug aus der Korrespondenz einer bedeutenden Tee-Firma Londons:

„In Schanghai herrscht großer Schrecken. Gold ist um 25% im Preise gestiegen und wird zwecks Aufschatzung eifrig gesucht. Silber ist in einem Maße verschwunden, daß keines aufgetrieben werden konnte, um die chinesischen Zölle auf den britischen Schiffen, die vor Anker gehen wollen, zu entrichten. Infolge dieser Lage erklärte sich Mr. Alcock bereit, die Verantwortung für die Entrichtung dieser Zölle gegen Erhalt von Wechseln der East India Company oder andere sichere Wertpapiere gegenüber den chine-

sischen Behörden zu übernehmen. Der Mangel an Edelmetallen ist vom Gesichtspunkte der nächsten Zukunft des Handels einer der ungünstigsten Faktoren, da er gerade in einer Periode zutage tritt, in der diese Metalle in höchstem Grade benötigt werden, um den Tee- und Seidenaufkäufern die Möglichkeit zu geben, nach dem Innern des Reiches zu gehen und dort ihre Einkäufe zu machen, zu welchem Zwecke eine erhebliche Menge von Edelmetall vorgeschossen wird, um den Produzenten die Möglichkeit zu weiterem Anbau zu geben."

Während in dieser Jahreszeit gewöhnlich schon Vorkehrungen für die neue Tee-Ernte getroffen werden, spricht man gegenwärtig nur noch von Schutz der persönlichen Sicherheit und des Eigentums; alle Geschäfte stehen still. Wird nicht alles unternommen, um die Teeblätter im April und Mai unter Dach und Fach zu bringen, so wird die frühe Ernte, die die feineren Sorten sowohl des schwarzen als des grünen Tees umfaßt, ebenso verloren gehen, wie etwa Weizen, der Weihnachten noch nicht geerntet worden ist.

Die Mittel, die Teeblätter in Sicherheit zu bringen, werden indessen sicher nicht von den in chinesischen Gewässern stationierten englischen, amerikanischen und französischen Geschwadern geliefert werden. Diese können durch ihre Einmischung im Gegenteil nur Komplikationen herbeiführen, durch die jeder Geschäftsverkehr zwischen dem Tee produzierenden Innern des Landes und den Tee ausführenden Seehäfen unterbrochen wird. Für die gegenwärtige Ernte darf also eine Preissteigerung erwartet werden — die Spekulation in London hat schon eingesetzt — und für die nächste Ernte ist ein bedeutendes Defizit so gut wie sicher. Das ist aber noch nicht alles. Die Chinesen werden, so sehr sie auch bereit sein mögen — wie alle Völker in Perioden revolutionärer Konvulsionen — den Ausländern alle ihre schwer zu befördernden Waren, die sie zur Hand haben, zu verkaufen, sich wie es die Orientalen in Erwartung großer Wechselfälle gewöhnlich tun, an die Schatzbildung machen und für Tee und Seide nichts als harte Münze annehmen. England hat mithin die Preissteigerung eines seiner Hauptbedarfsartikel, einen Abfluß der Edelmetalle und ein erhebliches Schrumpfen eines wichtigen Marktes seiner Baumwolle und Wollwaren zu gewärtigen. Selbst „The Economist", dieser optimistische Beschwörer aller Gefahren, die die Gemütsruhe der Handelskreise bedrohen, ist gezwungen, folgende Sprache zu führen:

„Wir dürfen uns nicht einbilden, für die Ausfuhr nach China einen so bedeutenden Markt wie bisher zu finden. Wahrscheinlicher ist, daß unser Ausfuhrhandel nach China leiden und eine verminderte Nachfrage nach Erzeugnissen Manchesters und Glasgows vorliegen wird."

Es darf nicht vergessen werden, daß Preissteigerung eines so unentbehrlichen Artikels wie Tee und Schrumpfung eines so wichtigen Marktes wie China mit einem Ernteausfall in Westeuropa und daher mit steigenden Preisen für Fleisch, Getreide und allen übrigen landwirtschaftlichen Produkten zusammenfallen wird. Daraus ergibt sich eine Schrumpfung des Marktes für Industrieerzeug-

nisse, da jede Preissteigerung lebenswichtiger Bedarfsartikel, sowohl im Inland wie im Ausland, durch einen entsprechenden Rückgang der Nachfrage nach Industrieerzeugnissen aufgewogen wird. Aus allen Teilen Englands laufen Klagen ein über den schlechten Zustand der meisten Saaten. „The Economist" schreibt darüber:

„Im Süden Englands wird nicht nur viel Land so lange unbebaut bleiben, bis es für den Anbau von jeder Art Gewächsen zu spät ist, sondern auch ein bedeutender Teil des bebauten Landes wird sich als schlecht oder für Getreideaussaat unergiebig erweisen. Auf dem nassen oder mageren, für Weizen bestimmten Boden sind die Anzeichen dafür, daß das Unheil sich weiter entwickelt, offensichtlich. Die Zeit zum Pflanzen von Mangoldwurzeln darf jetzt als beendet betrachtet werden, und es wurde sehr wenig davon angebaut; auch die Zeit zur Bereitung des Bodens für den Rübenanbau verstreicht rapid, ohne daß entsprechende Maßnahmen für diese wichtige Ernte getroffen worden wären... Der Haferanbau wurde durch Schnee und Regen stark beeinträchtigt. Wenig Hafer wurde früh gesät, spät gesäter Hafer aber bringt selten gute Ernte... In manchen Distrikten waren die Zuchtviehverluste erheblich."

Die Preise für andere landwirtschaftliche Produkte als Getreide sind um 20 bis 30 und selbst 50 Prozent höher als im verflossenen Jahre. Auf dem Kontinent ist das Getreide im Preise relativ mehr gestiegen als in England. Roggen ist in Belgien und Holland um volle 100 Prozent gestiegen; Weizen und andere Getreidearten folgen.

Unter solchen Umständen kann mit Rücksicht darauf, daß der englische Handel den größeren Teil seines regelmäßigen Kreislaufes bereits durchlaufen hat, mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß die chinesische Revolution den Funken in das Pulverfaß des gegenwärtigen Industriesystems schleudern und den Ausbruch der seit langem sich vorbereitenden allgemeinen Krise auslösen wird, die auf das Ausland übergreifen und in nächster Zukunft von politischen Revolutionen auf dem Kontinent begleitet sein wird. Ein eigenartiges Schauspiel: Während China in die westliche Welt den Aufruhr trägt, schaffen die Westmächte durch englische, französische und amerikanische Kriegsschiffe „Ordnung" in Schanghai, Nanking und an den Ausgängen des Großen Kanals. Haben denn die mit „Ordnung" hausierenden Mächte, die versuchen möchten, die schwankende Mandschu-Dynastie zu stützen, vergessen, daß der Haß gegen die Fremden und deren Ausweisung aus dem Reiche, einst lediglich Ergebnis der geographischen und ethnographischen Lage Chinas, erst seit der Eroberung des Landes durch die tatarische Rasse der Mandschus zu einem politischen System geworden? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heftigen Differenzen unter den europäischen Völkern, die Ende des XVII. Jahrhunderts miteinander um den Handel mit China kämpften, der Abschließungspolitik der Mandschu-Dynastie eine mächtige Stütze verliehen. Mehr noch als dies wirkte aber die Furcht der neuen Dynastie, daß die Fremden die Unzufriedenheit, die unter einem großen Teile der Chinesen während der ersten 50 Jahre ihrer Unter-

werfung durch die Tataren herrschte, fördern könnten. Auf Grund dieser Erwägungen wurde damals den Fremden jeder Verkehr mit den Chinesen im Lande unmöglich gemacht, mit Ausnahme von Kanton, einer von Peking weit entfernten Stadt. Die Teedistrikte und ihr Handel wurden auf den Verkehr mit den Kaufleuten von Hong, die von der Regierung speziell zum Außenhandel bevollmächtigt waren, beschränkt, um den übrigen Teil der Untertanen von jeder Verbindung mit den verhaßten Fremden zurückzuhalten. Auf jeden Fall kann eine Intervention der Westmächte zur Zeit nur eine Steigerung der Heftigkeit der Revolution und eine Verlängerung der Handelsstagnation zur Folge haben.

Gleichzeitig ist im Hinblick auf Indien zu bemerken, daß die englische Regierung dieses Landes ein Siebentel ihrer Einkünfte aus dem Verkauf von Opium an Chinesen bezieht, während ein bedeutender Teil der indischen Nachfrage nach britischen Waren gerade von der Produktion dieses Opiums in Indien abhängt. Gewiß ist es richtig, daß ein Verzicht der Chinesen auf den Opiumgenuß nicht wahrscheinlicher ist als ein Verzicht der Deutschen auf Tabak. Da aber, wie verlautet, der neue Kaiser für die Mohnkultur und die Herstellung des Opiums in China selbst eintritt, ist es klar, daß der Herstellung des Opiums in Indien, den indischen Staatseinkünften und den kommerziellen Quellen Hindostans in nächster Zukunft ein tödlicher Schlag droht. Zwar würde dieser Schlag die in Frage kommenden Interessen nicht unmittelbar treffen, doch würde er sich in einer gewissen Zeit entschieden auswirken und die allgemeine finanzielle Krise, deren Horoskop wir oben gegeben, verschärfen und verlängern.

Seit Beginn des XVIII. Jahrhunderts gab es in Europa keine ernste Revolution, der nicht eine Handels- und Finanzkrise voraufgegangen wäre. Das gilt gleichermaßen für die Revolution von 1789 wie die von 1848. Es ist richtig, daß wir nicht nur mit jedem Tag immer drohendere Anzeichen eines Konfliktes zwischen den herrschenden Mächten und ihren Untertanen, zwischen Staat und Gesellschaft und zwischen den verschiedenen Klassen sehen, sondern auch, daß der Konflikt zwischen den bestehenden Mächten allmählich einen Grad erreicht, bei dem das Schwert gezogen werden muß und die ultima ratio der Herrscher zu Worte kommt. In den europäischen Hauptstädten treffen täglich die Möglichkeit eines Weltkrieges andeutende Meldungen ein, die sich jedoch tags darauf unter dem Eindruck frischer Nachrichten, die uns für etwa eine Woche neue Friedensaussichten eröffnen, wieder verflüchtigen. Wir können trotzdem sicher sein, daß, so sehr sich die Konflikte zwischen den europäischen Mächten auch zuspitzen, so finster der diplomatische Horizont auch erscheinen mag, welche Bewegungen in diesem oder jenem Lande durch irgendeine enthusiastische Fraktion auch eingeleitet werden mögen, die Wut der Herrscher und der Zorn des Volkes durch den Atem der Hochkonjunktur in gleicher Weise gedämpft werden. Kriege wie Revolutionen werden Europa vermutlich nur im Gefolge einer allgemeinen Handels- und Industriekrise erfassen, zu der das Signal wie gewöhnlich durch Eng-

land, den Vertreter der europäischen Industrie auf dem Weltmarkte, gegeben werden muß.

Es erübrigt sich, bei den politischen Folgen zu verweilen, die eine solche Krise gegenwärtig nach sich ziehen muß, angesichts der beispiellosen industriellen Entwicklung Englands, der völligen Auflösung seiner offiziellen Parteien, der Verwandlung der gesamten Staatsmaschinerie Frankreichs in einen ungeheuren Schwindler- und Börsenspekulantenkonzern, eines Österreichs, das am Vorabend des Bankrotts steht, angesichts der sich überall steigernden, der Volksrache harrenden Unbill, der Interessengegensätze unter den reaktionären Mächten selbst, endlich des russischen Eroberungstraumes, der sich wieder einmal vor aller Welt enthüllt.

Die Britische Herrschaft in Indien

„The New York Daily Tribune" 25. Juni 1853

London, Freitag, 10. Juni 1853

...Hindostan ist ein Italien von asiatischen Dimensionen, mit dem Himalaya als den Alpen, der bengalischen Ebene als der Lombardei, dem Deccan als den Apenninen und der Insel Ceylon als dem Sizilien. Dazu die gleiche große Mannigfaltigkeit an Bodenprodukten und ebensolche Zersplitterung im politischen Aufbau. Wie Italien von Zeit zu Zeit durch das Schwert der Eroberer in verschiedene nationale Stücke aufgeteilt wurde, so sehen wir Hindostan, sofern es nicht unter dem Drucke von Mohammedanern, Mongolen oder Engländern steht, in so viele unabhängige und einander bekämpfende Staaten aufgelöst, als es Städte oder selbst Dörfer zählt. Vom sozialen Standpunkt betrachtet, ist dagegen Hindostan nicht das Italien, sondern das Irland des Ostens. Diese sonderbare Verbindung eines Italien mit einem Irland, einer Welt der Wollust mit einer Welt des Leidens, spiegelt sich in Ahnungen der alten Traditionen der Religion Hindostans wider. Diese Religion ist gleichzeitig eine Religion sinnlichen Überschwanges und eine Religion sich selbst peinigender Askese, ist die Religion des Lingam und des Juggernaut, die Religion des Mönchs und der Bajadere.

Ich teile nicht die Meinung derer, die an ein goldenes Zeitalter Hindostans glauben, ohne mich jedoch zur Bekräftigung meiner Auffassung, gleich Sir Charles Wood, auf die Autorität Khuli-Chans zu berufen. Man vergegenwärtige sich aber einmal z. B. die Zeiten des Aurangzebs oder die Epoche, als der Mogul im Norden und der Portugiese im Süden erschienen, oder das Zeitalter der mohammedanischen Invasion und der Heptarchie in Süd-Indien, oder, wenn man noch weiter, bis ins Altertum zurückgehen will, die mythologische Zeitrechnung der Brahmanen selbst, die den Anfang indischer Not in eine Epoche verlegt, die noch weiter zurückreicht als die christliche Weltschöpfung.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß das Elend, das die Engländer über Hindostan heraufbeschworen haben, grundverschieden und von unendlich tieferer Wirkung ist als alles, was Hindostan bisher erlitten. Ich meine hierbei nicht den dem asiatischen auf-

gepfropften europäischen Despotismus der Britisch-Ostindischen Gesellschaft, eine grauenvollere Paarung als irgendeines der uns im Tempel von Salsette schreckenden göttlichen Ungeheuer. Es ist das keine Eigentümlichkeit englischer Kolonialherrschaft, sondern nur eine Nachahmung der holländischen, und zwar in einem Maße, daß es zur Kennzeichnung der Tätigkeit der Britisch-Ostindischen Gesellschaft vollauf genügt, wörtlich zu wiederholen, was Sir Stamford Raffles, der englische Gouverneur von Java, über die alte Holländisch-Ostindische Gesellschaft sagte:

„Die ausschließlich vom Geist des Profits beherrschte Holländische Gesellschaft, die ihren Untertanen mit weniger Achtung oder Rücksicht begegnet als früher ein westindischer Plantagenbesitzer den Sklaven seines Besitzes, denn dieser hatte seinen Besitz an Menschen bezahlt, die Gesellschaft aber nicht, benutzte den gesamten bestehenden Apparat des Despotismus, um aus dem Volke den letzten Pfennig für Steuern, den letzten Rest an Arbeitskraft herauszupressen, und steigerte noch den Druck einer willkürlichen und halbbarbarischen Regierung, indem sie diese mit der ganzen praktischen Gerissenheit eines Politikers und vollendeten monopolistischen Krämeregoismus zur Anwendung brachte." Alle Bürgerkriege, Invasionen, Eroberungen, Hungersnöte berührten, so merkwürdig kompliziert, schnell und vernichtend ihre Aufeinanderfolge in Hindostan auch erscheinen mag, doch nur dessen Oberfläche. England dagegen hat das gesamte Gerüst der indischen Gesellschaftsordnung niedergerissen, ohne daß bisher irgendwelche Anzeichen einer Wiedergeburt sichtbar geworden wären. Dieser Verlust einer alten Welt ohne Gewinn einer neuen verleiht dem jetzigen Elend der Hindus einen besonders tragischen Zug und scheidet das von den Engländern beherrschte heutige Hindostan von all seinen alten Traditionen wie der Geschichte seiner ganzen Vergangenheit.

Seit undenklichen Zeiten gab es in Asien nur drei Regierungsdepartements: das der Finanzen oder der Innenplünderung, des Krieges oder der Außenplünderung, endlich das der öffentlichen Arbeiten. Klima- wie Bodenverhältnisse, namentlich die ungeheuren Wüstenstriche, die sich von der Sahara über Arabien, Persien, Indien und die Tatarei bis zu den höchsten Hochebenen Asiens erstrecken, machten die künstliche Bewässerung durch Kanäle und Wasserwerke zu einer Grundlage orientalischer Landwirtschaft. Wie in Ägypten und Indien werden auch in Mesopotamien, Persien usw. Überschwemmungen zur Fruchtbarmachung des Bodens, hoher Wasserstand zur Versorgung der Bewässerungskanäle ausgenutzt. Die unbedingte Notwendigkeit einer sparsamen und ökonomischen Wasserausnutzung, die im Westen, wie in Flandern und Italien, Privatunternehmen zu freiwilligem Zusammenschluß nötigte, bedingte im Orient, wo die Zivilisation zu tief stand und die Flächenausdehnung zu groß war, um eine freiwillige Vereinigung ins Leben zu rufen, das Eingreifen der zentralisierenden Regierungsmacht. Das ergab eine wirtschaftliche Funktion aller asiatischen Regierungen: die Funktion der Förderung öffentlicher Arbeiten. Diese künstliche Fruchtbarmachung des Bodens, die von einer zentralen

Regierungsgewalt abhängt und bei Vernachlässigung von Bewässerung und Entwässerung unverzüglich in Verfall gerät, erklärt die im übrigen sonderbare Tatsache, daß zur Zeit ganze Gebiete unfruchtbar sind und Wüsten darstellen, die einst ausgezeichnet bebaut waren, wie Palmyra, Petra, die Ruinen in Yemen und ausgedehnte Provinzen Ägyptens, Persiens und Hindostans. Es erklärt uns auch die Tatsache, daß ein einziger verwüstender Krieg es zustande bringen konnte, ein Land auf Jahrhunderte hinaus zu entvölkern und es seiner gesamten Kultur zu berauben. Die Engländer in Ostindien haben nun von ihren Vorgängern das Departement der Finanzen und des Krieges übernommen, während sie die öffentlichen Arbeiten völlig vernachlässigten. Daher der Verfall der Landwirtschaft, die nach dem englischen Prinzip der freien Konkurrenz, eines laisser faire, laisser aller, nicht betrieben werden kann. Doch sind wir es in den asiatischen Reichen durchaus gewöhnt, einen Verfall der Landwirtschaft unter der einen und deren Wiederaufleben unter einer anderen Regierung zu sehen. Hier entspricht die Ernte ebenso dem Vorhandensein einer guten oder schlechten Regierung, wie in Europa einem guten oder schlechten Wetter. Mithin könnten die Unterdrückung und Vernachlässigung der Landwirtschaft, so schlimm sie auch sein mögen, nicht als die letzten Gründe des durch den britischen Eindringling hervorgerufenen Zusammenbruches der indischen Gesellschaftsordnung angesehen werden, wären sie nicht von Umständen ganz anderer Bedeutung, einer Neuerscheinung in den Annalen der Geschichte der ganzen asiatischen Welt, begleitet gewesen. Wie wechselvoll das politische Bild der Vergangenheit Indiens auch erscheinen mag, seine soziale Ordnung blieb seit den ältesten Zeiten bis zum ersten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts unverändert. Der Handwebstuhl und das Spinnrad, die regelmäßig ihre Millionen von Spinnern und Webern beschäftigten, bildeten das Fundament der Struktur dieser Gesellschaft. Seit unvordenklichen Zeiten erhielt Europa die wunderbaren Erzeugnisse indischer Textilarbeit, für die es seine Edelmetalle hergab. Damit lieferte es dem indischen Goldschmied, diesem unentbehrlichen Bestandteil der indischen Gesellschaft, bei der die Liebe für Schmuckgegenstände so groß ist, daß selbst die fast nackten Inder der ärmsten Bevölkerungsschicht gewöhnlich ein paar goldene Ohrringe oder irgendeinen goldenen Schmuck um den Hals tragen, sein Material. Auch Finger- und Fußringe waren verbreitet. Frauen wie Kinder trugen häufig massive Armringe und Fußspangen aus Gold und Silber, in den Wohnungen sah man goldene und silberne Götterstatuetten. Der britische Eindringling war es, der den indischen Handwebstuhl zerbrach und das Spinnrad in Stücke schlug. England begann damit, daß es die indischen Baumwollwaren vom europäischen Markt verdrängte. Darauf brachte es Garn nach Hindostan und überschwemmte schließlich das eigentliche Mutterland der Baumwolle mit Baumwolle. Von 1818 bis 1837 stieg die Ausfuhr an Garn aus Großbritannien nach Indien im Verhältnis von 1:5200. 1824 betrug die Ausfuhr an britischen Musselinwaren nach Indien kaum 1 Million

Yards, während sie 1847 bereits die Höhe von 64 Millionen Yards überschritten hatte. Gleichzeitig ging aber die Bevölkerung von Dacca von 150000 auf 20000 zurück. Dieses Zusammenschmelzen der wegen ihrer Fabrikate berühmten indischen Städte war indessen noch bei weitem nicht die schlimmste Folge. Britische Dampfkraft und britische Wissenschaft zerstörten in ganz Hindostan die Union von Landwirtschaft und Manufakturindustrie.

Diese beiden Umstände, also einerseits die Tatsache, daß die Hindus, gleich allen orientalischen Völkern, es der Zentralregierung überließen, für umfassende öffentliche Arbeiten, diese Grundlage von Landwirtschaft und Handel, zu sorgen, andererseits die Tatsache, daß diese Landwirtschaft und dieser Handel, über das ganze Land verstreut, durch häusliche Vereinigung landwirtschaftlicher und handwerklicher Arbeit nur zu kleinen Zentren zusammengefaßt waren — diese beiden Umstände hatten seit erdenklicher Zeit ein spezifisches soziales System, das sogenannte Dorfsystem geschaffen, das jedem dieser kleinen Zentren seine selbständige Organisation und sein eigenes Leben gab. Über den spezifischen Charakter dieses Systems kann man sich auf Grund der nachfolgenden, einem alten offiziellen Bericht des englischen Unterhauses über indische Angelegenheiten entnommenen Schilderung ein Urteil bilden.

„Ein Dorf ist, geographisch betrachtet, ein Landstück, das einige hundert oder tausend Acres von Acker- und Brachland umfaßt. In politischer Hinsicht ähnelt es einer Stadtgemeinde. Sein Beamten- und Angestelltenstab wird wie folgt gekennzeichnet: Der Potail oder das Haupt der Gemeinde, der im allgemeinen den Dorfangelegenheiten vorsteht, Streitigkeiten der Einwohner schlichtet, den Polizeidienst beaufsichtigt und die Steuern in seinem Dorfe einzieht, eine Obliegenheit, für die ihn sein persönlicher Einfluß und seine genaue Vertrautheit mit der Lage und den Angelegenheiten der Bevölkerung am geeignetsten macht. Der Kurnum beaufsichtigt die Bodenbestellung und registriert alles, was damit zusammenhängt. Es folgen der Tallier und der Totie. Die Aufgabe des ersteren besteht in Beschaffung von Informationen über Verbrechen und Vergehen, sowie in Eskortierung und Schutz von Personen, die von einem Dorfe zum anderen reisen; das Wirkungsbereich des letzteren scheint sich dagegen mehr auf das Dorf selbst zu beschränken: seine Funktion besteht unter anderem im Schutze der Ernte und in der Mithilfe beim Abschätzen derselben. Der Grenzmann bewacht die Dorfgrenze, erteilt auch in Zweifelsfällen Aufschluß über deren Verlauf, der Aufseher der Wasserbehälter und Wasserleitungen verteilt das Wasser für die Landwirtschaft, der Brahmane besorgt den Gottesdienst des Dorfes, der Schulmeister lehrt die Dorfkinder das Lesen und Schreiben im Sand, endlich der Kalenderbrahmane oder Astrologe usw. Diese Beamten und Funktionäre bilden im allgemeinen den Verwaltungsapparat des Dorfes. In manchen Teilen des Landes ist jedoch dieser Apparat nicht so differenziert, da mehrere der geschilderten Obliegenheiten und Funktionen in einer Person vereinigt werden. In anderen

Teilen überschreitet er dagegen die erwähnte Beamtenzahl."* Unter dieser einfachen Form der Gemeindeverwaltung lebten die Einwohner seit unvordenklichen Zeiten. Die Grenzen der Dörfer wurden nur selten geändert, und obwohl die Dörfer selbst zuweilen durch Krieg, Hungersnot oder Krankheit in Mitleidenschaft gezogen oder gar zerstört wurden, blieben die Namen, die Grenzen, die Interessen ja selbst die Familien Jahrhunderte hindurch dieselben. Die Einwohner kümmerten sich weder um den Zusammenbruch noch um die Aufteilung von Königreichen. Blieb ihr Dorf unversehrt, so kümmerte es sie nicht, unter wessen Macht es geraten war bzw. welchem Herrscher es untertan war. Seine innere Wirtschaft blieb von alledem unberührt. Der Potail verblieb auch weiter das Haupt der Gemeinde und übte unbekümmert seine Funktion als Dorfschulze oder Ortsvorsteher und Steuerbeamter des Dorfes aus.

Diese kleinen stereotypen Formen des sozialen Organismus wurden zum größeren Teil aufgelöst und sind im Begriffe zu verschwinden, weniger infolge brutalen Eingreifens des britischen Steuereinhebers und britischen Soldaten, als vielmehr dank dem Einflusse der englischen Dampfmaschine und des englischen Freihandels. Derartige Familiengemeinschaften gründeten sich auf die Heimindustrie in der spezifischen Zusammenfassung von Handweberei, Handspinnerei und von handbetriebenem Ackerbau, die sie zu Selbstversorgern machte. Das englische Eingreifen, das den Spinner nach Lancashire, den Weber nach Bengalen verpflanzte, oder beide, den Hindu-Spinner wie den Hindu-Weber, hinwegfegte, löste diese kleinen halbbarbarischen, halbzivilisierten Gemeinwesen auf, indem es ihre wirtschaftliche Grundlage sprengte und so die größte und in Wahrheit einzige soziale Revolution, die Asien je gesehen, vollbrachte.

So drückend es nun menschlichem Empfinden auch sein mag, zu sehen, wie diese unzähligen fleißigen, patriarchalischen und friedfertigen sozialen Gemeinschaften desorganisiert, in ihre Bestandteile aufgelöst, in einen Abgrund des Elends gestürzt werden und ihre einzelnen Glieder mit ihrer alten Kultur gleichzeitig ihrer ererbten Existenzmöglichkeiten beraubt werden, dürfen wir doch nicht vergessen, daß diese idyllischen Dorfgemeinden, so harmlos sie auch erscheinen mögen, seit jeher die feste Grundlage des orientalischen Despotismus gebildet haben, den menschlichen Geist am denkbar beschränktesten Horizont haften ließen, ihn zum willenlosen Werkzeug des Aberglaubens, zum Sklaven traditioneller Gewohnheiten machten und ihn jeder Größe, jeder geschichtlich schöpferischen Energie beraubten. Wir dürfen nicht vergessen den barbarischen Egoismus, der, an einem elenden Fetzen Boden klebend, ruhig den Ruin ganzer Reiche, die Ausübung unaussprechlicher Grausamkeiten, die Niedermetzelung der Bevölkerung ganzer großer Städte mit ansah, unfähig, in alledem etwas anderes als ein Naturereignis schlechthin zu erblicken, selbst aber zur Ohnmacht verdammt war und daher von jedem Angreifer, der ihn seiner Aufmerksamkeit würdigte, ver-

* Vgl. hierzu auch K. Marx, Kapital, 1. Band, S. 322 u. 323 (Hamburg 1914).

schlungen wurde. Wir dürfen nicht vergessen, daß dieses würdelose, unbewegliche und vegetative Dasein, diese passive Existenz als Reaktion auf der anderen Seite wilde, ziellose und unbändige Kräfte der Zerstörung wachrief, die in Hindostan selbst den Mord zur religiösen Handlung machten. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese kleinen Gemeinschaften zu Kastenscheidung und Sklaverei verdammt waren, daß sie den Menschen zum bloßen Objekt äußerer Verhältnisse herabwürdigten, statt ihn zum Beherrscher der äußeren Gewalten zu erheben, daß sie einen durch Eigenentwicklung erzeugten sozialen Zustand in ein unabänderliches Naturgebot verwandelten und dadurch zu jener rohen Anbetung der Natur gelangten, die ihre ganze Würdelosigkeit in der Tatsache offenbarte, daß der Mensch, der Beherrscher der Natur, vor Kanuman, dem Affen, und Saballa, der Kuh, andächtig in die Knie sank.

Gewiß wurde England bei der Ablösung dieser sozialen Revolution in Hindostan allein durch niedrigste Interessen getrieben, ging es in seinem Bestreben, sich durchzusetzen, stupid vor. Doch nicht darum handelt es sich. Es handelt sich vielmehr um die Frage: Kann die Menschheit ohne eine fundamentale soziale Revolution in Asien ihrer Bestimmung Genüge leisten? Vermag sie es nicht, so war England, welches seine Verbrechen auch gewesen sein mögen, bei der Herbeiführung dieser Revolution nur das unbewußte Werkzeug der Geschichte.

Dann gibt uns, so erschütternd das Bild des Zusammenbruches einer alten Welt auf unser eigenes Empfinden auch wirken mag, die Geschichte das Recht, mit Goethe auszurufen:

„Sollte diese Qual uns quälen,
Da sie unsere Lust vermehrt,
Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrschaft aufgezehrt?“

Die Ostindische Gesellschaft, ihre Geschichte und die Ergebnisse ihres Wirkens

„The New York Daily Tribune“ 11. Juli 1853

London, 21 Juli 1853

Die eigentlichen Anfänge der Ostindischen Gesellschaft reichen nicht weiter als bis 1702 zurück, als die verschiedenen Gesellschaften, die auf das Monopol des ostindischen Handels Anspruch erhoben, sich zu einer einzigen Gesellschaft zusammengeschlossen hatten. Bis zu diesem Jahre war selbst das Bestehen der ursprünglichen Ostindischen Gesellschaft wiederholt gefährdet: einmal, unter der Herrschaft des Protektorats Cromwells, wurde sie auf Jahre hinaus suspendiert, ein andermal, unter der Herrschaft Wilhelms III., durch Eingreifen des Parlaments mit gänzlicher Auflösung bedroht. Es war zur Zeit der Macht des holländischen Prinzen, als die Whigs zu den eigentlichen Schöpfern des Reichtums des britischen Reichs wurden, die Bank von England ins Leben gerufen wurde, der Protektionismus in England festen Fuß gefaßt hatte und das Gleichgewicht der Kräfte in Europa endgültig hergestellt war, daß das Bestehen

einer Ostindischen Gesellschaft durch das Parlament anerkannt worden war. Doch war diese Ära scheinbarer Freiheit in Wirklichkeit eine Ära der Monopole, die zwar nicht durch königliche Urkunden, wie zur Zeit Elisabeths und Karls I., eingeführt, wohl aber durch Parlamentsbeschluß sanktioniert und auf das ganze Land ausgedehnt wurden. Diese Epoche in der Geschichte Englands weist in der Tat die weitgehendste Ähnlichkeit mit der Epoche Louis Philipps in Frankreich auf. Der alte Landadel hatte eine Niederlage erlitten, dieweil die Bourgeoisie dessen Platz nicht anders als unter der Ägide der Plutokratie, der „haute finance", zu besetzen vermochte. Die Ostindische Gesellschaft schloß das gewöhnliche Volk vom Handel mit Indien zur selben Zeit aus, als das Haus der Gemeinen es der Parlamentsvertretung beraubte. In diesem wie auch in anderen Fällen sehen wir, daß der erste entscheidende Sieg der Bourgeoisie über die Feudalaristokratie mit der entschiedensten Reaktion gegen das Volk zusammenfällt, eine Erscheinung, die mehr als einen populären Schriftsteller, so u. a. Cobbett, veranlaßt hat, die Volksfreiheit mehr in der Vergangenheit als in der Zukunft zu suchen.

Das Bündnis der konstitutionellen Monarchie mit den monopolistischen Finanzinteressen, der Ostindischen Gesellschaft mit der „glorreichen" Revolution von 1688, wurde durch die gleiche Macht gefördert, durch die die liberalen Interessen und die liberale Dynastie zu allen Zeiten und in allen Ländern sich fanden und zusammenschlossen: durch die Macht der Korruption, diese erste und letzte Triebkraft der konstitutionellen Monarchie, diesen Schutzengel Wilhelms III. und bösen Geist Louis Philipps. Wie parlamentarische Untersuchungen ergaben, erreichen die jährlichen Ausgaben der Ostindischen Gesellschaft unter dem Posten „Geschenke" an Regierungsmänner — einem Posten, der vor der Revolution 1200 Pfund Sterling nur selten überschritten hatte — schon im Jahre 1693 die Summe von 90000 Pfund Sterling. Der Herzog von Leeds wurde beschuldigt, eine Bestechungssumme von 5000 Pfund Sterling, und der tugendhafte König selbst wurde überführt, eine solche von 10000 Pfund Sterling empfangen zu haben. Außer solchen direkten Bestechungen bediente man sich zur Beseitigung von Konkurrenzgesellschaften des weiteren Mittels, der Regierung enorme Darlehen zu niedrigstem Zinsfuß zu gewähren, oder des Kaufs rivalisierender Direktoren.

Die Ostindische Gesellschaft mußte die Macht, die sie, wie auch die Bank von England, durch Bestechung der Regierung erlangte, wie die Bank von England nun auch durch weitere Bestechungen aufrecht erhalten. Jedesmal, wenn ihrem Monopol das Ende drohte, vermochte sie eine Erneuerung ihres Privilegs nur durch die Anbietung neuer Anleihen und neuer Geschenke an die Regierung zu erwirken.

Die Ereignisse des siebenjährigen Krieges verwandelten die Ostindische Gesellschaft aus einer Handels- in eine Militär- und Territorial-Macht. Damals wurde der Grundstein zum gegenwärtigen britischen Reiche im Osten gelegt. Die Ostindien-Aktien stiegen

auf 263 Pfund Sterling. Es wurden Dividenden in Höhe von 12½% gezahlt. Doch da tauchte ein neuer Feind der Gesellschaft auf, zwar nicht mehr in der Gestalt rivalisierender Gesellschaften, wohl aber rivalisierender Minister und eines rivalisierenden Volkes. Man berief sich darauf, daß das Territorium der Gesellschaft mit Hilfe der britischen Flotte und britischen Armee erobert worden sei, mithin britische Untertanen keine von der Krone unabhängige Souveränität besitzen könnten. Die Minister des Tages beanspruchten einen Anteil an den „märchenhaften Schätzen", die man durch die letzte Eroberung erhalten zu haben wähnte. Die Gesellschaft rettete ihren Fortbestand nur durch ein 1767 zustande gebrachtes Übereinkommen, laut welchem sie jährlich 400000 Pfund Sterling an das Schatzamt zu entrichten hatte. Statt aber ihren Verpflichtungen nachzukommen, geriet die Ostindische Gesellschaft in finanzielle Schwierigkeiten. Statt einen Tribut an das englische Volk zu zahlen, appellierte sie ans Parlament um finanzielle Unterstützung, Die Folge dieses Schrittes war eine erhebliche Änderung des Privilegs. Da sich indessen die Verhältnisse der Gesellschaft trotz der neuen Lage nicht gebessert und das englische Volk gleichzeitig seine Kolonien in Nordamerika verloren hatte, machte sich die Notwendigkeit, an anderer Stelle ein großes Kolonialreich zu gewinnen, immer allgemeiner fühlbar. Der illustre Fox hielt 1783 den Augenblick für gekommen, die berühmte India-Bill einzubringen, die den Vorschlag enthielt, den Rat der Direktoren und Geschäftsinhaber abzuschaffen und die gesamte Regierung Indiens sieben durch das Parlament einzusetzenden Kommissaren zu übertragen. Dank persönlichem Einfluß des schwachsinnigen Königs auf das Oberhaus wurde jedoch der Antrag Fox' abgelehnt. Er wurde dazu benutzt, die damalige Koalitionsregierung Fox-Lord North zu stürzen und den berühmten Pitt an die Spitze der Regierung zu setzen. Pitt brachte 1784 in beiden Häusern einen Gesetzentwurf zur Annahme, der die Bildung eines aus 6 Mitgliedern des Kronrates bestehenden Aufsichtsrates anordnete, der die Aufgabe hatte, alle Maßnahmen, Operationen und Angelegenheiten, die mit der Zivil- und Militärverwaltung, mit den Einkünften aus Ländereien und Besitztümern der Ostindischen Gesellschaft irgendwie in Verbindung standen, zu überwachen und zu kontrollieren. Dazu bemerkt der Historiker Mill:

„Die Annahme dieses Gesetzes verfolgte einen doppelten Zweck. Um der Unterstellung, zu der der angeblich verruchte Zweck des Gesetzentwurfes Fox' Anlaß gegeben hatte, zu entgehen, war es notwendig, den Anschein zu erwecken, als verbliebe der Hauptteil der Macht in den Händen der Direktoren. Das Regierungsinteresse erforderte, daß ihnen in Wirklichkeit die Macht gänzlich genommen würde. Der Gesetzentwurf Pitts unterschied sich angeblich von dem seines Rivalen hauptsächlich dadurch, daß, während jener die Macht der Direktoren vernichtete, dieser sie fast unangetastet ließ. Unter dem Gesetze Fox' wäre die Macht der Minister offen zutage getreten, unter dem Pitts dagegen sollte die Macht geheim durch Trug ausgeübt werden. Der Gesetzentwurf Fox' übertrug die

Macht der Gesellschaft auf die durch das Parlament eingesetzten Kommissare. Der Gesetzentwurf Pitts übertrug sie auf Kommissare, die vom König ernannt wurden".

Die Jahre 1783 und 1784 waren somit die ersten und bisher einzigen Jahre, in denen die indische Frage eine Regierungsfrage gewesen. Nach Annahme des Gesetzentwurfes Pitts wurde das Privileg der Ostindischen Gesellschaft erneuert und die indische Frage für dreißig Jahre ad acta gelegt. 1813 wurden alle übrigen politischen Fragen durch den Anti-Jakobinerkrieg und 1853 durch die neu eingebrachte Reformbill in den Hintergrund gedrängt.

Der Hauptgrund also, daß die indische Frage 1784 und nachher sich zu keiner großen politischen Frage ausgewachsen hat, besteht darin, daß vor dieser Zeit sich die Ostindische Gesellschaft erst ihr Daseinsrecht und ihr Gewicht erkämpfen mußte, nach dieser Zeit aber die Oligarchie ihr soviel Macht nahm, als sie nehmen konnte, ohne gleichzeitig die Verantwortung dafür zu tragen, endlich, noch später, das englische Volk gerade in den Jahren der Erneuerung des Privilegs, also 1813 und 1833, durch wichtigere Fragen in Anspruch genommen war.

Nun wollen wir die Sache einmal von einer anderen Seite betrachten. Die Ostindische Gesellschaft begann ihre Tätigkeit damit, daß sie bloß den Versuch machte, Handelsniederlassungen für ihre Agenten, und Depots für ihre Waren einzurichten. Um diese zu schützen, baute sie mehrere Forts. Obwohl sie bereits 1689 die Absicht gehabt hatte, ihre Herrschaft in Indien zu begründen und die Bodenrente zu einer ihrer Einkommenquellen zu machen, hatte sie bis 1744 doch nur einige unwichtige Distrikte um Bombay, Madras und Kalkutta erworben. Der Krieg, der danach in Karnatik ausbrach, hatte zur Folge, daß die Gesellschaft nach einer Reihe von Kämpfen zum tatsächlichen Souverän dieses Teiles Indiens wurde. Weit beträchtlichere Folgen hatten der Krieg in Bengalen und die Siege von Clives. Diese führten zur faktischen Besetzung von Bengal, Bichar und Orissa. Ende des XVIII. und in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts folgten die Kriege mit Tippo-Sahib, die einen bedeutenden Machtzuwachs und eine ungeheure Ausdehnung des Subsidiensystems herbeigeführt hatten. Im zweiten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts ist schließlich die erste passende Grenze Indiens innerhalb der Wüste besetzt worden. Erst damit hatte das britische Weltreich im Osten jene Gegenden Asiens erreicht, die stets der Sitz jeder mächtigen Zentralgewalt Indiens gewesen waren. Doch der verwundbarste Teil des Reiches, von dem aus es noch immer, sobald ein alter Eroberer durch einen neuen vertrieben wurde, überrannt worden war, die Barriere der Westgrenze, befand sich noch nicht in englischen Händen. In der Periode von 1838—1849, in den Kriegen gegen die Sikhs und Afghanen, setzte sich das englische Regime durch die gewaltsame Annexion von Pandschab und Sind endgültig in den Besitz der ethnographischen, politischen und militärischen Grenzgebiete des ostindischen Kontinents. Deren Besitz war unbedingt notwendig, um jede aus Mittelasien einbrechende Macht zurückzuschlagen. Er war nicht minder

notwendig gegen ein den Grenzen Persiens sich näherndes Rußland. Im Laufe dieses letzten Jahrzehnts wurde das englische Hoheitsgebiet in Indien um 167000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 8572630 Seelen vergrößert. Was das Innere des Landes anbelangt, so waren nun alle einheimischen Staaten von britischem Besitz umringt, die unter verschiedener Form der britischen Souveränität unterworfen und mit der einzigen Ausnahme von Gujarat und Sind von der Seeküste abgeschnitten wurden. Was die äußere Gestalt Indiens betrifft, so war Indien damit vollendet. Erst seit 1849 besteht also ein einheitliches großes englisch-indisches Reich.

So kämpfte die englische Regierung unter dem Decknamen der Gesellschaft zwei Jahrhunderte hindurch, bis sie schließlich die natürlichen Grenzen Indiens erreicht hatte. Wir verstehen nun, warum alle Parteien Englands, selbst jene, die entschlossen waren, nach vollendeter Abrundung eines einheitlichen indischen Reiches ihre heuchlerischen Friedensschalmeien am lautesten ertönen zu lassen, stillschweigend zusahen. Mußten sie doch natürlich dieses Reich erst schaffen, bevor sie es zum Gegenstand ihrer unbändigen Menschenliebe machen konnten. Von diesem Gesichtspunkt verstehen wir die veränderte Lage der indischen Frage, heute, im Jahre 1853, im Vergleich mit allen früheren Perioden der Erneuerung des Privilegs.

Die Dinge lassen sich nun noch aus einem weiteren Gesichtswinkel betrachten. Wir werden das Eigentümliche der Krise der indischen Gesetzgebung noch besser erfassen, wenn wir die Geschichte des englischen Handelsverkehrs mit Indien in dessen verschiedenen Phasen verfolgen.

Zu Beginn ihrer Tätigkeit unter der Herrschaft Elisabeths erhielt die Ostindische Gesellschaft, um ihren Handel mit Indien gewinnbringend führen zu können, die Erlaubnis, alljährlich Silber, Gold und ausländische Münzen im Werte von 90000 Pfund Sterling auszuführen. Das bedeutete den Bruch mit allen Vorurteilen des Zeitalters, und Thomas Mun mußte in einer „Abhandlung über den Handel Englands mit Ostindien" die Grundlagen des „Merkantilismus" entwickeln, wobei er behauptete, daß Edelmetalle den einzigen wirklichen Reichtum eines Landes ausmachten, gleichzeitig aber zugab, daß ihre Ausfuhr dennoch ruhig erlaubt werden dürfe, vorausgesetzt, daß die Zahlungsbilanz für die ausführende Nation günstig sei. In diesem Sinne forderte er, daß die aus Ostindien eingeführten Waren in der Hauptsache nach anderen Ländern wieder ausgeführt würden, aus denen eine weit erheblichere Menge Edelmetall nach England hereinkomme, als für die Bezahlung jener Waren in Indien erforderlich sei. Im gleichen Sinne verfaßte Sir Joshua Child eine „Abhandlung, in welcher gezeigt wird, daß der Ostindische Handel der nationalste von allen ist".

Allmählich wurden die Parteigänger der Ostindischen Gesellschaft kühner, und es kann als ein Kuriosum in dieser sonderbaren indischen Geschichte verzeichnet werden, daß die indischen Monopolisten die ersten Verkünder des Freihandels in England waren.

Ein Vorgehen des Parlaments gegen die Ostindische Gesellschaft wurde nicht von den Handelskreisen, sondern von den Industriellen Ende des XVII. und während des größeren Teiles des XVIII. Jahrhunderts wieder verlangt, als die Einfuhr von Baumwoll- und Seidenstoffen aus Ostindien die armen englischen Fabrikanten angeblich zugrunde richtete — eine Behauptung, die z. B. in der Schrift John Pollexfens „Der Widerstreit zwischen England und Indien in ihren Manufakturen" (London 1697) vertreten wurde. Dieser Titel hat sich anderthalb Jahrhunderte später, wenn auch in einem ganz anderen Sinne, auf sonderbare Art bewahrheitet. Das Parlament griff hierauf ein. Durch die Regierungsakte Wilhelms III. Nr. 11 und 12, Kapitel 10 wurde angeordnet, daß das Tragen von verarbeiteter Seide wie von bedrucktem oder gefärbtem Kattun aus Indien und China verboten sei. Alle Personen, die sich im Besitze solcher Waren befänden oder solche verkauften, würden einer Geldstrafe in Höhe von 200 Pfund Sterling unterworfen. Ähnliche Gesetze wurden wegen der wiederholten Beschwerden der später so „aufgeklärten englischen Fabrikanten" unter Georg I., II. und III. erlassen. So wurden also während des größeren Teils dieser Periode indische Fabrikwaren im allgemeinen nach England nur eingeführt, um auf dem Kontinent abgesetzt zu werden. Vom englischen Markt selbst blieben sie ausgeschlossen.

Außer diesem durch den gierigen einheimischen Fabrikanten veranlaßten Eingreifen des Parlaments in die ostindischen Angelegenheiten wurden bei jeder Erneuerung des Privilegs seitens der Kaufleute von London, Liverpool und Bristol Anstrengungen gemacht, um das Handelsmonopol der Gesellschaft zu durchbrechen und sich an diesem Handel, in dem man eine wahre Goldgrube erblickte, zu beteiligen. Im Gefolge dieser Anstrengungen wurde in das Gesetz von 1773, durch das das Privileg der Gesellschaft bis zum 1. März 1814 verlängert wurde, eine Bestimmung aufgenommen, laut welcher britische Privatpersonen nahezu alle Waren aus England ausführen, indische Angestellte der Gesellschaft nach England einführen durften. Dieses Zugeständnis war jedoch an Bedingungen geknüpft, die seine Wirkung in bezug auf das Recht der privaten Kaufleute zur Ausfuhr nach Britisch-Indien zunichte machten. 1813 war die Gesellschaft nicht länger imstande, dem Drucke des gesamten Handels weiteren Widerstand zu leisten. Mit Ausnahme des Monopols eines Handels mit China wurde der Handel mit Indien unter gewissen Bedingungen dem privaten Wettbewerb geöffnet. Bei Erneuerung des Privilegs im Jahre 1833 fielen schließlich auch diese letzten Einschränkungen. Der Gesellschaft wurde jeglicher Handel verboten. Ihr Handelscharakter wurde völlig aufgehoben und ihnen das Privileg, englische Untertanen von indischem Gebiet fernzuhalten, weggenommen.

Inzwischen machte der ostindische Handel eine Reihe ernster Umwälzungen durch, die das Verhältnis der verschiedenen Klasseninteressen in England ihm gegenüber völlig veränderten. Während des gesamten XVIII. Jahrhunderts wurden die aus Indien nach England gebrachten Schätze weit weniger durch den verhältnis-

mäßig geringfügigen Handel als durch direkte Ausbeutung dieses Landes und aus den aus ihm herausgepreßten, nach England überführten enormen Vermögen gewonnen. Als 1813 der Handel mit Indien freigegeben worden war, hat er sich in kürzester Zeit mehr als verdreifacht. Doch war das noch nicht alles. Der gesamte Charakter des Handels hat sich geändert. Bis 1813 war Indien in der Hauptsache ein exportierendes Land, während es nun zu einem importierenden wurde, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß der Wechselkurs, der im allgemeinen 2 sh. 6 d. für die Rupie betrug, 1823 schon auf 2 sh. für die Rupie zurückgegangen war. Seit unvordenklichen Zeiten die gewaltigste Werkstatt für Baumwollwaren, wurde nun Indien mit englischem Garn und englischen Baumwollstoffen überschwemmt. Hatte man seine einheimische Produktion von England ferngehalten oder nur unter den härtesten Bedingungen zugelassen, so wurde es nun selbst mit englischen Waren bei niedrigem, lediglich nominellem Zoll überschwemmt. Das bedeutete den Ruin der einst so berühmten einheimischen Baumwollindustrie. 1780 betrug der Wert der ausgeführten englischen Produkte und Fabrikwaren nur 386152 Pfd. Sterling, des während desselben Jahres ausgeführten Edelmetalls 15041 Pfd. Sterling. Der Gesamtwert der Ausfuhr im Jahre 1780 belief sich bloß auf 12648616 Pfd. Sterling, so daß der indische Handel nur $^1/_{32}$ des gesamten Außenhandels ausmachte. 1850 dagegen betrug die Gesamtausfuhr aus Großbritannien und Irland nach Indien 8024000 Pfd. Sterling, wovon auf Baumwollwaren allein 5220000 Pfd. Sterling entfielen, so daß sie mehr als $^1/_8$ der Gesamtausfuhr und mehr als ein Viertel des Baumwollaußenhandels ausmachten. Die Baumwollfabriken beschäftigten nunmehr ein Achtel der Bevölkerung Großbritanniens und lieferten ein Zwölftel des gesamten Nationaleinkommens. Nach jeder Handelskrise wurde der Handel mit Ostindien von überragender Bedeutung für die englischen Baumwollfabrikanten, und das ostindische Festland wurde tatsächlich zu ihrem besten Absatzmarkt. In gleichem Maße, wie die Baumwollfabrikanten von vitaler Bedeutung für das gesamte soziale System Großbritanniens wurden, wurde Ostindien von vitaler Bedeutung für die englischen Baumwollfabrikanten.

Soweit waren die Interessen der Plutokratie, die Indien zu ihrem Grundeigentum gemacht, die Interessen der Oligarchie, die es mit ihren Armeen erobert, und die Interessen der Fabrikanten, die es mit ihren Produkten überschwemmt hatten, Hand in Hand gegangen. Je mehr aber die Industrieinteressen vom indischen Markt abhängig wurden, um so mehr machte sich die Notwendigkeit fühlbar, in Indien, nach Zerstörung seiner einheimischen Industrie, neue Produktivkräfte zu schaffen. Man kann nicht auf die Dauer ein Land mit eigenen Manufakturwaren überschwemmen, wenn man es nicht instand setzt, irgendwelche andere Produkte dafür in Austausch zu geben. Die englischen Industriellen stellten fest, daß ihr Handel abnahm, statt zuzunehmen. In den mit 1846 abschließenden vier Jahren betrug die Einfuhr aus Großbritannien nach Indien 261 Millionen Rupien. In den mit 1850 abschließenden vier

Jahren betrug sie nur 253 Millionen, während die Ausfuhr in der ersten Periode 274 Millionen Rupien, in der zweiten Periode 254 Millionen Rupien betrug. Sie stellten fest, daß die Kaufkraft für ihre Waren in Indien auf die denkbar niedrigste Stufe zusammengeschrumpft war, daß der Konsum ihrer Produkte in Britisch-Westindien etwa 14 sh. im Jahre pro Kopf der Bevölkerung ausmachte, in Chile 9 sh. 3 d., in Brasilien 6 sh. 5 d., in Kuba 6 sh. 2 d., in Peru 5 sh. 7 d., in Zentralamerika 10 d., in Indien hingegen nur etwa 9 d. Dann kam die Baumwollmißernte in den Vereinigten Staaten, die ihnen im Jahre 1850 einen Verlust von 11 Millionen Pfund Sterling verursachte, und sie waren erbittert über ihre Abhängigkeit von Amerika, anstatt daß sie eine genügende Menge an Rohbaumwolle aus Ostindien bezogen hätten. Außerdem fanden sie, daß sie bei allen Versuchen, in Indien Kapital anzulegen, auf Hindernisse und Schikanen seitens der indischen Behörden stießen. So wurde Indien zum Schlachtfeld im Kampfe zwischen den Industrieinteressen auf der einen, der Plutokratie und Oligarchie auf der anderen Seite. Die Fabrikanten, ihres überwiegenden Einflusses in England sicher, verlangen jetzt die Vernichtung der ihnen feindlich gegenüberstehenden Mächte in Indien, die Zerstörung des gesamten alten Apparates der indischen Regierung und die endgültige Beseitigung der Ostindischen Gesellschaft.

Nun zum vierten und letzten Gesichtspunkt, von dem aus die indische Frage beurteilt werden muß. Seit 1784 sind die indischen Finanzen immer tiefer in Schwierigkeiten geraten. Es besteht jetzt eine Staatsschuld von 50 Millionen Pfund, eine ständige Abnahme der Einnahmequellen und eine entsprechende Zunahme der Ausgaben. Ein zweifelhaftes Gleichgewicht wird durch das ungewisse Einkommen aus der Opiumsteuer erzielt, das gegenwärtig dadurch, daß die Chinesen anfangen selbst Mohn anzubauen, von Vernichtung bedroht wird. Die infolge des sinnlosen Burmakrieges zu erwartenden Ausgaben verschärfen und erschweren die Lage noch mehr. „Wie die Dinge liegen", sagt Mr. Dickinson, „würde der Verlust des indischen Reiches den Ruin Englands bedeuten — während die Nötigung, es zu erhalten, unsere eigenen Finanzen mit Ruin bedroht."

Ich habe damit gezeigt, wie die indische Frage zum erstenmal seit 1783 zu einer englischen Frage und einer Kabinettsfrage geworden ist.

Die zukünftigen Ergebnisse der englischen Herrschaft in Indien

„The New York Daily Tribune" 8. August 1853

London, 22. 7. 1853

Ich beabsichtige, mit diesem Briefe meine Bemerkungen über Indien abzuschließen.

Wie kam es, daß in Indien eine englische Oberherrschaft errichtet wurde? Die überragende Macht des Großmoguls wurde durch die Vizekönige des Moguls gebrochen. Die Macht der Vizekönige wurde gebrochen durch die Maharadschas. Die Macht der Maharadschas wurde durch die Afghanen gebrochen. Während nun ein Kampf aller gegen alle wütete, brachen die Briten ein und konn-

ten alle unterjochen. Ein Land, in dem nicht nur Mohammedaner gegen Hindus, sondern auch Stamm gegen Stamm und Kaste gegen Kaste kämpften, das eine Gesellschaft aufwies, deren Zusammenhalt einer Art Gleichgewicht, dem Ergebnis allgemeiner gegenseitiger Abneigung und angeborener Abgeschlossenheit aller ihrer Mitglieder, entsprang: war ein solches Land und eine solche Gesellschaft nicht geradezu prädestiniert, zur Beute von Eroberern zu werden? Wüßten wir auch nichts über die Geschichte Hindostans, genügte denn nicht schon die kardinale und unbezweifelbare Tatsache, daß Indien just in diesem Moment durch eine auf Kosten Indiens unterhaltene indische Armee in englischer Knechtschaft gehalten wird? Somit vermochte Indien dem Schicksal, erobert zu werden, nicht zu entgehen, und seine gesamte Geschichte ist, sofern sie überhaupt etwas ist, eine Geschichte aufeinanderfolgender Eroberungen, deren Objekt es war. Die indische Gesellschaft hat überhaupt keine Geschichte, zum mindesten keine bekannte Geschichte. Was wir hier Geschichte nennen, ist lediglich eine Geschichte einander sich ablösender Eindringlinge, die ihre Reiche auf der passiven Grundlage dieser keinerlei Widerstand leistenden und starren Gesellschaft begründeten. Die Frage ist daher nicht, ob die Engländer ein Recht hatten, Indien zu erobern, sondern, ob wir ein von den Türken, den Persern oder von den Russen erobertes Indien einem von den Briten eroberten vorzuziehen hätten.

England hat in Indien eine Doppelmission zu erfüllen, eine zerstörende und eine schöpferische: Vernichtung der alten asiatischen Gesellschaftsordnung einerseits, Schaffung der materiellen Voraussetzungen für eine westliche Gesellschaftsordnung in Asien andererseits.

Araber, Türken, Tataren, Mongolen, die nacheinander Indien überrannt hatten, wurden bald hinduisiert, da barbarische Eroberer, einem ewigen Gesetze der Geschichte gehorchend, der höheren Zivilisation ihrer Untertanen unterliegen. Die Engländer waren die ersten der Hindukultur überlegenen, und darum der Hinduzivilisation unzugänglichen Eroberer. Sie zerstörten diese, indem sie die einheimischen Gemeinwesen zerschlugen, die einheimische Industrie zugrunde richteten und alles, was an der eingeborenen Gesellschaft Großes und Erhabenes war, nivellierten. Die Geschichte ihrer Herrschaft in Indien gibt kaum über etwas anderes Kunde als Zerstörung. Noch treten die Anzeichen einer Wiedergeburt unter den Trümmern kaum hervor. Und doch hat sie begonnen.

Die politische Einheit Indiens, das heute konsolidierter und ausgedehnter ist denn je unter der Herrschaft der Großmoguls, bildete die erste Voraussetzung seiner Wiedergeburt. Die dem Lande durch das britische Schwert aufgezwungene Einheit wird nunmehr durch den elektrischen Telegraphen erhöht und gefördert werden. Die durch den englischen Feldwebel organisierte und ausgebildete Eingeborenenarmee wird zur conditio sine qua non der indischen Selbstbefreiung, eines Indiens, das aufhört, immer wieder zur Beute irgendwelcher fremder Eindringlinge zu werden. Die in die asiatische Gesellschaft zum erstenmal eindringende und in erster Reihe durch die gemeinsamen Nachkommen von Hindus

und Europäern geleitete freie Presse bildet einen neuen und machtvollen Hebel des Wiederaufbaues. Zemindare und Ryotware, so abscheulich sie an sich auch sein mögen, bedeuten doch zwei ausgesprochene Formen des Privateigentums am Boden, nach dem die asiatische Gesellschaft so lechzt. In den in Kalkutta unter englischer Aufsicht widerwillig und vorsichtig herangebildeten indischen Eingeborenen wächst eine neue Klasse heran, die die zum Regieren erforderlichen Eigenschaften aufweist und mit europäischer Wissenschaft vertraut ist. Der Dampf brachte Indien in einen regelmäßigen und schnellen Verkehr mit Europa. Er verband Indiens Haupthäfen mit den Häfen des gesamten südöstlichen Ozeans und riß es aus seiner isolierten Stellung, die der Hauptgrund seiner Stagnation war, heraus. Der Tag ist nicht mehr fern, wo durch eine Verbindung von Eisenbahn und Dampfschiff die Entfernung zwischen England und Indien, zeitlich gemessen, auf acht Tage verkürzt und so das einstige Märchenland tatsächlich der westlichen Welt angeschlossen werden wird.

Die herrschenden Klassen Großbritanniens waren bisher am Fortschritt Indiens nur von Fall zu Fall, nur vorübergehend und ausnahmsweise interessiert. Die Aristokratie wollte es erobern, die Plutokratie es plündern, die Großkapitalisten es unterbieten. Nun hat sich aber das Blatt gewendet. Die Großkapitalisten haben entdeckt, daß die Verwandlung Indiens in ein produzierendes Land für sie vitale Bedeutung gewonnen hat und es daher vor allem notwendig ist, es mit Mitteln zur künstlichen Bewässerung und zum Ausbau des Innenverkehrs zu versorgen. Sie beabsichtigen nunmehr, ganz Indien mit einem Eisenbahnnetz zu überziehen. Und sie werden es tun. Die Folgen davon werden unabsehbare sein.

Es ist eine notorische Tatsache, daß die Produktivkräfte Indiens durch den vollständigen Mangel an Mitteln zur Beförderung und zum Austausch seiner verschiedenen Produkte paralysiert sind. Nirgends mehr als in Indien zeigt sich, infolge Mangels an Austauschmitteln, offensichtliches soziales Elend inmitten natürlichen Überflusses. Es wurde von einem 1848 tagenden Komitee des englischen Unterhauses bewiesen, daß, „während das Getreide in Kandeish zu sechs bis acht Shilling das Quart verkauft wurde, es in Poona, wo die Bevölkerung auf den Straßen Hungers starb, zu 64 bis 70 Shilling verkauft worden ist, ohne daß es möglich gewesen wäre, Vorräte aus Kandeish herbeizuschaffen, da die Lehmwege unpassierbar waren".

Die Einführung der Eisenbahnen kann leicht in den Dienst landwirtschaftlicher Bedürfnisse gestellt werden, indem an Stellen, wo Erdausschachtungen für die Errichtung von Eisenbahndämmen erforderlich sind, Wasseranlagen geschaffen und das Wasser die verschiedenen Linien entlang befördert wird. Damit würde die Bewässerung, die conditio sine qua non der Landwirtschaft im Osten, eine weitgehende Ausdehnung erfahren und die immer wiederkehrende örtliche Hungersnot, die eine Folge des Wassermangels ist, vermieden werden. Die allgemeine Bedeutung einer von diesem Gesichtspunkte bewerteten Eisenbahn wird offensicht-

lich, sobald wir berücksichtigen, daß bewässerter Boden selbst in den nahe Ghauts gelegenen Distrikten dreimal soviel an Steuern zahlt, zehn- oder zwölfmal soviel Menschen beschäftigt und zwölf- bis fünfzehnmal soviel Profit abwirft als dasselbe Areal ohne Bewässerung.

Die Eisenbahnen werden ferner eine Herabsetzung der Heeresstärke und der Ausgaben für Militärzwecke herbeiführen. Oberst Warren, Platzkommandant des Forts St. William, erklärte vor einer Sonderkommission des Unterhauses:

„Die Möglichkeit, Informationen aus entfernten Teilen des Landes in soviel Stunden zu erhalten, als gegenwärtig Tage und selbst Wochen erforderlich sind, und Instruktionen samt Truppen und Vorräten auf schnellstem Wege zu befördern, ist ein Faktor von nicht zu überschätzender Bedeutung. Die Truppen könnten an entlegeneren und gesünderen Standorten stationiert werden als bisher, wodurch erhebliche Verluste an Menschenleben durch Krankheit erspart würden. In den verschiedenen Depots wären Vorräte in geringerer Höhe als bisher erforderlich, wodurch Schäden durch Verderben infolge klimatischer Einflüsse vermieden würden. Der Heeresbestand könnte unmittelbar entsprechend seiner Leistungsfähigkeit herabgesetzt werden."

Wir wissen, daß die Gemeindeordnung und das wirtschaftliche Fundament der Dorfgemeinschaften zerstört worden sind. Ihr übelster Zug dagegen, die Auflösung der Gesellschaft in stereotype und getrennte Atome, hat sich erhalten. Die Isoliertheit der Dörfer bedingte das Fehlen von Wegen in Indien, das Fehlen von Wegen seinerseits verewigte die Isoliertheit der Dörfer. So entstanden Gemeinden mit einem dauernd tiefen Lebenshaltungsniveau, im Zustande fast völliger Verbindungslosigkeit untereinander verharrend und jener Bedürfnisse und Aktivität entbehrend, denen allein ein sozialer Fortschritt entspringen kann. Nachdem nun die Engländer diese Trägheit und Selbstbeschränkung der Dörfer gebrochen, werden die Eisenbahnen ein erhöhtes Bedürfnis nach Verkehr und Verbindung wachrufen. Außerdem „wird eine der Folgen des Eisenbahnsystems darin bestehen, daß es jedes Dorf, das es berührt, mit solchen Errungenschaften und deren Anwendungen in anderen Ländern und solchen Mitteln, sich dieselben anzueignen, bekannt machen wird, daß die Leistungsfähigkeit des alten, zu Lehnsdiensten verpflichteten Dorfhandwerks Indiens in vollem Umfange auf die Probe gestellt und dann seine Mängel beseitigt werden". (Chapman, The Cotton and Commerce of India.)

Ich weiß, daß die englischen Großkapitalisten Indien lediglich darum mit Eisenbahnen beglücken wollen, um Baumwolle und sonstiges Rohmaterial für ihre Fabriken zu einem niedrigen Preise zu erhalten. Hat man aber einmal im Verkehrswesen eines Landes, das Eisen und Kohle besitzt, Maschinen eingeführt, so ist es unmöglich, ein solches Land von eigener Herstellung derselben zurückzuhalten. Man kann in einem Lande von so ungeheuren Dimensionen ein Eisenbahnnetz unmöglich aufrechterhalten, ohne gleichzeitig alle jene Industrien zu entwickeln, die zur Deckung aller

unmittelbaren und laufenden Ansprüche des Eisenbahnnetzes erforderlich sind. Das muß eine Anwendung von Maschinen in jenen Industriezweigen nach sich ziehen, die nicht unmittelbar mit der Eisenbahn zusammenhängen. So wird das Eisenbahnsystem in Indien in der Tat zum Vorläufer einer modernen Industrie werden. Das umsomehr, als die britischen Behörden selbst den Hindus eine besondere Fähigkeit, sich den Erfordernissen vollkommen neuer Arbeitsmethoden anzupassen und sich die nötigen maschinellen Kenntnisse anzueignen, nachsagen. Einen schlagenden Beweis hierfür liefert die Fähigkeit und Gewandtheit der eingeborenen Maschinisten des Münzhofes von Kalkutta, an dem diese seit Jahren Dampfmaschinen bedient hatten. Dasselbe gilt für die Eingeborenen, die die Dampfmaschinen des Kohlendistrikts von Hurdwar bedienen, und andere Fälle. Selbst Mister Campbell, so sehr er auch unter dem Einfluß der Vorurteile der Ostindischen Gesellschaft stehen mag, muß zugeben, daß „die große Masse des indischen Volkes eine große gewerbliche Energie besitzt, zur Kapitalakkumulation wohl befähigt ist und über bemerkenswerte mathematische Denkkraft, Anschauungsvermögen und Talent für exakte Wissenschaften verfügt". „Ihre Intelligenz", sagt er, „ist hervorragend." Die dem Eisenbahnwesen entspringende moderne Industrie wird die überlebte Arbeitsteilung, auf der die indischen Kasten, die entscheidenden Hindernisse indischen Fortschrittes und indischer Macht, beruhen, auflösen.

Alles jedoch, wozu die englische Bourgeoisie gezwungen werden mag, wird die Volksmassen weder befreien noch ihre soziale Lage wesentlich bessern, die nicht nur von der Entwickelung der Produktivkräfte, sondern auch von deren Aneignung durch das Volk abhängt. Was die Bourgeoisie dagegen tun wird, ist, die materiellen Voraussetzungen für beides zu schaffen. Aber hat die Bourgeoisie jemals mehr getan? Hat sie je einen Fortschritt verwirklicht, ohne Individuen wie ganze Völker durch Blut und Schmutz, Elend und Erniedrigung zu schleifen?

Doch werden die Inder die Früchte der durch die britische Bourgeoisie unter sie verstreuten Elemente einer neuen Gesellschaft solange nicht ernten, als in Großbritannien selbst die gegenwärtig herrschenden Klassen nicht durch das Industrieproletariat verdrängt oder die Hindus selbst genügend erstarkt sein werden, um das englische Joch ein für allemal abzuschütteln. Auf jeden Fall ist in einer mehr oder weniger nahen Zukunft mit Sicherheit eine Wiedergeburt dieses großen und interessanten Landes zu erwarten, dessen edler Menschenschlag, um einen Ausdruck des Fürsten Saltykow zu gebrauchen, selbst in den untersten Klassen „plus fin et plus adroit que les Italiens" ist, bei dem sogar dessen Unterwürfigkeit noch durch eine gewisse ruhige Vornehmheit ausgeglichen wird, der ungeachtet seiner natürlichen Langmut die englischen Offiziere durch seine Kühnheit in Staunen setzt, dessen Land die Geburtsstätte unserer Sprachen und Religionen war und den Typus der alten Germanen im Jat und den des alten Griechen im Brahmanen verkörpert.

Ich kann die indische Frage nicht verlassen ohne ein paar Schlußworte.

Die tiefe Heuchelei und eingeborene Barbarei der bürgerlichen Kultur liegt offen vor unseren Augen, sowie wir uns von ihrer Heimat, wo sie sich respektabler Manieren befleißigt, den Kolonien zuwenden, in denen sie in ihrer ganzen Nacktheit auftritt. Die Bourgeoisie ist die Beschützerin des Eigentums. Und doch, hat je eine revolutionäre Partei solche Agrarrevolutionen hervorgerufen, wie die in Bengalen, Madras und Bombay? Hat nicht die Bourgeoisie in Indien, um einen Ausdruck des großen Räubers Lord Clive selbst zu gebrauchen, zu grausamer Erpressung ihre Zuflucht genommen, wenn einfache Korruption mit ihrer Raffgier nicht mehr Schritt zu halten vermochte? Hat sie nicht, dieweil sie in Europa von dem unantastbaren Heiligtum der Nationalschuld schwatzte, in Indien die Dividenden der Rajahs, die ihre privaten Ersparnisse in Papieren der Ostindischen Gesellschaft angelegt hatten, konfisziert? Hat sie nicht, während sie die französische Revolution unter dem Vorwand der Verteidigung „unserer heiligen Religion" bekämpfte, gleichzeitig die Propaganda des Christentums in Indien verboten? Hat sie nicht, um aus den nach den Tempeln von Orissa und Bengal strömenden Pilgern Geld herauszuschlagen, den Mord und die Prostitution des Tempels von Juggernaut zu ihrem Gewerbe gemacht? So sehen die Männer „des Eigentums, der Ordnung, der Familie und der Religion" aus!

Die vernichtenden Wirkungen der englischen Industrie auf Indien, ein Land, das so groß ist wie Europa und 150 Millionen Acres umfaßt, liegen offen zutage und sind furchtbare. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß sie lediglich das organische Ergebnis des gesamten Produktionssystems, der Form, die es zur Zeit angenommen, darstellen. Diese Produktion hat die unbeschränkte Herrschaft des Kapitals zur Grundlage. Die Zentralisation des Kapitals ist für die Existenz des Kapitals als einer unabhängigen Macht von wesentlicher Bedeutung. Die zerstörende Wirkung, die diese Zentralisation auf die Märkte der Welt ausübt, enthüllt nur in Riesendimensionen die immanenten natürlichen Gesetze der politischen Ökonomie, die heute in jeder Stadt der zivilisierten Welt am Werke sind. Die bürgerliche Periode der Geschichte hat die materielle Grundlage einer neuen Welt zu schaffen: einerseits den auf der Abhängigkeit der Völker voneinander beruhenden Weltverkehr und die Mittel dieses Verkehrs, andererseits die Entwicklung der menschlichen Produktivkräfte und Verwandlung der materiellen Produktion in wissenschaftliche Beherrschung der Naturkräfte.

Bürgerliche Industrie und bürgerlicher Handel schaffen diese materiellen Voraussetzungen einer neuen Welt in der gleichen Weise, wie geologische Revolutionen das Antlitz der Erde geschaffen. Erst wenn eine große soziale Revolution das Werk der bürgerlichen Epoche, den Weltmarkt und die modernen Produktionskräfte, gemeistert und sie der vereinigten Kontrolle der fortgeschrittensten Völker unterworfen haben wird, erst dann wird der menschliche Fortschritt aufhören, jenem abscheulichen heidnischen Götzen zu gleichen, der den Nektar nur aus den Schädeln Erschlagener trinken wollte.

A. DEBORIN

LENIN ÜBER DIALEKTIK

I.

An den Klauen erkennt man den Löwen! Es genügt, das unten folgende Fragment Lenins über Dialektik aufmerksam durchzulesen, um sich bewußt zu werden, daß das internationale Proletariat in Lenin einen der größten Denker verloren hat. Das Fragment zeigt alle Lenin auszeichnenden Eigenschaften in ihrer ganzen Schärfe, Bestimmtheit und Plastik: die Tiefe und Abgeschliffenheit des Gedankens, die Schlichtheit des literarischen Gewandes und das erstaunliche Vermögen, die abstraktesten Gedanken mit der revolutionären Praxis, dem lebendigen Sein, in Zusammenhang zu bringen.

In dem „Zur Frage der Dialektik" betitelten Fragment hatte sich Lenin selbstverständlich nicht vorgenommen, den ganzen Inhalt der Dialektik zu erschöpfen. Er beabsichtigte lediglich, die Aufmerksamkeit auf das der Dialektik eigene wichtigste Moment zu lenken, nämlich auf die Identität oder Einheit der Gegensätze als das Grundgesetz der objektiven Welt und der menschlichen Erkenntnis.

In einem seiner philosophischen Hefte, das in Nr. 1/2 vom Januar-Februar v. J. der russischen Zeitschrift „Unter dem Banner des Marxismus" erschienen ist, gibt Lenin folgende Definition der Dialektik:

„Dialektik ist die Lehre dessen, wie Gegensätze identisch sein können und sind (wie sie es werden), unter welchen Bedingungen sie, sich ineinander verwandelnd, identisch werden, warum die menschliche Vernunft diese Gegensätze nicht als tot und starr, sondern sie als lebendig, bedingt, beweglich, ineinander sich verwandelnd, zu betrachten hat."

Die Identität der Gegensätze ist in der Tat das Grundgesetz der Welt und der menschlichen Erkenntnis. Mit Recht sieht Lenin das Grundgesetz der Dialektik darin, daß in allen Vorgängen der Natur und der Gesellschaft entgegengesetzte und innerlich widerspruchsvolle Tendenzen zur Geltung kommen. „Alle Dinge sind an sich selbst widersprechend", sagt Hegel und tritt scharf dem Grundvorurteil der zeitgenössischen Logik entgegen, als ob der „Widerspruch nicht eine so wesenhafte und immanente Bestimmung sei als die Identität", während der Widerspruch eigentlich „für das Tiefere und Wesenhaftere" gegenüber der Identität zu gelten hätte. „Denn die Identität ihm gegenüber ist nur die Bestimmung des einfachen Unmittelbaren, des toten Seins; er (der Widerspruch. A. D.) aber ist die Wurzel aller Bewegung und Lebendigkeit; nur insofern

etwas in sich selbst einen Widerspruch hat, bewegt es sich, hat Trieb und Tätigkeit".*

Lenin vertritt denselben Standpunkt. Wo es keinen Widerspruch, keinen Kampf der Gegensätze und keinen Übergang derselben ineinander gibt, da gibt es auch keine Entwicklung, kein Leben, keine treibende Kraft. Allein die Gegensätze existieren nicht getrennt, für sich selbst, sondern bilden eine Identität. Die Gegensätze und Widersprüche sind in der Identität enthalten. In der realen Wirklichkeit gibt es keine abstrakte, formale Identität. Jeder Körper ist beständigen, ununterbrochenen Veränderungen unterworfen, welche die Art seiner „Identität" verändern und aufheben.

Jede konkrete lebendige Identität enthält Unterschiede, Gegensätze. Alle Gegensätze gehen über Zwischenglieder oder Zwischenstufen ineinander über. Daher gibt es weder in der Natur noch in der Gesellschaft irgendwo absolute Grenzen. Nichts existiert in der Welt an und für sich, sondern alles in Beziehung zum übrigen Ganzen. Ein Vorgang ist just darum widerspruchsvoll, weil er gleichzeitig identisch ist, just darum identisch, weil er gleichzeitig Widersprüche in sich birgt.

Wäre in der Welt alles mit sich selbst identisch, so gäbe es keine Veränderung und keine Entwicklung. Das Grundgesetz der Natur ist Bewegung. Bewegung aber ist Verwandlung einer Form in eine andere, dauernder Übergang des Einen in das Andere. Die ganze Entwicklung der Welt beruht auf der ewigen Verwandlung einer Form oder Erscheinung in eine andere. Der Vorgang der Formwandlung, der Entwicklungsprozeß vollzieht sich auf dem Wege der Verwandlung der Gegensätze. Diese Gegensätze sind jedoch in der Einheit enthalten und gehen aus einer Entzweiung dieser Einheit hervor. „Die Bedingung für die Erkenntnis aller Vorgänge der Welt in deren „Selbstbewegung", deren spontaner Entwicklung, deren lebendigem Sein liegt in ihrer Erfassung als einer Einheit von Gegensätzen", sagt Lenin richtig. Entwicklung bedeutet „Kampf" der Gegensätze.

II.

Es gibt zwei Auffassungen der Entwicklung, sagt Lenin. Die eine sieht in der Entwicklung nur eine Ab- und Zunahme, eine Wiederholung. Diese Auffassung ist leblos, tot und trocken.

Die andere Auffassung dagegen erblickt die Grundlage der Entwicklung in der Einheit der Gegensätze und der Entzweiung dieser Einheit. Diese Auffassung allein bietet uns den Schlüssel zum Verständnis der Selbstbewegung alles Seienden, geht sie doch davon aus, daß alles Seiende, jedes Ding kraft seiner inneren Widersprüche „sich selbst bewegt", indem es sich in Gegensätze entzweit, welche durch ein gemeinsames Band, durch einen wechselseitigen Zusammenhang, die Einheit, zusammengehalten werden.

* Hegel, Wissenschaft der Logik. Herausgegeben von G. Lasson, 1923, II. T., S. 58.

Zur Konkretisierung dieses Gedankens genügt es, auf die gegenwärtige bürgerliche Gesellschaft hinzuweisen, die in entgegengesetzte, doch durch bestimmte Wechselbeziehungen miteinander zusammenhängende Klassen zerfällt. Kein Proletariat ohne Bourgeoisie, keine Bourgeoisie ohne Proletariat. Daher kann es auch keine Entwicklung, keine Vorwärtsbewegung ohne Klassenkampf geben.

Erst die Erfassung der Einheit der Gegensätze „bietet uns den Schlüssel zum Verständnis der Selbstbewegung" alles Seienden, erst sie ermöglicht uns das Verständnis der „Sprünge", der „Unterbrechung der Kontinuität", der „Verwandlung ins Gegenteil", der „Vernichtung des Alten und Entstehung des Neuen", sagt Lenin.

In der Tat können Sprünge, Unterbrechungen der Kontinuität, Verwandlungen ins Gegenteil, Übergang von Quantität in Qualität und umgekehrt nur durch die Einheit der Gegensätze erklärt werden. Alle polaren Gegensätze hängen von den Wechselbeziehungen der beiden entgegengesetzten Pole ab, sagt F. Engels. Ihre Vereinigung existiert nur durch ihre Geschiedenheit, ihr Zusammenhang nur durch ihre Gegenüberstelluug, ihre Gegenüberstellung aber nur durch ihre Verbindung und Vereinigung. Daher sind alle Gegensätze relativ und ineinander übergehend. Jeder Vorgang in der Natur wie in der Geschichte ist nur als „Selbstbewegung" möglich, d. h. als eine Aufdeckung und ein Kampf der Gegensätze innerhalb der Grenzen ihres Zusammenhanges und ihrer Einheit.

Die Natur stellt eine unermeßliche Einheit dar, in der alles durch unmerkliche Übergänge zusammenhängt und sich verschiedene Äußerungen der Bewegung der Materie ineinander verwandeln: mechanische Bewcgung, Wärme, Licht und Elektrizität gehen unter bestimmten Umständen ineinander über. Jede Veränderung aber erfolgt auf dem Wege eines Überganges von Quantität in Qualität und Qualität in Quantität.

Die Identität der Gegensätze bildet die Grundlage, auf der sowohl die elementare als auch die höhere Mathematik beruht. „Eine der Hauptgrundlagen der höheren Mathematik", schreibt Engels im „Anti-Dühring", „bildet der Widerspruch, daß unter Umständen Gerade und Krumm dasselbe sein sollen." Die Identität von Positivem (+) und Negativem (—) bildet auch die Grundlage der elementaren Mathematik. Deshalb betont ja Lenin gerade die Bedeutung dieser elementaren Identitätsform von positiv und negativ für die Mathematik. „Diese beiden Formen des Positiven und Negativen", sagt Hegel, „kommen gleich in den ersten Bestimmungen vor, in denen sie in der Arithmetik gebraucht werden.

Das + a und — a sind zuerst entgegengesetzte Größen überhaupt; a ist die beiden zum Grunde liegende ansichseiende Einheit, das gegen die Entgegensetzung selbst Gleichgültige, das hier ohne weiteren Begriff als tote Grundlage dient. Das — a ist zwar das Negative, das + a als das Positive bezeichnet, aber das eine ist so gut ein Entgegengesetztes als das andere.

Ferner ist a nicht nur die einfache zum Grunde liegende Einheit, sondern als + a und — a ist sie die Reflexion dieser Entgegengesetzten in sich; es sind zwei verschiedene a vorhanden, und es ist gleich-

gültig, welches von beiden man als das Positive oder Negative bezeichnen will; beide haben ein besonderes Bestehen und sind positiv.“*

Wenden wir uns der Mechanik zu, so muß betont werden, daß wir es hier mit der elementaren, der einfachsten Bewegungsform und insofern auch mit der einfachsten Form der Dialektik zu tun haben. Die einfachste Form mechanischer Bewegung tritt in der Identität von Aktion und Reaktion in Erscheinung. Mechanische Bewegung ist lediglich Ortsveränderung. Sie hat es nur mit Quantitäten zu tun, sodaß die Quantität hier die grundlegende Kategorie bildet.

Die Grundlage der heutigen Atomtheorie bildet die Darstellung der Atome als einer Einheit, eines Systems von polaren Gegensätzen. Die Atome bestehen gemäß der herrschenden Vorstellung aus positiver und negativer Elektrizität, wobei die Mitte des Atoms ein positiver Kern einnimmt, um den Elektronen kreisen. Man nimmt an, daß der Bau des Kerns dem des Atoms entgegengesetzt sei. Wir brauchen uns indessen beim Bau des Atoms oder dessen Kerns hier nicht länger aufzuhalten. Für unsere Zwecke genügt das Gesagte.

Die Chemie stellt ein weiteres Gebiet der Widersprüche dar, in dem uns die Einheit der Gegensätze in der „Verbindung und Dissoziation der Atome“, wie Lenin sich ausdrückt, entgegentritt. In der Physik, insbesondere der Chemie, haben wir es mit qualitativen Veränderungen der Körper entsprechend den quantitativen Veränderungen in ihrer Zusammensetzung zu tun. Andererseits haben wir gerade in der Physik und Chemie eine im Vergleich zur Mechanik höhere Form der Einheit der Gegensätze vor uns. In der Mechanik stehen die Gegensätze einander rein äußerlich gegenüber. In der Chemie dagegen vereinigen sich verschiedene gegensätzliche Körper infolge der Anziehung oder „Affinität“ zu einem neuen Körper, wobei sie einander so durchdringen, daß die Eigenschaften jedes der die Verbindung eingehenden Körper für sich genommen verschwinden und vollständig neue Eigenschaften, die ausschließlich dem neu entstandenen Körper zukommen, auftreten.

Wir haben es somit in der Mechanik, Physik und Chemie mit verschiedenen Bewegungsformen zu tun. „Bei aller Allmählichkeit“, sagt Engels, „bleibt der Übergang von einer Bewegungsform zur anderen immer ein Sprung, eine entscheidende Wendung. So der Übergang von der Mechanik der Weltkörper zu der der kleineren Massen auf einem einzelnen Weltkörper; ebenso der von der Mechanik der Massen zu der Mechanik der Moleküle — die Bewegungen umfassend, die wir in der eigentlichen sogenannten Physik untersuchen: Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus; ebenso vollzieht sich der Übergang von der Physik der Moleküle zur Physik der Atome der Chemie — wieder durch einen entschiedenen Sprung, und noch mehr ist dies der Fall beim Übergang von gewöhnlicher chemischer Aktion zum Chemismus des Eiweißes, den wir Leben nennen.“**

* Hegel, a. a. O. S. 45.

** F. Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. 10. Aufl. Stuttgart 1919. S. 57.

Dieselbe Idee der Einheit der Gegensätze und des Überganges der einzelnen Bewegungsformen ineinander meint Lenin, wenn er im Anschluß an Hegel und Engels die Reihe aufstellt: Mechanik, Physik, Chemie, Soziologie. Wir übergehen hierbei die Mathematik, da sie als der abstrakte Ausdruck der realen Vorgänge der Wirklichkeit überhaupt eine Sonderstellung einnimmt.

III.

Wie in der Wirklichkeit alles widerspruchsvoll ist und unter bestimmten Entwicklungsbedingungen infolge der inneren Einheit und des Zusammenhanges alles Seienden sich ins Gegenteil verwandelt, so sind auch die Begriffe beweglich, widerspruchsvoll und biegsam, da Begriffe bloße Widerspiegelungen materieller Vorgänge und der Einheit außerhalb uns darstellen.

„Das Wesentliche ist", sagt Lenin an einer andern Stelle, „eine allseitige universelle Biegsamkeit der Begriffe, die bis zur Herstellung der Identität der Gegensätze geht".

Der Skeptizismus und die Sophistik betrachten und verwenden diese Biegsamkeit der Begriffe subjektiv. Der Skeptizismus und die Sophistik betrachten z. B. das Relative als etwas schlechthin Relatives, indem sie es vom Absoluten trennen und zum Subjektiven werden lassen. Dem Dialektiker hingegen ist schon die Unterscheidung von Relativem und Absolutem relativ. „Die Biegsamkeit (der Begriffe. A. D.) ist, sofern sie objektiv angewandt wird, d. h. die Allseitigkeit des materiellen Prozesses und dessen Einheit widerspiegelt, Dialektik, ist die richtige Widerspiegelung der ewigen Weltbewegung", sagt Lenin.

„Die Subjektivisten und Skeptiker behaupten, wir würden nur das Endliche und Relative erkennen. Sie sehen nicht den Zusammenhang des Endlichen und Relativen mit dem Unendlichen, Absoluten. Darum halten sie jede relative Erkenntnis für eine subjektive, nicht aber objektive Erkenntnis. Allein, im Grunde genommen, ist jede wahre Erkenntnis des Relativen eine Erkenntnis des Absoluten und Unendlichen, eine Erkenntnis des objektiven Weltprozesses".

Keime aller Elemente der Dialektik sind schon in einer beliebigen Aussage enthalten, sagt Lenin, weil die Dialektik aller menschlichen Erkenntnis eigen ist. Wir erkennen das Absolute im Relativen nicht nur, weil das Absolute uns nur mittels des Relativen zugänglich ist und sich selbst aus relativen und endlichen Momenten „aufbaut", sondern wir erkennen auch im Einzelnen das Allgemeine, weil das Allgemeine nur durch das Einzelne existiert. Die Wechselbeziehungen zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen bilden ebenfalls eine Identität von Gegensätzen, einen wechselseitigen Zusammenhang und Übergang des Einen in das Andere. Lenin betont, daß sowohl das Studium als auch die Darstellung mit dem Einfachen, Grundlegenden, Massenhaften zu beginnen hat. So verfährt auch Marx im „Kapital". Er beginnt mit der Ware, welche bereits alle Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft enthält. Darauf deckt die weitere Darstellung alle Widersprüche auf, die bereits in der Zelle der bürgerlichen Gesellschaft eingeschlossen sind.

In jeder Aussage sind wie in einer „Zelle" Keime aller Elemente der Dialektik enthalten. Der Satz: „Johann ist ein Mensch" enthält die dialektische Aussage, daß das Einzelne, das Besondere auch das Allgemeine sei. Das besagt, daß das Endliche sich verändert und zum Unendlichen, das Einzelne aber zum Allgemeinen wird, indem es seine Isolierung verliert und sich mit dem anderen, dem Allgemeinen, dem Unendlichen verbindet, „sich ihm vermittelt." Das Einzelne ist dem Allgemeinen entgegengesetzt, gleichzeitig aber mit ihm identisch. Das Besondere, Einzelne, existiert nicht selbständig, isoliert, ohne einen Zusammenhang mit dem Anderen. Es ist mit dem Allgemeinen, mit allen wirklichen Erscheinungen verbunden. Aber auch das Allgemeine seinerseits existiert nur durch das Einzelne. Daher stellt das Einzelne ebenso das Allgemeine dar, wie alles Allgemeine das „Wesen" des Einzelnen ausmacht.

Das Allgemeine ist vom Standpunkt der Dialektik und im Gegensatz zur formalen Logik keine leere Abstraktion, sondern ein wesentliches Moment oder das Wesen alles Einzelnen. Allein „jegliches Allgemeine umfaßt nur annähernd alle einzelnen Dinge". Andererseits geht „jegliches Einzelne nicht vollkommen ins Allgemeine ein". Dem abstrakten Allgemeinen der formalen Logik wird das konkrete Allgemeine entgegengesetzt, welches den ganzen Reichtum des Einzelnen und Besonderen umfaßt. Gleich Marx und Engels übernimmt auch Lenin die Hegelsche Lehre vom Begriff, die drei Seiten oder Momente aufweist: das Einzelne, das Besondere und das Allgemeine. Von einzelnen Dingen vollzieht sich der Übergang zum Besonderen, vom Besonderen wiederum zum Allgemeinen.

Das Allgemeine ist keine leere, abstrakte Identität, sondern eine solche, die das Besondere und Einzelne, d. h. die Unterschiede und Gegensätze umfaßt.

Das Allgemeine und Besondere ist in der Einheit gegeben, welche gerade das Gesonderte oder Einzelne ist. Das Allgemeine verwirklicht sich daher nur im Einzelnen und in Verbindung mit dem Besonderen. Es gibt kein Haus oder keinen Menschen an sich, sondern nur bestimmte Häuser und Menschen. So erscheint das Einzelne als das Allgemeine, aber auch das Allgemeine als das Einzelne.

Im dialektischen Begriff sind diese drei Momente unlöslich miteinander verbunden. Nur solche Begriffe, die, wie Lenin sagt, „den ganzen Reichtum des Besonderen und Einzelnen in sich verkörpern", sind konkrete, volle Begriffe. „Jeder Begriff", sagt Lenin, „hängt durch Tausende von Übergängen mit andersgearteten Singularitäten, Dingen, Erscheinungen, Vorgängen usw. zusammen." So erhebt unsere Erkenntnis das Einzelne zur Stufe des Besonderen und Allgemeinen. Im Endlichen finden wir das Unendliche. Diese Erkenntnis spiegelt die objektiven Zusammenhänge der Natur richtig wider.

Das Einzelne ist in seinem einmaligen, unmittelbaren Sein einerseits etwas Zufälliges, andererseits aber auch etwas Notwendiges, insofern das Einzelne das Allgemeine in sich schließt, das Allgemeine ist und das Allgemeine das Wesen des Einzelnen ausmacht. Das Zufällige und das Notwendige werden einander entgegengesetzt,

wie Erscheinung und Wesen. Dasselbe sehen wir auch in der Naturwissenschaft. Sie „zeigt uns", sagt Lenin, „in der Natur dieselben Eigenschaften: Verwandlung des Einzelnen in das Allgemeine, des Zufälligen in das Notwendige, Übergänge, Transgressionen, den wechselseitigen Zusammenhang der Gegensätze."

Lenin macht Plechanow den Vorwurf, daß er, „um populär zu sein", die Identität der Gegensätze als eine Summe von Beispielen darstelle, statt sie als ein allgemeines Gesetz der Welt und der Erkenntnis aufzuzeigen. Wir haben schon gesehen, wie das Gesetz der Identität oder der Einheit der Gegensätze verstanden sein will.

Der zweite Vorwurf, den Lenin Plechanow macht, ist der, daß letzterer die Erkenntnistheorie als eine Art selbständiger Disziplin betrachte und sie gewissermaßen der Dialektik gegenüberstelle, während doch „die Dialektik just die Erkenntnistheorie Hegels und des Marxismus sei". Die dialektische Erkenntnistheorie faßt ihren Gegenstand, die Erkenntnis selbst, geschichtlich, d. h. als auf der Entwicklung des gesamten Lebens der Natur und des Geistes, des ganzen konkreten Inhalts der Welt beruhend. Der metaphysische Materialismus ist daher einseitig, beschränkt und inhaltsarm.

IV.

Der dialektische Materialismus hingegen ist „eine lebendige, vielseitige Erkenntnis mit einer Fülle von Abstufungen", ein unendlich komplizierter Erkenntnisprozeß unendlich reichen Inhalts, eine ständige Annäherung an die nie ganz zu erschöpfende Wirklichkeit. Die Erkenntnis des Menschen folgt einer Kurve, „welche sich einer Anzahl von Kreisen unendlich nähert". Lenin nennt vier solcher „Kreise": Demokrit — Plato — Heraklit, Descartes — Spinoza, Holbach — Hegel (über Berkeley, Hume, Kant) und Hegel — Feuerbach — Marx.

Jeder folgende Kreis ist weiter, vielseitiger als der ihm voraufgegangene und repräsentiert, verglichen mit seinem Vorgänger, der seine Grundlage und Voraussetzung bildet, eine höhere Entwicklungsstufe.

Jeder Kreis umfaßt das Ergebnis der Erkenntnis der Welt einer bestimmten Epoche, jene mögliche Annäherung an die Wirklichkeit, die durch die jeweils erreichte Entwicklungshöhe menschlicher Praxis und Erkenntnis gegeben ist.

Darum sagt Lenin an einer anderen Stelle mit Recht, daß Marx' Lehre „der rechtmäßige Erbe des Besten sei, was die Menschheit im XIX. Jahrhundert in der deutschen Philosophie, der englischen politischen Ökonomie und des französischen Sozialismus erreicht habe". Mit Marx schließt der letzte „Kreis" unserer Zeit. Der Marxismus stellt daher die Konsequenz und Verallgemeinerung der gesamten vorangegangenen Geschichte menschlicher Erkenntnis, deren höchste Errungenschaft, dar. Indessen ist es selbstverständlich, daß der „Kreis" sich nie ganz „schließen" wird und die menschliche Erkenntnis sich dem Kreise nur unendlich nähern kann, ihn

jedoch niemals „schließt", niemals vollendet. Die Wirklichkeit ist unerschöpflich. Mithin ist die menschliche Erkenntnis stets nur eine annähernd richtige Widerspieglung der Welt. Im Verlaufe ihrer geschichtlichen Entwicklung nähert sich die Menschhe t immer mehr einer adäquaten Erkenntnis der objektiven Welt, der Erkenntnis des Absoluten. Allein, so sehr sich unsere Erkenntnis dem Absoluten auch nähern mag, sie bleibt doch immer relativ.

Stellt die Dialektik eine „vielseitige Erkenntnis mit einer Fülle von Abstufungen", eine Annäherung an die Wirklichkeit dar, so entsteht aus jeder „Abstufung" oder Strecke der sich dem „Kreise" nähernden Kurve ein philosophisches System. In diesem Sinne hängt auch der philosophische Idealismus nicht in der Luft, sondern besitzt seine, wie Lenin sagt, „gnoseologischen Wurzeln". Denn „ein beliebiges Stück oder Fragment dieser Kurve kann zu einer selbständigen, ununterbrochenen Geraden werden, die, wenn man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, in den Sumpf zum Pfaffentum führt (wo sie das Klasseninteresse der herrschenden Klasse verankert)".

Der philosophische Idealismus stellt keineswegs eine absolute Lüge dar, denn er entspringt demselben Boden wie der Materialismus. „Wie der Idealismus, so wächst auch der Materialismus am lebendigen Baum der lebendigen, fruchtbaren, wahren, erhabenen, allmächtigen, objektiven, absoluten menschlichen Erkenntnis." Nichtsdestoweniger bleibt der philosophische Idealismus doch eine Lüge, eine taube Blüte, wird zum Pfaffentum, denn er macht eine der Abstufungen der unendlich komplizierten Erkenntnis zum Absoluten, ein Bruchstück der Wirklichkeit zum Ganzen.

„Der philosophische Idealismus stellt vom Standpunkte des dialektischen Materialismus eine einseitige, übertriebene, übermäßige Steigerung (Erweiterung, Aufbauschung) eines der Züge, einer der Seiten, einer der Grenzen der Erkenntnis zum von der Materie, der Natur losgerissenen, vergöttlichten Absoluten dar."

Indem die Idealisten aus der Gesamtheit der Erscheinungen ein „Bruchstück" herausreißen und es seines Zusammenhanges mit der Materie berauben, bauschen sie gleichzeitig das Stück zu einem Ganzen auf und lassen es Dimensionen des Absoluten annehmen. Der dialektische Materialismus hingegen ist sich stets dessen bewußt, daß ein solches aus dem allgemeinen Zusammenhang gerissenes und von der Materie getrenntes Bruchstück jeder Realität entbehrt und eine „taube Blüte" darstellt. Lenin sieht daher die gnoseologischen Wurzeln des Idealismus im Subjektivismus und der subjektiven Blindheit, in der Verknöcherung und Einseitigkeit, die ein Stück einer Geraden für die ganze Gerade hält und es zu einem ganzen System aufbläst, es zum Absoluten werden läßt.

Eine „Abstufung" besitzt aber „Realität" nur im Zusammenhang mit dem gesamten Spektrum der Mannigfaltigkeiten, die das materielle Weltgeschehen und dessen Einheit, dessen Ganzheit widerspiegelt. Mithin ist auch Unterschied und Gegensatz von Ideellem und Materiellem kein unbedingter, absoluter, sondern ein nur relativer. Wir finden am lebendigen Baume der lebendigen und ob-

jektiven menschlichen Erkenntnis, wie sich Lenin sehr schön ausdrückt, alle möglichen Abstufungen, mannigfaltigste Züge und Schranken, die indessen erst durch ihre Beziehungen zum ganzen Baum, zum materiellen Gesamtgeschehen, Wirklichkeit werden. Jede Abstufung für sich dagegen ist nur eine einseitige, mithin falsche, unwahre, vom materiellen Boden losgerissene Widerspiegelung des objektiven Geschehens. Die wahre dialektische Erkenntnis spiegelt dagegen die Allseitigkeit des materiellen Geschehens und dessen Einheit wider. Sie muß die Dialektik der Dinge, der Natur und des Verlaufes der Ereignisse selbst in deren ganzer Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, zu konkreter Einheit zusammengefaßt, widerspiegeln.

W. I. LENIN

ZUR FRAGE DER DIALEKTIK

Spaltung des Einheitlichen und Erkenntnis seiner widerspruchsvollen Bestandteile (siehe Zitat aus Philon über Heraklit am Anfang von Teil III [über die „Erkenntnis"] des „Heraklit" von Lassalle) ist das Wesen (eine der „Wesenheiten", eines der grundlegenden, wenn nicht das grundlegende Merkmal oder der Hauptzug) der Dialektik. So stellt just auch Hegel die Frage (Aristoteles ringt damit beständig in seiner „Metaphysik" und bekämpft Heraklit bzw. die Ideen Heraklits).

Die Richtigkeit dieser Seite des Inhaltes der Dialektik muß an Hand der Geschichte der Wissenschaft geprüft werden. Dieser Seite der Dialektik wird gewöhnlich (z. B. bei Plechanow) nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet: die Identität der Gegensätze wird als Summe von Beispielen genommen („z. B. Same," „z. B. Urkommunismus" — wie das auch Engels tut, doch nur aus Gründen der Popularisierung), nicht aber als Gesetz des Erkennens (und Gesetz der objektiven Welt).

In der Mathematik: + und —. Differential und Integral.
„ „ Mechanik: Wirkung und Gegenwirkung.
„ „ Physik: Positive und negative Elektrizität.
„ „ Chemie: Verbindung und Dissoziation der Atome.
„ „ Gesellschaftswissenschaft: Klassenkampf.

Identität der Gegensätze (vielleicht richtiger: deren „Einheit", obwohl der Unterschied der Ausdrücke „Identität" und „Einheit" hier nicht besonders wesentlich ist; in gewissem Sinne sind beide richtig) bedeutet Anerkennung (Aufdeckung) der widerspruchsvollen, einander ausschließenden, entgegengesetzten Tendenzen für alle Erscheinungen und Vorgänge der Natur (Geist und Gesellschaft inbegriffen). Bedingung der Erkenntnis aller Weltvorgänge, als in „Selbstbewegung", in spontaner Entwicklung, in lebendigem Sein begriffen, ist die Erkenntnis der Einheit ihrer Gegensätze. Entwicklung ist „Kampf" der Gegensätze. Die beiden grundlegenden (oder möglichen? oder in der Geschichte zu beobachtenden) Auffassungen der Entwicklung (Evolution) sind: Entwicklung als Verkleinerung und Vergrößerung, als Wiederholung; und Entwicklung als Einheit der Gegensätze (Spaltung des Einheitlichen in einander ausschließende Gegensätze und deren gegenseitige Beziehung).

Erstere Auffassung ist tot, arm, trocken, letztere lebendig. Nur letztere liefert den Schlüssel zum Verständnis der „Selbstbewegung" alles Seienden; nur sie liefert den Schlüssel zum Verständnis der „Sprünge", der „Unterbrechung im Aufeinander", der „Ver-

wandlung in das Gegenteil", der Vernichtung des Alten und Entstehung des Neuen.

Die Einheit (Zusammenfallen, Identität, Wirkungsgleichheit) der Gegensätze ist bedingt, temporär, vergehend, relativ. Der Kampf der sich gegenseitig ausschließenden Gegensätze ist absolut, wie die Entwicklung, die Bewegung absolut ist.

NB. Der Unterschied zwischen Subjektivismus (Skeptizismus, Sophistik usw.) und Dialektik besteht u. a. darin, daß in der (objektiven) Dialektik auch der Unterschied zwischen Relativem und Absolutem selbst relativ ist. Für die objektive Dialektik ist auch im Relativen Absolutes enthalten. Für den Subjektivismus und die Sophistik ist das Relative nur relativ und schließt das Absolute aus.

Bei ersterer Auffassung der Bewegung tritt die Selbstbewegung, deren treibende Kraft, deren Quelle, deren Motiv (oder diese Quelle wird nach außen verlegt — Gott, Subjekt usw.) in den Schatten. Bei letzterer Auffassung richtet sich das Hauptaugenmerk gerade auf die Erkenntnis der Quelle der „Selbst"bewegung.

Marx analysiert im „Kapital" zunächst das einfachste, gewöhnlichste, grundlegendste, massenmäßigste, alltäglichste, milliardenfach zu beobachtende Verhältnis der bürgerlichen Warengesellschaft: den Warenaustausch. Die Analyse deckt in dieser einfachsten Erscheinung (in dieser „Zelle" der bürgerlichen Gesellschaft) alle Widersprüche (bzw. die Keime aller Widersprüche) der gegenwärtigen Gesellschaft auf. Die weitere Darstellung zeigt uns die Entwicklung (sowie das Wachstum und die Bewegung) dieser Widersprüche und dieser Gesellschaft, als Gesamtheit ihrer Grund-Bestandteile, vom Anfang bis zum Ende.

Dies muß nun die Methode der Darstellung (bzw. des Studiums) der Dialektik überhaupt sein (denn die Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft bei Marx ist nur ein besonderer Fall der Dialektik überhaupt). Beginnen mit dem Einfachsten, Gewöhnlichsten, Massenhaftesten usw., mit beliebigen Aussagen, wie: die Blätter des Baumes sind grün, Johann ist ein Mensch, der Spitz ist ein Hund u. a. Schon hier (wie Hegel genial erkannt hat) haben wir eine Dialektik: Einzelnes ist Allgemeines. (Vergleiche dazu Aristoteles, Metaphysik, übersetzt von Schwegler, Bd. II, 8, 40, 8. Buch 4, Kapitel 8 bis 9, „denn natürlich kann man nicht der Meinung sein, daß es ein Haus" [ein Haus überhaupt] „gebe außer den sichtbaren Häusern".)

Somit sind Gegensätze (das Einzelne ist dem Allgemeinen entgegengesetzt) identisch: das Einzelne existiert nur in dem Zusammenhang, der zum Allgemeinen führt. Das Allgemeine existiert nur im Einzelnen, durch das Einzelne. Jedes Einzelne ist (auf die eine oder andere Art) Allgemeines. Alles Allgemeine bildet ein Teilchen, eine Seite oder das Wesen des Einzelnen. Alles Allgemeine umfaßt alle einzelnen Dinge lediglich annähernd. Alles Einzelne geht in das Allgemeine nur unvollständig ein usw. Alles Einzelne hängt durch Tausende von Übergängen mit einer anderen Art Einzelner (Dinge, Erscheinungen, Vorgänge usw.) zusammen. Hier finden sich bereits die Elemente, die Keime des Begriffes der Notwendigkeit, des objektiven Zusammenhanges in der Natur usw. Zu-

fälliges und Notwendiges, Erscheinung und Wesen sind schon hier vorhanden, denn, wenn wir sagen: Johann ist ein Mensch, der Spitz ist ein Hund, dies ist ein Baumblatt usw., so lassen wir eine Reihe von Merkmalen als zufällige beiseite und sondern das Wesentliche vom bloß Erscheinenden und stellen sie einander gegenüber.

Auf diese Weise kann man (und soll man) in jeder beliebigen Aussage, wie in einer „Zelle", die Keime aller Elemente der Dialektik aufdecken und so zeigen, daß die Dialektik überhaupt der gesamten menschlichen Erkenntnis eigen ist. Ihrerseits zeigt uns die Naturwissenschaft (und das muß wiederum an einem beliebigen einfachen Beispiele demonstriert werden) die objektive Natur mit denselben Qualitäten der Verwandlung des Einzelnen in das Allgemeine, des Zufälligen in das Notwendige, der Übergänge, der Transgressionen, des gegenseitigen Zusammenhanges der Gegensätze. Die Dialektik ist eben die Erkenntnistheorie (Hegels und) des Marxismus. Gerade diese Seite der Sache (es handelt sich hier nicht um die „Seite", sondern das Wesen der Sache) ließ Plechanow unbeachtet, von anderen Marxisten ganz zu schweigen.

Die Erkenntnis stellt in Form eines Systems von Kreisen sowohl (vergleiche Logik) Hegel als auch der moderne „Gnoseologe" der Naturwissenschaft, der Eklektiker und Gegner der Hegelei (die er nicht begriffen hat) Paul Volkmann (vergleiche dessen „Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften") dar.

(Ist Chronologie erforderlich? Nein!)
„Kreise" der Philosophie:
der Antike: von Demokrit bis zu Plato und zur Dialektik Heraklits.
der Renaissance: Descartes versus Gassendi (Spinoza?)
der Neuzeit: Holbach — Hegel über Berkeley, Hume, Kant; Hegel — Feuerbach — Marx.

Die Dialektik als eine lebendige, vielseitige (bei ewig zunehmender Zahl von Seiten) Erkenntnis mit einer Unzahl von Schattierungen jeglicher Art, Schattierungen der Annäherung an die Wirklichkeit (mit einem philosophischen System, das sich aus jeder Schattierung zu einem Ganzen auswächst) — dies der unermeßlich reiche Inhalt, verglichen mit dem „metaphysischen" Materialismus, dessen Hauptübel in der Unfähigkeit besteht, die Dialektik auf die Bildertheorie, auf den Prozeß und auf die Entwicklung der Erkenntnis anzuwenden.

Der philosophische Idealismus ist nur vom Standpunkt des groben, einfachen metaphysischen Materialismus Unsinn. Umgekehrt, ist vom Standpunkte des dialektischen Materialismus der philosophische Idealismus eine einseitige, übertriebene, überschwängliche (Dietzgen) Entwicklung (Aufblähung, Aufschwellung) eines der Züge, einer der Seiten, einer der Grenzen der Erkenntnis zum von der Materie, von der Natur losgelösten, vergötterten Absoluten. Idealismus bedeutet Pfaffentum. Stimmt! Doch ist der

philosophische Idealismus („richtiger gesagt" und „außerdem") ein Weg zum Pfaffentum über eine der Schattierungen der unendlich verwickelten Erkenntnis des (dialektischen) Menschen.

Die Erkenntnis des Menschen folgt nicht einer geraden Linie, sondern einer Kurve, die sich dem System der Kreise, einer Spirale, unendlich nähert. Jedes Bruchstück, jeder Splitter, jedes Stückchen dieser krummen Linie kann einseitig in eine selbständige, ganze, gerade Linie verwandelt werden, die, wenn man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, direkt in den Sumpf, zum Pfaffentum führt (wo sie das Klasseninteresse der herrschenden Klassen verankert). Gradlinigkeit und Einseitigkeit, Hölzernheit und Verknöcherung, Subjektivismus und subjektive Blindheit, voilà die gnoseologischen Wurzeln des Idealismus. Das Pfaffentum (der philosophische Idealismus) aber besitzt natürlich gnoseologische Wurzeln, ist nicht ohne Boden. Es ist unbestreitbar eine taube Blüte aber eine taube Blüte, die am lebendigen Baum der lebendigen fruchtbaren, wahren, machtvollen, allmächtigen, objektiven, absoluten menschlichen Erkenntnis blüht.

DOKUMENTE

ERNST MEYER:

ZUR ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DER JUNIUS-THESEN

(Unveröffentlichte Briefe von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg)

Einleitung

Der vorliegende Briefwechsel Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts, wie auch die Erläuterungen von Ernst Meyer, sind zweifellos von großem Interesse. Dieser Briefwechsel gestattet uns, einen Einblick in die Gedankenwerkstatt der Spartakusgruppe, mit all ihren starken und schwachen Seiten, zu gewinnen.

Es wird einmal von Interesse sein, die veröffentlichten Dokumente aus der Gedankenwerkstatt der Spartakusgruppe in allen Einzelheiten mit den wichtigsten Dokumenten des Leninismus in derselben Epoche zu vergleichen.

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Lenin und Rosa Luxemburg zu jener Zeit können im wesentlichen auf fünf Punkte zurückgeführt werden. Diese sind:

1. *Die Losung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker.*
2. *Die Möglichkeit nationaler Kriege in der Epoche des Imperialismus.*
3. *Die Losung des Defaitismus.*
4. *Die Losung des Bruches mit der sozialdemokratischen Mehrheit.*
5. *Die Notwendigkeit der sofortigen Gründung einer III. Internationale.*

In all diesen Fragen hat Lenin, nicht aber Rosa Luxemburg, recht behalten.

Ich erinnere mich, mit welcher Bitterkeit Lenin darauf hinwies, daß die Fehler Rosa Luxemburgs Martow und Axelrod in Kienthal die Möglichkeit gaben, sich auf die Plattform der Spartakusleute zu berufen. Die Spartakusleute haben den Menschewiki den kleinen Finger gereicht, worauf die Menschewiki den Versuch machten, die ganze Hand zu ergreifen.

Viel Großes und Unvergängliches hat die Spartakusgruppe, an deren Spitze Revolutionäre wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gestanden haben, geleistet. Um all dies Große und Unsterbliche besser zu verstehen, müssen auch die Schwächen dieser Gruppe erkannt und aufgedeckt werden. Die Überwindung all dessen, was den Luxemburgismus vom Leninismus unterscheidet, bildet eine der Gegenwartsaufgaben. Das Studium der vorliegenden Dokumente wird zweifellos zur Erfüllung dieser Aufgabe beitragen. *G. S.*

Als Anhang der Broschüre Junius „Die Krise der Sozialdemokratie" von Rosa Luxemburg, die im April 1915 geschrieben wurde, und im Februar 1916 illegal gedruckt erschien, finden sich „Leitsätze über die Aufgaben der internationalen Sozialdemokratie".

Diese Thesen haben folgende Entstehungsgeschichte:

Im Herbst 1915 fand die erste Zimmerwalder Konferenz statt. Rosa Luxemburg beabsichtigte, dieser Konferenz, an der sie nicht teilnehmen konnte, da

sie in Berlin im Gefängnis saß, Thesen zu übersenden, die als Plattform für die Beratungen dienen sollten. Diese Thesen sollten gleichzeitig die Grundlage für die Tätigkeit der Gruppe „Internationale" bilden. Sie entsprangen sowohl dem Bedürfnis der Selbstverständigung wie der Abgrenzung von der Gruppe Haase—Ledebour—Hoffmann—Ströbel. Dem Zweck der Selbstverständigung war die nicht polemische Form angepaßt. Da es Thesen für die internationale Arbeit sein sollten, sind sie auf alle internationalistischen Parteien und nicht speziell auf Deutschland zugeschnitten.

Den Mittelpunkt der Thesen bilden die Forderungen „Krieg dem Kriege" und der Gründung einer neuen (3.) Internationale. Das geht schon aus dem ersten Entwurf hervor, dessen Text hier folgt:

Entwurf zu den Junius-Thesen

1. Der Weltkrieg hat die Resultate der vierzigjährigen Arbeit des europäischen Sozialismus zunichte gemacht, indem er die Bedeutung der revolutionären Arbeiterklasse als eines politischen Machtfaktors und das moralische Prestige des Sozialismus vernichtet, die proletarische Internationale gesprengt, ihre Sektionen zum Brudermord gegeneinander geführt und die Wünsche und Hoffnungen der Volksmassen in den wichtigsten Ländern der kapitalistischen Entwickelung an das Schiff des Imperialismus gekettet hat.

2. Durch die Zustimmung zu den Kriegskrediten und die Proklamierung des Burgfriedens haben die offiziellen Führer der sozialistischen Parteien in Deutschland, Frankreich und England dem Imperialismus den Rücken gestärkt, die Volksmassen zum geduldigen Ertragen des Elends und der Schrecken des Krieges veranlaßt und so zur zügellosen Entfesselung der imperialistischen Furien, zur Verlängerung des Massenmordes und zur Vermehrung seiner Opfer beigetragen, die Verantwortung für den Krieg und seine Folgen mit übernommen.

3. Diese Taktik der offiziellen Parteiinstanzen der kriegführenden Länder, in allererster Linie in Deutschland, dem bisherigen führenden Lande innerhalb der Internationale, bedeutet einen Verrat an den elementarsten Grundsätzen des internationalen Sozialismus, an den Lebensinteressen der Volksmassen, an den freiheitlichen und demokratischen Interessen ihrer Länder. Dadurch ist die sozialistische Politik auch in jenen Ländern zur Ohnmacht verurteilt worden, wo die Parteiführer ihren Pflichten treu geblieben sind: in Rußland, Serbien und Italien.

4. Indem die internationale Sozialdemokratie der führenden Länder den Klassenkampf im Kriege preisgegeben und ihn nach dem Kriege, auf die Zeit des Friedens verschoben, hat sie dem Feind: den herrschenden Klassen, in allen Ländern Frist gewährt, um ihre Positionen auf Kosten des Proletariats wirtschaftlich, politisch und moralisch ungeheuer zu stärken.

5. Der Weltkrieg dient weder der nationalen Verteidigung, noch den wirtschaftlichen oder politischen Interessen irgendwelcher Volksmassen, er ist lediglich eine Ausgeburt imperialistischer Rivalitäten zwischen den kapitalistischen Klassen verschiedener Länder um die Weltherrschaft und das Monopol in der Aussaugung und Auspowerung der letzten Reste der noch nicht vom Kapital beherrschten Welt. In der Aera dieses entfesselten Imperialismus kann es keine nationalen Kriege mehr geben. Die nationalen Interessen dienen nur als Düpierungsmittel, um die arbeitenden Volksmassen ihrem Todfeind, dem Imperialismus, dienstbar zu machen.

6. Aus der Politik der imperialistischen Staaten und aus dem imperialistischen Kriege kann für keine unterdrückte Nation Freiheit und Unabhängigkeit hervorsprießen. Die kleinen Nationen sind nur Schachfiguren in dem imperialistischen Spiel der Großmächte und werden, ebenso wie die arbeitenden

Volksmassen aller beteiligten Länder während des Krieges, als Werkzeug mißbraucht. um nach dem Kriege auf dem Altar der kapitalistischen Interessen geopfert zu werden.

7. Der heutige Weltkrieg bedeutet unter diesen Umständen bei jeder Niederlage und bei jedem Siege eine Niederlage des Sozialismus und der Demokratie. Er führt bei jedem Ausgang — ausgenommen die revolutionäre Intervention des internationalen Proletariats — nur zur Stärkung des Militarismus und Marinismus, der imperialistischen Appetite, der internationalen Gegensätze, der weltwirtschaftlichen Rivalitäten und der Reaktion im Innern (der Agrarier, der Scharfmacher, der Kartellindustrie, des Klerikalismus, des Chauvinismus, des Monarchismus) und umgekehrt zur Schwächung der öffentlichen Kontrolle, der Opposition, sowie zur Herabdrückung der Parlamente zu gehorsamen Werkzeugen des Militarismus in allen Ländern. Der heutige Weltkrieg arbeitet so letzten Endes nur auf einen erneuten Ausbruch des Krieges nach kürzerer oder längerer Friedenspause hin.

8. Der Weltfriede kann weder durch internationale Schiedsgerichte kapitalistischer Diplomaten, noch durch diplomatische Abmachungen über „Abrüstung", über die sogenannte „Freiheit der Meere", noch durch „europäische Staatenbünde", mitteleuropäische Zollvereine", „nationale Pufferstaaten" und dergleichen utopische oder in ihrem Grunde reaktionäre Projekte gesichert werden. Imperialismus, Militarismus und Kriege sind nicht zu beseitigen und nicht einzudämmen, so lange die kapitalistischen Klassen unbestritten ihre Klassenherrschaft ausüben. Die einzige Sicherung und die einzige Stütze des Weltfriedens ist der revolutionäre Wille und die politische Aktionsfähigkeit des internationalen Proletariats.

9. Der Imperialismus als letzte Lebensphase und höchste Entfaltung der politischen Weltherrschaft des Kapitals ist der gemeinsame Todfeind des Proletariats aller Länder und gegen ihn muß der proletarische Klassenkampf im Frieden, wie im Kriege in erster Linie konzentriert werden. Der Kampf gegen den Imperialismus ist für das internationale Proletariat zugleich der Kampf um die politische Macht im Staate, die entscheidende Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus. Die Schicksale des sozialistischen Endzieles hängen davon ab, ob das internationale Proletariat sich dazu aufraffen wird, gegen den Imperialismus auf der ganzen Linie Front zu machen und die Losung „Krieg dem Kriege" unter Aufbietung der vollen Kraft und des äußersten Opfermutes zur Richtschnur seiner praktischen Politik zu machen.

10. Zu diesem Zwecke richtet sich die Hauptaufgabe des Sozialismus heute darauf, das Proletariat aller Länder zu einer lebendigen revolutionären Macht zusammenzufassen, es durch eine starke internationale Organisation mit einheitlicher Auffassung seiner Interessen und Aufgaben, mit einheitlicher Taktik und politischer Aktionsfähigkeit im Frieden wie im Kriege, zu dem entscheidenden Faktor des politischen Lebens zu machen, zu dessen Rolle es durch die Geschichte berufen ist.

11. Die 2. Internationale ist durch den Krieg gesprengt worden. Die Unzulänglichkeit ihrer Organisation hat sich erwiesen durch ihre Unfähigkeit, einen wirksamen moralischen Damm gegen die nationale Zersplitterung im Kriege aufzurichten und eine gemeinsame Taktik und Aktion des Proletariats in allen Ländern aufrecht zu erhalten.

12. Angesichts des Verrats der offiziellen Vertretungen der sozialistischen Parteien der führenden Länder an den Zielen und Interessen der Arbeiterklasse, angesichts ihrer Abschwenkung vom Boden der proletarischen Internationale auf den Boden der bürgerlich-imperialistischen Politik, ist es eine Lebensfrage des Sozialismus, eine neue Arbeiter-Internationale zu gründen, welche die Leitung und Zusammenfassung des revolutionären Klassenkampfes gegen den Imperialismus in allen Ländern übernehmen muß.

Sie wird auf folgenden Grundlagen aufgebaut:

1. Der Klassenkampf im Innern der bürgerlichen Staaten gegen die herrschenden Klassen und die internationale Solidarität der Proletarier aller Länder sind zwei unzertrennliche Lebensregeln der Arbeiterklasse in ihrem welthistorischen Befreiungskampfe. Es gibt keinen Sozialismus außerhalb der internationalen Solidarität des Proletariats und es gibt keinen Sozialismus außerhalb des Klassenkampfes. Das sozialistische Proletariat kann weder im Frieden noch im Kriege auf Klassenkampf und internationale Solidarität verzichten, ohne Selbstmord zu begehen.

2. Die Klassenaktion des Proletariats aller Länder muß im Frieden wie im Kriege auf die Bekämpfung des Imperialismus und Verhinderung des Krieges als auf ihr Hauptziel gerichtet werden. Die parlamentarische Aktion, die gewerkschaftliche Aktion, wie die gesamte Tätigkeit der Arbeiterbewegung muß dem Zwecke untergeordnet werden, das Proletariat in jedem Lande aufs schärfste der nationalen Bourgeoisie entgegenzustellen, den politischen und geistigen Gegensatz zwischen beiden auf Schritt und Tritt hervorzukehren, sowie gleichzeitig die internationale Zusammengehörigkeit der Proletarier aller Länder in den Vordergrund zu schieben und zu betätigen.

3. In der Internationale liegt der Schwerpunkt der Klassenorganisation des Proletariats. Die Internationale entscheidet über die Taktik der nationalen Sektionen im Frieden in bezug auf Fragen des Militarismus, der Kolonialpolitik, Handelspolitik, Maifeier, ferner über die gesamte im Kriege einzuhaltende Taktik.

4. Die Pflicht der Disziplin gegenüber den Beschlüssen der Internationale geht allen anderen Organisationspflichten voran. Nationale Sektionen, die den Beschlüssen der Internationale im Kriege zuwiderhandeln, stellen sich dadurch außerhalb des internationalen Proletariats und entbinden ihre Mitglieder von allen Verpflichtungen sich gegenüber.

5. In den Kämpfen gegen den Imperialismus und den Krieg kann die entscheidende Wirkung nur von den kompakten Massen des Proletariats aller Länder in die Wagschale geworfen werden. Das Hauptaugenmerk der Taktik der nationalen Sektionen ist somit darauf zu richten, die breiten Massen zur politischen Aktionsfähigkeit zu erziehen, den internationalen Zusammenhang dieser Massenaktionen zu sichern, die politischen und gewerkschaftlichen Organisationen dahin auszubauen, um durch ihre Vermittlung jederzeit aufs rascheste und wirksamste den Willen und die Beschlüsse der Internationale zur Tat der breitesten Arbeitermassen aller Länder zu machen.

6. Die zweite dringende Aufgabe des Sozialismus ist die geistige Befreiung des Proletariats von der Vormundschaft der Bourgeoisie, die sich in dem Einfluß der nationalistischen Ideologie äußert. Die nationalen Sektionen haben ihre Agitation in den Parlamenten wie in der Presse dahin zu richten, um die überlieferte Phraseologie des Nationalismus als bürgerliches Herrschaftsinstrument zu denunzieren. Die einzige Verteidigung aller wahren nationalen Freiheit ist heute der revolutionäre Klassenkampf gegen den Imperialismus; das Vaterland der Proletarier, dessen Verteidigung alles andere untergeordnet werden muß, ist die sozialistische Internationale.

Der Entwurf hat, wie der Vergleich mit dem endgültigen Text ergibt, nur geringe Änderungen erfahren. Er enthält bereits die Fehler, die Lenin kritisiert hat: Die Ablehnung der Möglichkeit nationaler Kriege und die Behauptung, daß der Weltkrieg „bei jeder Niederlage...eine Niederlage des Sozialismus und der Demokratie" bedeutet. Er hat dagegen gegenüber dem endgültigen Text den Vorzug, daß er nicht von einer „Schaffung" sondern von der „Gründung" der neuen Internationale spricht. Diese Änderung ist nicht

zufällig erfolgt, sondern auf Veranlassung Liebknechts, dem Rosa Luxemburg die Thesen aus dem Gefängnis zusandte.

Nach der ersten Lektüre antwortete Liebknecht mit folgendem undatierten Brief:

Bemerkungen zu den Thesen über die Internationale

Zu den Hauptgedanken der Kritik (1—7) und den Richtpunkten zur Orientierung der sozialistischen Politik (8, 9; bes. „Grundlagen" 1, 2) natürlich mit Haut und Haar einig.

Die Entwicklung der „Majorität" von der Passivität durch die Impotenz zum Renegatentum müßte baldigst für die Massen drastisch konterfeit werden. Freilich nicht minder die himmelschreiende Gottjämmerlichkeit der sogenannten „Minorität" — diesen Korb voll hüpfender Flöhe — so verworren, nur nicht so lustig anzuschauen; voller Flöhe, die nicht mal stechen können oder — aus Ordnungsliebe und „Disziplin" — wollen; im Vergleich zu denen der Minister-Floh des Ministers Goethe ein ganzer Kerl war und die berühmte „stets im Gras ihr altes Liedchen singende" Cikade ein Wunder voll Sturm und Drang. Ich sah jüngst in Lothringen einen Wallach, der sich trotz seiner Wallachei dann und wann an einer Stute mühte; der keusche Joseph möge das Zeichen deuten! Item — die Massen in allen Ehren, aber die einstigen Sümpfler quaken und laichen wieder im alten Sumpf. Die „Minorität" — verzeihen Sie, wenn mich's hier übermannt. Das waren Wochen! Skorpionen her, diese „Myrmidonen" des Klassenkampfes voranzuzüchtigen! Aber man trifft nur die Luft. Und die Narrenpeitsche bleibt als einzige Hoffnung.

Nur einige Worte der Kritik zu Ihnen, wir müssen uns ja notwendig ganz offen aussprechen:

Zu 9 Schluß kann nach der Stilisierung („hängen davon ab, ob ... sich ... aufraffen wird") das Schicksal des Sozialismus zu unbedingt von dem freien Entschluß des internationalen Proletariats abhängig gemacht erscheinen, einem Entschluß, von dem es nach den gebrauchten Wendungen den Eindruck erwecken könnte, daß er als nur durch Agitation, Belehrung, Erziehung bestimmt, bestimmbar betrachtet werde, während diese Tätigkeiten im gesellschaftlichen Massenprozeß doch hauptsächlich entbindende, nicht erzeugende Kraft haben und selbst wiederum objektiv bedingt, bestimmt sind. — Etwas andere Formulierung wäre erwünscht.

Zu 12 soll — ich weiß wohl — bedeuten: Die neue Internationale, die nach dem Zusammenbruch („Sprengung" besagt zu wenig) der bisherigen entstehen, aufgebaut werden wird, muß auf folgenden Grundlagen beruhen usw. Es handelt sich nicht um den Plan einer Gründung neben irgend welchen anderen möglichen Gründungen, sondern um die Richtlinien für die Gestaltung der trotz alledem „einen und unteilbaren" Internationale. — Ließe sich das nicht deutlicher ausdrücken?

Zu 3 und 4 der „Grundlagen": Zu mechanisch-zentralistisch. Zuviel „Disziplin", zu wenig Spontaneität, deren Vorbereitung und Entfaltung die Hauptaufgabe ist. Spontaner Parallelismus von Empfindungen, Gedanken, Zielen, Forderungen, Taten; spontan erwachsende Coaktion, Cooperation bilden die wichtigste Grundlage, die einzige Dauer-Gewähr des künftigen Sieges. — „Von unten auf", „Massen nicht Führer", gilt natürlich auch hier. „Diktatur" der Internationale nur möglich, falls nicht Diktatur, nicht Willensaufzwingung, sondern zweckmäßigste Methode der Aktion, der Willensausübung; falls nicht Aufnötigung eines Wohlfahrtsausschusses oder sonstigen Zentralwillens auf die Massen, sondern energischste Form der Vollziehung des organisatorisch ermittelten oder frei erkannten Massenwillens.

Zu 5: Die Massen zu sehr als Werkzeuge der Tat, nicht als Träger des Willens gedacht; als Werkzeuge der von der Internationale gewollten und be-

schlossenen Tat, nicht als Selbst-Woller, Selbst-Beschließer. Was bedeutet die scharfe Kontrastieruug der Massen und der Internationale? Die internationalen Massen sind die Internationale Die Alternative „Führer oder Massen" kann nicht in die Alternative „Die Führer der Internationale oder die Führer ihrer internationalen Sektionen" gekehrt werden; wenn die ersteren natürlich auch — wenigstens heute noch für Deutschland — ein günstiger Austausch wären.

Zu 5 und 6: 6 gehört vor 5. Tritt in der Umstellung nicht die eben bedeutete Abweichung wiederum zutage?

Im allgemeinen: Das Wichtigste zur Vorbereitung der neuen Internationale ist, daß jetzt noch etwas getan wird, was sich sehen lassen kann; was den Gedanken, der die neue Internationale erfüllen muß, heute nicht nur theoretisch gedacht, sondern bereits lebendig, in Opferwillen und Aktionskraft, in Tatbereitschaft und Tat inkarniert zeigt. Der Kurs der Theoremen, taktischen Vorsätze, Resolutionen, Thesen, Statuten, Programme und selbst von Organisationen mit den schönsten Programmen der Welt ist bei den vielen patriotischen Run's spekulativer Sozialisten verhängnisvoll gestürzt. Am Anfang der neuen Internationale soll die Tat stehen, dann ist sie geboren, getauft und fertig da; in der Gegenwart fest, für die Zukunft sicher.

Gelingt die Tat nicht, so bleibt allein der andere, langsamere Weg zu ihrer Schöpfung, der auf den ersten Tagesreisen der Weg erbarmungslosester Kritik sein muß.

Ich weiß, auch darüber sind wir einig."

Dieser Brief ist ein charakteristisches Dokument für Liebknechts Auffassungen und Stil. Er enthält eine glänzende Verspottung der sozialdemokratischen Minderheit (späteren USP.). Durch seine Kritik an den Thesen beweist er aber, daß Karl Liebknecht viel mehr als Anhänger der Spontaneitätstheorie bezeichnet werden muß, als Rosa Luxemburg. Die Fassung der Ziffer 9 scheint ihm die Abhängigkeit der sozialistischen Agitation von der objektiven Entwickelung zu wenig zu betonen. Er meint sogar, Rosas Entwurf könne den Eindruck erwecken, als ob die Massen aus freiem Entschluß statt durch objektiven Zwang zum Klassenkampf gegen den Krieg schreiten könnten. Karl Liebknecht ist auch gegen die Gründung einer neuen Internationale. Er wünscht nur Richtlinien der „trotz alledem einen und unteilbaren Internationale". Schließlich polemisiert er gegen die beiden Leitsätze, die die internationale Disziplin betonen, und die geradezu als Symbol des Spartakus-Bundes in der Kriegszeit dienten und die allen Publikationen des Spartakus-Bundes als Motto vorangesetzt wurden. Karl Liebknecht leugnet die Bedeutung aller Resolutionen, Thesen, Programme und taktischen Vorsätze als verschwindend gegenüber der Aktionskraft und Tatbereitschaft der Massen.

Die Antwort von Rosa Luxemburg auf diesen Brief ist leider nicht vorhanden. Es ergibt sich aber aus der endgültigen Fassung der Thesen, daß Rosa Luxemburg die Kritik Karl Liebknechts nicht für stichhaltig hielt. Insbesondere sind die Sätze über die internationale Disziplin aufrecht erhalten worden.

Der Briefwechsel zwischen Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wurde fortgesetzt, wie aus erhaltenen Briefen Rosa Luxemburgs hervorgeht. In den Antworten Rosa Luxemburgs sind die Vorschläge Karl Liebknechts zum Teil wörtlich enthalten.

Wahrscheinlich im November oder Dezember 1915 schrieb Rosa Luxemburg an Karl Liebknecht:

„Liebster Freund!"

Alle Ihre Abänderungen zu Punkt 2, 3, 4, 6, 8 (der Ihnen, wie Sie schreiben, wesentlich ist), 9, 10, 11, 12, 4, 5 akzeptiere ich (zu 1 und 5 haben Sie keine vorgeschlagen).

Bedenklicher erscheinen mir nur zwei Ihrer Vorschläge:

Zu 7 schlagen Sie nach dem Wort „Rivalitäten" das Einschiebsel vor: „... und zur Bildung einander gegenüberstehender Staatentrusts; zur Verschärfung der kapitalistischen Ausbeutung..."

Ich möchte diese „Staatentrusts" lieber weglassen, denn 1. weiß ich nichts Genaueres darüber; sind es die Bündnisse, dann ist es ja nichts Neues. 2. Die anderen hier aufgezählten Resultate sind lauter Dinge, gegen die der Klassenkampf sich richten soll; gegen Staatenbündnisse können wir keinen Klassenkampf führen, (höchstens sie kritisch demaskieren). Es soll ja hier auch keine erschöpfende Beschreibung aller zu erwartenden Folgen des Krieges gegeben werden, sondern nur die Markierung der praktischen Zielscheiben für die revolutionären Geschosse. Gegen die „Verschärfung der kapitalistischen Ausbeutung" habe ich gar nichts, nur paßt dann das Wort „Verschärfung" auf die weiter folgenden Agrarier, Scharfmacher, etc. schlecht, während die „Stärkung" wohl paßt. Also finden Sie vielleicht einen besseren Platz für die Worte. Absolut notwendig scheinen sie mir nicht, denn diese allgemeinste Kategorie ergibt sich ja aus all den aufgezählten Details von selbst.

Am Schluß des 7. wollen Sie hinzufügen:

„Er führt aber auch zur intensiven Verschärfung der Klassengegensätze und gibt durch Aufpeitschung der Massen dem revolutionären Klassenkampf gegen den Imperialismus in allen Sphären der inneren und äußeren Politik einen gewaltigen Antrieb, dessen unermüdliche und rücksichtslose Ausnutzung während des Krieges und nach dem Kriege Aufgabe der soz. Parteien ist".

Hier sind Sie, liebster Freund, wie mir scheint, aus der Fläche der Thesen gefallen. Jedem Wort, das Sie sagen, stimme ich vollkommen zu, nur ist hier nicht der Ort, das auszuführen, sondern etwa in einem Artikel oder einer Broschüre. Hier in den Thesen realisieren wir ja schon diese Verschärfung des Klassenkampfes, organisieren bereits den Kampf. Die Thesen sollen ja eben jenen Antrieb ausdrücken. Es fällt also sozusagen aus dem Takt, wenn wir uns selbst objektivieren und erzählen, während wir schon beim Handeln sind.

Zu 3 schlagen Sie vor gleich nach dem ersten Satz;

„Prinzipielle und taktische Einheitlichkeit und Geschlossenheit ist die Voraussetzung ihrer Macht. Ihre Sektionen müssen von solcher Homogenität des Geistes und der Tatbereitschaft sein, daß es im kritischen Augenblick nur des auslösenden Signals bedarf, um die internationale Cooperation zu erzielen. Bedingung für die Zugehörigkeit ist das lebendige Bekenntnis zu diesen Grundsätzen und die unzweideutige Bereitschaft zu ihrer Befolgung durch die Tat. Bietet die Haltung einer Sektion nicht mehr Gewähr für das Bestehen dieser Voraussetzung, so scheidet sie hiermit aus der Internationale aus".

Auch wieder hier stimme ich jedem Wort zu (ausgen. etwa die Wendung vom „Signal", die ein klein wenig schillernd, jedenfalls mißdeutungsfähig ist). Aber 1. drücken die Sätze zum Teil Selbstverständliches aus, 2. das ganze Tempo hat eine gewisse Breite und Gemütlichkeit des Artikels, wodurch die beabsichtigte Straffheit und Kälte der Fassung aufgelöst wird. Die Thesen sollten so gehalten werden, wie Ihre erste Erklärung gegen die Kredite im Reichstage: jedes Wort ein Nagel, mit dem Hammer hineingetrieben, und nur das absolut Notwendige gesagt, 3. suchen Sie hier wieder die Souveränität der Intern. zu begründen, was schon durch Punkt 10 erledigt ist und wir hier bereits am Handeln sind, nackte Pfähle für die Praxis einrammen.

Nur noch eine Bagatelle: den Punkt 5 wollen Sie gleich nach dem ersten Satz halbieren und den zweiten Teil als selbständigen Punkt 7 an den Schluß stellen. Mir scheint das nicht gut, weil dann der erste Satz in 5 allein eine klägliche Figur macht. Er ist nur als Einleitung zu praktischen Anweisungen gedacht. Ich bitte Sie also, den Punkt 5 nicht zu spalten und evtl. ganz an den Schluß zu setzen. Gegen diesen Change de place habe ich ein Bedenken. Jetzt schließen die Thesen mit den Worten: „Das Vaterland der Proletarier ist die sozialistische Internationale", worin das einzige sparsame Pathos des ganzen und sozusagen die lapidarste Zusammenfassung unseres Credo zu Wort kommt. Es wäre mir schade, wenn dieser Schluß wegfiele, doch überlasse ich das Ihrem Geschmack.

So wären wir d'accord. Ich hoffe wenigstens, daß Sie meinen Bedenken zu den zwei Punkten zustimmen werden. In 5 Minuten Gespräch wäre alles erledigt, und so muß ich so lang schreiben!

Da Sie, Lieblichster der Sterblichen, Ihre Abänderung sicher erst auf der Fahrt zu mir, in der Elektrischen, auf der vorderen Plattform stehend, niederschrieben und keine Kopie haben, so muß ich Unglücklicher auch noch die akzeptierten Abänderungen weiter abschreiben, was an sich eine Bagatelle, aber in dieser Eile (ich kann nur spät abends paar Stunden „esoterisch"* schreiben) schwierig ist.

Wie können Sie denken, daß ich Ihnen bös' sei? Ich schrieb jene Karte, weil ich wirklich als Qual empfinde, reden und nicht reden können!

Daß wir in allem zusammenstehen werden, halte ich für selbstverständlich und für unbedingt notwendig. Gibt es manchmal kleine Divergenzen, so nur in dem Sinne, wie jeder Politiker in komplizierten Lagen mit sich selbst in Widerstreit geraten kann. Daß die Thesen als unsere gemeinsame Plattform ausgehen, war mein dringender Wunsch von Anfang an. Lassen Sie mich nur gleich wissen, ob wir jetzt ins Reine gekommen sind. Und lassen Sie (außer unseren nächsten Freunden) ja keine Georgs** und keine Ströbels darin auch nur ein Wort ändern!

Sie schienen heute etwas gedrückt zu sein. Das tat mir weh. Bleiben Sie unbeirrt bei Ihrem sonnigen Optimismus. Nur Mut, es wird schon schief gehen.

Herzlichst
Ihre Rosa Luxemburg

Aus dem Brief geht hervor, welche Vorschläge Rosa Luxemburg unbedingt ablehnte. Von den akzeptierten Änderungen fand ich nur folgende Zettel:

„Abänderungen (die ich akzeptiert habe):

Punkt 2. Hinter England: „mit der einen Ausnahme der Unabhängigen Arbeiterpartei (die „rühmliche" lassen wir fort! Kühl bleiben! Das ist noch kein „Ruhm", wenn ein Mensch kein Schwein wird).

In demselben Punkt statt des „Massenmordes" — „Gemetzels".

Punkt 3. Statt „Volksmassen" — „Arbeiterklasse" weiter soll lauten: „...an allen demokratischen Interessen im Staats- und Wirtschaftsleben. Dadurch etc." (Sie wollen statt „Lebensinteressen" — „Lebensnotwendigkeiten"; mir wäre lieber die Wiederholung von Interessen, mag der Stil lieber leiden als die Deutlichkeit des Ausdrucks:

Punkt 4 soll lauten: „...preisgegeben und ihn auf die Zeit nach dem Kriege verschoben, hat sie den herrschenden Klassen" etc.

Punkt 6: Hinter „Die kleinen Nationen" geht weiter: „...deren herrschende Klassen Anhängsel und Mitschuldige der herrschenden Klassen in

* d. h. in diesem Zusammenhang unbewacht von den Gefängnisbeamten.
** Georg Ledebour.

den Großstaaten sind, bilden nur Schachfiguren" etc. — „wie die arbeiten, den Massen dieser Mächte während des Krieges" etc. (Nur scheint mir „die Massen dieser Mächte" nicht gut! Hier müßte „Staaten" stehen.)

Punkt 8: Von „sind nicht zu beseitigen" geht es weiter: „Solange die kapitalistische Klassen ihre Klassenherrschaft ausüben. Das einzige Mittel zu ihrer Hemmung und schließlichen Beseitigung, die einzige Sicherung des Weltfriedens ist die von revolutionärem Willen und politischer Aktionsfähigkeit erfüllte Macht des intern. Proletariats".

(Eigentlich gefällt mir die „erfüllte Macht" nicht recht! Wäre es nicht besser, einfach „der revol. Wille und die polit. Aktonsfähigkeit des internationalen Proletariats". Das ist doch muskulöser als die indirekte Form.)"

Aber diese Änderungen sind nicht endgültig angenommen worden, wie aus der in der Junius-Broschüre veröffentlichten Fassung hervorgeht. Der schriftliche Austausch wurde fortgesetzt. Von den Änderungen erhielten auch Leo Jogiches und Marchlewski-(Karski) Mitteilung. An einen von ihnen ist folgender Brief Rosa Luxemburgs gerichtet:

„1. Die Zusätze zu 7 und zu 3 kann ich leider nicht akzeptieren und zwar genau aus denselben Gründen, die ich gegen die frühere ausführlichere Fassung angegeben hatte: der Zusatz zu 7 biegt plötzlich logisch den Gedanken nach einer ganz anderen Seite ab als beabsichtigt. Die Einschaltung zu 3 ist eine solche Selbstverständlichkeit, daß ihre besondere Hervorhebung schon etwas nach dem feierlichen Gelübde bei der Aufnahme in den Freimaurerorden aussieht.

2. In der von Karl vorgeschlagenen Fassung zu Punkt 8 (die ich akzeptiert habe) gefiel mir gleich die „Hemmung" nicht, die etwas zweideutig aussieht; ich fand bloß bei der Hetze, in der ich damals schrieb, keinen passenderen Ausdruck. Jetzt habe ich eine Fassung, die mich befriedigt und Karls Absicht zugleich zum Ausdruck bringt. Ich bitte also, Punkt 8 nunmehr definitiv so zu formulieren:

„Imperialismus, Militarismus und Kriege sind nicht zu beseitigen, solange der Kapitalismus herrscht. Das einzige Mittel, um ihnen erfolgreich Widerstand zu leisten, die einzige Sicherung des Weltfriedens ist der revolutionäre Wille und die politische Aktionsfähigkeit des internationalen Proletariats.'

3. Karl soll ja nicht vergessen (was er sicher vergessen hat), daß die Thesen von einem breiteren Kreis, nicht bloß von uns zwei, sondern von der Gruppe der „Intern." vorgelegt und à tout prix verfochten werden sollen. Karl muß also die Änderungen jetzt gleich Franz* vorlegen, (wenn er's noch nicht getan hat)."

Diese Vorlegung erfolgte nicht nur an Franz Mehring, sondern auch an die in Berlin weilenden Mitglieder der Leitung der Gruppe „Internationale", sowie an einzelne Vertrauensleute in der Provinz. So liegt folgender undatierter Brief an mich aus Hamburg (wahrscheinlich von Wolffheim und Lauffenberg) vor:

„W. G.! Wir sind mit Fassung bis auf weniges einverstanden. In 1 (These 11) bitten wir jedoch, hinter „wirksamen" „moralischen" zu streichen. Ebenso in 1 (These 1) „moralische" vor „Prestige". Lassen wir die beanstandeten Worte fehlen, so dürfte mehr ausgedrückt sein. In 1 (These 11) kann „moralisch" als gewollte Einschränkung betrachtet werden. In 2 (Ziffer 4) bitten wir, im zweiten Satz zu setzen: „außerhalb des klassenbewußten internationalen Proletariats". Die Einfügung erhöht wohl die Klarheit, wie es nicht schaden kann, daß das alte, im Bewußtsein der Massen lebende Schlagwort in diesem Zusammenhange aufgegriffen wird.

Die Blätter** sind wohl noch nicht erschienen?

* Franz Mehring

** Illegale Flugblätter

Von den hier herauskommenden Sachen geht regelmäßig zur Orientierung eine Probe nach dort.

Diese Woche eine Kette von Versammlungen mit Rechtsrednern; Sonntag eine Delegiertenversammlung der drei Kreise mit Dietz. Offenbar will man gegen die Minderheit resolutionieren. Darüber nächste Woche.

Besten Gruß Hamburg

In der ersten größeren Reichskonferenz der Gruppe „Internationale" die am Neujahrstag 1916 in dem Büro von Karl Liebknecht stattfand, wurden die Thesen den Delegierten vorgelegt und dort im Prinzip angenommen. Ihre endgültige Formulierung wurde der Zentrale überlassen. Gleich nach Rosa Luxemburgs Entlassung aus dem Gefängnis Mitte Januar 1916 wurde in einer Sitzung* der Zentrale, die auch über die Herausgabe der Spartakus-Briefe Beschluß faßte, eine Redaktionskommission eingesetzt, der Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht und Ernst Meyer angehörten. Die Kommission trat zwei- oder dreimal zusammen. Der einzige Differenzpunkt ergab sich bei der Fassung der These 8, die sich gegen den Pazifismus (Schiedsgerichtsbarkeit, Abrüstung etc.) wendet. Karl Liebknecht bestritt, daß die Sätze, so wie sie in der ersten Fassung ständen, unbedingt Geltung hätten. Karl Liebknecht hatte sich schon schriftlich dagegen gewandt, daß die Thesen bestritten: Imperialismus, Militarismus und Kriege sind, solange die Kapitalistenklassen herrschen, „nicht einzudämmen". Rosa Luxemburg hatte auch schon einmal zugestimmt, daß diese Worte gestrichen wurden. In den Kommissionsberatungen nahm ich die alte Fassung wieder auf. Gegen Rosa Luxemburgs und meine Stimme unterlag Karl Liebknecht — so zähe er auch kämpfte —. Bei ihm kam sein alter, falscher Standpunkt in der Frage der Notwendigkeit des Imperialismus wieder zum Vorschein. Bei den Debatten des Chemnitzer Parteitages von 1912, wo die Diskussion Kautsky-Luxemburg über die Frage des Imperialismus behandelt wurde, hatte Karl Liebknecht erklärt:

„Es trifft nicht zu, daß im Kapitalismus keine Gegentendenzen gegen die kriegerischen Tendenzen und gegen das Wettrüsten vorhanden seien..... Lensch hat einen wesentlichen Gegensatz zwischen Abrüstung und Miliz konstruiert. Ich bestreite, daß dieser Gegensatz besteht... Wir streben nicht die Miliz um ihrer selbst willen an; wir wollen doch nicht das Volk bewaffnen, soweit es nicht zur Abwehr gegen die herrschenden und unterdrückenden inneren Mächte und gegen auswärtige Feinde nötig ist. Wir können sagen, wenn wir den Völkerfrieden wollen, müssen wir den Krieg, den Klassenkampf, bereiten, ihn mehr und mehr international führen und schüren".

Die endgültige Fassung der Thesen wurde sofort durch die Spartakus-Briefe (Neudruck, Berlin 1921, Seite 83 unter Nr. 14) vom 3. Februar 1916 versandt. Gleichzeitig wurde sie der im Druck befindlichen Junius-Broschüre als Anhang beigefügt. Unter Hinweis auf die bereits in der Januar-Konferenz vorgenommene Abstimmung erhielten die Thesen folgende Einleitung:

„Eine größere Anzahl von Genossen aus allen Teilen Deutschlands hat die folgenden Leitsätze angenommen, die eine Anwendung des Erfurter Programms auf die gegenwärtigen Probleme des internationalen Sozialismus darstellen."

Die förmliche Abstimmung über den endgültigen Text erfolgte erst in der März-Konferenz der Spartakus-Gruppe (vergl. Spartakus-Briefe vom 30. März 1916, Neudruck, S. 100).

* Vgl. „Die Revolution" Heft 2, August 1924. — In dem Artikel „Spartakus" findet sich die Zeitangabe Februar 1916; das ist ein Druckfehler.

A. TIMIRJASEW

M. v. SMOLUCHOWSKI, ABHANDLUNGEN ÜBER DIE BROWNSCHE BEWEGUNG UND VERWANDTE ERSCHEINUNGEN

Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften. Nr. 207, 1923, VIII, 152 S.

Das kleine, sieben Artikel geringeren Umfangs umfassende Büchlein bietet als ein Beispiel der — um einen Leninschen Ausdruck zu gebrauchen — „spontanen" Tendenz der modernen Naturforscher zum dialektischen Materialismus außerordentliches Interesse.

Der Verfasser dieser hervorragenden Arbeiten, der berühmte polnische Physiker M. v. Smoluchowski (gest. 1917 im Alter von erst 45 Jahren), löst den grundlegenden Widerspruch zwischen der Mechanik und der Wärmetheorie in glänzender Weise. Dieser Widerspruch bildete u. a. die Grundlage der Einteilung aller physikalischen Erscheinungen in zwei scharf geschiedene Gruppen: in umkehrbare Prozesse, d. h. solche, die wir jederzeit zwingen können in umgekehrter Richtung zu verlaufen, und in nichtumkehrbare, wie z. B. die Abkühlung, also etwa die Zerstreuung der Wärme eines Glases heißen Wassers in einem kalten Zimmer, ein Vorgang, den wir nicht zwingen können in umgekehrter Richtung zu verlaufen. In der Tat: Bietet es einerseits keinerlei Schwierigkeiten, z. B. den Ausschlag eines Pendels sowohl von rechts nach links als auch von links nach rechts erfolgen zu lassen, so entbehren wir jeder Möglichkeit, die von einem Glas heißen Wassers abgegebene und über das ganze Zimmer verstreute Wärme zu zwingen, sich wieder im Glase zu sammeln! Smoluchowski benutzte das vorhandene Tatsachenmaterial, nämlich zahlreiche Beobachtungen über die Brownsche Bewegung (durch Stöße von Molekülen des umgebenden Mediums erzeugte Bewegung kleinster, in Flüssigkeiten oder Gasen suspendierter Teilchen), um den Nachweis zu führen, daß es zwischen umkehrbaren und nichtumkehrbaren Prozessen keine scharfen Grenzen gibt. Beobachtet man die sich bewegenden Teilchen unter dem Mikroskop, so gewahrt man innerhalb eines bestimmten Teiles des Gesichtsfeldes eine sich dauernd verändernde Zahl von Teilchen. Setzt man die Beobachtung lange genug fort, so kann man das Vorhandensein einer Durchschnittszahl von auf einen bestimmten Teil des Gesichtsfeldes des Mikroskops entfallenden Teilchen feststellen. Angenommen, diese Zahl sei 4. Sehr häufig werden Fälle eintreten, in denen die Zahl der Teilchen 3 oder 5 beträgt, etwas seltener 2 und 6, noch seltener 1 und 7 usf. Wie dem auch sei, selbst ein so seltener Ausnahmefall wie die gleichzeitige Anwesenheit von 7 oder 8 Teilchen wird sich doch wiederholen, sofern wir unsere Beobachtung nur lange genug fortsetzen. Was bedeutet nun ein solcher Wechsel der Erscheinungen, bei dem wir statt der Durchschnittszahl von 4 Teilchen deren 8, darauf wieder ein Fallen dieser Zahl und Schwanken um die Durchschnittszahl 4, endlich nach einer kürzeren oder längeren Be-

obachtungszeit wieder 8 Teilchen konstatieren? Es stellt im verkleinerten Ausmaße einen Diffusionsprozeß und einen diesem entgegengesetzten Zerteilungsprozeß dar. In der Tat: Lassen sich unter der Bedingung, daß auf jedes Volumvelement 4 Teilchen entfallen, in einem der Volumelemente dennoch 8 feststellen so wird diese „Konzentrationsdifferenz" im Laufe des Diffusionsprozesses wieder ausgeglichen. Wird dagegen die Konzentrationsdifferenz „wiederhergestellt", m. a. W. beobachten wir nach Ablauf einer gewissen Zeit wieder 8 Teilchen statt 4, so besagt das, daß vorliegender Diffusionsvorgang ein umkehrbarer Prozeß ist.

Demgegenüber wird meistens geltend gemacht, daß erhebliche sich vermischende Quantitäten von Gasen oder Lösungen „sich von selbst nicht zerteilen". Diesem Einwand begegnet Smoluchowski durch außerordentlich geistreiche Berechnungen, die durch Experimente gestützt werden. Er zeigt, daß bei einer Durchschnittszahl von Teilchen $\nu = 1{,}54$ wir im Verlauf von 15 bis 20 Minuten 6 und selbst 7 Teilchen feststellen können. Die Zahl von 17 Teilchen dagegen wird durchschnittlich einmal in 500000 Jahren vorkommen!

Smoluchowski gelangt zu dem Ergebnis, der Unterschied zwischen umkehrbaren und nichtumkehrbaren Prozessen sei ein durchaus relativer. Ist die Zeit, während welcher wir diese oder jene Erscheinung beobachten, wesentlich geringer als jene Größe, die Smoluchowski „Wiederkehrzeit" nennt, so nennen wir die Erscheinung nichtumkehrbar; im umgekehrten Falle bezeichnen wir die Erscheinung als eine umkehrbare. Der Smoluchowskische Standpunkt beraubt die Theorie des „Wärmetodes" des Universums, die zum Zwecke vermeintlich wissenschaftlicher Begründung religiöser Phantasien über ein Ende der Welt und ein jüngstes Gericht ausgeschlachtet wurde, ihrer letzten Stütze. Doch bieten die Arbeiten Smoluchowskis abgesehen von dieser tiefgehend revolutionären Bedeutung ein außerordentlich hohes Interesse gerade für Marxisten, die sich der Erfassung der dialektischen Methode widmen. Die von Smoluchowski abgeleiteten mathematischen Formeln spiegeln gleichzeitig sowohl die umkehrbaren Prozesse als deren Negation, die nichtumkehrbaren, wider. Der von Smoluchowski eingeführte Begriff der „Wahrscheinlichkeitsnachwirkung" erfaßt in einheitlicher Synthese den Begriff der sogenannten „Zufallserscheinungen" durch den Begriff einer uns im Voraus in allen ihren Einzelheiten bekannten Erscheinung.

Inhaltlich betreffen Smoluchowskis Untersuchungen folgende Themata. In der ersten Arbeit vom Jahre 1906 entwickelt Smoluchoswki eine Molekulartheorie der Brownschen Bewegung. Hierbei gelangt Smoluchowski zu denselben Ergebnissen wie Einstein, der von den allgemeinen Vorstellungen der statistischen Mechanik ausging. Die zweite und dritte Abhandlung macht den Leser mit den vom Verfasser verwendeten Begriffen „Wiederkehrzeit" und „Wahrscheinlichkeitsnachwirkung" bekannt. Die fünfte Arbeit enthält die grundlegenden Betrachtungen. Sie bestimmt jene Bedingungen, die Prozesse als umkehrbare bzw. nichtumkehrbare zu qualifizieren erlauben. Die übrigen Arbeiten betreffen mit diesem Zentralproblem zusammenhängende Detailfragen. Merkwürdig dagegen ist, daß diese ausgezeichneten, buchstäblich revolutionären Arbeiten zuerst von der Krakauer Akademie, die sich doch nie durch revolutionären Geist ausgezeichnet hat, herausgegeben worden sind! Allerdings erscheint diese wissenschaftliche Revolution in einer nur wenigen verständlichen mathematischen Hülle.

LENIN

MATERIALISMUS UND EMPIRIOKRITIZISMUS

Kritische Bemerkungen über eine reaktionäre Philosophie

Das Buch ist eine gründliche Abrechnung mit dem Revisionismus auf dem Gebiete der marxistischen Philosophie. Wie seinerzeit Friedrich Engels die Polemik gegen Eugen Dühring dazu diente, um die eigenen philosophischen Anschauungen und die von Marx positiv zu entwickeln, so bietet Lenin die Auseinandersetzung mit dem Machismus nur den Anlaß, positiv eine zusammenhängende Darstellung des DIALEKTISCHEN MATERIALISMUS, der dialektischen Methode und kommunistischen Weltanschauung zu geben und auf unsere Zeit im Zusammenhang mit den Umwälzungen in der Naturwissenschaft, anzuwenden.

AUS DEM INHALT: Die Erkenntnistheorie des Empiriokritizismus und des dialektischen Materialismus / Der dialektische Materialismus und das Ding-an-sich / Der dialektische Materialismus und die Metaphysik / Die philosophischen Mitstreiter und Nachfolger der Empiriokritizisten / Die neue Revolution in der Naturwissenschaft und der historische Materialismus usw.

XXXII und 486 Seiten. / Preis: Brosch. M. 7.50, in englisch Doppelleinen gebund. M. 11.—, Volksausgabe brosch. M. 6.—, in Leinen gebund. M. 9.—

VERLAG FÜR LITERATUR UND POLITIK
WIEN — BERLIN SW 61, PLANUFER 17

A. DEBORIN

MATERIALISTISCHE DIALEKTIK UND NATURWISSENSCHAFT

Auch Bücher haben bekanntlich ihre Schicksale. Im Laufe von fast 20 Jahren hat Engels, wenn auch mit mehrfachen Unterbrechungen, naturwissenschaftliche und mathematische Studien betrieben, deren Zweck die Anwendung der dialektischen Methode auf die Naturwissenschaft war. Doch infolge Überlastung mit andern Arbeiten, besonders nach dem Tode von Karl Marx, hat Engels naturwissenschaftlichen Fragen verhältnismäßig nur wenig Zeit widmen können. Dessenungeachtet hat sich bei ihm im Laufe der Jahre eine erhebliche Anzahl äußerst wertvoller Essays und Apercus angesammelt, die zu einem einheitlichen Ganzen zu fügen ihm leider nicht beschieden war.

Im Jahre 1895 starb Engels, und sein literarischer Nachlaß geriet in die „zuverlässigen" Hände Eduard Bernsteins, der die Manuskripte seines Lehrers bis zur dreißigsten Wiederkehr seines Todestages „sorgsam" behütet und sich nicht einmal Zeit genommen hatte, das kostbare Material, in dessen Besitz er sich volle drei Jahrzehnte befand, kennen zu lernen. Doch, um der Gerechtigkeit zu genügen, sei festgestellt, daß sowohl E. Bernstein als auch der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie seinerzeit „Maßnahmen ergriffen" hatten, um sich eine Vorstellung vom Inhalt des Engelsschen Nachlasses zu bilden, indem sie den verstorbenen Leo Arons beauftragten, die mathematischen und naturgeschichtlichen Manuskripte der beiden Begründer des Marxismus zu studieren. Das negative Gutachten dieses gelehrten Fachmannes war für das Schicksal des nunmehr von D. Rjasanow herausgegebenen Engelsschen Buches entscheidend.

Allein selbst nachdem Friedrich Engels von Leo Arons eine schlechte Note im naturwissenschaftlichen Aufsatz erhalten hatte, hatte der charakterfeste E. Bernstein die Engelsschen Manuskripte nicht etwa verbrannt, sondern sie auch weiter „sorgfältig" in seinem Sekretär, in Erwartung besserer Zeiten, aufbewahrt. 30 Jahre später, wie D. Rjasanow in seinem ausgezeichneten Vorwort zu Engels „Naturdialektik" mitteilt, erinnerte sich E. Bernstein erneut des Inhaltes seiner Archivmappen. Diesmal wandte er sich um ein Gutachten an einen so angesehenen Gelehrten, wie A. Einstein, der sich angesichts der geschichtlichen Bedeutung des Verfassers als eines der Begründer des Marxismus für die Veröffentlichung der Engelsschen Manuskripte aussprach. Nach der Ansicht Einsteins bietet die Engelssche Arbeit „weder vom Standpunkt der Physik noch vom Standpunkt der Geschichte der Physik ein besonderes Interesse"

Wir wissen nicht, was nun Bernstein nach einem solchen Gutachten Einsteins mit Engels' Manuskripten angefangen hätte. Möglicherweise hätten sie in Bernsteins Sekretär auch weiterhin in bescheidener Zurückgezogenheit ein stilles Dasein geführt, hätte nicht das Schicksal bereits anders entschieden. Die Manuskripte gelangten nämlich in die Hände des Genossen D. Rjasanow und erblickten so das Licht der Welt. Habent sua fata libelli. Engels' Testamentvollstrecker haben sich als unfähig erwiesen, die gewaltige prinzipielle, methodologische Bedeutung seiner Arbeit zu würdigen. Diese sonderbare Tatsache ist in der Tat ein Symbol: 30 Jahre nach dem Tode Engels' gelangen dessen Manuskripte in die Hände der wahren geistigen Erben und Verfechter des Marxismus, in die Hände der russischen Marxisten, die allein einer so kostbaren Gabe würdig und allein befähigt sind, deren tiefschürfenden Inhalt nach Gebühr zu würdigen. So wollte es die Geschichte.

I

Der Marxismus oder dialektische Materialismus ist eine geschlossene Weltanschauung, die aus drei grundlegenden Komponenten besteht: der materialistischen Dialektik als der allgemeinen wissenschaftlichen Methodologie (Erkenntnistheorie inbegriffen), der Dialektik der Natur als der Methodologie in der Naturwissenschaft und der Dialektik der Geschichte (historischer Materialismus). Diese Komponenten des dialektischen Materialismus sind von dessen Begründern, wenn auch in ungleichem, so doch in einem Maße ausgearbeitet worden, daß wir durchaus imstande sind, uns vom dialektischen Materialismus eine bestimmte und erschöpfende Vorstellung zu verschaffen. Überdies haben die bedeutendsten Marx-„Schüler" zum weiteren Ausbau des Marxismus erheblich beigetragen. Natürlicherweise haben sowohl die Lehrer als auch die Schüler die größte Aufmerksamkeit in erster Linie den sozialen Problemen, der marxistischen Gesellschaftslehre gewidmet.

Auf dem Gebiete des theoretischen Ausbaues der materialistischen Dialektik ist dagegen relativ weniger geleistet worden. Wir wissen, daß Marx sich mit dem Gedanken trug, einen kurzen Leitfaden der Dialektik zu verfassen. In einem Brief an Engels vom 14. Januar 1858 schreibt er: „Wenn je wieder Zeit für solche Arbeiten kommt, hätte ich große Lust, in zwei oder drei Druckbogen das Rationelle an der Methode, die Hegel entdeckt, aber zugleich mystifiziert hat, dem gemeinen Menschenverstand zugänglich zu machen" * Leider bot sich Marx keine Möglichkeit, sein Vorhaben auszuführen. Doch wenn er uns auch keinen theoretischen Leitfaden der Dialektik hinterlassen hat, so ist es doch allgemein bekannt, daß Marx in allen seinen Arbeiten die von ihm materialistisch gestaltete Hegelsche Dialektik folgerichtig angewandt hat. Eine allgemeine Charakteristik seiner Dialektik gab Marx bekanntlich im Nachwort zur 2. Auflage des 1. Bandes des „Kapital", in der er

* Vgl. Briefwechsel, Bd. 2, S. 235.

gleichzeitig betont, daß Hegel „ihre (der Dialektik A. D.) allgemeinen Bewegungsformen zuerst in umfassender und bewußter Weise dargestellt hat".

Friedrich Engels gab in seinen Arbeiten, insbesondere im „Ludwig Feuerbach" und „Anti-Dühring" seinerseits nicht nur eine allgemeine Charakteristik der materialistischen Dialektik, sondern klärte auch die theoretische Bedeutung einiger Grundkategorien und Entwicklungsgesetze. Dessenungeachtet haben die Anhänger Marx' eine, wie uns scheint, noch äußerst wichtige Aufgabe zu erfüllen: den Ausbau einer auf die Arbeiten Marx', Engels', Plechanows und Lenins gestützten Theorie der materialistischen Dialektik, die sich zugleich auf Hegel, der zwar ein erschöpfendes, jedoch idealistisch entwickeltes Bild der allgemeinen Bewegungsgesetze gegeben hat, zu stützen hätte.

Marx und Engels waren der Anschauung — auch in dieser Hinsicht Hegel folgend — daß das Wesen der Philosophie in der Methode „resumiert" erscheine. Die durch Hegel „entdeckte" dialektische Methode bildet eine der größten Errungenschaften philosophischen und wissenschaftlichen Denkens. Hegel beschränkte sich indessen keineswegs auf die bloße Ausarbeitung einer Theorie der Dialektik, sondern unterzog sich gleichzeitig der gewaltigen Arbeit, auch viele grundlegende Zweige menschlichen Wissens vom Standpunkte seiner neuen Methode umzugestalten.

Die Begründer des Marxismus standen vor der Aufgabe, nicht nur die menschliche Geschichte, das soziale Leben der Menschen, sondern auch die Naturwissenschaft vom Standpunkt der dialektisch-materialistischen Methode zu erforschen und zu erklären. Nicht nur die Gegner des Marxismus, sondern auch viele seiner Anhänger, begreifen es bis heute nicht, daß die Dialektik auch für die Naturwissenschaft von ungeheurer Bedeutung ist. Wie Plechanow schreibt, schließt bereits ein winziges Protoplasmaklümpchen direkt entgegengesetzte Erscheinungen in sich. „Somit", schließt er, „muß sowohl in der Naturwissenschaft als auch in der Gesellschaftswissenschaft der dialektischen Methode der größte Platz eingeräumt werden." Seitdem dies nun geschehen, haben diese Wissenschaften in der Tat kolossale Fortschritte gemacht.

Friedrich Engels hat an der Begründung der theoretischen Naturwissenschaft durch den dialektischen Materialismus nicht nur eifrig, sondern, wie uns dünkt, auch mit großem Erfolg gearbeitet. Die Hauptaufgabe, die Engels zu bewältigen hatte, bestand in der Schaffung eines theoretischen Fundamentes für das bereits aufgehäufte empirische naturwissenschaftliche Material und in der Verarbeitung desselben vom Standpunkte der allgemeinen dialektischen Theorie der Naturwissenschaft. Der dialektische Materialismus stellt somit eine harmonische Einheit, eine revolutionäre Synthese von Natur- und Gesellschaftswissenschaft dar.

Die theoretische Naturwissenschaft stützt sich selbstverständlich auf empirisches naturwissenschaftliches Material, wie ja auch die theoretische Gesellschaftswissenschaft historisches und soziologisches Tatsachenmaterial zur Grundlage hat. Wir heben dies be-

sonders mit Rücksicht auf diejenigen hervor, die aus Mangel an Verständnis für das Verhältnis von Empirie und Theorie geneigt sind, den Marxismus der Tendenz zu beschuldigen, der empirischen Wissenschaft eine aprioristische naturwissenschaftliche Theorie aufzwingen zu wollen. Die Gegner des Marxismus behaupten, auch der historische Materialismus sei eine lediglich aprioristische Konstruktion, mit der weder die empirische Geschichte noch die tatsächliche Entwicklung der sozialen Beziehungen etwas zu tun hätten. Bekanntlich sind bürgerliche Gelehrte in einer ganzen Reihe von Gebieten zur Ablehnung jeder Theorie gekommen, d. h. man stellte sich auf den Boden der Methode der reinen Beschreibung. Letztere ist jedoch sowohl in der ökonomischen Wissenschaft als auch der Naturwissenschaft unhaltbar. Die Erfahrung muß von der Theorie durchdrungen sein. Erst dann leisten wir wirkliche wissenschaftliche Arbeit, gelangen wir zu wahrem Verständnis natürlicher und geschichtlicher Prozesse.

Sofern wir also annehmen, daß die Gesetze der Dialektik die gesamte Wirklichkeit umfassen, die Dialektik somit eine allgemeine Lehre von den Bewegungsgesetzen und Bewegungsformen alles Seienden darstellt, muß auch die Naturwissenschaft von der Dialektik durchdrungen sein, m. a. W.: nachdem sich die Dialektik der Gesellschaftswissenschaft bemächtigt hat, hat sie nun auch von der Naturwissenschaft Besitz zu ergreifen. Beherrschung der Dialektik bedeutet Beherrschung der Wirklichkeit. Doch will die Dialektik keineswegs eine der Natur oder der Geschichte aufoktroyierte Methode darstellen. Die Aufgabe, die sich Engels bereits im „Anti-Dühring", insbesondere aber in der „Naturdialektik", gestellt, bestand in der Darstellung der Ergebnisse der Naturwissenschaft vom Standpunkte der dialektischen Methode. In einem Brief an Marx vom 30. Mai 1873 gibt Engels folgende Charakteristik der Aufgaben der Naturwissenschaft:

> „Gegenstand der Naturwissenschaft — der sich bewegende Stoff, die Körper. Die Körper sind nicht von der Bewegung zu trennen, ihre Formen und Arten nur in ihr zu erkennen, von Körpern außer der Bewegung, außer allem Verhältnis zu den anderen Körpern, ist nichts zu sagen. Erst in der Bewegung zeigt der Körper, was er ist. Die Naturwissenschaft erkennt daher die Körper, indem sie sie in ihrer Beziehung aufeinander, in der Bewegung, betrachtet. Die Erkenntnis der verschiedenen Bewegungsformen ist die Erkenntnis der Körper. Die Untersuchung dieser verschiedenen Bewegungsformen also Hauptgegenstand der Naturwissenschaft.
>
> 1. Die einfachste Bewegungsform ist die Ortsveränderung (innerhalb der Zeit, um dem alten Hegel einen Gefallen zu tun)—, mechanische Bewegung.
>
> a) Bewegung eines einzelnen Körpers existiert nicht; relativ gesprochen, kann jedoch der Fall als ein solcher gelten. Die Bewegung nach einem, vielen Körpern gemeinsamen Mittelpunkt. Sobald aber der Einzelkörper in einer anderen Richtung als nach dem Zentrum sich bewegen soll, fällt er zwar noch

immer unter die Gesetze der Fallbewegung, aber diese modifizieren sich.

b) im Gesetze der Flugbahn und führen direkt auf die Wechselbewegung mehrerer Körper — planetarische usw. Bewegung. Astronomie, Gleichgewicht —, temporär oder scheinbar in der Bewegung selbst. Das wirkliche Resultat dieser Bewegungsart ist aber schließlich immer — der Kontakt der sich bewegenden Körper, sie fallen ineinander.

c) Mechanik des Kontakts — sich berührende Körper. Gewöhnliche Mechanik, Hebel, schiefe Ebene usw. Aber der Kontakt erschöpft hiermit seine Wirkungen nicht. Er äußert sich unmittelbar in zwei Formen: Reibung und Stoß. Beide haben die Eigenschaft, daß sie bei bestimmtem Intensitätsgrad und unter bestimmten Umständen neue, nicht mehr bloß mechanische Wirkungen erzeugen: Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus.

2. Eigentliche Physik. Wissenschaft dieser Bewegungsformen, die nach Untersuchung jeder einzelnen feststellt, daß sie unter bestimmten Bedingungen ineinander übergehen, und schließlich findet, daß sie alle bei bestimmtem Intensitätsgrad, der nach den verschiedenen bewegten Körpern wechselt, Wirkungen hervorbringen, die über die Physik übergreifen, Veränderungen der inneren Struktur der Körper — chemische Wirkungen.

3. Chemie. Für die Untersuchung der früheren Bewegungsformen war es mehr oder minder gleichgültig, ob sie an belebten oder unbelebten Körpern gemacht wurden. Die unbelebten zeigten sogar die Phänomene in ihrer größten Reinheit. Die Chemie dagegen kann die chemische Natur der wichtigsten Körper nur an den Stoffen erkennen, die aus dem Lebensprozeß hervorgegangen sind; ihre Hauptaufgabe wird immer mehr und mehr, diese Stoffe künstlich herzustellen. Sie bildet den Übergang zur Wissenschaft des Organismus, aber der dialektische Übergang ist nur dann herzustellen, wenn die Chemie den wirklichen entweder gemacht hat, oder auf dem Sprung steht, ihn zu machen.

4. Organismus — hier lasse ich mich vorläufig auf keine Dialektik ein"*.

In diesem Brief entwarf Engels die Hauptthesen einer Naturdialektik, die er im weiteren ausführlich zu entwickeln gedachte. Es versteht sich von selbst, daß Engels auch der Dialektik der Natur die Grundgesetze und Prinzipien der materialistischen Dialektik als einer abstrakten Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungsgesetzen und Bewegungsformen zugrunde gelegt hat, die sowohl in der Natur als auch in der Gesellschaft und im menschlichen Denken gleichermaßen Gültigkeit haben. Dieselben Kategorien nehmen jedoch in den verschiedenen Gebieten der Wirklichkeit verschiedene Formen an, d. h. sie spiegeln sich in verschiedener Weise wider. Einerseits hat die Dialektik als allgemeine

* Briefwechsel, Bd. 4, S. 344ff.

Methodologie die die gesamte Wirklichkeit umfassenden Grundbegriffe und Kategorien zum Gegenstand, andererseits aber hat die Naturwissenschaft, gleich der Gesellschaftswissenschaft, ihre eigenen, spezifischen Kategorien. Die allgemeine Dialektik beschäftigt sich mit der Untersuchung jener Kategorien, die die Grundlage jeglichen Wissens bilden. Jedes einzelne Wirklichkeitsgebiet dagegen, Natur wie Gesellschaft, hat neben den allgemeinen Bewegungsgesetzen und Bewegungsformen gleichzeitig noch spezifische, nach Sonderkategorien, die just dem betreffenden Gebiete eigentümlich sind, zur Grundlage. Dieselbe abstrakte Kategorie, die Gegenstand allgemeiner Dialektik ist, nimmt gleichzeitig, sobald es sich um Naturwissenschaft oder Gesellschaftswissenschaft handelt, auch entsprechend verschiedene konkrete Formen an.

Betrachten wir die Kategorie der Entwicklung. Natur und Gesellschaft sind dem Gesetz der Entwicklung gleichermaßen unterworfen. In diesem Sinne stellt das Entwicklungsgesetz eine allgemeine abstrakte Kategorie dar. Nun verläuft aber der Entwicklungsprozeß in der Natur und der Gesellschaft nicht gleichartig. Er zeigt auf beiden Gebieten einen unterschiedlichen Charakter, muß mithin auch in verschiedener Weise interpretiert werden. Die Natur entwickelt sich unabhängig vom Menschen, ohne dessen Mitwirken. Die gesellschaftliche Entwicklung dagegen vollzieht sich unter aktivster Anteilnahme des Menschen. Dieser Umstand allein genügt schon zur Verdeutlichung des Unterschiedes in der Anwendung derselben Kategorie auf verschiedene Wirklichkeitsgebiete. Das Gesetz der Einheit der Gegensätze gilt gleichermaßen für chemische Prozesse wie fürs Protoplasma, für Organismen wie fürs soziale Leben; selbstverständlich aber spiegelt sich dieses Gesetz in den verschiedenen Fällen verschieden wider, bedarf somit auch einer verschiedenen Anwendung. Daher behandelt die allgemeine Theorie der Dialektik diese Kategorien naturgemäß „abstrakt", d. h. sie sieht von ihrer Anwendung auf bestimmte Einzelfälle ab und begnügt sich mit einer allgemeinen, logischen Analyse der Kategorien. Andererseits bildet z. B. die Kategorie der Produktivkräfte eine spezifische Kategorie der Gesellschaftswissenschaft, für die in der Naturwissenschaft überhaupt kein Platz ist. Umgekehrt dürfen auch die spezifischen naturwissenschaftlichen Kategorien nicht auf die Betrachtung gesellschaftlicher Erscheinungen übertragen werden. Die allgemeinen Formen der dialektischen Bewegung gelten hingegen für beide Gebiete. Mehr noch: die Kategorien der einzelnen Wirklichkeitsgebiete sind den allgemeinen Gesetzen der dialektischen Entwicklung untergeordnet, bilden sie doch Sonderfälle, besondere Erscheinungsformen allgemeiner Kategorien.

Die Dialektik stellt somit eine allgemeine Methode dar, die die Natur, die Geschichte und das menschliche Denken umfaßt, wobei sie in jedem dieser einzelnen Wirklichkeitsgebiete in spezifischer Weise in Erscheinung tritt. Dementsprechend kennt der Marxismus drei Grunddisziplinen, die in ihrer Gesamtheit den dialektischen Materialismus ausmachen: die allgemeine Theorie der Dialektik, die Dialektik der Natur und die Dialektik der Geschichte.

In dem Maße, wie die Richtigkeit der Methode durch immer mehr Tatsachen, Ereignisse, Zusammenhänge und Beziehungen bestätigt wird, wird sie im Verlauf der Untersuchungen zur Theorie. Die zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßten Einzeldisziplinen, die allgemeine Theorie der Dialektik, die Theorie der Naturwissenschaft und die Theorie der Gesellschaftswissenschaft, bilden das geschlossene „System" des dialektischen Materialismus oder Marxismus. Um Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir, da hier vom „System" die Rede ist, klarstellen, worin denn der Unterschied zwischen den üblichen, von Engels bekämpften philosophischen Systemen und dem „System" des dialektischen Materialismus besteht

Die alten philosophischen Systeme, idealistische wie materialistische, waren durch und durch metaphysisch. Unter „System" verstanden die Philosophen eine Gesamtheit absoluter, fertiger, ewiger Wahrheiten. Jeder Philosoph konstruierte sich ein System, im festen Glauben, daß es just ihm geglückt sei, das Unbedingte oder Absolute zu erfassen und dessen adäquaten Ausdruck in der endgültigen Form angeblich ewiger Begriffe und Wahrheiten zu finden. Alle diese metaphysischen Systeme, denen das Absolute zugrunde lag, hielten sich natürlich an die metaphysische Methode, auf die sie sich stützten. Die metaphysische Methode hat metaphysische Systeme zur Folge. Sie führt unabwendbar zu allgemein-metaphysischen Vorstellungen über die Welt, zu metaphysischen Theorien und schließlich zu metaphysischen Systemen. Ihrerseits stützt sich die metaphysische Methode auf die sogenannte formale Logik. Formale Logik, metaphysische Methode (Theorien) und metaphysische Systeme stehen in logischem Zusammenhang miteinander, bilden eine Kette, ein Ganzes.

Die Entwicklung der dialektischen Methode in der neuesten Philosophie, von ihren Anfängen in den Gedankengängen eines Kant an, bedeutete die Überwindung der alten metaphysischen Systeme, der metaphysischen Methode und der formalen Logik. Beim größten Dialektiker, bei Hegel, gewinnt die Methode die Vorherrschaft über das System. Dialektik ist mit metaphysischer Auffassung der Wirklichkeit wie mit dem absoluten Charakter der Gesetze der formalen Logik unvereinbar. Die Dialektik „hebt" metaphysische Systeme „auf". Insofern Hegel die Dialektik einerseits zuerst entwickelt und ausgebaut hatte, dabei aber andererseits noch auf dem Boden der Metaphysik verharrte, deckte sich bei ihm die Dialektik noch mit der Metaphysik als der Lehre vom Absoluten. Bekanntlich ist es die absolute Idee, die im Hegelschen System die Rolle des Absoluten spielt.

Der Marxismus tat einen weiteren Schritt, indem er sich auf den Boden des Materialismus stellte. Die Dialektik ist mit dem Idealismus ebensowenig vereinbar wie mit der Metaphysik, als einer Lehre absoluter Wahrheiten. Zwar hat das Hegelsche Absolute selbst dialektische Merkmale erhalten, insofern es der große Philosoph nicht als etwas Erstarrtes, ein für allemal in fertiger und vollendeter Gestalt Gegebenes auffaßte, sondern als etwas, das sich, ähnlich dem Leben des Kosmos, im Zustand dauernder Veränderung befindet. Dennoch enthält das Hegelsche System, wie schon betont, metaphysische

Elemente, die allein vom dialektischen Materialismus eliminiert werden konnten; denn Hegel faßte die absolute Idee in allen ihren Bewegungs- und Gestaltungsweisen als gegeben auf, m. a. W.: Hegel glaubte, alle Formen und Entwicklungsstufen des absoluten Geistes erschöpft zu haben. Überdies widersprach der Hegelsche Idealismus dem Wesen der dialektischen Methode; denn die Dialektik fordert, daß Form und Inhalt einander nicht entgegengesetzt werden. Mehr noch: Vom Standpunkt der Dialektik müssen sich Form und Inhalt gegenseitig durchdringen. Die immanente Form der Wirklichkeit selbst, ihr innerer Rhythmus, wird zum Inhalt unseres Denkens. Die Dialektik stellt den Rhythmus und die Bewegung der Wirklichkeit selbst dar. Daher ist die dialektische Auffassung der Wirklichkeit mit Spekulation unvereinbar. Der absolute Geist oder die absolute Idee dagegen sind lediglich Gegenstand der Spekulation. Hegel selbst betont wiederholt, daß das wahre Wesen eines Gegenstandes der Erkenntnis nur dann zugänglich sei, wenn der Gegenstand selbst seine Bestimmungen offenbare, nicht aber sie von außen zugeführt erhalte, und daß die alte Metaphysik die Bestimmungen des Gegenstandes stets im Bewußtsein fertig vorgefunden und sie von außen her auf den Gegenstand übertragen habe. Aber verfuhr nicht Hegel mit seinem absoluten Geist in gleicher Weise wie die Metaphysiker? Man muß, wie der Dialektiker Hegel lehrt, es der Wirklichkeit überlassen, sich aus sich selbst heraus frei zu entwickeln und ihre Bestimmungen selbst zu finden. Dann aber wird sofort offenbar, daß die Dialektik nur mit dem Materialismus vereinbar ist. Daher durfte G. Plechanow mit Recht erklären: „Unserer Dialektik liegt die materialistische Auffassung der Natur zugrunde. Sie ist die Stütze. Sie würde fallen, wenn der Materialismus fiele. Und umgekehrt: ohne Dialektik ist eine materialistische Erkenntnistheorie unvollständig, einseitig, ja sogar unmöglich"*.

Ohne materialistische Auffassung der Natur und der Gesellschaft gibt es keine Dialektik, ohne Dialektik keinen modernen wissenschaftlichen Materialismus. Somit können wir in beschränktem Sinne von einem „System" des dialektischen Materialismus sprechen, das die Natur, die Gesellschaft und das menschliche Denken synthetisch zu einem Ganzen zusammenfaßt. Hierbei ist unter „System" nicht etwa eine bereits abgeschlossene, absolut vollendete, sondern eine im Fluß begriffene, sich wandelnde Weltanschauung zu verstehen, deren Seele die Dialektik ist, die diesem einheitlichen System Leben und Bewegung, dauernde Entwicklungs- und Wandlungsfähigkeit verleiht.

Die Philosophie „faßt sich zusammen" in der Methode. Das lehrte schon Hegel. Denselben Standpunkt nimmt der Marxismus ein. Der Philosophie verbleibt nur die Methodologie, d. h. die materialistische Dialektik, die die Logik und die Erkenntnistheorie in sich schließt. Erst die Dialektik faßt bestimmte Tatsachen und Ereignisse zur

* G. Plechanow. Werke. Herausgegeben vom Marx-Engels-Institut in Moskau. Band XVIII. Moskau 1925. S. 268. (Russisch.) Deutsch enthalten in G. Plechanow: Die Grundprobleme des Marxismus. Stuttgart 1920, S. 38.

Wissenschaft zusammen. Die Dialektik bildet die Seele der wissenschaftlichen Entwicklung, wie Hegel sagt. Sie ist überhaupt das Grundprinzip aller Bewegung, alles Lebens und Geschehens in der Welt der Wirklichkeit.

> „Das dialektische Moment", heißt es bei Hegel, „ist das eigene Sichaufheben solcher endlichen Bestimmungen und ihr Übergehen in ihr entgegengesetzte ... Die Dialektik dagegen ist dies immanente Hinausgehen, worin die Einseitigkeit und Beschränktheit der Verstandesbestimmungen sich als das, was sie ist, nämlich als ihre Negation darstellt. Alles Endliche ist dies, sich selbst aufzuheben. Das Dialektische macht daher die bewegende Seele des wissenschaftlichen Fortgehens aus, und ist das Prinzip, wodurch allein immanenter Zusammenhang und Notwendigkeit in den Inhalt der Wissenschaft kommt"*.

Dialektik ist somit nichts anderes als eine allgemeine Methodologie. Die Methodologie aber bildet im wesentlichen Inhalt und Gegenstand der Philosophie als einer besonderen Wissenschaft. Die materialistische Dialektik hat als allgemeine Methodologie alle konkreten und empirischen Wissenschaften zu durchdringen, da sie gewissermaßen die Algebra der Wissenschaften darstellt, die den konkreten Inhalt durch Herstellung innerer Zusammenhänge erfaßt. Um Mißverständnisse zu verhüten, betonen wir erneut, daß diese „Herstellung innerer Zusammenhänge" nicht in dem Sinne zu verstehen ist, als ob wir den Zusammenhang von außen hineinbrächten.

Der innere Zusammenhang existiert vielmehr objektiv, so daß unsere Aufgabe lediglich in der Entfaltung der erforderlichen Aktivität zur Aufdeckung dieses Zusammenhanges besteht. So heißt es in Engels' Vorwort zur 2. Auflage des „Anti-Dühring":

> „Es konnte sich für mich nicht darum handeln, die dialektischen Gesetze in die Natur hineinzukonstruieren, sondern sie in ihr aufzufinden und aus ihr zu entwickeln."

Die Dialektik als Wissenschaft von den allgemeinen Zusammenhängen und Beziehungen der realen Welt kann selbstverständlich auf alle Gebiete der Wirklichkeit angewandt werden. Die allgemeinen dialektischen Zusammenhänge finden sich überall vor. Doch neben diesen generellen abstrakten, algebraischen Kategorien und Beziehungen müssen in Natur und Gesellschaft deren konkrete Äußerungen, deren jedem Einzelgebiet eigentümliche Erscheinungsformen aufgedeckt werden. Diese Aufgabe hatte sich nun Engels in seiner „Naturdialektik" just in Hinsicht auf die Naturwissenschaft gestellt.

Obwohl Engels' „Naturdialektik" keine prinzipiell neuen Gesichtspunkte enthält, bietet sie doch ein überaus reiches Material zur theoretischen Vertiefung des Marxismus. Leider war es Engels nicht vergönnt, seine Aperçus zu verarbeiten, sie zu einem systematischen Ganzen zu fügen. Das Buch besteht zum größten Teil aus einzelnen Fragmenten, ja selbst bloßen Notizen. Geschulten Marxisten wird es indessen unschwer gelingen, die von Engels un-

* Hegel. Enzyplopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriß. Lassonsone Ausgabe Leipzig 1905, § 81, S. 105.

vollendet gelassene Arbeit, wenigstens teilweise, selbst zu vollenden und dessen zerstreute Notizen und Fragmente zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen. Im vorliegenden Artikel können wir den Weg, den Engels gegangen und den Engels' Anhänger, denen das Schicksal des Marxismus nicht gleichgültig ist, zu verfolgen haben, nur andeuten.

In der „Naturdialektik" versuchte Engels die dialektisch-materialistische Theorie der Naturwissenschaft möglichst allseitig zu entwickeln, die Naturwissenschaft vom dialektischen Standpunkte aus umzugestalten, d. h. also hinsichtlich der Naturwissenschaft das durchzuführen, was von ihm und Marx in bezug auf die Gesellschaftswissenschaft getan worden ist. Zum Teil ist dies bereits im „Anti-Dühring" geschehen, doch, wie gesagt, eben nur zum Teil.

In der „Naturdialektik" gedachte Engels eingehend all das, was im „Anti-Dühring" in programmatischer, allgemeiner Form gegeben, ausführlicher zu behandeln. Hierzu bedurfte es jedoch zunächst der Darstellung der allgemeinen Theorie der Dialektik. Diese Aufgabe hatte sich Engels auch in der Tat gestellt. Das „Allgemeine Natur der Dialektik als Wissenschaft" betitelte VIII. Kapitel wie auch die die Theorie der Dialektik betreffenden Aperçus hätten logischerweise an der Spitze des Buches stehen sollen. Engels hatte offenbar beabsichtigt, alle die von ihm in den verschiedenen Notizen behandelten Kategorien zu einer Einheit, einem systematischen, geschlossenen Ganzen zusammenzufassen, das dann eine allgemeine Theorie der Dialektik als der Wissenschaft von den gesetzmäßigen Zusammenhängen ergeben hätte.

Der zweite Teil des Buches hätte sodann die eigentliche „Naturdialektik" bilden müssen. In diesem Teil wollte Engels zeigen, welchen speziellen Ausdruck Kategorien, die für die Natur wie die Gesellschaft gleichermaßen gelten, in der speziellen Sphäre der Natur annehmen. Auf dieser Grundlage hätte sich eine dialektisch-theoretische Naturwissenschaft, d. h. was man auch eine Philosophie der Naturwissenschaft nennen könnte, zu erheben.

Der allgemeinen Theorie der Dialektik beabsichtigte Engels eine historische Einleitung vorauszuschicken. Darin sollte einerseits die Rückständigkeit und Unmöglichkeit der metaphysischen Methode in der Naturwissenschaft bewiesen werden, andererseits der allgemeine Entwicklungsgang der Erkenntnis seit Hegel geschildert und die Notwendigkeit einer bewußten Rückkehr zur Dialektik dargelegt werden. Das letztere war um so notwendiger, als die Entwicklung der Naturwissenschaft selbst zum Zusammenbruch der metaphysischen Auffassung der Natur und unbewußten Anwendung der Dialektik geführt hatte.

Die kritische Darlegung der Wissenschaften vom Standpunkt der Dialektik wird ihrerseits durch eine Klassifikation der Wissenschaften eingeleitet, die sich in der Hauptsache mit der von Engels im „Anti-Dühring" aufgestellten deckt und in dieser Hinsicht der Hegelschen „Naturphilosophie" anschließt.

So gibt das Engelssche Buch, obwohl es aus einzelnen, zerstreuten Teilen und Fragmenten besteht, im ganzen doch eine umfassende

Vorstellung vom ganzen „System" des Marxismus, wie es den Begründern desselben vorgeschwebt hatte:

1. Die materialistische Dialektik als Wissenschaft der gesetzmäßigen Zusammenhänge bildet die allgemeine Methodologie, die abstrakte Wissenschaft von den allgemeinen Bewegungsgesetzen.
2. Die Dialektik der Natur (deren Stufen sind: Mechanik, Physik, Chemie und Biologie).
3. Die materialistische Dialektik in ihrer Anwendung auf die Gesellschaft als historischer Materialismus.

II

Selbst von Marxisten werden oft Einwände gegen die Notwendigkeit eines theoretischen Ausbaues der Dialektik erhoben. Diesen Genossen schließt sich noch jene weitere Spezies Marxisten an, die der Philosophie gegenüber eine scharf ablehnende Haltung einnimmt und ihr die empirischen Wissenschaften entgegenstellt. Das Eigentümlichste an dieser Sache ist nun, daß alle diese Reformatoren und Kritiker sich gewöhnlich ausgerechnet auf Engels berufen, der in diesen Fragen just den entgegengesetzten Standpunkt vertrat. Hoffen wir, daß Engels' „Naturdialektik", die alle gerade in den letzten Jahren umstrittenen Probleme außerordentlich klar behandelt und beantwortet, gewisse, die „Scholastiker" bekämpfende Heißsporne etwas nüchterner stimmt. Auf jeden Fall sind unsere Gegner vom Lager der „Positivisten" und mechanistischen Materialisten nunmehr der Möglichkeit beraubt, sich zur Rechtfertigung der von ihnen — und sei es auch unbewußt — gepredigten Verfälschung der folgerichtigen und tiefen marxistischen Lehre auf Engels zu berufen.

Welche Stellung nahm nun Engels der so viel verhaßten Philosophie gegenüber ein? Nun, wir konstatieren, daß Engels das Grundübel der Naturwissenschaft seiner Zeit darin sah, daß letztere mit der Philosophie gebrochen habe Man höre:

> „Die Resultate der modernen Naturwissenschaft drängen sich eben einem jeden, der sich mit theoretischen Dingen beschäftigt, mit derselben Unwiderstehlichkeit auf, mit der die heutigen Naturforscher, wollen sie es oder nicht, zu theoretisch-allgemeinen Folgerungen sich getrieben sehen. Und hier tritt eine gewisse Kompensation ein. Sind die Theoretiker Halbwisser auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, so sind es die heutigen Naturforscher tatsächlich ebenso sehr auf dem Gebiete der Theorie, auf dem Gebiet dessen, was bisher als Philosophie bezeichnet wurde.
>
> Die empirische Naturforschung hat eine so ungeheure Masse von positivem Erkenntnisstoff angehäuft, daß die Notwendigkeit, ihn auf jedem einzelnen Untersuchungsgebiet systematisch und nach seinem inneren Zusammenhang zu ordnen, schlechthin unabweisbar geworden ist Ebenso unabweisbar wird es, die einzelnen Erkenntnisgebiete unter sich in den richtigen Zusammenhang zu bringen. Damit aber begibt sich die Natur-

wissenschaft auf das theoretische Gebiet, und hier versagen die Methoden der Empirie, hier kann nur das theoretische Denken helfen. Das theoretische Denken aber ist nur der Anlage nach eine angeborene Eigenschaft. Diese Anlage muß entwickelt, ausgebildet werden, und für diese Ausbildung gibt es bis jetzt kein anderes Mittel als das Studium der bisherigen Philosophie."*

Hier haben wir also folgende Postulate: Die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, kann des theoretischen Denkens nicht entbehren, das theoretische Denken aber ist just das, was bisher als Philosophie bezeichnet wurde; der einzige Weg zur Vertiefung, Entwicklung und Vervollkommnung des theoretischen Denkens bleibt das Studium der Geschichte der Philosophie, d. h. der Entwicklungsgeschichte dieses theoretischen Denkens. Der Schluß, den Engels daraus zieht, ist die Forderung eines engen „Bündnisses" zwischen Philosophie und Naturwissenschaft.

Das theoretische Denken formuliert bzw. entdeckt den allgemeinen Zusammenhang der Erscheinungen. Es läßt uns diesen Zusammenhang begreifen. Da aber alles Geschehen dem geschichtlichen Entwicklungsprozeß unterworfen ist, erscheint auch das theoretische Denken als ein Produkt des Werdens, als etwas geschichtlich Gewordenes, das zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Form und damit auch einen verschiedenen Inhalt annimmt. Die Wissenschaft vom Denken ist die Wissenschaft von der geschichtlichen Entwicklung menschlichen Denkens. Wären die Naturwissenschaftler mit der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens vertraut, so wären sie sich darüber klar, daß für die moderne Naturwissenschaft just die Dialektik die richtigste Form des Denkens ist; und sich bewußt, daß

„sie allein das Analogon und damit die Erklärungsmethode bietet für die in der Natur vorkommenden Entwicklungsprozesse, für die Zusammenhänge im ganzen und großen, für die Übergänge von einem Untersuchungsgebiet zum anderen."**

Sie hätten, mit anderen Worten, die ganze Überlegenheit des dialektischen Denkens und der dialektischen Methode über die Metaphysik, an der sie noch immer festhalten, eingesehen. Die Dialektik als höchste Form des Denkens und Methode der Erfassung natürlicher und geschichtlicher Vorgänge ist ihrerseits selbst wieder das Ergebnis einer Entwicklung des theoretischen Denkens. Diese Entwicklung findet aber ihren mehr oder weniger vollständigen Ausdruck in der Geschichte der Philosophie. Durch das Studium der Geschichte des Denkens lernen wir erkennen, daß es auch auf diesem Gebiete keine ewigen, unwandelbaren Wahrheiten gibt, daß wir es auch hier mit einem „Wechsel der Formen" zu tun haben. Dieser „Wechsel der Formen" besitzt aber für die Einzelwissenschaft eine ungeheure, oft entscheidende Bedeutung. Überdies

„ist die Bekanntschaft mit dem geschichtlichen Entwicklungsgang des menschlichen Denkens, mit den zu verschiedenen Zeiten hervorgetretenen Auffassungen der allgemeinen Zu-

* Engels „Naturdialektik", S. 124.
** Ibidem, S. 126.

sammenhänge der äußeren Welt auch darum für die theoretische Naturwissenschaft ein Bedürfnis, weil sie einen Maßstab abgibt für die von dieser selbst aufzustellenden Theorien. Der Mangel an Bekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie tritt hier aber oft und grell genug hervor. Sätze, die in der Philosophie seit Jahrhunderten aufgestellt, die oft genug längst philosophisch abgetan sind, treten oft genug bei theoretisierenden Naturforschern als funkelneue Weisheit auf und werden sogar eine Zeitlang Mode."*

In ihrer überwiegenden Mehrheit vermögen es die Naturforscher nicht, auf die alten metaphysischen Kategorien, auf die metaphysische Methode zu verzichten und eine höhere Erkenntnisstufe zu erklimmen, sich auf den Standpunkt der Dialektik in der Natur zu stellen. Die empirische Naturwissenschaft repräsentiert eine ungeheure Anhäufung von Tatsachen, die eine „rationelle Erklärung" und Systematisierung verlangen. Die moderne Naturwissenschaft erbringt gerade durch ihren eigenen Entwicklungsgang den anschaulichsten Beweis dafür, daß auch die Natur von der Dialektik beherrscht wird. Die Naturforscher dagegen lehnen die Dialektik bewußt ab und fahren fort, mit metaphysischen Kategorien zu operieren. Gleichzeitig aber sind sie genötigt, unbewußt doch den dialektischen Standpunkt einzunehmen Diese innere Zwiespältigkeit der Naturwissenschaft hemmt deren weitere Entwicklung. Dazu bemerkt Engels:

„Die des Mystizismus entkleidete Dialektik wird eine absolute Notwendigkeit für die Naturwissenschaft, die das Gebiet verlassen hat, wo die festen Kategorien, gleichsam die niedere Mathematik der Logik, ihr Hausgebrauch, ausreichten. Die Philosophie rächt sich posthum an der Naturwissenschaft dafür, daß diese sie verlassen hat, und doch hätten die Naturforscher schon an den naturwissenschaftlichen Erfolgen der Philosophie sehen können, daß in all dieser Philosophie etwas steckt, das auch auf ihrem eigenen Gebiete ihnen überlegen war."**

„Die Philosophie stellt das höchste Ergebnis menschlichen Denkens einer gegebenen Entwicklungsstufe der Gesellschaft und Wissenschaft dar. Sie entwickelt jene Begriffe oder Kategorien, ohne die menschliches Wissen überhaupt undenkbar ist. Doch stellen diese Kategorien selbst wieder ein geschichtliches Produkt der Entwicklung des gesamten menschlichen Wissens und Handelns dar. Auf dem Boden veralteter und längst überwundener Methoden und philosophischer Systeme ist daher ein Fortschritt der Wissenschaft unmöglich. Jeder gegebenen Entwicklungsstufe menschlichen Wissens und menschlicher Praxis entspricht eine bestimmte „Philosophie", eine bestimmte Methodologie. Indem die Naturforscher (dasselbe gilt natürlich auch für die Humanisten) auf dem Boden der alten metaphysischen Begriffe verharren, beweisen sie damit ihre Rückständigkeit auf dem Gebiete des allgemeinen theoretischen Denkens, ohne welches es

* Ibidem, S. 126.
** Ibidem, S. 7.

keine Wissenschaft geben kann. Solche Naturforscher werden die Entwicklung der Naturwissenschaft hemmen. Die Naturforscher sehen zumeist auf die Philosophie mit Geringschätzung herab, da sie der Meinung sind, sie kämen auch ohne sie aus. Das hat natürlich seine Gründe. Oft sind es die „Philosophen" selbst, die dazu den Anstoß geben, indem sie sich in luftigen Spekulationen ergehen, Scholastik treiben, metaphysische und idealistische Systeme konstruieren. Allein, das berechtigt doch noch keineswegs zu einer Verdammung der Philosophie in Bausch und Bogen. Wer wollte denn der Biologie bloß aus dem Grunde den Rücken kehren, weil es Biologen vitalistischer Richtung gibt? „In der Naturwissenschaft selbst", betont Engels mit Recht, „begegnen uns oft genug Theorien, in denen das wirkliche Verhältnis auf den Kopf gestellt, das Spiegelbild für die Urform genommen ist."*

Die Philosophie selbst stützt sich ja ebenfalls gewöhnlich auf die Ergebnisse der Einzelwissenschaften. Ihr idealistischer und metaphysischer Charakter wird daher auch in hohem Maße durch die Ergebnisse wie die allgemeine Richtung der Naturwissenschaft bestimmt. Andererseits aber drückt wiederum die Philosophie der Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft ihren Stempel auf. Wir haben es hier mit einer Wechselwirkung zu tun. Die geringe Entwicklungshöhe bzw. Rückständigkeit der Naturwissenschaft bildet oft die Ursache der Vorherrschaft idealistischer und metaphysischer Richtungen in der Philosophie. Eines steht indessen fest: Gegenstand der Philosophie ist das „theoretische Denken", das die Naturwissenschaft nicht ungestraft wird ignorieren dürfen.

„Die Naturforscher", sagt Engels, „glauben sich von der Philosophie zu befreien, indem sie sie ignorieren oder auf sie schimpfen. Da sie aber ohne Denken nicht vorankommen und zum Denken Denkbestimmungen nötig haben, diese Kategorien aber unbesehen aus dem von den Resten längst vergangener Philosophien beherrschten gemeinen Bewußtsein der sogenannten Gebildeten oder aus dem bißchen auf der Universität zwangsmäßig gehörter Philosophie (was nicht nur fragmentarisch, sondern auch ein Wirrwarr der Ansichten von Leuten der verschiedensten und meist schlechtesten Schulen ist) oder aus unkritischer und unsystematischer Lektüre philosophischer Schriften aller Art nehmen, so stehen sie nicht minder in der Knechtschaft der Philosophie, meist aber leider der schlechtesten, und die, die am meisten auf die Philosophie schimpfen, sind Sklaven gerade der schlechtesten, vulgarisierten Reste der schlechtesten Philosophie."**

Die theoretische Naturwissenschaft vermag das „theoretische Denken", die Philosophie, sofern sie an dem Bestreben festhält, die Anschauungen über die Natur zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufassen, nicht zu entbehren. Da wir es oft mit nicht ganz feststehenden Größen, wie Engels sagt, zu tun haben und unser

* Engels „Naturdialektik", S. 132.
** Ibidem, S. 36.

Wissen stets Lücken aufweist, werden diese von der Philosophie und Logik durch konsequentes Denken ausgefüllt. Die Philosophie hat eine ganze Reihe theoretischer Postulate aufgestellt, die „folgerichtiges Denken" erheischte. Sie gehören nunmehr zu den unerschütterlichen Grundlagen der Naturwissenschaft. Es genügt, auf das Prinzip der Erhaltung der Bewegung, der Materie und ähnliches hinzuweisen.

Vermag aber die Naturwissenschaft ohne Philosophie nicht auszukommen, so muß sie die veralteten Denkmethoden aufgeben und mit der dialektischen Philosophie, als der entwickeltsten und fortgeschrittensten, ein Bündnis schließen.

> „Das Jahr 1848," sagt Engels, „das in Deutschland sonst mit nichts fertig wurde, hat dort nur auf dem Gebiet der Philosophie eine totale Umkehr zustande gebracht. Indem die Nation sich auf das Praktische warf, hier die Anfänge der großen Industrie und des Schwindels gründete, dort den gewaltigen Aufschwung, den die Naturwissenschaft in Deutschland seitdem genommen, eingeleitet durch die Reiseprediger Vogt, Büchner usw., sagte sie der im Sande der Berliner Althegelei verlaufenen klassischen Philsosophie entschieden ab. Die Berliner Althegelei hatte das redlich verdient. Aber eine Nation, die auf der Höhe der Wissenschaft stehen will, kann nun einmal ohne theoretisches Denken nicht auskommen. Mit der Hegelei warf man auch die Dialektik über Bord, gerade in dem Augenblick, als der dialektische Charakter der Naturvorgänge sich unwiderstehlich aufzwang, als also nur die Dialektik der Naturwissenschaft über den theoretischen Berg helfen konnte, und verfiel damit wieder hilflos der alten Metaphysik."*

Engels war der Auffassung, daß sich die Naturwissenschaft seiner Zeit mitten in einer ernsten Krise befunden habe, die, ergänzen wir unsererseits, auch heute noch nicht überwunden ist. Die theoretische Naturwissenschaft vermag sich zum Verständnis des Ganzen nicht emporzuschwingen und den allgemeinen Zusammenhang der Erscheinungen nicht zu erfassen, weil sie noch auf dem Boden metaphysischer Denkweise verharrt, obwohl die Philosophie seit Hegel und dessen Dialektik letztere längst zum alten Eisen geworfen hat. Folglich erfordert eine organische Fortentwicklung der Naturwissenschaft und die Überwindung der in ihr herrschenden Verwirrung, daß die Naturforscher sich die neüe, höchste Methode, die Dialektik, aneignen. Dies Engels' Grundgedanke. Die Aufgabe, die sich Engels in der uns vorliegenden Arbeit gestellt hatte, bestand gerade darin, der Naturwissenschaft bei der Durchführung dieser Umwälzung, bei diesem Einschwenken in eine neue Bahn behilflich zu sein. Zu diesem Zwecke unterzieht er sich der gewaltigen Arbeit einer kritischen „Umarbeitung" und Sichtung der Ergebnisse der theoretischen Naturwissenschaft vom Standpunkte der materialistischen Dialektik. Kraft ihrer eigenen Entwicklung, kraft aber auch der neuen, mit metaphysischer Denkweise unvereinbaren, Entdeckungen wird die

* Ibidem, S. 126.

Naturwissenschaft mit elementarer Gewalt in die Richtung der Dialektik gedrängt. Dieser mit zahlreichen überflüssigen Friktionen verbundene naturwüchsige Prozeß kann indessen eine wesentliche Abkürzung erfahren, wenn die Naturforscher ein bewußtes Bündnis mit der dialektischen Philosophie „in ihren geschichtlich vorliegenden Gestalten" eingehen. Von diesen „Gestalten", die sich für die Naturwissenschaft als besonders fruchtbringend erweisen können, hebt Engels die griechische Philosophie, insbesondere aber die Philosophie Hegels, des Schöpfers des „umfassenden Kompendiums der Dialektik" hervor.*

„Man kann zu ihr (zur dialektischen Naturerkenntnis. A. D.) gelangen, indem man von den sich häufenden Tatsachen der Naturwissenschaft dazu gezwungen wird; man gelangt leichter dahin, wenn man dem dialektischen Charakter dieser Tatsachen das Bewußtsein dieser Gesetze des dialektischen Denkens entgegenbringt. Jedenfalls ist die Naturwissenschaft jetzt so weit, daß sie der dialektischen Zusammenfassung nicht mehr entrinnt. Sie wird sich diesen Prozeß aber erleichtern, wenn sie nicht vergißt, daß die Resultate, worin sich ihre Erfahrungen zusammenfassen, Begriffe sind; daß aber die Kunst, mit Begriffen zu operieren, nicht eingeboren und auch nicht mit dem gewöhnlichen Alltagsbewußtsein gegeben ist, sondern wirkliches Denken erfordert, welches Denken ebenfalls eine lange erfahrungsmäßige Geschichte hat, nicht mehr und nicht minder als die erfahrungsmäßige Naturforschung. Eben dadurch, daß sie sich die Resultate der dritthalbtausendjährigen Entwicklung der Philosophie aneignen lernt, wird sie einerseits jede aparte, außer und über ihr stehende Naturphilosophie los, andererseits aber auch ihre eigene, aus dem englischen Empirismus überkommene, bornierte Denkmethode."**

III

Sowohl in seiner „Naturdialektik" als auch in verschiedenen anderen Arbeiten äußert sich Engels über Hegels „Naturphilosophie" ungeachtet der in ihr enthaltenen phantastischen und rein spekulativen Elemente im Wesentlichen positiv. Engels ist der Auffassung, daß Hegel durch die „Zusammenfassung und rationelle Gruppierung der Naturwissenschaft" eine gewaltige Tat vollbracht hat. Dagegen verhält sich Engels äußerst ablehnend gegenüber dem seichten und kriechenden Empirismus, sowohl der Naturwissenschaft als auch anderer Wissenszweige. So lesen wir im Kapitel „Die Naturforschung in der Geisterwelt":

„Es zeigt sich hier handgreiflich, welches der sicherste Weg von der Naturwissenschaft zum Mystizismus ist. Nicht die überwuchernde Theorie der Naturphilosophie, sondern die allerplatteste, alle Theorie verachtende, gegen alles Denken mißtrauische Empirie. Es ist nicht die aprioristische Notwendigkeit,

* Vgl. hierzu op. cit., S. 128 und 129.

** Engels, „Anti-Dühring", Schluß des Vorwortes zur 2. Auflage.

die die Existenz der Geister beweist, sondern die erfahrungsmäßige Beobachtung der Herren Wallace, Crookes u. Co. . . .

Man verachtet in der Tat die Dialektik nicht ungestraft. Man mag noch soviel Geringschätzung haben für alles theoretische Denken, so kann man doch nicht zwei Naturtatsachen in Zusammenhang bringen oder ihren bestehenden Zusammenhang einsehen, ohne theoretisches Denken. Es fragt sich dabei nur, ob man dabei richtig denkt oder nicht, und die Geringschätzung der Theorie ist selbstredend der sicherste Weg, naturalistisch und damit falsch zu denken. Falsches Denken, bis zur vollen Konsequenz durchgeführt, kommt aber nach einem altbekannten dialektischen Gesetz regelmäßig an beim Gegenteil seines Ausgangspunktes. Und so straft sich die empirische Verachtung der Dialektik dadurch, daß sie einzelne der nüchternsten Empiriker in den ödesten aller Aberglauben, in den modernen Spiritismus, führt."*

Wie recht Engels in bezug auf den Spiritismus hatte, beweist der kürzlich in Paris abgehaltene Weltkongreß der Spiritisten. Sieben Tage hindurch erörterte eine Versammlung zahlreicher „Gelehrter", Ärzte und Naturforscher aus ca. 30 Ländern allen Ernstes die Frage einer wissenschaftlichen, experimentellen Begründung des Spiritismus, spiritistischer Medizin und dergl. mehr. Als für die Gegenwart besonders charakteristisches Zeichen sei erwähnt, daß es dank einer besonderen, von dem Hannoveraner Dr. Bruhns erfundenen Methode nun möglich sein soll, jede revolutionäre Bewegung oder Massenaktion augenblicklich zu ersticken. Es genüge nämlich die „wohltätigen Mächte" oder Geister anzurufen, die stets bereit seien, der Konterrevolution zu Hilfe zu eilen. Wie üblich, hat der Kongreß eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, deren Grundgedanke folgender ist: Der Spiritismus beruht auf bestimmten wissenschaftlichen Tatsachen. Er repräsentiert vor allem eine wissenschaftliche empirische Lehre, deren Postulate durch Erfahrung und Experiment bewiesen werden. Worin bestehen nun diese Postulate? Der Kongreß konstatiert — und zwar durch Abstimmung — 1. die Existenz eines höheren Wesens, 2. die Existenz einer überirdischen Welt, des Jenseits. Alles das, wie auch der unmittelbare Verkehr mit den Geistern, wird angeblich durch die Erfahrung bestätigt. Der Kongreß demonstrierte sogar photographische Aufnahmen von allerhand Geistern, so daß sich jedermann gewissermaßen durch persönliche Wahrnehmung von ihrer Existenz überzeugen konnte. Dennoch fühlte sich der Kongreß veranlaßt, zu konstatieren, der Spiritismus sei „wissenschaftlich" noch nicht ausreichend fundiert und befände sich noch in einer „vorwissenschaftlichen" Phase, da der Verkehr mit dem Jenseits sich zur Zeit noch unter Assistenz von Medien vollziehe. Der Spiritismus wird, meinen die Herrschaften, erst dann ein „wissenschaftlich" einwandfreies Fundament erhalten, wenn technische Mittel, d. h. spezielle Apparate, zur Herstellung einer unmittelbaren Verbindung mit der jenseitigen Welt, dem Geister-

* Engels, „Naturdialektik", S. 118ff.

reich, erfunden sein werden. In einem besonderen, feierlichen Aufruf an die Techniker und Erfinder der ganzen Welt fordert der Kongreß sie auf, ihr Genie in den Dienst des Spiritismus zu stellen.

Über 40 Jahre sind verflossen, seit Engels den Spiritismus als den „ödesten aller Aberglauben", der indessen just unter jenen Leuten, die sich mit ihrem Empirismus brüsten, am meisten verbreitet ist, bezeichnet hatte. Nun in dieser Hinsicht ist nach 40 Jahren alles noch beim alten geblieben. Die Spiritisten berufen sich auf die Erfahrung und treten im Namen der „Wissenschaft" als Experimentatoren auf, ja verlangen selbst die Errichtung spezieller Lehrstühle für Spiritismus an den Universitäten, sowie die Aufnahme der okkulten „Wissenschaften" in den Lehrplan sämtlicher Schulen.

Selbstverständlich kennt Engels weder gegenüber dem Experiment noch gegenüber der Empirie schlechthin irgendwelche Geringschätzung. Engels betonte lediglich, daß der „platte Empirismus", der auf die Theorie mit Geringschätzung herabsieht und dem Denken mißtraut, oft ins direkte Gegenteil, in Mystizismus umschlägt, daß also die Empirie an und für sich noch keinerlei Sicherheit gegen ein Hinabgleiten zum Mystizismus gewährt, sondern erst in Verbindung mit theoretischem Denken, mit der Dialektik, die Möglichkeit zur Erfassung der wirklichen, objektiven Zusammenhänge der Erscheinungen bietet.

Engels lehnt also den platten Empirismus ab, der bloß Tatsachen kennt, dagegen unfähig ist, zum Verständnis des inneren Zusammenhanges der Erscheinungen, zu ihrer theoretischen Bewältigung vorzudringen. Ebenso entschieden verwirft er aber gleichzeitig auch jenes reine theoretische Denken, das nicht von objektiven Tatsachen ausgeht.

Die „Naturphilosophie" Hegels hat kraft ihrer „Zusammenfassung und rationellen Gruppierung der Naturwissenschaft" auf Engels einen erheblichen Einfluß ausgeübt. Engels' „naturphilosophische" Gedankengänge folgen in mehrfacher Hinsicht den Entwicklungen Hegels, und zwar sowohl in bezug auf die Klassifikation der Naturwissenschaften und theoretische Durchdringung ihrer einzelnen Zweige a's auch deren dialektische allgemeine Synthese.

Die Hegelsche „Naturphilosophie" enthält, wie gesagt, zahlreiche phantastische und spekulative Elemente. Dessenungeachtet repräsentiert sie alles in allem einen wahrhaft großzügigen Versuch der „Zusammenfassung und rationellen Gruppierung" der gesamten Naturwissenschaft. Da nun Hegel einer der größten Dialektiker war, so mußte offenbar schon das bloße Bestreben, die dialektische Methode auf die Naturwissenschaft anzuwenden, äußerst wertvolle Ergebnisse zeitigen. Die Naturforscher haben sich nie bemüht, in die Gedankenwelt der Hegelschen „Naturphilosophie" einzudringen oder sich wenigstens mit Hegels Methode vertraut zu machen. Erst in allerletzter Zeit fand ein deutscher Chemiker an der Hegelschen „Philosophie der Chemie" Interesse, wobei er feststellen mußte, daß Hegel „gar nicht so dumm" gewesen sei und selbst moderne Chemiker bei ihm noch mancherlei lernen könnten. Nun Engels behauptete stets dasselbe.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die in Hegels „Einführung in die Naturphilosophie" entwickelten Gedankengänge. Wir gehen hier nicht näher auf Dinge ein, die allbekannt sind, nämlich auf Hegels Gedanken, daß die Naturphilosophie lediglich angewandte Logik und die Natur selbst nichts anderes als ein Anderssein des Geistes sei oder, daß der ganzen Wirklichkeit, somit auch der Natur, die Entwicklung des Begriffs zugrunde liege. In der Natur gäbe es nur bestimmte Stufen, die gewissermaßen nur eine Entwicklung des Begriffes widerspiegeln und dergleichen mehr. Sehen wir von diesem kraß-idealistischen Standpunkt ab, so finden wir in der Hegelschen „Naturphilosophie" noch genügend wertvolle Gedanken.

Hegel weist vor allem darauf hin, daß die Wissenschaft ihren höchsten Ausdruck finde in der Methode. Die Naturphilosophie ist ihm „rationelle Wissenschaft".

> „Zu allererst", sagt er, „ist über diesen Unterschied von Physik (Hegel gebraucht den Ausdruck „Physik" im Sinne der Naturwissenschaft überhaupt. A. D.) und Naturphilosophie ... zu bemerken, daß beide nicht so weit auseinanderliegen, als man es zunächst nimmt. Die Physik und Naturgeschichte heißen zunächst empirische Wissenschaften und geben sich dafür, ganz der Wahrnehmung und Erfahrung anzugehören und auf diese Weise der Naturphilosophie, der Naturerkenntnis aus dem Gedanken, entgegengesetzt zu sein. In der Tat ist aber das erste, was gegen die empirische Physik zu zeigen ist, daß in ihr viel mehr Gedanke ist, als sie zugibt und weiß, daß sie besser ist, als sie meint, oder, wenn etwa gar das Denken in der Physik für etwas Schlimmes gelten sollte, daß sie schlimmer ist, als sie meint. Physik und Naturphilosophie unterscheiden sich aber nicht wie Wahrnehmen und Denken voneinander, sondern nur durch die Art und Weise des Denkens; sie sind beide denkende Erkenntnis der Natur."*

In diesem Fragment, das darauf abzielt, den Unterschied zwischen den empirischen Naturwissenschaften und der Philosophie klarzustellen, treten die starken und schwachen Seiten Hegels unmittelbar zutage. Sofern die Naturwissenschaft sich ausschließlich auf Wahrnehmung, Beobachtung und Experiment stützt, kann sie ihn natürlich nicht befriedigen.

> „Wenn die Physik (d. h. Naturwissenschaft. A. D.)", fährt er fort, „indessen nur auf Wahrnehmungen beruhte und die Wahrnehmungen nichts wären als das Zeugnis der Sinne, so bestände das physikalische Tun nur im Sehen Hören, Riechen usw. und die Tiere wären auf diese Weise Physiker."**

Der Mensch unterscheidet sich vom Tier dadurch, daß ihm all das, was ihm Gesichtswahrnehmung, Gehor oder Tastgefühl übermittelt, zum Gegenstand des Denkens wird Nicht nur die Philosophie, sondern auch eine Einzelwissenschaft kann sich unmöglich mit bloßer Anschauung begnügen, sondern erfordert eine Er-

* Hegels Werke, Bd. VII, Abt. 1. „Vorlesungen über Naturphilosophie". Berlin 1847, S. 6.

** Ibidem, S. 12.

fassung des Wahrgenommenen durch das Denken. Somit ist Hegel durchaus im Recht, wenn er darauf hinweist, daß die Naturwissenschaft, sofern sie als Wissenschaft auftreten will, das Denken nicht vernachlässigen darf. Andererseits vermag auch das Denken, d. h. die Philosophie, sich nicht von der Naturwissenschaft zu lösen. Daher fordert Hegel folgerichtig, daß die Philosophie sich nicht allein darauf beschränkt, mit der Naturwissenschaft ein Einvernehmen herzustellen, sondern die Naturwissenschaft als eine notwendige Bedingung der Entstehung und Weiterentwicklung der Philosophie als Wissenschaft betrachtet. Auch das ist richtig und stimmt mit der Auffassung Engels' überein, der eine denkende Einstellung der Natur gegenüber verlangt. Weiter beginnen nun aber die Differenzen in den Standpunkten beider Denker in Erscheinung zu treten, die aus einer Divergenz der allgemein philosophischen Anschauungen resultieren. Für Hegel bedeutet Naturphilosophie rationale Naturwissenschaft. Die empirische Naturwissenschaft sei zwar eine notwendige Vorbedingung der Entstehung der Philosophie, doch, einmal entstanden, vollziehe sich die weitere Entwicklung bereits auf der Grundlage einer Entwicklung der Begriffe. Somit habe die Naturphilosophie die empirische Naturwissenschaft zur Voraussetzung, während sie im weiteren Verlauf zu einer rationalen Naturwissenschaft, einer Erforschung der Natur mittels des Denkens werde. Zu ihrer Domäne würden nun die Begriffe, mit denen die Wirklichkeit übereinzustimmen hätte. Die Notwendigkeit der Begriffe offenbare sich von selbst, kraft der immanenten Entwicklung der letzteren. Die Naturphilosophie beweise in ihrer Entwicklung die Notwendigkeit der Existenz der verschiedenen natürlichen Formen, ohne hierzu der Erfahrung zu bedürfen. Wir beträten nunmehr das Reich der Begriffe, innerhalb dessen wir lediglich deren innere Entwicklung zu verfolgen hätten. So wird eine Naturphilosophie konstruiert, die, nach einem treffenden Ausdruck Engels', außerhalb und über der Natur steht. Ginge jedoch die Hegelsche „Naturphilosophie" in derlei idealistischen und spekulativen Gedankengängen über die selbständige Rolle einer über der empirischen Naturwissenschaft thronenden rationalen Naturwissenschaft auf, so unterschiede sie sich durch nichts von den üblichen naturphilosophischen Konstruktionen. Dennoch verteidigt Engels in unzweideutiger Form und mit gutem Grunde die Überlegenheit Hegels über die Empiriker, ja selbst die Materialisten, gerade auf dem Gebiete der „Zusammenfassung und rationellen Gruppierung der Naturwissenschaft". Das Hegel Eigentümliche besteht darin, daß Hegel trotz seines Idealismus, ja sogar im Gegensatz zu ihm, in fast jeder Frage, neben spekulativen und phantastischen Konstruktionen, auch rein materialistische Ansichten entwickelt und dies vor allem dank der Dialektik.

> „Wenn es dem Bewußtsein nicht so sauer gemacht würde", sagt Hegel, „die Wahrheit zu erkennen, sondern man sich auf den Dreifuß setzen und Orakel zu sprechen brauchte, so wäre freilich die Arbeit des Denkens erspart."*

* Hegel, op. cit., S. 15.

Die alte Naturphilosophie ging von der Vorstellung aus, daß es Genies gäbe, die, im Schlafe von Gott erleuchtet, wahrer Erkenntnis teilhaftig würden.

„Die Einheit der Intelligenz und der Anschauung, des Insichseins des Geistes und seines Verhaltens zur Äußerlichkeit, muß aber nicht Anfang, sondern Ziel, nicht eine unmittelbare, sondern eine hervorgebrachte Wahrheit sein."*

Die unmittelbare Einheit von Denken und Gegenstand geht ursprünglich auf das Gefühl, nicht aber auf das bewußte Denken zurück. Wissenschaft ist die vermittelte Einheit von Sein und Denken. Der Mensch muß im Wege der Arbeit und Aktivität des Gedankens über die Gegensätzlichkeit der Natur den Triumph davontragen. Daher ist die unmittelbare Einheit stets eine abstrakte Einheit, nicht aber eine konkrete Wahrheit. Wissen ist Entwicklung der Wahrheit. Es darf sich nicht der Welt entfremden und mit leeren Abstraktionen zufrieden geben. Die Wissenschaft muß sich den Inhalt der Natur zu eigen machen und ihn sich unterwerfen.

Andererseits wird aber die einseitige Annahme des theoretischen Bewußtseins, die Naturgegenstände stünden uns als etwas Fremdes, Starres gegenüber, faktisch durch unser praktisches Verhältnis zur Welt widerlegt, heißt es bei Hegel, ganz im Geiste des marxistischen Materialismus. Hegel stürzt sich mit ganzer Wucht auf die gegenwärtig so großen Spektakel machende kantianische Metaphysik, die behauptet, die Gegenstände seien unserer Erkenntnis unzugänglich, da wir angeblich nicht in sie dringen könnten. Darauf lasse sich, meint Hegel, nur erwidern, daß die Tiere klüger als solche Metaphysiker seien, denn sie packten die Gegenstände und fräßen sie. Das philosophische Denken vereinige in sich das praktische Verhältnis zur Natur mit dem theoretischen.

Im § 245 seiner „Naturphilosophie" gibt Hegel eine vortreffliche, wenn auch vom marxistischen Standpunkte ungenügende, Darstellung des Charakters der praktischen Beziehung des Menschen zur Natur. Da heißt es:

„Das praktische Verhalten zur Natur ist durch die Begierde bestimmt. Das Bedürfnis geht darauf hinaus, die Natur zu unserem Nutzen zu verwenden, sie abzureiben, aufzureiben, kurz — sie zu vernichten. Das praktische Verhalten hat es nur mit einzelnen Produkten der Natur oder mit einzelnen Seiten dieser Produkte zu tun. Die Not und der Witz des Menschen hat unendlich mannigfache Weisen der Verwendung und Bemeisterung erfunden. ... Kälte, wilde Tiere, Wasser, Feuer — er weiß Mittel gegen sie, und zwar nimmt er diese Mittel aus ihr, gebraucht sie gegen sie selbst. Und die List seiner Vernunft gewährt, daß er gegen die natürlichen Mächte andere natürliche Dinge vorschiebt, diese jenen zum Aufreiben gibt und sich dahinter bewahrt und erhält".

All das ist durchaus richtig. Nur können wir der bei Hegel daran geknüpften Schlußfolgerung nicht beipflichten, wonach „wir die

* Ibidem, S. 15.

Natur selbst, ihr Allgemeines nicht bemeistern und in unseren Dienst stellen können". Was ist „das Allgemeine" der Natur und was heißt „die Natur bemeistern"? Diese Formulierung erweckt den Anschein, als unterwürfen wir uns nur Einzeldinge der Natur oder deren einzelne Eigenschaften. Allein die Herrschaft des Menschen über die Dinge der Natur setzt die Beherrschung der Naturkräfte und Naturgesetze voraus. Gewiß ist diese Herrschaft insofern eine beschränkte, als der Mensch sich die Natur nur dadurch unterwirft, daß er sich selbst ihr unterordnet. Wohl „vernichtet" er Einzeldinge der Natur, die Gesetze der Natur aber vermag er nicht aufzuheben noch deren Kräfte zu vernichten. Überdies bemächtigen sich ja auch die Tiere der Dinge und „vernichten" sie, indem sie sie verzehren. Die Überlegenheit des Menschen über das Tier findet dagegen, wie Hegel selbst zugibt, ihren Ausdruck in der Tatsache, daß der Mensch durch Ausspielen der Kräfte gegeneinander die Wirkung eines Teiles der Kräfte „vernichtet". Das Maß der Herrschaft des Menschen über die Natur hängt von der Entwicklungshöhe des vergesellschafteten Menschen ab und umgekehrt. Anfangs beschränkte sich diese Herrschaft über die Natur auf die Dinge und deren Einzeleigenschaften. Allein mit zunehmender Entwicklung der Produktivkräfte bemächtigt sich der Mensch der Natur in demselben Maße, in dem er sich ihr „Allgemeines "unterwirft. So ward das Problem der praktischen Beziehung des Menschen zur Natur seitens des Marxismus, vor allem aber seitens Marx und Engels selbst, richtiger gelöst. Unsere gesamte Technik bestätigt diese Lösung aufs schlagendste.

Die zweite prinzipielle Frage, die mit der praktischen Beziehung des Menschen zur Natur zusammenhängt und von Hegel in dessen „Naturphilosophie" aufgeworfen wird, ist das Problem der Teleologie. Unser praktisches Verhältnis zur Natur macht die Natur unseren Zwecken dienstbar. Daher sieht die sogenannte teleologische Naturauffassung in der Natur ein von Gott zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse geschaffenes Mittel. Die Anhänger der Teleologie wiesen stets mit besonderer Vorliebe auf die Zwecke hin, die die Natur angeblich erstrebe, da ihnen das willkommene Gelegenheit bot, die göttliche Weisheit zu preisen. Die Hinfälligkeit dieser Zwecke war indessen nur geeignet, die göttliche Weisheit gewissermaßen zu diskreditieren. Schon Goethe und Schiller, meint Hegel, hätten in den „Xenien" diese Auffassung verhöhnt. Sie hätten gezeigt, daß es sinnlos sei, die Weisheit Gottes dadurch zu preisen, daß Gott den Korkbaum der Flaschenstöpsel wegen, die Kräuter der verdorbenen Magen wegen und den Zinnober der Schminke wegen habe wachsen lassen. „Der Zweckbegriff", sagt Hegel, „als den natürlichen Dingen innerlich, ist die einfache Bestimmtheit derselben, so z. B. der Keim einer Pflanze, der der realen Möglichkeit nach alles in sich enthält, was am Baum herauskommen soll."* Soviel zur Frage der teleologischen Naturauffassung, über die sich Hegel mit Recht lustig macht. Für das Studium der Natur ist der Gesichts-

* Hegel, op. cit., S. 10.

punkt der Anerkennung der sie beherrschenden inneren Zusammenhänge und inneren Notwendigkeit maßgebend.

Einer Erörterung bedarf des weiteren Hegels Auffassung der Rolle der Kategorien in der Naturwissenschaft und der Philosophie, da man sich dadurch die Verschiedenheit der Denkformen und Denkmethoden beider Gebiete klarmachen kann. Das Objekt der Naturwissenschaft und der Naturphilosophie ist dasselbe. Was sie hingegen voneinander unterscheidet, sind die Denkformen und Denkmethoden. Nach Hegels Auffassung überschreitet die Naturwissenschaft nicht die Grenzen des Verstandes. Die Philosophie in Hegelscher Fassung dagegen erfordert in bezug auf das Gebiet des Geistes als auch auf das der Naturwissenschaft die Anwendung dialektischer Denkweise. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer speziellen „Naturphilosophie". Folglich ist es die Beschränktheit der Naturwissenschaft zu Hegels Zeiten, deren einseitiger Empirismus, der die „rationelle Naturwissenschaft" nährte.

Hätte sich der Naturwissenschaft der Geist dialektischen Denkens bemächtigt, so wäre damit auch einer außer und über der Naturwissenschaft stehenden speziellen Naturphilosophie der Boden unter den Füßen entzogen. So stellt sich uns der Verlauf dieses Prozesses dar. Das gerade war es, was auch Engels veranlaßt hatte, die Naturwissenschaft vom Standpunkte der materialistischen Dialektik durch Aufdeckung der objektiven Dialektik in der Natur selbst umzuarbeiten. Erst im Verlaufe eines fortschreitenden Eindringens dieser höchsten Denkmethode in die Naturwissenschaft werden auch alle Versuche zur Begründung einer besonderen Naturphilosophie im Hegelschen Sinne überflüssig werden und verschwinden.

In der Tat: Einen der Mängel der modernen Naturwissenschaft sieht Hegel in der ihr eigenen, sonderbaren Identitätsphilosophie. Die Physik, führt er aus, betrachte in der Elektrochemie den Magnetismus, die Elektrizität und den Chemismus ausschließlich unter dem Gesichtswinkel ihrer Identität. Die Identität aber sei eine Grundkategorie des Verstandes, mithin keine dialektische, sondern eine abstrakte metaphysische Kategorie. Die Naturwissenschaft versande zu sehr in solchen abstrakten Allgemeinheiten und übersehe das konkrete Ganze. Sie erhebe sich nicht von der Stufe der Verstandeskategorien zur höheren Stufe des Begriffes, welcher Identität und Differenz, Allgemeinheit und Sonderheit dialektisch umfaßt. Kurz, die Naturwissenschaft begnüge sich mit abstrakten Verstandesdefinitionen. Sie bleibe damit auf dem Boden der Metaphysik, statt sich zur dialektischen Erfassung der Erscheinungen aufzuschwingen.

Wir haben bereits hervorgehoben, daß vom Standpunkte Hegels Naturwissenschaft und „Naturphilosophie" denselben Inhalt haben. Was sie trenne, seien ihre Form, ihre Methode des Denkens, ihre Untersuchungsmethode, ihre Kategorien. Die Philosophie verwende andere Kategorien als das gemeine Bewußtsein. Alle Umwälzungen in der Wissenschaft und in der Weltgeschichte entständen laut Hegel dadurch, daß der Geist sich neuer Kategorien bemächtige. Diese idealistische Fassung enthält einen richtigen mate-

rialistischen Kern. Doch würde uns die Diskussion dieser Frage zu weit führen.

Die naturwissenschaftlichen Kategorien leiden somit an folgenden inneren Mängeln: 1. Das Allgemeine wird von der Naturwissenschaft lediglich abstrakt, formal genommen. Es entbehrt der eigenen Bestimmungen in sich selbst, wie Hegel sich ausdrückt, mit anderen Worten, das abstrakte Allgemeine berücksichtigt nicht das Eigentümliche, schließt das Besondere nicht in sich ein. 2. Infolgedessen bleibt der konkrete Inhalt außerhalb des Allgemeinen, ist somit zersplittert und entbehrt des notwendigen inneren Zusammenhanges. Im Gegensatz zur Naturwissenschaft, die mit Verstandeskategorien operiert, stellt die philosophische, d. h. dialektische, Untersuchung der Dinge, ihren inneren Zusammenhang an die Spitze, indem sie die Natur als eine konkrete Einheit und organische Totalität betrachtet. Die Philosophie stellt ferner der abstrakten Allgemeinheit die sich bewegende Einheit mit ihren konkreten Unterschieden gegenüber. Das philosophisch oder dialektisch erfaßte Allgemeine ist ein mit Inhalt erfülltes Allgemeines, das in seiner „diamantenen Identität" gleichzeitig auch die Unterschiede enthält. Die konkrete Totalität, die Einheit von Allgemeinem und Besonderem, ist die wahre Kategorie der Philosophie, folglich auch der Naturphilosophie.

Dies ist in knappen Zügen die Hegelsche Kritik der Naturwissenschaft, die Engels zum Ausgangspunkt seiner eigenen methodologischen Kritik der Naturwissenschaft gemacht hat. Der Unterschied zwischen Hegel und Engels beruht darin, daß, während ersterer eine besondere Naturphilosophie aufbaut, letzterer, obwohl er sich im allgemeinen mit der Hegelschen methodologischen Kritik einverstanden erklärt, ja, sie sogar fortsetzt und vertieft, es gleichzeitig für notwendig erachtet, jegliche naturphilosophische Konstruktionen durch die Übertragung der dialektischen Methode auf die Naturwissenschaft selbst zu überwinden. In der Tat: Aus den angeführten Äußerungen Hegels über die Beschränktheit der Naturwissenschaft und ihren abstrakten und metaphysischen Charakter folgt keineswegs, daß man noch einer besonderen, „rationellen", noch auf der Selbstentwicklung des Begriffes basierenden Naturwissenschaft bedürfe. Hegels berechtigte Kritik beweist lediglich die Notwendigkeit einer theoretischen und dialektischen Fundierung der empirischen Naturwissenschaft. Engels knüpft an die von Hegel als prinzipielle Grundlage einer „Naturphilosophie" aufgestellten Postulate an und begründet damit die sogenannte theoretische, mit anderen Worten dialektische Naturwissenschaft.

> „Die empirische Naturwissenschaft", sagt Engels, „nahm einen solchen Aufschwung und erreichte so glänzende Resultate, daß dadurch nicht nur eine vollständige Überwindung der mechanischen Einseitigkeit des 18. Jahrhunderts möglich wurde, sondern auch die Naturwissenschaft selbst durch den Nachweis der in der Natur selbst vorhandenen Zusammenhänge der verschiedenen Untersuchungsgebiete (der Mechanik, Physik, Chemie, Biologie usw.) aus einer empirischen in eine theoretische Wissen-

schaft, und bei der Zusammenfassung des Gewonnenen in ein System der materialistischen Naturerkenntnis sich verwandelte."*

Die empirische Naturwissenschaft verwandelt sich so in ein theoretisches und weiter materialistisches und dialektisches System der Naturwissenschaft. Am meisten bekämpfte gerade Engels die Begründung einer separaten, von der empirischen Naturwissenschaft losgelösten Naturphilosophie. Daraus folgt jedoch durchaus nicht, daß Engels damit auch das Wesentlichste an der Hegelschen „Naturphilsophie", nämlich deren dialektische Methode und die auf diese sich stützende „Zusammenfassung und rationelle Gruppierung der Naturwissenschaft" abgelehnt habe. Im Gegenteil! Hegels Leistung auf dem Gebiete der theoretischen Naturwissenschaft rechnet Engels Hegel als höchstes Verdienst an. Daher darf die Hegelsche „Naturphilosophie" nicht einfach in Bausch und Bogen verworfen werden. Sie muß dialektisch überwunden werden, indem der in ihr enthaltene gesunde Kern wissenschaftlich verarbeitet wird. Für die Zeit Hegels bedeutete dessen „Naturphilosophie" den Versuch einer enzyklopädischen Zusammenfassung der gesamten Naturwissenschaft. So lesen wir bei Engels:

> „Ende des vorigen Jahrhunderts, nach den französischen Materialisten, die vorwiegend mechanisch sind, trat das Bedürfnis hervor, die ganze Naturwissenschaft der alten Newton-Linnéschen Schule enzyklopädisch zusammenzufassen, und zwei der genialsten Leute gaben sich dran, St. Simon (nicht vollendet) und Hegel. Jetzt, wo die neue Naturanschauung in ihren Grundzügen fertig, dasselbe Bedürfnis sich fühlbar machend, und Versuche in dieser Richtung. Aber wo der allgemeine Entwicklungszusammenhang in der Natur jetzt nachgewiesen, reicht äußerliches Aneinanderreihen ebensowenig aus, wie Hegels kunststücklich gemachte dialektische Übergänge. Die Übergänge müssen sich selbst machen, müssen natürlich sein. Wie eine Bewegungsform sich aus der anderen entwickelt, so auch ihre Spiegelbilder, die verschiedenen Wissenschaften müssen eine aus der anderen mit Notwendigkeit hervorgehen."**

Somit stellt also die Hegelsche „Naturphilosophie" eine „enzyklopädische Zusammenfassung" oder Synthese der gesamten Naturwissenschaft der alten Schule dar. Einer solchen enzyklopädischen Zusammenfassung bedarf auch die moderne Naturwissenschaft. Doch die Lösung dieser Aufgabe hat heute auf eine neue Art zu erfolgen, denn der „allgemeine Entwicklungszusammenhang" in der Natur steht bereits fest. Hegel mußte diese Zusammenhänge und dialektischen Übergänge notgedrungen auf rein rationalem Wege gewinnen, sie der Wirklichkeit gewissermaßen aufzwingen. Hegels Mißgriff erscheint jedoch in einem wesentlich milderen Lichte, wenn man in Betracht zieht, daß damals die Naturwissenschaft selbst noch wenig entwickelt war. Ihrem Wesen nach war ja Hegels Methode vollkommen richtig und wissenschaftlich. Der weitere Entwicklungsgang

* Engels, „Naturdialektik", S. 376.
** Ibidem, S. 32.

der Naturwissenschaft hat gezeigt, daß die wahre Naturerkenntnis die dialektische Methode nicht entbehren kann. Wohl waren die Naturforscher im Recht, als sie Hegels idealistischen Ausgangspunkt, den Satz, die Wirklichkeit oder die Natur sei nur eine Widerspiegelung der Idee, verwarfen. Ebenso begründet waren die Proteste gegen die willkürliche, mit den Tatsachen in Widerspruch stehende Konstruktion von Systemen. Und doch bleibt den Naturforschern angesichts des „theoretischen Bedürfnisses" nichts anderes übrig, als auf Hegel, auf seine dialektische Methode zurückzugreifen, die allein die Möglichkeit bietet, eine theoretische Naturwissenschaft zu begründen.

Mit Hegels System bricht auch dessen Naturphilosophie, mit dessen idealistischem Ausgangspunkt auch dessen System zusammen. Die Methode dagegen bleibt.

> „Darüber sind wir alle einig, daß auf jedem wissenschaftlichen Gebiet in Natur wie Geschichte von den gegebenen Tatsachen auszugehen ist, in der Naturwissenschaft also von den verschiedenen sachlichen und Bewegungsformen der Materie: daß also auch in der theoretischen Naturwissenschaft die Zusammenhänge nicht in die Tatsachen hineinzukonstruieren, sondern aus ihnen zu entdecken und, wenn entdeckt, erfahrungsmäßig, soweit dies möglich, nachzuweisen sind."*

Bei Hegel erscheinen die realen Beziehungen infolge seines idealistischen Ausgangspunktes entstellt. Das gilt gleichermaßen für das System wie für die Dialektik. Doch „die Mystifikation", welche die Dialektik in Hegels Händen erleidet, verhindert in keiner Weise, daß er ihre allgemeinen Bewegungsformen zuerst in umfassender und bewußter Weise dargestellt hat." (Marx: „Kapital.") Bei Hegel ist also nur die Hülle eine mystische, hinter der sich jedoch ein „rationeller Kern" verbirgt. Wenn Hegel die allgemeinen Bewegungsformen ihrem Wesen nach richtig darstellt und sie nur der Form nach entstellt hat, so findet dies seine Erklärung darin, daß er diese Bewegungsformen letzten Endes, und sei es auch unbewußt, doch der Wirklichkeit selbst entnommen hat. Die vergängliche idealistische Form darf uns, wie Engels richtig betont, die wertvollen, von der Philosophie im Rahmen selbst dieser falschen Form erzielten Ergebnisse nicht übersehen lassen.

IV

Die Natur bildet ein geschlossenes System, einen Gesamtzusammenhang materieller Körper und Vorgänge. Alle Naturkörper befinden sich in einem wechselseitigen Zusammenhang, stehen in bestimmter Wechselwirkung, was eben das Wesen der Bewegung ausmacht:

> „Und wenn uns weiter die Materie gegenübersteht, als etwas Gegebenes, ebenso sehr Unerschaffbares, wie Unzerstörbares, so folgt daraus, daß auch die Bewegung so unerschaffbar, wie unzerstörbar ist. Diese Folgerung wurde unabweisbar, sobald

* Engels „Naturdialektik", S. 130.

einmal das Universum als ein System, als ein Zusammenhang von Körpern erkannt war. Und da diese Erkenntnis von der Philosophie gewonnen wurde, lange bevor sie in der Naturwissenschaft wirksame Geltung gewann, so ist erklärlich, warum die Philosophie volle 200 Jahre vor der Naturwissenschaft den Schluß auf die Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarbeit der Bewegung zog. Selbst die Form, in der sie es tat, ist der heutigen naturwissenschaftlichen Formulierung noch immer überlegen."*

Bisher hatte die Philosophie der Naturwissenschaft vor allem allgemeine Theorien, allgemeine Ideen geliefert, denn sie ging vom Ganzen aus und ihr Interesse galt dem allgemeinen Zusammenhang der Erscheinungen. Descartes hat den Satz der Erhaltung der Bewegung im Universum aufgestellt und Spinoza den Gedanken des Determinismus besser begründet als alle anderen, während die Naturwissenschaft noch lange Zeit auf dem Boden der Theologie und Teleologie verblieben war.

„Der höchste allgemeine Gedanke, zu der diese Naturwissenschaft (des 18. Jahrhunderts. A. D.) sich aufschwang, war der der Zweckmäßigkeit der Natureinrichtungen, die flache Wolfsche Teleologie, wonach die Katzen geschaffen wurden, um die Mäuse zu fressen, die Mäuse, um von den Katzen gefressen zu werden, und die ganze Natur, um die Weisheit des Schöpfers darzustellen. Es gereicht der damaligen Philosophie zur höchsten Ehre, daß sie sich durch den beschränkten Stand der gleichzeitigen Naturkenntnisse nicht beirren ließ, daß sie — von Spinoza bis zu den großen französischen Materialisten — darauf beharrte, die Welt aus sich selbst zu erklären und der Naturwissenschaft der Zukunft die Rechtfertigung im Detail überließ."**

Eine neue Epoche eröffnete Kants „Allgemeine Naturwissenschaft und Theorie des Himmels".

„Hätte die große Mehrzahl der Naturforscher weniger von dem Abscheu vor dem Denken gehabt, den Newton mit der Warnung ausspricht: Physik, hüte dich vor der Metaphysik! — sie hätten aus dieser einen genialen Entdeckung Kants Folgerungen ziehen müssen, die ihnen endlose Abwege, unermeßliche Mengen in falschen Richtungen vergeudeter Zeit und Arbeit ersparte. Denn in Kants Entdeckung lag der Springpunkt alles ferneren Fortschritts."***

Eine weitere Etappe in der Geschichte des Denkens und der Wissenschaft bildet die Hegelsche Dialektik. Hegel war es, der als erster die allgemeinen Entwicklungsgesetze der Natur, der Gesellschaft und des Denkens entwickelt hatte, was, nach Engels' Meinung, für alle Zeiten eine Tat von welthistorischer Bedeutung bleiben wird. Doch bedurfte die Hegelsche Dialektik noch einer Umarbeitung in materialistischem Geiste. Das geschah durch Marx und Engels.

Diese historische Rolle der Philosophie berechtigt Engels zu dem Ausspruch: „Die Naturforscher mögen sich stellen wie sie wollen,

* Ibidim, S. 230.
** Ibidem, S. 160.
*** Ibidem, S. 160.

sie werden von der Philosophie beherrscht." Es ist das die Folge dessen, daß die Philosophie, wie schon hervorgehoben, allgemeine Theorien entwickelte und die gedankliche Erfassung der Totalität und des allgemeinen Zusammenhanges der Erscheinungen erstrebte. Insbesondere gilt das für die dialektische Philosophie. Der griechischen Philosophie erschien die Natur noch als eine unzergliederte Einheit. Der allgemeine Zusammenhang der Erscheinungen ergab sich ihr aus der unmittelbaren Anschauung. Die Griechen waren noch nicht bis zur Zergliederung, zur Analyse der Natur, zum Verständnis des Einzelnen und seines Zusammenhangs mit dem Ganzen fortgeschritten.

> „Darin", sagt Engels, „liegt die Unzulänglichkeit der griechischen Philosophie, deretwegen sie später anderen Anschauungsweisen hat weichen müssen. Darin liegt aber auch ihre Überlegenheit gegenüber allen ihren späteren metaphysischen Gegnern. Wenn die Metaphysik den Griechen gegenüber — im einzelnen Recht behielt, so behielten die Griechen gegenüber der Metaphysik Recht im ganzen und großen."*

Die dialektische Philosophie enthält auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe bereits die Analyse, die Untersuchung der Details und das Verständnis für das Einzelne im Zusammenhang mit der Gesamtheit. Die Dialektik faßt Allgemeines und Besonderes, Anschauung und Denken, Praxis und Theorie, empirische Naturwissenschaft und theoretische, d. h. „Philosophie", synthetisch zusammen.

Wir erwähnten oben die Ansicht Hegels, wonach die philosophische, d. h. dialektische Einstellung zur Wirklichkeit die Einheit praktischer und theoretischer Einstellung sei. Dabei versteht Hegel unter praktischer Einstellung das Verhältnis zu den Dingen, zum Einzelnen, unter theoretischer Einstellung dagegen das rein abstrakte Denken, dessen Objekte abstrakte Allgemeinheiten sind. Eine philosophische Auffassung der Welt verlangt dagegen, daß das Einzelne mit der abstrakten allgemeinen Form, die von einem lebendigen, praktischen Inhalt erfüllt wird, in Einklang gebracht werde. Wir haben in vorliegendem Artikel nicht die Absicht, ausführlich auf diese Frage einzugehen. Wir begnügen uns vorläufig mit der Ausführung einer bedeutungsvollen Stelle von Engels, die uns zeigt, daß das Problem der Einheit von Theorie und Praxis bei Marx und Engels eine viel tiefere Lösung gefunden hat als bei Hegel. Die Stelle lautet:

> „Naturwissenschaftler wie Philosophen haben den Einfluß der Tätigkeit des Menschen auf sein Denken bisher ganz vernachlässigt. Sie kennen nur Natur einerseits, Gedanken andererseits. Aber gerade die Veränderung der Natur durch den Menschen, nicht die Natur als solche allein, ist die wesentlichste und nächste Grundlage des menschlichen Denkens, und im Verhältnis, wie der Mensch die Natur verändern lernte, in dem Verhältnis wuchs seine Intelligenz."**

* Engels „Naturdialektik", S. 128.
** Ibidem, S. 24.

Anschauung und Denken, Besonderes und Allgemeines werden im Verlaufe der Veränderung der Natur durch den Menschen im Verlaufe seiner Einwirkung auf die Natur synthetisiert, zusammengefaßt. Das Denken des Menschen entwickelte sich stets im Zusammenhange und in Abhängigkeit von seiner sozialen Tätigkeit. In einem an Marx gerichteten Brief (vom 25. März 1868) schreibt Engels:

> „Was würde aber old Hegel sagen, wenn er erführe einerseits, daß das Allgemeine im Deutschen und Nordischen nichts anderes bedeutet als das Gemeinland, und das Sondere — Besondere nichts als das aus dem Gemeindeland ausgeschiedene Sondereigen? Da gehen denn doch verflucht die logischen Kategorien aus „unserem Verkehr" hervor."*

Somit ist nach Hegel die Natur im wesentlichen eine Gesamtheit von Dingen, zwischen denen nur äußerliche Beziehungen bestehen. Sie entbehrt des Begriffes der Entwicklung und des inneren Zusammenhanges. In der Natur existieren nur verschiedene fertige und gegebene Stufen, die nicht auseinander hervorgehen. Die Natur erscheint als eine Widerspiegelung des Denkens, des über der Natur stehenden Begriffes. Dem Begriff allein kommt Entwicklung und innerer Zusammenhang, Allgemeinheit und Totalität zu. Die auf idealistischer Grundlage ruhende Hegelsche Dialektik, konnte mit der Natur nicht fertig werden. Wenn sie dessenungeachtet imstande ist, das Verständnis der Naturvorgänge wesentlich zu fördern, so lediglich aus dem Grunde, weil die „Selbstentwicklung des Begriffes" nichts anderes darstellt als einen entstellten Ausdruck der Widerspiegelung der Entwicklung der Natur und Gesellschaft.

Der dialektische Materialismus bildet daher das Wahre am dialektischen Idealismus. Die dialektischen Prozesse spielen sich objektiv nicht nur im Denken oder der Gesellschaft, sondern auch in der Natur ab. Sie gehören nicht dem Reiche des Begriffes an, wie Hegel annahm, sondern dem der Natur. Sie müssen mithin in der Wirklichkeit selbst, in der Natur entdeckt werden. Es ist falsch, über der theoretischen Naturwissenschaft einen Bau „rationeller Naturwissenschaft" aufführen zu wollen. Indessen war eine rationelle Naturwissenschaft" oder „Naturphilosophie" als selbständige Disziplin insofern berechtigt, als die Naturforscher die Philosophie vernachlässigten, auf die Dialektik von oben herab sahen und sich mit nackter Empirie oder alter Metaphysik zufrieden gaben. Soll die Wissenschaft, insbesondere die Naturwissenschaft, die Philosophie „überwinden", so muß die Wissenschaft, also auch die Naturwissenschaft, vor allem erst mit dem Geiste dialektischer Philosophie erfüllt werden. Damit aber wird auch die Naturwissenschaft ein anderes Gesicht erhalten, eine Wandlung erfahren und sich auf eine höhere Stufe erheben. So sagt auch Engels:

> „Die Naturforschung fristete der Philosophie nach ein Scheinleben, indem sie sich mit den Abfällen der alten Metaphysik behalf. Erst wenn Natur- und Geschichtswissenschaft die Dialektik in sich aufgenommen, wird all der philosophische Kram

* Briefwechsel, Bd. 4, S. 30.

— außer der reinen Lehre vom Denken — überflüssig, verschwindet er in der positiven Wissenschaft."*

Dies ist in dem Sinne zu verstehen, daß die alte Philosophie überflüssig wird, wenn die Wissenschaft, d. h. die Natur- wie die Geschichtswissenschaft, die Philosophie, also die Dialektik, in sich aufnehmen. Die Methodologie der Natur- und Geschichtswissenschaft ist das Wichtigste. Ohne richtige Methode — keine Wissenschaft. Die materialistische Dialektik ist just diese Methode. Daher ist sie zugleich auch die Grundlage einer Philosophie der Naturwissenschaft im weiteren Sinne, denn die Methode erhebt sich zur Theorie in dem Maße, wie sie sich auf ein immer umfangreicheres Tatsachengebiet erstreckt und die Tatsachen durch Aufdeckung des sie beherrschenden inneren Zusammenhanges zu erklären vermag. Die Naturdialektik im Engelsschen Sinne bildet ein System der Naturvorgänge und Naturzusammenhänge, analog der Geschichtsdialektik, die ein System der Zusammenhänge und Prozesse der menschlichen Geschichte darstellt. Die alte Naturphilosophie (wie die philosophischen Systeme überhaupt) war eine rein spekulative Disziplin. Sie stand außerhalb und über der Naturforschung und überhaupt den Erfahrungswissenschaften.

Die Naturdialektik ist die Algebra der Naturwissenschaft. Ihr Objekt bilden die wissenschaftlichen Grundbegriffe und Kategorien als notwendige Voraussetzungen der Naturerkenntnis. Durch die Übertragung der dialektischen Methode auf die Erforschung der Natur entsteht die theoretische Naturwissenschaft und im Wege der Verallgemeinerung auch das „System" der materialistischen Naturerkenntnis, das einen integrierenden Bestandteil unserer allgemeinen materialistischen Weltanschauung darstellt.

„Er (der Materialismus. A. D.) ist wesentlich dialektisch und braucht keine über den anderen Wissenschaften stehende Philosophie mehr... Was von der ganzen bisherigen Philosophie dann noch selbständig bestehen bleibt, ist die Lehre vom Denken und seinen Gesetzen — die formelle Logik und Dialektik. Alles andere geht auf in die positive Wissenschaft von Natur und Geschichte."**

Die Philosophie reduziert sich somit gegenwärtig auf die Dialektik, die gegenüber den Einzeldisziplinen der Wissenschaft eine führende Rolle spielt. Die Dialektik ist die wahre wissenschaftliche Methode zur Erfassung der Wirklichkeit, das Fundament, auf dem sich der wissenschaftliche Bau eines Systems von Zusammenhängen von Prozessen erhebt, denn

„eine exakte Darstellung des Weltganzen, seiner Entwicklung und der der Menschheit, sowie des Spiegelbildes dieser Entwicklung in den Köpfen der Menschen, kann nur auf dialektischem Wege, mit steter Beachtung der allgemeinen Wechselwirkungen des Werdens und Vergehens, der fort- oder rückschreitenden Änderungen zustande kommen."***

* Briefwechsel, Bd. 4, S. 190.
** Engels, „Anti-Dühring", Stuttgart 1919, S. 11.
*** Ibidem, S. 8.

A. TIMIRJASEFF

ENGELS' „NATURDIALEKTIK" UND DIE MODERNE PHYSIK*

Die zum ersten Male unter dem Gesamttitel „Naturdialektik" veröffentlichten Aufsätze und Fragmente Engels' sind von außerordentlichem Interesse. Ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, darf man wohl sagen, daß dieses hervorragende Buch, das Gen. Rjasanoff von dem Staube 30 Jahre langen Liegens in den sozialdemokratischen Archiven befreien konnte, von allen marxistischen Naturwissenschaftlern immer wieder gelesen werden wird. Nimmt man den vom Marx-Engels-Institut mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis herausgegebenen Band zur Hand, so weiß man nicht, ob man mehr die glänzende Leistung des Herausgebers bestaunen oder ob man sich entrüsten soll über das langjährige Zurückhalten eines so ungewöhnlich wertvollen Nachlaßwerkes.

Vielleicht tragen aber die vorliegenden Blätter, in die wir erst heute Einblick gewinnen, noch die Spuren langen Liegens an sich? Vielleicht ist die moderne Naturwissenschaft seit Engels bereits in einem Maße fortgeschritten, daß die Aufgaben, die zu Engels' Zeiten noch auf der Tagesordnung standen, nunmehr schon der Vergangenheit angehören? Schrieb doch Engels selbst im Vorwort zur 2. Auflage seines „Anti-Dühring":

> „Vielleicht aber macht der Fortschritt der theoretischen Naturwissenschaft meine Arbeit größtenteils oder ganz überflüssig. Denn die Revolution, die der theoretischen Naturwissenschaft aufgezwungen wird durch die bloße Notwendigkeit, die sich massenhaft häufenden, rein empirischen Entdeckungen zu ordnen, ist der Art, daß sie den dialektischen Charakter der Naturvorgänge mehr und mehr auch dem widerstrebenden Empiriker zum Bewußtsein bringen muß. Die alten starren Gegensätze, die scharfen, unüberschreitbaren Grenzlinien verschwinden mehr und mehr**.

Betrachten wir indessen jene Aufgaben, die sich Engels gestellt hatte, etwas näher, und beschränken wir uns fürs erste einmal auf das Gebiet der Physik, so erkennen wir sofort, daß sie an Bedeutung, ja man darf wohl sagen, an aktuellem Interesse nichts eingebüßt haben.

---

* Anmerkung der Redaktion: Die Redaktion vermag die Auffassung des Gen. Timirjaseff, wonach Engels, insbesondere dessen „Natur-Dialektik", das Bestreben rechtfertigen solle, alle Naturerscheinungen letzten Endes auf rein quantitative Beziehungen kleinster Materieteilchen zurückzuführen, m. a. W. also den mechanistischen Materialismus in der Naturwissenschaft stütze, nicht zu teilen. Die Red. ist der Ansicht, daß der mechanistische Materialismus dem orthodoxen Marxismus widerspricht.

** Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. 9. Aufl. Stuttgart 1919, S. XVII.

Abstrahiert man von Detailfragen, so konstatiert man, daß Engels offenbar vor allem die Frage des dialektischen Überganges der verschiedenen Gebiete physikalischer Erscheinungen ineinander beschäftigte. Gerade zu Engels' Zeiten begann man „Brücken" zu bauen und voneinander isolierte Gebiete der damaligen Physik durch Übergänge zu verbinden. Solcher Brücken oder Übergänge lassen sich vier feststellen. Zuvörderst der Übergang von der „Molarbewegung", d. h. der Bewegung sichtbarer Massen, zur „Molekularbewegung", was durch die kinetische Gastheorie und die sog. mechanische Wärmetheorie — diesen „Triumph der Physik", wie Engels sagt — erreicht wurde. Die zweite Brücke, die eigentlich lediglich eine Weiterführung der ersteren darstellt, sollte eine Verbindung zwischen reversiblen und irreversiblen Prozessen herstellen. Des weiteren handelte es sich damals um die Frage der Herstellung eines Zusammenhanges zwischen den elektromagnetischen Erscheinungen und der „Molar"- und „Molekularbewegung". Endlich kam als letzter dialektischer Übergang dieses Zyklus, der Engels offenbar besonders fesselte, der Übergang von der Physik zur Chemie in Frage.

Bevor wir uns der Untersuchung der Beziehung zuwenden, die die eben aufgezählten Fragen zur modernen Physik haben, müssen wir vorausschicken, daß die überwiegende Mehrzahl der häufig fragmentarischen, zur Selbstverständigung abgefaßten Notizen aus der Periode von 1873 bis 1885 stammt. In dieser Zeit vertiefte sich Engels immer intensiver in das Studium der Naturwissenschaften, die ihrerseits damals große Fortschritte machten. Daher läßt bereits eine flüchtige Lektüre sofort die Veränderungen erkennen, denen die Fassung allgemeiner Ergebnisse bei Engels unterworfen war, zugleich aber auch das immer tiefere Eindringen Engels' in den Gang wissenschaftlicher Forschung.

Als Beleg dafür, wie tief sich Engels in wissenschaftliche Spezialfragen versenkte, mag seine Kritik der von Wiedemann verteidigten Kontakttheorie dienen. Diese kritische Untersuchung trägt bereits den Charakter einer speziellen Dissertation. Der Analyse dieses Stückes des Engelsschen Buches werden wohl spezielle Artikel seitens der Elektrochemiker gewidmet werden. Dagegen würde eine solche den Rahmen vorliegender Arbeit überschreiten. Die soeben erwähnten Eigentümlichkeiten der Engelsschen Darstellung, d. h. der im Verlaufe seines Studiums eintretende Wechsel seiner Anschauungen wird bei den Lesern zweifelhaft große Meinungsverschiedenheiten erzeugen, Klarheit wird in dieser Hinsicht nur dann zu erreichen sein, wenn man Engels' Buch als Ganzes im Zusammenhang mit der historischen Entwicklung der Naturwissenschaft jener Periode betrachtet, der die Aufsätze und Notizen Engels angehören.

Wenden wir uns nun erneut der einleitend bereits erwähnten Ansicht Engels' über die „Brücken", die Übergänge, zu. Zur Zeit da Engels seine Betrachtungen anstellte, feierte die kinetische Gastheorie ihre ersten Erfolge. Gleichzeitig traten Clausius und William Thomson (der spätere Lord Kelvin) mit dem sogenannten „Zweiten Hauptsatz" der Thermodynamik oder „mechanischen Wärmetheorie", wie diese Disziplin der Physik damals genannt wurde, auf den Plan,

Für Engels stand der Erfolg der kinetischen Gastheorie außer Zweifel. Er äußert sich hierüber in einer seiner kurzen treffenden Bemerkungen, wie folgt:

„mv^2 auch bewiesen für Gasmoleküle durch die kinetische Gastheorie. Also das gleiche Gesetz für Molekularbewegungen wie für Massenbewegungen. Der Unterschied beider hier aufgehoben".*

Der moderne Physiker wird vielleicht bemerken, all das sei ihm längst und gut bekannt. Wüßten wir doch seit langem, daß Wärme eine Molekularbewegung ist. Ein solcher Einwand würde jedoch lediglich von sehr schwachem Gedächtnis zeugen, denn zu Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts galt die kinetische Gastheorie, nach einer Bemerkung Boltzmanns, als „aus der Mode gekommen". Oder will man etwa leugnen, daß sich Wilhelm Ostwalds Naturphilosophie seinerzeit eines großen Erfolges rühmen durfte? Und doch las man bei Ostwald, daß der Versuch, die Wärme auf Molekularbewegungen zurückzuführen, ein reiner Zufall gewesen sei und die Menschheit, sofern sie den Erscheinungen der Wärme nur mehr Aufmerksamkeit als jenen der Bewegungsvorgänge gewidmet hätte, bald Bücher etwa mit dem Titel „Die Bewegung als Wärmeart" (?!) gehabt haben würde** Heute scheint uns das unglaublich, und doch ist's noch gar nicht lange her. Sind doch die Zweifel an der Richtigkeit jenes Weges, den die Wissenschaft zu Engels Zeiten eingeschlagen hatte, noch Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts von der Mehrzahl der Gelehrten geteilt worden. So wollte es nun einmal die damals herrschende „Mode"!

Heute dagegen wissen wir, daß just die von Engels geäußerten Gedanken zu Beginn des zweiten Dezenniums unseres Jahrhunderts die Oberhand gewannen, was selbst ein Ostwald zuzugeben gezwungen war. Nun entsteht aber die Frage, ob Engels' Anschauungen nicht schon veraltet seien, wenn dieselben Fragen, die vor Jahrzehnten Engels behandelte, noch vor kurzem im Mittelpunkte der Kämpfe gestanden und just von ihm der vertretene Standpunkt bereits den endgültigen Sieg davongetragen hat.

Doch damit, daß die fortgeschrittensten Zeitgenossen Engels die Erklärung der Wärme aus der Molekularbewegung auch anerkannten, waren noch keineswegs alle Widersprüche beseitigt. Damals stellte Clausius seinen „Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik" auf. Damit tat sich gewissermaßen eine Kluft auf zwischen Molekular- und Molarbewegung, reversiblen und irreversiblen Prozessen. So entstand folgender Widerspruch: Einerseits bewies die kinetische Gastheorie, die sich auf ein ungeheueres Tatsachenmaterial stützte, das Bestehen eines „einheitlichen Gesetzes sowohl für die Molar- als auch für die Molekularbewegung", andererseits schuf der „Zweite Hauptsatz" infolge der ihm durch Clausius verliehenen Fassung, eine scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen „molarer" und „molekularer" Bewegung. Die Verwandlung der Energie erhielt damit eine einsinnige Richtung; die gesamte Energie sollte nach dem „Zweiten Hauptsatz" die Tendenz

* Friedrich Engels, Naturdialektik. Marx-Engels-Archiv, II. Bd. Staatsverlag Moskau 1925, S. 198.

** W. Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. Leipzig 1920, S. 208.

zur Verwandlung in eine einzige ihrer Formen zeigen: in die der Wärme; der Vorrat an Wärmeenergie im Kosmos sollte ununterbrochen zunehmen, bis die gesamte Energie in Wärme verwandelt sei und die Wärmeenergie ihrerseits im ganzen Universum eine gleichmäßige Zerstreuung erfahren habe. womit die Weltentwicklung ihr Ende erreicht hätte: den Wärmetod. Engels erfaßte sofort die Schwäche der Clausiusschen Formulierung, die Schwäche des „Zweiten Hauptsatzes" in seiner klassischen Fassung. Einige glänzende Argumente Engels', wie wir sie an verschiedenen Stellen der „Naturdialektik" antretfen, mögen unsere Behauptungen illustrieren. Z. B.:

> „Newtonsche Attraktion und Zentrifugalkraft-Beispiel metaphysischen Denkens: das Problem nicht gelöst, sondern erst gestellt, und dies als Lösung doziert. Ditto Clausius' Wärmeabnahme"* (von uns gesperrt. A. T.).

Eine ausgezeichnete Abfertigung der Machianer! Dieser wohlbegründete Vorwurf Engels' trifft jedoch im wesentlichen nur die Nachfolger Newtons und Clausius', nicht aber Newton und Clausius selbst. Newtons Einstellung seinem Gravitationsgesetz gegenüber ist just die Engelssche: „Das Problem erst gestellt"**.

Ebenso wurde Clausius, der seinem „Zweiten Hauptsatz" eine abstrakte Form gegeben, gleichzeitig einer der Begründer der kinetischen Gastheorie. Erst seine allzueifrigen Anhänger begannen seine Fassung des Zweiten Hauptsatzes als eine Wahrheit letzter Instanz anzupreisen.

---

* op. cit. S. 8.

** Folgendes lesen wir in Machs „Mechanik" (Die Mechanik in ihrer Entwicklung 8. Aufl. 1921, S. 184):.

„Von der Tatsache der allgemeinen Schwere geht er (Newton, A. T.) aus. Eine Erklärung dieser Erscheinung, sagt er, sei ihm nicht gelungen, und mit der Errichtung von Hypothesen gebe er sich nicht ab. (Gen. Zeitlin hat gezeigt, daß der Satz „Hypotheses non fingo" erst in der zweiten Auflage erscheint und nicht von Newton herrührt. Vgl. die russische marxistische theoretische Zeitschrift „Pod znamenem marxisma", Heft 1/2, 1925, S. 116 ff.) Doch konnte er seine Gedanken hierbei nicht beruhigen, wie man aus seinem bekannten Brief an Bentley sieht. Daß die Gravitation der Materie wesentlich anerschaffen sein sollte, so daß ein Körper auf den anderen ohne Vermittlung durch den leeren Raum wirken könnte, erscheint ihm absurd. Ob aber dieses vermittelnde Agens materiell oder immateriell sei, darüber will er sich nicht entscheiden. (Hier reitet Mach auf Worten herum: Immaterielles Agens besagte damals ein Agens, dessen Qualitäten sich von gewöhnlicher Materie unterscheiden. A. T.). Newton hatte also ebenso wie frühere und spätere Forscher das Bedürfnis nach einer Erklärung der Schwere, etwa durch Berührungswirkungen, gefühlt (d. h. er war sich dessen bewußt, daß „das Problem erst gestellt" war. A. T.) Der große Erfolg jedoch, den Newton in der Astronomie mit den Fernkräften als Grundlage der Deduktion errang, änderte die Sachlage bald sehr bedeutend. Man gewöhnte sich an die Fernkräfte als gegebenen Ausgangspunkt der Erklärung, und das Bedürfnis nach der Herkunft derselben zu fragen, verschwand beinahe ganz."

Mit anderen Worten: Es gewann, wie Engels sagt, das metaphysische Denken die Oberhand, bei dem das Aufwerfen des Problems „als Lösung doziert" wird. Aber finden wir nicht dasselbe metaphysische Denken auch in der Theorie Einsteins, die behauptet, Gravitationsfelder könnten durch bloße Koordinatentransformation" erzeugt werden? („Aus diesen Erwägungen sieht man, daß die Durchführung der allgemeinen Relativitätstheorie zugleich zu einer Theorie der Gravitation führen muß; denn man kann ein Gravitationsfeld durch bloße Änderung des Koordinatensystems erzeugen." A. Einstein, Die Grundlage der allgemeinen Relativitätstheorie. 1916. Abgedruckt in der Sammelschrift: H. A. Lorentz, A. Einstein, H. Minkowsky, Das Relativitätsprinzip. Leipzig 1922, S. 84.)

Auf diesen ersten, beiläufig geäußerten Gedanken folgt nun bei Engels eine ausführlichere Analyse:

> „Clausius II. Satz usw. mag sich stellen, wie er will, es geht ihm* Energie verloren, qualitativ, wenn nicht quantitativ ... Die Weltuhr muß aufgezogen werden, dann läuft sie ab, bis sie ins Gleichgewicht gerät, aus dem nur ein Wunder sie wieder in Gang bringen kann" **.

In der Tat führt der Vorgang der Zerstreuung der Energie dazu, daß die Energie — wie die Physiker sagen — „entwertet" wird; die zerstreute Wärme wird immer unfähiger, sich in andere Energieformen, insbesondere in eine „Molarbewegung", d. h. wahrnehmbare mechanische Bewegung, zu verwandeln. Nichts anderes drücken die Worte Engels aus: „Energie geht verloren, qualitativ, wenn nicht quantitativ."

In einer der Varianten des Vorwortes zum „Anti-Dühring" stellt schließlich Engels die Frage über den sogenannten „Wärmetod", der, wie dies Clausius' Nachfolger hartnäckig behaupteten, aus dem „Zweiten Hauptsatze" folge, in kategorischer Form:

> „Und wenn nun ein solches Sonnensystem", heißt es da, „seinen Lebenslauf vollbracht und dem Schicksal alles Endlichen, dem Tode, verfallen ist, wie dann? Wird die Sonnenleiche in Ewigkeit als Leiche durch den unendlichen Raum fortrollen, und alle die ehemals unendlich mannigfaltig differenzierten Naturkräfte für immer in die eine Bewegungsform der Attraktion aufgehen? ... Aber entweder müssen wir hier auf den Schöpfer rekurrieren, oder wir sind zu der Schlußfolgerung gezwungen, daß der glühende Rohstoff zu den Sonnensystemen unserer Weltinsel auf natürlichem Wege erzeugt wurde durch Bewegungsverwandlungen, die der sich bewegenden Materie von Natur zustehen, und deren Bedingungen also auch von der Materie. wenn auch erst nach Millionen und Abermillionen Jahren, mehr oder weniger zufällig, aber mit der auch dem Zufall inhärenten Notwendigkeit, sich reproduzieren müssen" *.

Dieser Gedanke Engels' hat nun eine glänzende Bestätigung erfahren. Vom Standpunkte der modernen Molekularmechanik haben Boltzmann und ganz vor kurzem Smoluchowsky gezeigt. daß der berühmte Clausiussche „Zweite Hauptsatz" eine statistische Schlußfolgerung enthält, die keineswegs die Möglichkeit eines Wiedereintritts derjenigen Bedingungen negiert, die in den ersten Phasen der Entwicklung des Sonnensystems notwendigerweise bestanden haben müssen. Mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung vermochte Smoluchowsky in einer Reihe von Spezialfällen sogar zu berechnen, wie oft sich jene Bedingungen erneuern müssen, unter denen der Ablauf eines Entwicklungszyklus, der nach dem Gesetz der Zerstreuung der Energie bereits abgeschlossen war, erneut beginnen kann. Smoluchowsky gelangte zu ungeheuren Zahlen, die sich jenen „Millionen und Abermillionen Jahren" nähern, von denen Engels spricht**. Die Be-

* Sollte wohl heißen: „nach ihm". A. T.

** F. Engels, op. cit. S. 70. Sind diese Gedanken Engels wirklich schon veraltet? — fragen wir erneut. A. T.

*** Ibidem S. 172 und 174.

**** Vgl. unsere Besprechung der Arbeiten Smoluchowskys in Heft 2 dieser Zeitschrift.

rechnungen Smoluchowskys betreffen allerdings Systeme äußerst geringer Ausmaße. Boltzmanns Arbeiten setzten bereits in den 70 er Jahren des verflossenen Jahrhunderts ein, Smoluchowskys Arbeiten dagegen stammen vom Jahre 1916. Nun frage man sich: Haben wirklich Engels Gedanken heute ihren Wert bereits eingebüßt?

Ist es nicht erstaunlich, daß Engels bereits das Ergebnis dieses heftigen Kampfes, dessen Beendigung vor wenigen Jahren wir selbst miterlebt, vorauszusehen vermochte? Indessen steht ohne Zweifel fest, daß die Arbeit auf diesem Gebiete noch nicht abgeschlossen ist, sondern noch andauert und auch in Zukunft fortgesetzt werden wird. Jedenfalls haben aber die theoretischen Arbeiten Boltzmanns und Smoluchowskys den Widerspruch zwischen der Mechanik und der Wärmetheorie, reversiblen und irreversiblen Vorgängen, aufs Glänzendste gelöst und die scharfe Grenze, die prominenteste Vertreter der theoretischen Physik zwischen diesen beiden Gebieten der Physik, den molekularen und molaren Bewegungen, bis vor kurzem noch gezogen hatten, beseitigt. „Der Unterschied beider ist hier aufgehoben." Für beide Disziplinen gelten die Gesetze der klassischen Mechanik.

Doch nicht nur die theoretische Physik, sondern auch die gesamte moderne Astronomie, die gezeigt hat, daß es unter den uns sichtbaren Sternen fast ebensoviel erlöschende wie aufglühende gibt, bestätigt den obenerwähnten Gedanken Engels', daß die „Weltuhr" stets aufgezogen bleibt, obwohl sie weder jemals aufgezogen worden ist, noch je aufgezogen wird. Das allein beweist schon, daß jenes Rohmaterial. dem die unserem Sonnensystem gleichen Systeme entspringen, „auf natürlichem Wege erzeugt wird."

Von Interesse ist ein weiteres Detail. Die theoretische Schlußfolgerung Boltzmanns und Smoluchowskys ergab sich im Gefolge einer Anwendung der statistischen Methode auf die Molekularbewegung, d. h. die moderne Physik bewies, wie eben Engels voraussagt, daß die Bedingungen, die die Bildung der Urnebel, aus denen die Sterne und Planeten hervorgehen, herbeiführten, „mehr oder weniger zufällig, aber mit der auch dem Zufall inhärenten Notwendigkeit sich reproduzieren müssen."

Auf dem Gebiete des Elektromagnetismus war Engels einer der ersten, der die Leistungen Maxwells zu würdigen wußte. Von Maxwell und seiner elektromagnetischen Lichttheorie begann nach den berühmten Versuchen von Heinrich Hertz, also nach 1888 (Maxwell war schon 1879 gestorben), buchstäblich alles zu sprechen. Die grundlegenden Arbeiten Maxwells: „Über physikalische Kraftlinien" und „Die dynamische Theorie des elektromagnetischen Feldes", worin ein ganzes Kapitel der elektromagnetischen Lichttheorie gewidmet ist, erschienen bereits vor 1865. Auf diese beruft sich Engels. Ich vermag der Auffassung des Gen. Rjasanoff keineswegs beizupflichten, laut der Engels „die ungeheure Bedeutung der Arbeiten Maxwells noch nicht klar gewesen sei"*. Wir finden hier im Gegenteil eines der frappantesten Beispiele für die Fähigkeit Engels', mit Hilfe der dialektischen Methode wissenschaftliche Leistungen zu einer Zeit zu wür-

* Ibidem, Einleitung D. Rjasanoffs, S. XXXII.

digen, als selbst Spezialisten dazu noch nicht imstande waren. Über Maxwells Arbeiten schreibt Engels:

> „Einen entschiedenen Erfolg hat die Äthertheorie bereits gehabt. Bekanntlich besteht wenigstens ein Punkt, wo die Elektrizität direkt die Bewegung des Lichts ändert: sie dreht seine Polarisationsebene. Clerk Maxwell, gestützt auf seine obige Theorie, berechnet, daß das elektrische spezifische Verteilungsvermögen eines Körpers gleich ist dem Quadrat seines Lichtbrechungsindex. Boltzmann hat nun verschiedene Nichtleiter auf ihren Dielektrizitätskoeffizienten untersucht und gefunden, daß bei Schwefel, Kolophonium und Paraffin die Quadratwurzel aus diesen Koeffizienten gleich war ihrem Lichtbrechungsindex. Die höchste Abweichung — bei Schwefel — betrug nur 4 %, somit ist speziell die Maxwellsche Äthertheorie also experimentell bestätigt worden" *.

Diese Worte enthalten nun, entgegen der Meinung Rjasanoffs, eine durchaus richtige Würdigung des wesentlichsten Teiles der Maxwellschen Theorie, nämlich des Beweises, daß das Licht einen elektromagnetischen Vorgang darstelle**. Niemand wird Engels beschuldigen, auf dem Standpunkt eines „vorchemischen mechanischen Materialismus" stehen geblieben zu sein. Einen erbitterteren Kampf gegen den mechanischen Materialismus, als er in der Naturdialektik" geführt wird, wird man schwerlich irgendwo finden, und doch hat er Engels nicht gehindert. den großartigen Versuch, die Lehre vom elektromagnetischen Felde mit der Mechanik zu verknüpfen, gebührend zu würdigen. Wer Maxwells Arbeiten über „Physikalische Kraftlinien" auch nur flüchtig überflogen, weiß, daß Maxwell in dieser Arbeit ein mechanisches Modell des elektromagnetischen Feldes dar-

---

* Ibidem, S. 298.

** Die grundlegenden Werke Maxwells zur Theorie des elektromagnetischen Feldes erschienen in der Zeitspanne von 1861—1865. Seine Abhandlung „Über physikalische Kraftlinien" erschien in Band 21 und 23 des „Philosophical Magazine" in den Jahren 1861 und 1862. Über die umfangreiche Untersuchung „Die dynamische Theorie des elektromagnetischen Feldes" wurde 1864 berichtet; sie erschien 1865 in den „Transactions of the Royal Society". Engels beruft sich gelegentlich der Erwähnung der Maxwellschen Theorie auf das Jahr 1864. Aus Engels Anmerkungen geht offensichtlich hervor, daß ihm die Arbeit „Über physikalische Kraftlinien" bekannt war, da bei ihm von einem Modell der elektrischen Kraftlinien als Wirbeln die Rede ist: „Uber die Art dieser Bewegung weichen die verschiedenen Theorien voneinander ab; diejenigen von Maxwell, Hankel und Regnard, sich an die neueren Untersuchungen über Wirbelbewegungen anlehnend, erklären sie in verschiedener Weise ebenfalls aus Wirbeln, so daß auch die Wirbel des alten Descartes auf stets neuen Gebieten wiederzu Ehren kommen" (op. zit. SS. 296, 298). Andererseits finden wir die Grundlagen der elektromagnetischen Lichttheorie in der „Dynamischen Theorie des elektromagnetischen Feldes" entwickelt. Das 1873 erschienene Buch Maxwells „A Treatise of Electricity and Magnetism" enthielt, abgesehen von einigen Details, verglichen mit den bereits erwähnten Arbeiten, nichts Neues. Das bestätigen am besten Maxwells eigene Worte im 20. Kapitel des „Treatise" (Vol. II, pag. 398 der ersten Auflage von 1873). Das Kapitel ist überschrieben: „Electromagnetic theory of light" und schließt mit folgender Bemerkung: „The theory given in this chapter was first published in the Philosophical Transactions for 1865." Damit wird auf die „Dynamische Theorie des elektromagnetischen Feldes" verwiesen. Auf diese beruft sich auch Boltzmann in seiner experimentellen, 1872 veröffentlichten Arbeit, die die Theorie Maxwells bestätigendes Erfahrungsmaterial beibringt. Gerade diese Experimente Boltzmanns erwähnt Engels.

stellt: die „Kraftlinie" wird einem Wirbel, für den die Gesetze der Hydrodynamik gelten, gleichgesetzt. Dieser, vom Standpunkt zahlreicher Marxisten der Gegenwart, „schreckliche Rückfall" in den „mechanischen Materialismus" wird nun von Engels nicht nur nicht verurteilt, sondern für einen unzweifelhaften Fortschritt gehalten. So heißt es Seite 298:

„Über die Art dieser Bewegung weichen die verschiedenen Theorien voneinander ab; diejenigen von Maxwell, Hankel und Regnard, sich an die neueren Untersuchungen über Wirbelbewegungen anlehnend*, erklären sie in verschiedener Weise ebenfalls aus Wirbeln. so daß auch die Wirbel des alten Descartes auf stets neuen Gebieten wieder zu Ehren kommen. Wir enthalten uns, auf die Einzelheiten dieser Theorien näher einzugehen. Sie weichen stark untereinander ab und werden sicher noch viele Umwälzungen erfahren. Aber ein entschiedener Fortschritt scheint in ihrer gemeinsamen Grundanschauung zu liegen ... Während die Äthertheorie einerseits einen Weg zeigt über die primitiv plumpe Vorstellung von zwei entgegengesetzten elektrischen Fluiden hinauszukommen, gibt sie andererseits Aussicht aufzuklären, was das eigentliche stoffliche Substrat der elektrischen Bewegung ist, was das für ein Ding ist, dessen Bewegung die elektrischen Erscheinungen hervorruft."

Hierauf folgt die bereits angeführte Stelle über die Maxwellsche Theorie, Schon aus diesen Worten geht hervor, daß Engels der Ätherphysik eine große Bedeutung beimaß. Noch unzweideutiger äußert sich Engels auf Seite 284:

„Wenn wir die Physik als Mechanik der Molekularbewegung bezeichnet haben, so wurde dabei nicht übersehen, daß dieser Ausdruck keineswegs das Gebiet der heutigen Physik ganz umfaßt. Im Gegenteil. Die Ätherschwingungen, die die Erscheinung des Lichts und der strahlenden Wärme vermitteln, sind sicher keine Molekularbewegungen im heutigen Sinn des Wortes. Aber ihre irdischen Wirkungen treffen zunächst die Moleküle ... Aber bei den elektrischen und Wärmeerscheinungen kommen doch wieder in erster Linie Molekularbewegungen in Betracht, wie dies nicht anders sein kann, solange wir über den Äther so wenig wissen. Sind wir aber erst soweit, die Mechanik des Äthers darstellen zu können, so wird sie auch wohl manches umfassen, was heute notgedrungen zur Physik geschlagen wird."

Aus diesen Worten ist ersichtlich, daß Engels jene Entwicklung der Mechanik und Übertragung ihrer Gesetze auf andere Gebiete der Physik, deren erfolgreicher Vormarsch vor allem Maxwell zu verdanken war, sehr hoch einschätzte**.

* Offenbar sind H. Helmholtz' „Über Integrale der hydrodynamischen Gleichungen, welche den Wirbelbewegungen entsprechen" (Journal für die reine und angewandte Mathematik, 1858) und W. Thomsons „On vortex motion" (Edinburgh Transactions, 1869) gemeint.

** Diese Entwicklung hielt an und dauert auch heute noch fort, mag sie infolge erneuter Modenachfrage nach Machscher Philosophie zuweilen auch in den Hintergrund gedrängt erscheinen. Vor allem muß an die Arbeiten der jüngsten Zeit erinnert werden, die weiteren Kreisen leider nur wenig bekannt sind, z. B. diejenigen J. J. Thomsons über „Die Anwendung der Dynamik auf Physik und Chemie", sowie dessen zahlreiche

Vielleicht wird jedoch der Leser erwidern, daß gerade diese Gedanken von Engels veraltet seien, denn es habe ja gar keinen Sinn, heute noch von einer Mechanik des Äthers zu reden, da doch die moderne Wissenschaft die Existenz des Äthers leugne. Bis zum laufenden Jahre (1925) war es unter dem Einflusse der lärmenden Agitation, die die Anhänger des Relativitätsprinzips entfaltet hatten, allerdings zur Gepflogenheit geworden, das Wort „Äther" offiziell zu vermeiden. Man ersetzte den Äther durch „die mit elektromagnetischen Eigenschaften ausgestattete Leere", wobei es als ausgemacht galt, daß diese Eigenschaften „in der jedes materiellen Trägers baren Leere lokalisiert" seien. Dieser Umstand rief zur großen Verwunderung des Verfassers dieser Zeilen nicht nur bei einer stattlichen Anzahl von Fachleuten, sondern auch bei sehr vielen, sich für Kenner der marxistischen Methodologie haltenden Marxisten keinerlei Bedenken hervor. Nun stellte sich aber im Laufe dieses Jahres heraus, daß das, was ganze 20 Jahre hindurch unmöglich zu sein schien, dennoch Tatsache ist. Dayton C. Miller in Amerika maß die relative Geschwindigkeit der Erde, ja, darüber hinaus, des ganzen Sonnensystems, gegenüber gerade jenem Äther, über den man in den letzten Jahren zu schweigen beliebte. Ungeachtet der herrschenden „Mode" wird man sich nun unverzüglich dem Studium just jener Äthermechanik zuwenden müssen, über die Engels in seinen Betrachtungen sprach. Wiederum fragen wir den Leser: Sind die in Engels' „Naturdialektik" in so reicher Fülle enthaltenen Gedanken veraltet?

Wenden wir uns nun der letzten „Brücke" zu, die man bereits zu Lebzeiten von Engels zu bauen begann: der „Brücke" zwischen Physik und Chemie. Dieses Gebiet zog Engels besonders an. Das bezeugt seine Spezialabhandlung über Elektrochemie, die ebenfalls in der „Naturdialektik" enthalten ist.

Zum Verständnis der Anschauungen Engels bedarf es eines Rückblickes auf die Geschichte der Chemie: „Die neue Epoche beginnt in der Chemie mit der Atomistik (Dalton, nicht Lavoisier, also der Vater der neueren Chemie)"*, sagt Engels. Auf die ersten Erfolge folgt eine gewisse Enttäuschung. Nach der Feststellung der Existenz im Verlaufe chemischer Prozesse sich nicht weiter zerlegender Atome und der Auffindung der Atomgewichte forderte das dialektische Denken, daß nun innerhalb dieser Mannigfaltigkeit die Einheit erschlossen werde. Das geschah durch den Versuch Prouts, der nachzuweisen suchte, daß alle Atomgewichte ein Vielfaches des Atomgewichtes des Wasserstoffs ausmachten. Wäre dieser Beweis damals gelungen, so wäre es jedem vernünftigen Menschen klar gewesen, daß die chemischen Elemente Verbindungen höherer Ordnung repräsentierten, die sich durch

Untersuchungen zur Theorie des elektromagnetischen Feldes, einschließlich seiner genialen Synthese der Quantentheorie und klassischen Elektrodynamik in der Abhandlung über „Die Struktur des Lichtes", die bis heute noch nicht die verdiente Würdigung gefunden. Desgleichen müssen die beiden Abhandlungen H. Helmholtz: „Über die physikalische Bedeutung des Prinzips der kleinsten Wirkung" (Crelles Journal, Bd. 100, 1886) und „Das Prinzip der kleinsten Wirkung in der Elektrodynamik" (Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1892. Desgl. Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. 3) erwähnt werden.

* op. zit. S. 204.

eine exzeptionelle Stabilität auszeichnen, jedoch aus der gleichen Urmaterie, dem Wasserstoff zusammengesetzt sind. Sämtliche qualitativen Unterschiede unter den Atomen wären damit auf die Quantität der sie zusammensetzenden Wasserstoffatome zurückgeführt worden. Die genaue Atomgewichtsbestimmung, die von einer Reihe von Chemikern, zuerst von Berzelius durchgeführt worden war, widersprach jedoch diesem glänzenden Gedanken. (Er bewahrheitete sich, wie wir sehen werden, erst im Jahre 1920.) Die Atomgewichte bilden kein Vielfaches des Atomgewichtes des Wasserstoffs. Die qualitativen Unterschiede spotteten einer quantitativen Erfassung. Engels bemerkt dazu in einer seiner älteren Notizen:

> „Wenn ich die Physik die Mechanik der Moleküle, die Chemie die Physik der Atome und dann weiterhin die Biologie die Chemie der Eiweiße nenne, so will ich damit den Übergang der einen dieser Wissenschaften in die andere, also sowohl den Zusammenhang, die Kontinuität, wie den Unterschied, die Diskretion beider ausdrücken. Weiterzugehen, die Chemie als ebenfalls eine Art Mechanik auszudrücken, erscheint mir unstatthaft. Die Mechanik — weitere oder engere — kennt nur Quantitäten. Sie rechnet mit Geschwindigkeiten und Maßen und höchstens Volumen ... In der Physik aber, und noch mehr in der Chemie, findet nicht nur fortwährende qualitative Änderung statt infolge quantitativer Änderung, Umschlag von Quantität in Qualität, sondern es sind eine Menge qualitativer Änderungen zu betrachten, deren Bedingtheit durch quantitative Veränderung keineswegs erwiesen ist"*.

Wenn wir uns dessen erinnern, daß die damalige Auffassung Prouts widerlegt worden war, müssen wir natürlich die Tatsache anerkennen, daß die damalige Wissenschaft über keinerlei Beweise für das Bestehen einer Abhängigkeit der qualitativen Veränderungen von den quantitativen beim Übergang von Element zu Element verfügte. Vielmehr verfügte sie über Beweise gerade gegen diese Annahme.

Aber Engels begnügt sich nicht mit einer solchen Feststellung, sondern erwägt in derselben Notiz die Möglichkeit auch eines anderen Standpunktes.

> „Wenn", heißt es wenige Zeilen weiter, „alle Unterschiede und Änderungen der Qualität auf quantitative Unterschiede und Änderungen, auf mechanische Ortsveränderungen zu reduzieren sind, dann kommen wir mit Notwendigkeit zu dem Satz, daß alle Materie aus identischen kleinsten Teilchen besteht, und alle qualitativen Unterschiede der chemischen Elemente der Materie verursacht sind durch quantitative Unterschiede in der Zahl und örtlichen Gruppierung dieser kleinsten Teilchen zu Atomen. Soweit sind wir aber noch nicht."**

Das, was Engels einer fernen Zukunft überlassen hatte, hat sich nun verwirklicht. Heute wissen wir, daß die Atome aus „Protonen" Wasserstoffatomkernen und Elektronen aufgebaut sind. Wir wissen, daß die einzelnen „Arten", die chemischen Elemente, aus mehreren

* Ibidem, S. 142.
** Ibidem, S. 144.

„Unterarten", Isotopen, bestehen, wobei das Atomgewicht dieser „Isotopen" ein ganzes Vielfaches des Atomgewichts des „Protons" ist. Was wir bisher Atomgewicht genannt, erweist sich in der Mehrzahl der Fälle als das Atomgewicht einer Mischung mehrerer Isotopen. So ist z. B. Chlor mit einem Atomgewicht von 35,45 ein Gemisch, das prozentual mehr Chlorisotopen vom Atomgewicht 35 und prozentual weniger Isotopen vom Atomgewicht 37 enthält. Hier haben wir demnach ein vortreffliches Beispiel einer Negation der Negation: Eine Auferstehung nach 100 Jahren in renovierter Form der Theorie Prouts, die zu Engels Zeiten von allen Chemikern zurückgewiesen worden war. Mehr noch: Auf elektronentheoretischer Grundlage entstanden in den letzten Jahren Theorien, die auch die Frage nach der räumlichen Orientierung der Elektronen in Molekülen, die aus mehreren Atomen zusammengesetzt sind, zu lösen imstande sind. In dieser Richtung verdankt die Wissenschaft besonders viel den Physikern J. Langmuir, W. Kossel und J. J. Thomson (vgl. dessen Vortragszyklus: „Das Elektron in der Chemie"), desgleichen A. M. Berkenheim*. Wie fruchtbar diese neue Richtung ist, ist aus Folgendem zu ersehen. Schon die umfangreiche Arbeit Langmuirs vom Jahre 1919 enthält äußerst interessante, die gesamte moderne Chemie berührende Ergebnisse, obwohl der Verfasser ausdrücklich versichert, daß es sich ihm zunächst nur darum handele, den ersten Schritt zu tun, und er es sich zur Aufgabe gemacht habe, lediglich eine einleitende Diskussion der Frage über die Lageverhältnisse der Elektronen in zusammengesetzten Molekülen zu geben. Obschon also die Frage der Bewegungen der Elektronen in seiner Theorie nicht behandelt wurde, erhielt er nichtsdestoweniger bereits hervorragende Ergebnisse. Wir wissen z. B. auf Grund der Ergebnisse der modernen Physik, daß um den zentralen Kern eines Kohlenstoffatoms 6 Elektronen kreisen, um den des Stickstoffatoms 7 und des Sauerstoffs 8. Somit muß ein Stickstoffmolekül 14 Elektronen, ein Molekül Kohlenoxyd (CO) ebenfalls 14 aufweisen. Langmuir kommt nun zu dem Schluß, daß die 14 Elektronen in beiden Fällen räumlich gleich angeordnet sein müßen. Und was ergab sich? Eine ganze Reihe chemischer und physikalischer Eigenschaften dieser Körper erwiesen sich als in der Tat gleich, überdies auch von der gleichen Quantität. Die bestehenden Unterschiede zwischen ihnen erklären sich dagegen aus der Verschiedenheit ihrer Kernzusammensetzung. Langmuirs Abhandlung enthält eine Fülle von Beispielen solcher den Chemiker überraschender Verhältnisse. Wir müssen hierbei erneut betonen, daß die Forschung auf diesem Gebiete noch in ihren Anfängen steckt, sich aber gerade in der Richtung der Zurückführung qualitativer Unterschiede auf Unterschiede in der Quantität und solche der gegenseitigen Lagebeziehungen von Elektronen und Protonen bewegt. Welch durchdringenden Scharfblick offenbarte doch Engels, dem sich diese Schlußfolgerungen der modernen Wissenschaft bereits in einer soweit zurückliegenden Zeit ergeben

* A. M. Berkenheim ist Professor der Chemie an der Universität Moskau und Verfasser einer vorzüglichen Einführung in die „Grundlagen der theoretischen Chemie", die in kürzester Zeit vier Auflagen erlebte (4. Aufl. 1925. Moskau, Staatsverlag. Russisch). (A. T.)

hatten, als er das periodische System Mendelejeffs eben erst kennengelernt hatte.

Dem glänzenden 8. Kapitel der „Naturdialektik", das die Überschrift trägt: „Allgemeine Natur der Dialektik als Wissenschaft", können wir entnehmen, daß Engels die dem qualitativen Übergang von Element zu Element zugrunde liegenden Veränderungen dank dem Periodizitätsgesetze Mendelejeffs bereits klar erfaßt hatte. Wir lassen hier seine ausgezeichneten Ausführungen folgen:

> „Endlich aber gilt das Hegelsche Gesetz nicht nur für die zusammengesetzten Körper, sondern auch für die chemischen Elemente selbst. Wir wissen jetzt, daß die chemischen Eigenschaften der Elemente eine periodische Funktion der Atomgewichte sind (Roscoe-Schorlemmer, Ausführliches Lehrbuch der Chemie, Bd. II, S. 823), daß also ihre Qualität bedingt ist durch die Quantität ihres Atomgewichts*.
>
> Und die Probe hierauf ist glänzend gemacht worden. Mendelejeff wies nach, daß in den nach den Atomgewichten angeordneten Reihen verwandter Elemente verschiedene Lücken sich vorfinden, die darauf hindeuten, daß hier noch neue Elemente zu entdecken sind. Eins dieser unbekannten Elemente, das er Ekaaluminium nannte, weil es in der mit Aluminium anfangenden Reihe auf dieses folgt, beschrieb er nach seinen allgemeinen chemischen Eigenschaften im voraus und sagte sein spezifisches und Atomgewicht, wie sein Atomvolumen annähernd vorher. Wenige Jahre später entdeckte Lecoq de Boisbaudran dies Element wirklich, und die Vorausbestimmungen Mendelejeffs trafen bis auf ganz geringe Abweichungen zu. Das Ekaaluminium war realisiert im Gallium (ebendaselbst, S. 828). Vermittelst der — unbewußten** —

* Wir würden heute sagen: durch die Zahl der den Kern umkreisenden Elektronen oder die Zahl der freien positiven Atomkernladungen. Diese Größen wachsen in Mendelejeffs System beim Übergang von Element zu Element um eine Einheit; gleichzeitig wächst auch das Atomgewicht. Da jedoch viele Elemente ein Gemisch von Isotopen darstellen, so kommt die Gesetzmäßigkeit klarer zum Ausdruck, wenn wir ihr statt des Atomgewichtes die Elektronenzahl oder die Ladung zugrunde legen.

** In der Tat sträubte sich Mendelejeff lange Zeit gegen die Auffassung, sein Periodizitätsgesetz führe zur Annahme der Einheit der Materie. Hier fällt mir eine Erzählung meines verstorbenen Vaters K. A. Timirjaseff über eine Diskussion in der Moskauer Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaft ein. K. A. Timirjaseff und A. G. Stoletoff stritten mit D. I. Mendelejeff über des englischen Physikers Crookes' Anschauungen, wobei sie des letzteren Ansicht über das periodische System als eines Beweismittels für die Einheit der Materie verteidigten. Mendelejeff war anderer Meinung und suchte schließlich Zuflucht bei folgendem Argument: „Aber Alexander Gregorjewitsch und Sie, Klimentij Arkadjewitsch werden doch beide zugeben, daß Sie Ihre eigene Individualität anerkennen, nicht wahr? Nun, so überlassen Sie es doch dem Kobalt und dem Nickel sich ihrer Individualität ebenfalls bewußt zu sein!" Dieser Vorfall beweist offensichtlich, daß Mendelejeff mit dem Gesetz des Überganges der Qualität in die Quantität in der Tat unbewußt, wenn auch nichtsdestoweniger glänzend operierte. (Anm. d. Red. Die hier erwähnten beiden Forscher gehören zu jenen Gelehrten, deren Namen auch außerhalb Rußlands einen hohen Klang hatten. K. A. Timirjaseff war ein hervorragender Botaniker, der verdienstvollste Vorkämpfer des Darwinismus in Rußland, ein Mann von umfassendem Wissen und ein aufrechter Kämpfer, überdies ein unübertrefflicher Popularisator. Er starb 1920. A. G. Stoletoff († 1896) gehörte zu den führenden russischen Physikern und hat zur Verbreitung physikalischer Kenntnisse durch inhaltsreiche und formvollendete populäre Reden außerordentlich viel beigetragen.)

Anwendung des Hegelschen Gesetzes vom Umschlagen der Quantität in Qualität war Mendelejeff eine wissenschaftliche Tat gelungen, die sich der Leverriers in der Berechnung der Bahn des noch unbekannten Planeten Neptun kühn an die Seite stellen darf"*.

Zusammenfassend können wir demnach feststellen, daß Engels in jenen Fragen der Physik, die den dialektischen Übergang von einem zum anderen Gebiete betreffen, sofort den richtigen Weg gewiesen hatte, den die moderne Naturwissenschaft, wenn auch nicht ohne Schwanken und zeitweiliges Abschwenken gegangen war und weiter verfolgt. Dies ist wohl der beste Beweis für die Kraft der dialektischen Methode. Es wäre jedoch vollkommen widernatürlich, wenn diese über 30 Jahre dem Moder ausgesetzten Blätter neben den erstaunlichen Voraussagen nun auch keinerlei Irrtümer aufzuweisen hätten. Gewiß sind Irrtümer vorhanden, jedoch auffallend wenig. Beschränkt man sich, wie wir dies bisher getan, auf die Physik, so muß vor allem hingewiesen werden auf die falsche Bemerkung, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektrizität die Lichtgeschwindigkeit übertreffe, ferner auf Fehler in der Beurteilung der Grundgesetze der Newtonschen Mechanik. Im X. Kapitel über die „Zwei Maße der Bewegung", das als Ganzes vom historischen Standpunkt sehr interessant ist, da es ein Bild der allmählichen Lostrennung des Energiebegriffes vom Kraftbegriff entwirft, findet sich daneben doch eine falsche Vorstellung vom Gesetz der Erhaltung der Quantität der Bewegung. Engels nimmt irrtümlicherweise an, daß beim Übergang von kinetischer Energie in Wärme die Summe der Quantitäten sichtbarer Bewegung ebenfalls abnehmen müsse. In Wirklichkeit behält dagegen das Gesetz von der Erhaltung der Quantität der Bewegung auch beim unelastischen Stoß seine Gültigkeit. Es bleibt ferner in Geltung auch in den Fällen des Atomzerfalls, wie es die vor kurzem in England durchgeführten Versuche bewiesen. Derselbe Fehler macht die ganze Kritik der Flutreibung, die das folgende, XI. Kapitel behandelt, hinfällig. Allein, selbst die Irrtümer großer Männer bleiben noch lehrreich. Ließen sich diese Fehler nicht aus dem Umstande erklären, daß in der Mechanik, die zur Zeit, als Engels seine Fragmente niederschrieb, eine große Volkommenheit erreicht hatte, jene Mängel, die zu bekämpfen Engels für besonders erforderlich hielt, d. h. der grobe Empirismus und die Sorglosigkeit in bezug auf theoretisches Denken, bereits nicht mehr vorhanden waren? Lag hierin vielleicht der Grund für die Vernachlässigung des Studiums dieses Gebietes? Oder sollte eine gewisse Geringschätzung der Mechanik sich etwa aus dem Kampfe gegen die „vorchemischen" Anschauungen der Materialisten des XVIII. Jahrhunderts ergeben haben? Mag dem nun sein, wie ihm wolle, äußerst interessant wäre es auf jeden Fall, Engels' Einstellung zur klassischen Mechanik mit derjenigen Lenins vom historischen Standpunkte und mit Rücksicht auf den Stand der Naturforschung zur Zeit Engels' und den der Jahre 1907 und 1908, der Zeit, als Lenin sein Buch über den „Materialismus und Empiriokritismus" schrieb,

* Ibidem, S. 226.

zu vergleichen. Das dünkt den Verfasser vorliegender Zeilen ein äußerst interessantes Thema zu sein.

Endlich sei noch auf die wichtigste Frage eingegangen: die Frage der Quantität und Qualität. Wie sind die Widersprüche, denen wir in der „Naturdialektik" begegnen, zu erklären? Wir zitierten bereits die Stelle auf Seite 142:

> „In der Physik aber, und noch mehr in der Chemie, findet nicht nur fortwährende qualitative Änderung statt infolge quantitativer Änderung, Umschlag von Quantität in Qualität, sondern auch sind eine Menge qualitativer Änderungen zu betrachten, deren Bedingtheit durch quantitative Veränderung keineswegs erwiesen ist."

Auf Seite 220 dagegen stoßen wir bereits auf andere Gedanken. Da heißt es:

> „Gesetz vom Umschlagen von Quantität in Qualität und umgekehrt. Dies können wir für unseren Zweck dahin ausdrücken, daß in der Natur, in einer für jeden Einzelfall genau feststehenden Weise, qualitative Änderungen nur stattfinden können durch quantitativen Zusatz oder quantitative Entziehung von Materie oder Bewegung (sogenannte Energie).
>
> Alle qualitativen Unterschiede in der Natur beruhen entweder auf verschiedener chemischer Zusammensetzung oder auf verschiedenen Mengen, resp. Formen der Bewegung (Energie) oder, was fast immer der Fall, auf beiden. Es ist also unmöglich, ohne Zufuhr, resp. Hinwegnahme von Materie oder von Bewegung, d. h. ohne quantitative Änderung des betreffenden Körpers, seine Qualität zu ändern. In dieser Form erscheint also der mysteriöse Hegelsche Satz nicht nur ganz rationell, sondern selbst ziemlich einleuchtend."

Hier scheint nun ein Widerspruch vorzuliegen: Einerseits haben wir es mit qualitativen Änderungen zu tun, von denen wir nicht wissen, ob sie quantitativen Änderungen ihre Entstehung verdanken, andererseits stellt sich bei der Formulierung der Gesetze der Dialektik heraus, daß „alle qualitativen Unterschiede in der Natur" auf quantitativen Änderungen der Materie oder der Energie oder beider zusammen beruhen.

Den Schlussel zur Lösung dieses Widerspruches bietet uns die Geschichte. In einer ganzen Reihe von Disziplinen der Naturwissenschaften, besonders in jenen, in denen eine strengwissenschaftliche Forschung erst einzusetzen beginnt, vermögen wir noch nicht zu beweisen, daß allen qualitativen Änderungen quantitative zugrunde liegen. Bedeutet das nun, daß man gelassen günstigere Zeiten abwarten und die Hände in den Schoß legen soll? Das Beispiel der Chemie, der Engels ein besonders lebhaftes Interesse entgegenbrachte, lehrt, daß wir selbst auf einem solchen Wissensniveau unsere Arbeit nicht nur fortführen können, sondern auch müssen. Nur folgere man daraus nicht, daß wir, sofern wir nicht schon heute jene quantitativen Änderungen, denen die qualitativen Änderungen in der Natur entspringen, aufzudecken imstande sind, wir sie auch in Zukunft nie aufdecken würden. In diesem Falle ständen wir dann vor einer Barriere, einer unüberbrückbaren Kluft, wogegen in erster Linie gerade

das dialektische Denken streitet. Die von uns zuletzt zitierten Worte wurden geschrieben nach der Aufstellung des periodischen Systems durch Mendelejeff, das unser gesamtes Wissen in der Chemie zusammenfaßte und die Chemie als Wissenschaft auf ein beträchtlich höheres Niveau emporgehoben hatte.

Daß der ebenerwähnte Widerspruch just diese Lösung erfährt, sagt ja Engels selbst:

> „In der Biologie wie in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft bewährt sich dasselbe Gesetz (vom Übergang der Quantität in die Qualität, A. T.) auf jedem Schritt, doch wollen wir hier bei Beispielen aus den exakten Wissenschaften bleiben, da hier die Quantitäten genau meßbar und verfolgbar sind."*

Engels' „Naturdialektik" bietet dank den in ihr enthaltenen, durch die spätere Entwicklung der Physik bestätigten Voraussagen, ein ganz besonders eklatantes und lehrreiches Beispiel dafür, daß die marxistische Methode, verbunden mit gründlichem Wissen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, die Möglichkeit in sich birgt, unmittelbare Lösungen selbst in solchen Fällen zu erhalten, in denen selbst Fachleute sie erst nach langem Zaudern und Zweifeln zu geben imstande sind.

* Ibidem, S. 226.

A. THALHEIMER

DIE AUFLÖSUNG DES AUSTROMARXISMUS

1. Fragen, die für den Austromarxismus nicht mehr existieren

Zum 70. Geburtstag Karl Kautskys (16. Oktober 1924) hat Otto Jenssen eine Festausgabe unter dem Titel „Der lebendige Marxismus" herausgegeben*, einen Band von über 600 Seiten, der eingehende Behandlung verdient. Denn die Schrift gibt einen Querschnitt durch die jüngeren Triebe des Austromarxismus zu Beginn der Ebbe zwischen zwei Revolutionswellen. Neben den Alten sind es ein gut Teil Jüngere, die hier zu Wort kommen. Das erhöht den symptomatischen Wert des Sammelbuches. Wir sehen so deutlicher nicht nur, was aus dem Austromarxismus heute geworden ist, sondern was er morgen sein wird.

Die Frage ist, wie soll man den Austromarxismus umschreiben, wenn man ihn als ein geschichtliches Ganzes nimmt? Von wann ab datiert er als besondere Richtung, wer gehörte und gehört dazu, wer nicht? Die eigentümliche historische Wirksamkeit K. Kautskys in der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung muß man von der Herausgabe der „Neuen Zeit" ab datieren, also von 1883. Ein linksmarxistischer Flügel, der dem Kautskyanismus kritisch entgegentrat, bildete sich in Westeuropa, wie in Rußland erst im 20. Jahrhundert. In Deutschland kann man die ersten Ansätze linksmarxistischer Strömungen bis auf 1903, den Dresdener Partcitag, zurückdatieren; die eigentliche Bruchstelle sind aber die Jahre 1908/10: 1908 das Jahr der Veröffentlichung des „Weges zur Macht" durch Kautsky, mit dem Kautsky die bessere theoretische Überzeugung dem deutschen Parteivorstande zuliebe, an dessen Spitze damals noch August Bebel stand, preisgab und den Weg des „Offiziösentums" der Theorie betrat. 1910 ist das Jahr des preußischen Wahlrechtskampfes, bei dem der Gegensatz zwischen dem kautskyanischen Flügel, der damals sich den Titel „marxistisches Zentrum" beizulegen begann, und dem linksmarxistischen politisch offen zutage trat. In Rußland tritt der Gegensatz zum Kautskyanismus mehr oder weniger deutlich hervor bei der Spaltung zwischen Menschewiki und Bolschewiki, jedoch bezieht sich dieser Gegensatz zunächst vorwiegend, wenn auch keineswegs ausschließlich, auf die Fragen der revolutionären Taktik und Strategie in Rußland: er wird ein allgemeiner, umfassender erst zu Beginn des zweiten Jahrzehntes des 20. Jahrhunderts,

* Der lebendige Marxismus. Festgabe zum 70. Geburtstage von Karl Kautsky. Herausgegeben von Otto Jenssen. Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena.

Aber kann man vor diesen Bruchstellen in Westeuropa und in Rußland alles, was nicht ausgesprochen opportunistisch und revisionistisch im Bernsteinschen Sinne war, zur Kautskyschen Schule rechnen? Das wäre offenbar falsch. Blickt man heute zurück auf die gesamte Laufbahn Kautskys, so sieht man seinen späteren positiven Verrat am Marxismus bereits in den Schwächen und Mängeln seiner ersten Arbeiten, in der Art, wie Kautsky den Marxismus verflachte und vereinfachte, im Keime angelegt. Auf eine Reihe Punkte hat bereits Lenin hingewiesen: so vor allem das „Vergessen" der Marxschen Staatstheorie, der proletarischen Diktatur als einer konkreten Losung. Nicht weniger kennzeichnend ist bei Kautsky von vornherein das Fehlen eines wirklichen Verständnisses für die Marxsche Dialektik. Besonders deutlich traten diese beiden Grundmängel hervor in der Auseinandersetzung mit Bernstein (1898) und dem Revisionismus überhaupt. Die Stellen über die Marxsche Staatstheorie, sowie über die Dialektik in Kautskys Antikritik gegen Bernstein verraten nicht nur Flachheit, sondern auch Unsicherheit und Verlegenheit.

Vergleicht man damit das gleichzeitige Auftreten von R. Luxemburg, Parvus, Mehring, Plechanow usw. gegen den Bernsteinismus, so fällt in die Augen, daß diese anti-bernsteinische Schlachtreihe weder gleichwertig noch auch gleichartig war und daß Kautskys damalige Mitkämpfer keineswegs im Verhältnis der Schülerschaft zu ihm, vielmehr selbständig neben ihm standen. Jeder einzelne von ihnen wußte den Marxismus, sei es tiefer, sei es lebendiger, sei es origineller zu fassen. Aber sie konnten noch alle in einer Schlachtreihe stehen, solange noch in Westeuropa der parlamentarisch-gewerkschaftliche Alltag herrschte, solange die sozialistische Revolution erst noch in den Wolken zu schweben schien und erst eine abstrakte theoretische Formel war. Bereits die Frage des Überganges von der parlamentarisch-reformistischen zur außerparlamentarisch-revolutionären Massenaktion schied die Geister, d. h. bereits die erste Konkretisierung der Formel der sozialistischen Revolution. Der zweite Scheidungspunkt, die Frage der Beurteilung des Imperialismus, war im Grunde dieselbe Frage in anderer Form: — die Frage der revolutionären Perspektive.

Die austromarxistische oder kautskyanische Schule kehrt ihre besonderen Züge erst an der Grenze des 1. und 2. Jahrzehntes des 20. Jahrhunderts hervor. Die eigentlichen Kautsky-Schüler sind erst die Otto Bauer, Karl Renner, Rudolf Hilferding, Gustav Eckstein, Otto Jenssen usw. Diese Schule kann sich rühmen, der Bourgeoisie aller Länder im Kampfe gegen die Arbeiterklasse und gegen die proletarische Revolution die wirksamsten theoretischen Waffen geliefert zu haben, wirksam vor allem wegen des orthodoxen und prinzipiellen Nimbus, der aus der Vorkriegszeit noch die Stirnen dieser Helden bestrahlte. Jetzt ist das Werk glücklich vollbracht, die proletarische Revolution ist im Westen noch einmal zurückgeschlagen, aber der Austromarxismus, der diese Lage hat mit schaffen, den Sieg der Bourgeoisie aktiv oder passiv, direkt oder indirekt hat mit erfechten helfen, ist begreiflicherweise jetzt keineswegs dazu gestimmt, Jubelfanfaren zu blasen. Das Resultat ist zu kläglich,

allzu demütigend: nicht der friedlich-demokratische Sieg des Sozialismus, sondern die kapitalistisch-junkerlich-monarchistische Restauration, Hindenburg als Nachfolger Eberts. Und das, was sie sich als unerläßliche Vorbedingung für den Sozialismus zusammenspintisierten, der kapitalistische „Wiederaufbau", das leitet gerade den „Abbau" der spärlichen Errungenschaften der Arbeiterklasse auch auf ökonomischem Gebiete ein. Trotzdem die austromarxistische Schule so theoretisch wie praktisch vollkommen bankrott gemacht hat, ist sie keineswegs traurig oder verzweifelt. Da die Wirklichkeit ihr nicht recht gegeben hat — so ist offenbar die Wirklichkeit im Unrecht. Und, „Einerseits-Anderseits"-Kleinbürger, finden sie auch an dieser Wirklichkeit eine „gute Seite". Haben sie nichts von der Revolution, so haben sie wenigstens Konterrevolution gelernt, und dazu noch, wie man die Konterrevolution „marxistisch" begründet, rechtfertigt und ausstaffiert. Sind sie im Sozialismus keinen Schritt weitergekommen, so haben sie immerhin das Vergnügen gehabt, nunmehr praktisch kapitalistische Wirtschaftspolitik zu machen. Ist es ein Bankrott, so doch ein nahrhafter, selbstzufriedener, gutgepolsterter Bankrott, auf dem es sich bequem ruhen läßt.

Die „vierte Phase des Marxismus", ein Ausdruck, den der Meister. Karl Kautsky selber geprägt und den O. Jenssen übernimmt, ist so der Umschlag des auf die Reformpolitik zugestutzten Marxismus in die Apologie der Konterrevolution und zu guter Letzt der kleinbürgerlichen Reaktion, die bald bewundernd, bald knurrend und immer hoffend hinter dem Wagen der großen Kapitalmonopole einherläuft. Und so wie sich die Sozialdemokratie politisch und materiell von den Abfällen vom Tische des Monopolkapitals nährt, so auch ideologisch. Diese „vierte Phase des Marxismus" verläuft sich, wie wir sehen werden, in das Aufgreifen aller ideologischen Zerfallsprodukte der Großbourgeoisie. Jedoch geht das nicht einfach so, daß die bürgerliche Ideologie, so wie sie ist, aufgenommen werden könnte. Denn erstens beansprucht auch diese „Phase des Marxismus" eine Theorie der Arbeiterklasse, ihres Kampfes gegen die Bourgeoisie zu sein. So muß sie also gleichzeitig den Schein zu wahren suchen, als ob sie die alte revolutionäre, nur den veränderten Umständen angepaßte Theorie des Marxismus sei. Anderseits haben die Ideologen der Großbourgeoisie kein Interesse an diesem revolutionären Schein, an diesem Kompromiß zwischen marxistisch-revolutionärer Phrase und bürgerlichem Inhalt, und das um so weniger, je schroffer und rücksichtsloser die Großbourgeoisie gegen die Arbeiterklasse auftritt. Wie politisch und ökonomisch, so geht sie jetzt auch ideologisch aufs Ganze und drückt auch die bürgerliche und kleinbürgerliche Verfälschung des Marxismus an die Wand. Siehe z. B. als Symptom hierfür Herrn Sombart in der jüngsten Auflage seines „Sozialismus und soziale Bewegung", wo die ehemaligen „Meister" Marx und Engels sich in ganz gewöhnliche Sophisten verwandelt haben und der Leninismus in der Manier der ersten besten antibolschewistischen Schmähschrift behandelt wird. Herr Sombart hat aber immer eine gute Nase dafür gehabt, wie der Wind bei den Seinen weht. So sieht sich also jetzt der Austromarxismus in seiner „vierten Phase" in die Verteidigung

gedrängt. Otto Jenssen, der als Einleitung zum Sammelband einen Widmungsbrief an den „verehrten Genossen Kautsky" schreibt, erklärt daher, „diese Festgabe soll die Fruchtbarkeit der Marxschen Methode, die Sie (Kautsky) durch so zahlreiche Bücher und den Inhalt der Jahrgänge der „Neuen Zeit" erwiesen haben", aufs neue dartun „an den Problemen, die heute der Theorie und Praxis der Arbeiterbewegung gestellt sind". (S. 5.)

„Dem Gerede von der endgültigen letzten Krise des Marxismus wollen wir die Tatsache des lebendigen Marxismus entgegenstellen." (S. 6.) „Unsere Periode der Reaktion unterscheidet sich dadurch von der Reaktionsperiode nach 1848, daß wir mitten im Kampfe uns theoretisch orientieren müssen." (S. 6.) Die Festschrift solle beweisen, „daß jener theoretische Geist noch lebendig ist, den Sie im deutschen Proletariat zu wecken, zu pflegen und zu erhalten seit einem halben Jahrhundert bemüht waren." (S. 7.) Abgesehen davon, daß der Geist des Kautskyanismus aus der Zeit vor 1910 bereits schal und abgestanden ist, sintemal bei aller „Periode der Reaktion" mit dem Jahre 1917, mit der russischen Revolution, die Weltrevolution nun tatsächlich begonnen hat, so unterschlägt hier Jenssen einfach den jähen Bruch, den Kautsky seit 1914, ja bereits seit 1910, mit dem Marxismus vollzogen hat. Wir werden weiter unten sehen, wie Jenssen und sein Kreis von Marxisten sich für diese Geschichtsfälschung schadlos hält, indem er dem Meister Kautsky ebenso schlimm mitspielt, wie dieser seinerseits Marx und Engels. „Wie du mir, so ich dir." „Jede politische Bewegung", schmettert nach dieser Leistung Jenssen in die Trompete; „bedarf dieses Geistes rücksichtsloser wissenschaftlicher Forschung und kühnen revolutionären Denkens." (S. 7.)

Als Zweck der vorliegenden Sammlung gibt Jenssen an:

„Diese Festgabe will ein bescheidener Beitrag zu dem Werke unserer Generation sein, den Marxismus auf die Verhältnisse und Bedingungen des heutigen Weltkapitalismus und Weltproletariats anzuwenden und die Vertiefung der sozialistischen Theorie zu fördern." (S. 7.)

Danach erwartet man von einem „lebendigen Marxismus" zu allererst die Auseinandersetzung mit den Fragen, die die Weltrevolution aufgeworfen hat: das Wesen und die internationale Bedeutung der russischen Revolution, das Verhältnis der bürgerlichen Demokratie zur proletarischen Diktatur, insbesondere zum Typus des Sowjetstaates, eine kritische Auswertung der russischen Erfahrungen über den Aufbau der sozialistischen Wirtschaft, also über die Bedeutung des Kriegskommunismus, der neuen ökonomischen Politik, Rechenschaft über den Gang der Revolution in Mitteleuropa und das Verhalten der Sozialdemokratie zu ihr, eine Analyse der Wandlungen des Kapitalismus in der Kriegs- und Nachkriegszeit, eine Stellungnahme zu den Revolutionen der Kolonialvölker, zur Bauernfrage, zur nationalen Frage.

Schließlich die kritische Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Ideologie der Nachkriegszeit, mit der bürgerlichen Philosophie und Ökonomie vor allem, dann die dialektisch-materialistische Behandlung

der kolossalen Revolution, die sich in der Naturwissenschaft, vor allem in Physik und Chemie, vollzogen hat, die Bearbeitung des neuen Materials in Urgeschichte, Ethnologie und Anthropologie.

Das, dünkt uns, sind vor allem die Fragen, die den „lebendigen Marxismus" angehen.

Statt dessen finden wir folgendes:

Erste Abteilung: „Zur ökonomischen Theorie der Nachkriegszeit." Unter diesem Titel sind folgende Aufsätze vereinigt:

„Prosperitäts- und Depressionsperioden" Von S. de Wolff (Amsterdam)

„Zur Analyse der Weltwirtschaftskrise" Von Dr. Otto Leichter (Wien)

„Einige Bemerkungen über den Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise" Von Benedikt Kautsky

„Kautsky als Geldtheoretiker" Von Alfred Braunthal

Eine sonderbare „Lebendigkeit": Kein Wort über die neuen Formen kapitalistischer Konzentrationen in und nach dem Kriege, über den Imperialismus, seine ökonomischen Grundlagen und Tendenzen, kein Wort über die ganz neue und eigenartige und für wirkliche Marxisten „lebendigste" aller Erscheinungen auf ökonomischem Gebiet — das Wechselverhältnis zwischen der Wirtschaft Sowjetrußlands und seiner kapitalistischen Umgebung.

Zweite Abteilung. „Der Weg zur Sozialisierung"

Unter diesem Stichwort finden sich folgende Aufsätze:

„Verfassungsfragen der Gewerkschaften" Von Richard Seidel

„Arbeiterschaft und Intellektuelle" Von Dr. Theodor Cassau

„Erfahrungen des österreichischen Sozialisierungsversuches" Von Dr. Käthe Leichter (Wien)

„Die Gemeinwirtschaft als soziologisches und organisatorisches Problem" Von Bruno Zschätzsch

Hier ist zweierlei charakteristisch. Erstens das völlige Fehlen Sowjetrußlands. Der erste und bisher einzige Versuch, im Rahmen eines großen Staates den Weg zum Sozialismus einzuschlagen, heute das klassische Objekt jeder theoretischen Untersuchung des „Weges zur Sozialisierung" — fehlt einfach, ist für diese Herrschaften offenbar kein Gegenstand der Theorie, sondern höchstens der Moral. Zweitens vermissen wir völlig in dieser Reihe das große Kolonialland des Austromarxismus, unser teueres Germanien, allwo vor wenigen Jahren die „Sozialisierung marschierte", eine Sozialisierungs-Kommission mit den größten Leuchten des Austromarxismus unzählige Sitzungen hielt und pfundschwere Berichte abfaßte, wo unzählige strebsame Doktoranden und Privatdozenten über die Sozialisierung schrieben. . . . Warum so stumm über dieses Kapitel, meine Herren? Die Herrschaften vom „lebendigen Marxismus" können wohl keine Leichen riechen? So sind die kläglichen Fehlgeburten der „Sozialisierung" in Österreich oder genauer gesprochen in der Wiener Gemeinde der einzige Gegenstand, der der Betrachtung dieser Forscher würdig ist.

Dritte Abteilung: „Politik und Geschichte" Hierunter fallen folgende Aufsätze:

„Gesellschaftsordnung und Zwangsordnung" Von Max Adler (Wien)
„Marxistische Außenpolitik" Von Hugo Saupe
„Magyaren und Südslawen in den Jahren 1848 und 1849" Von Hermann Wendel
„Die altchinesischen Farbbezeichnungen" Von Eduard Erkes
„Die Stellung der sozialistischen Partei zur Geburtenbeschränkung" Von Oda Olberg (Rom)
„Mutterschaftszwang und Bevölkerungspolitik" Von Professor Tandler (Wien)
„Psychologische Voraussetzungen des Sozialismus" Von Anna Siemsen
„Erziehungsarbeit und Klassenkampf" Von Max Hodann (Berlin-Friedenau)

Die „rücksichtslose wissenschaftliche Forschung" und das „kühne revolutionäre Denken" unserer Austromarxisten drückt sich also hier kläglich und klüglich vorbei an den Fragen, die im Mittelpunkt revolutionärer Politik stehen: der Frage von Staat und Revolution, bürgerlicher Demokratie und Sowjetstaat. Die politische Auseinandersetzung mit der russischen Revolution und mit Lenin war hier gar nicht zu umgehen. Aber ebensowenig die Auseinandersetzung mit der eigenen politischen Vergangenheit während der Revolution, d. h. der eigenen konterrevolutionären Wirksamkeit. Aber freilich, für eine Festschrift zu Ehren der Herren selber, war das etwas „unpassend". Was die Herren hier behandeln, sind ausschließlich die Sorgen des Kleinbürgertums und der im kleinbürgerlichen Denken befangenen Arbeiterschaft: Geburtenbeschränkung, die Rebellion gegen die Bevölkerungsbedürfnisse des Kapitalismus in dessen Rahmen und gleichzeitig die Anpassung an diese Bedürfnisse als Rebellion, die „Bildung" (nämlich als die Frage, wie wird die Arbeiterklasse auf der Schulbank reif für den Sozialismus, nicht als die Frage der geistigen Ausrüstung für den revolutionären Kampf) und schließlich die Frage, wie die Arbeiterklasse ebenfalls außerhalb des revolutionären Kampfes die „psychologischen" Voraussetzungen erwirbt, damit die Bauer, Hilferding und Renner auf friedlichem und demokratischem Wege die Bourgeoisie besiegen.

Vierte Abteilung: „Neuland des historischen Materialismus", folgende Aufsätze umfassend:

„Das Weltbild des Kapitalismus" Von Otto Bauer
„Die Strömungen in der modernen Medizin im Lichte des historischen Materialismus" Von Dr. med. Karl Kautsky (Wien)
„Darwinismus und Marxismus" (Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Voraussetzung des Sozialismus.) Von Julius Schaxel
„Vom Sozialismus als sittliche Idee" Von Albert Kranold (Jena)
„Geographie und materialistische Geschichtsauffassung" Von Georg Engelbert Graf

„Die Psychologie der Masse. Kautsky und Freud" Von Otto Jenssen

Dieses „Neuland des historischen Materialismus" muß man richtig verstehen. Es ist nicht neues Land für den Materialismus, sondern Land, das dem Materialismus allerdings völlig neu ist — nämlich die Eselswiese des bürgerlichen Idealismus. Die Herren Austromarxisten sind umgekehrte Kolumbusse. Dieser fuhr nach Westen, um Ostindien zu finden und entdeckte bei dieser Gelegenheit einen neuen Weltteil. Sie landen, auf der Suche nach Neuland für den historischen Materialismus — an den Küsten der alten Welt des Idealismus und versuchen noch, uns einzureden, dies sei ein neues Amerika.

2. Die Zersetzung des dialektischen Materialismus

Wir beginnen, wie billig, mit dem Anfang, mit der Grundlage, mit dem dialektischen Materialismus, und zwar mit dem „Philosophen" der austromarxistischen Schule, Max Adler. Sein Aufsatz über „Gesellschaftsordnung und Zwangsordnung" (S. 279—296) liquidiert mit einem Schlag sowohl die Marxsche Staatsauffassung als auch die materialistische Dialektik. Das ist nicht wenig auf einem Bogen!

Max Adler beginnt mit der für einen Marxisten verblüffenden Entdeckung, daß Staat und Gesellschaft nicht im Gegensatz zueinander stehen können. Denn der Staat ist „mit Marxschen Worten" nur eine Einrichtung der Gesellschaft. „Die Vorstellung eines Gegensatzes von Staat und Gesellschaft stammt noch aus der Hegelschen Philosophie, wo diese Art zu denken einen Sinn hatte. . . . Wer von einem Widerspruch des Staates gegen die Gesellschaft spricht, der meint eigentlich, daß der Staat nicht der Idee der Gesellschaft, d. h. einer idealen Gemeinschaft gemäß ist."

Hegel ordnete bekanntlich die Gesellschaft, bestimmter die bürgerliche Gesellschaft dem Staate, d. h. dem bürgerlichen Staate unter. Marx Kritik als Junghegelianer und dann als Feuerbachianer beginnt mit dem Nachweis, daß das wahre Verhältnis umgekehrt — daß nämlich der bürgerliche Staat ein Organ der bürgerlichen Gesellschaft, ihr also untergeordnet ist, wie das Mittel dem Zweck. Für den Marx, der nicht mehr Junghegelianer oder Feuerbachianer ist, von Staat und Gesellschaft schlechthin ohne nähere Bestimmung zu sprechen, ist sinnlos. Wo Marx und Engels später vom „Staat" ohne nähere Bestimmung sprechen, sind der bürgerliche Staat oder vorbürgerliche Staatsformen gemeint, wenn von „Gesellschaft", die bürgerliche, vorbürgerliche Gesellschaftsformen, zuweilen auch die kommende sozialistische. Man ahnt jedoch, wozu Max Adler diese Taschenspielerei gut ist. Da für den Austromarxismus der bürgerlich-demokratische Staat das letzte Wort, die Staatsform der proletarischen Revolution ist, so darf kein realer Gegensatz zwischen der Arbeiterklasse und dem bürgerlichen Staat existieren und nach der Manier aller bürgerlichen Staatsphilosophie drückt das Adler so aus, daß „Staat" und Gesellschaft schlechthin keinen Gegensatz bilden können.

Sehen wir uns die Begründung an. Adler beginnt mit der Erklärung dessen, was Gesellschaft ist:

„Vergesellschaftung ist erkenntnistheoretisch zu verstehen als die notwendige immanente Bezogenheit jedes Individualbewußtseins auf artgleiches Nebenbewußtsein (Uff!!), mit dem es eine geistige Einheit bildet, während Vergesellschaftung im ökonomischen Sinne bereits eine Konkretisierung, d. h. eine empirische Erscheinungsform jeder geistigen Vergesellschaftung ist." (S. 280.)

Bereits das neukantianische Kauderwelsch ist charakteristisch. Die Herren stolzieren in den bereits abgelegten Kleidern der bürgerlichen Philosophie, die ihrerseits in den abgelegten Kleidern ihrer Vorväter wandelt. Jetzt ist bekanntlich Hegelsche und andere Metaphysik die neueste Mode nebst Okkultismus, Paraphysik, Parapsychologie und ähnlichen schönen Dingen. Der „lebendige Marxismus" trägt also die vierte und fünfte Montur der Bourgeoisie auf. (Beim preußischen Kommiß war dies bekanntlich das Zeug, mit dem die jungen Rekruten beim Beginn des Drilles gesegnet wurden.)

Aber abgesehen von diesem Kauderwelsch, so ist hier mit einer Handbewegung der historische Materialismus aufgegeben und in den Idealismus hineingeschlittert. Denn das Erste, Primäre bei Max Adler ist das Gesellschaftsbewußtsein (noch mehr das Gemeinschaftsbewußtsein, was dazu noch die bürgerliche Gesellschaft verfälschen, sie zu einer bewußt gesellschaftlichen machen heißt, während in Wirklichkeit hier nur Klassenbewußtsein ist, fertig ausgebildet bei der herrschenden Klasse, werdend in den unterdrückten Klassen, beschränkt zunächst auf ihre revolutionäre Partei, mehr oder weniger die ganze Klasse umfassend im Akt der proletarischen Revolution, der eben den breiten Durchbruch des Klassenbewußtseins des Proletariats ausmacht). Die materielle Vergesellschaftung, d. h. die Ordnung der materiellen Arbeit, ist nach Adler nur „Erscheinungsform", d. h. abgeleitet sekundär. Das ist bereits reiner Idealismus.

Nach bewährten Kantischem Vorbild geht Max Adler vom Bewußtsein des Einzelnen aus, um aus ihm das Gesellschaftsbewußtsein abzuleiten. Man braucht nur einen Blick auf die antiken Staatstheorien zu werfen, z. B. Aristoteles, die von der Gesellschaft zum Individuum herabsteigen, um in dieser „erkenntniskritischen" und voraussetzungslosen Manier die bürgerliche Gesellschaft als ihre Voraussetzung zu entdecken, deren Elemente in der Tat der Einzelne, der Privatmensch mit seinem Privatbewußtsein, seinen Privatinteressen, während die „Gesellschaft" in ihr ohne Bewußtsein, ein Produkt des blinden Mechanismus des kapitalistischen Systems ist.

Und nun erklärt Adler den Staat:

Der Staat ist „jene Form der Vergesellschaftung, welche nicht mehr auf ökonomischer Solidarität ihrer Glieder beruht, sondern in welcher deren Verbindung nur mehr auf der unsolidarischen Grundlage ökonomischer Klassengegensätze beruht."

Also philosophisch verkauderwelscht er die Marx-Engelsche Definition, wonach der Staat die Maschine einer oder mehrerer herrschenden Klassen zur Niederhaltung der jeweils unterdrückten und

ausgebeuteten Klassen. Danach ist also der Staat an die Existenz einer antagonistischen, einer Form der Klassengesellschaft gebunden.

Auf der Höhe dieser marxistischen Erkenntnis kann Herr Adler nicht umhin, nachlässig diejenigen zurechtzuweisen, die sich in „sentimentalen Deklamationen über Gewalttätigkeit des Bolschewismus" (S. 282) ergehen. Sie beweisen damit nur ihr Unverständnis für das Wesen des Staates und des revolutionären Klassenkampfes. Der Staat ist immer Unterdrückungsmaschine der Klassenherrschaft. Wie wird da dem Jubilar Karl Kautsky?

Indessen, Herr Adler hat diese überlegene Höhe nur erklommen, um von ihr mit einem kühnen Schwung in die Sümpfe der bürgerlichen Staatsphilosophie zu tauchen.

Der Staat ist eine „territoriale Zwangsorganisation", aber „gesellschaftliches Leben ohne Zwangsorganisation ist überhaupt nicht möglich". (S. 283.) Also hat „der Staat" wohl einen historischen Anfang gehabt, aber er hat kein historisches Ende — er ist ewig.

Bereits die Markgenossenschaft ist eine „Zwangsorganisation". Bisher wußten wir, daß die genossenschaftliche Organisation der gerade Gegensatz zur staatlichen Zwangsorganisation ist.

Gegenüber dem Neukantianer Stammler entwickelt dann Adler:

> „Bloß soviel ist richtig, daß alles gesellschaftliche Leben immer zugleich auch rechtlich geordnetes Leben ist; aber daß es nur dieses wäre, ist die falsche, von R. Stammler begründete Meinung einer sehr stark vertretenen modernen Richtung der Soziologie und Rechtslehre." (S. 284.)
>
> „Unsere bisherige Darlegung ist von einer Grundvoraussetzung ausgegangen, daß es nämlich keine Gesellschaftsordnung ohne Rechtsordnung, wohl aber ohne Staatsordnung geben könne. Somit sind für uns zwar nicht Staats- und Zwangsordnung, wohl aber Gesellschafts- und Zwangsordnung identische Begriffe." (S. 285).

Die apriorische Methode (Herr Adler kopiert auch in der Methode seinen Dühring) streicht mit einem Federstrich aus der Geschichte alle die primitiven Gesellschaftsformationen, die von einer „Rechtsordnung" noch nichts wissen, eine Periode, die ungleich länger ist, als die, in denen „Rechtsordnungen" existiert haben. Fast überall ist die schriftliche Fixierung einer Rechtsordnung, das geschriebene Gesetz innerhalb der geschichtlichen Überlieferung der Völker, an ihrer Grenze (Solon, Lykurg usw.) entstanden, macht Epoche in ihrer Geschichte, weil sie in der Tat der Übergang ist aus der durch gesellschaftliche Sitte (zu deren Kräftigung in der Regel noch religiöse Riten, Zeremonien und Überlieferungen kommen) geregelten Gesellschaft, zu der mit einer Rechtsordnung versehenen, weil sie zusammenfällt mit der Ausbildung des Privateigentums, von Klassengegensätzen und des Staates. Das Recht beginnt, wo die gesellschaftliche Sitte zermürbt, zweifelhaft, strittig geworden ist. Sie wird strittig, wo Klassengegensätze in die primitive Gesellschaft eindringen, wo das Privateigentum in größerem Umfange sich festsetzt. Das geschieht noch im Rahmen von Gesellschaften auf kommunistischer Grundlage, aber es kennzeichnet bereits ihren Abstieg, ihre

beginnende Auflösung. Wo Recht ist, da ist ein Richter, wo der Richter, da ist der Büttel, die Polizei, die militärische Gewalt, — die Zwangsordnung. Die apriorische Methode beweist, indem sie das Beweisende voraussetzt und dann frisch darauflos deduziert.

Und nun kommt die Nutzanwendung. Der revolutionäre Klassenkampf ist das „Mittel zur Herstellung einer Gesellschaftsordnung, die nicht mehr Staat und gleichwohl Zwangsordnung ist." (S. 286.)

Heureka! Da hätten wir also das Mittelglied, das missing thing, zwischen der bürgerlichen Demokratie und der sozialistischen Gesellschaft, der kein Staat mehr ist, aber noch eine Rechtsordnung, daher Richter, daher Polizei, daher bewaffnete staatliche Macht hat — also die bürgerliche Staatsmaschine, nur mit sozialistischer Besetzung und dem Dekret, daß diese Staatsorgane künftig nicht mehr Staatsorgane, sondern Zwangsorgane zu heißen haben, sintemalen die Herren Adler, Bauer, Hilferding und Jenssen inzwischen durch einen gewissen Lenin daran erinnert worden sind, daß in der klassenlosen sozialistischen Gesellschaft der Staat „abstirbt", überflüssig wird, verschwindet. Der einfache Witz der Adler und Co. besteht darin, den Staat und d. h. die bürgerliche Staatsmaschine bestehen zu lassen, aber das Wort abzuschaffen! Echt austromarxistisch in der „vierten Phase".

Worin besteht nun in der sozialistischen Gesellschaft die „Zwangsordnung"? Die Ordnung in einer sozialistischen Gesellschaft, so deduziert Herr Adler apriorisch, ist nicht die Beherrschung eines Teils durch den andern, aber doch „zwingend":

1. weil „erzwungen durch die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens selbst";

2. weil „sie jede Verletzung, ja auch eine Nichtbeachtung dieser notwendigen Ordnung an dem Verletzer oder Gleichgültigen ebenso ahnden muß, wie sie den Zweck, um dessentwillen die Ordnung besteht, erreichen will." (S. 288/9.)

Unter 1. leistet sich Adler den Trick, Zwang, gesellschaftliche Zwangsgewalt, zu verwechseln mit Notwendigkeit, also wie die Logiker sagen, eine quaternio terminorum, eine Verdoppelung des Mittelbegriffes.

Unter 2. versichert uns Herr Adler einfach, daß er sich keine gesellschaftliche Ordnung ohne Zwangsgewalt, d. h. faktisch ohne Staatsgewalt, vorstellen kann, daß er also über den Horizont der Klassengesellschaft nicht hinaussieht und ihre Formen mit anderem Namen in die klassenlose sozialistische Gesellschaft überträgt. Das ist eine petitio principii — eine Unterstellung des zu Beweisenden. Adler versichert uns geradezu, daß „Zwangsordnung" „gar nichts anderes als die Ordnung einer gemeinsamen Tätigkeit überhaupt".

Wir haben hier im Grunde den wiederauferstandenen Eugen Dühring. Herr Eugen Dühring konnte sein Preußen nicht vergessen und sich seine „sozialitäre Gesellschaft" jedenfalls nicht ohne staatliche Fuchtel vorstellen. Herrn Max Adlers aprioristischer Horizont ist durch die Grenzpfähle der schwarz-gelben Republik von Gnaden des Völkerbundes und allenfalls noch der Ebertrepublik begrenzt.

Auch nach Dühring gibt es in der „Staatsordnung der Zukunft" Gesetzgebung, Richtertum und Wehrbund (Armee, Polizei, Gendarmen). Was dazu zu sagen ist, sagt Engels in seiner Kritik der Dühringschen „Gewalttheorie" klar und bündig.

> „Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten gibt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, gibt es nichts mehr zu reprimieren, das eine besondere Repressionsgewalt, einen Staat nötig machte ... Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse (nach Eroberung der Staatsgewalt durch die Arbeiterklasse A. Th.) wird auf einem Gebiet nach dem anderen überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht abgeschafft, er stirbt ab." (Anti-Dühring, 3. Aufl., S. 302.)

Offenbar hat F. Engels seinen Max Adler vorausgeahnt. Die „besondere Repressionsgewalt" ist zu deutsch die Adlersche „Zwangsgewalt". Sie ist identisch mit der Staatsgewalt. Sie verschwindet mit ihr in der klassenlosen sozialistischen Gesellschaft.

Aber hört denn nicht die Welt auf, wenn es keine „Rechtsordnung", keinen Richter, keinen Staatsanwalt, keinen Polizeibüttel, am Ende gar keine Gefängnisse mehr gibt? Wer oder was hält „Ordnung", wenn nicht der Polizeibüttel? Die Vorstellung des selbstsüchtigen und widergesellschaftlichen Individuums, das nur durch den Polizeistock in dieser oder jener Gestalt in Ordnung zu halten ist, ist selbst nur ein Reflex der Klassengesellschaft im allgemeinen und ihrer ausgeprägtesten Form, der bürgerlichen Gesellschaft im besonderen. Es ist klar, daß die vollentfaltete sozialistische Gesellschaft ein gesellschaftliches Bewußtsein, als gewohnheitsmäßigen Antrieb für den einzelnen, zum erstenmal wieder seit dem Untergang der primitiven kommunistischen Gesellschaften schaffen wird, aber jetzt, da diese Gesellschaft nicht mehr unter dem übermächtigen Zwang der Naturkräfte steht, sondern sie methodisch beherrscht, nicht mehr religiösphantastisch verkleidet und sanktioniert, und nicht mehr nur instinktmäßig, sondern in rationeller, durchsichtiger, bewußter Form. Wie das aussehen wird? Nun, wir haben eine Vorstufe und eine Vorbedingung dafür in der besonderen Disziplin, die die kommunistische Partei zunächst in sich ausbildet und schließlich auf die ganze Arbeiterklasse und die Masse der Werktätigen — in einem langwierigen und komplizierten geschichtlichen Prozeß überträgt. Den besonderen Charakter dieser Disziplin versteht man erst in seiner vollen Tragweite, wenn man begreift, daß sie weit mehr ist als eine innere Angelegenheit einer Partei unter anderen, und etwas Grundverschiedenes von der „Disziplin" irgendwelcher anderen Organisation in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern das innerste Band der sozialistischen Gesellschaft im Embryonalzustand, das, was den Kern der Überlegenheit der revolutionären proletarischen Partei und

durch sie der revolutionären Klasse über den Gegner ausmacht und was bestimmt ist, in der entfälteten sozialistischen Gesellschaft sich zu dem zu entfalten und zusammenzuschließen, was bisher in Recht, Sitte, Gewohnheit, Instinkt auseinanderfiel. Diese „Disziplin" ist der wahre Same der sozialistischen Gesellschaft. Nur wenn man sie in diesem umfassenden Sinne nimmt, versteht man den ganzen Ernst und Nachdruck, mit dem Lenin in seinen „Kinderkrankheiten" sie zur Grundbedingung des proletarischen Sieges macht. Im Stadium des sozialistischen Aufbaues mündet diese Disziplin in den weiten Strom des Geistes der Kollektivität der Gesamtheit der Werktätigen. Oder anders: die kommunistische Parteidisziplin, die selbst die im gegebenen Moment höchste Stufe des proletarischen Klassenbewußtseins vorstellt, greift nach dem Siege der Arbeiterklasse, im Verlaufe des sozialistischen Aufbaues, über auf die gesamte Arbeiterklasse, und schließlich auf alle Gesellschaftsmitglieder über und schlägt damit in das sozialistische Gesellschaftsbewußtsein um. In diesem sind sowohl das bürgerliche wie das proletarische Klassenbewußtsein negiert, zu Momenten herabgesetzt und erst das Kollektivbewußtsein der primitiven kommunistischen Gesellschaft auf einer höheren Stufe wiederhergestellt — der primitive soziale Instinkt ist in das soziale Bewußtsein gewandelt, die Naturgebundenheit des Individuums in der primitiven Gesellschaft aufgehoben, die Ausbildung des Persönlichkeitsbewußtseins — das Werk der Periode des Privateigentums — ist in ihr dialektisch „aufgehoben", zu einem Moment herabgesetzt.

Indem Max Adler mit Methode wie Inhalt der Kantischen Analyse der (bürgerlichen) Moral und Gesellschaft operiert, was tut er anderes, als die sozialistische Gesellschaft in die Zwangsjacke von Begriffen stecken, die der bürgerlichen Welt entnommen sind? Engels spricht einmal davon, daß England sogar das Kunststück einer verbürgerlichten Arbeiterklasse zustande gebracht hat: Der Austromarxismus hat sogar das Kunststück einer bürgerlichen sozialistischen Gesellschaft fertig gebracht, wovon sich Engels gewiß hat nichts träumen lassen. Das Kunststück besteht einfach darin, daß jeder bürgerliche Inhalt mit einer sozialistischen Etikette versehen und so im Handumdrehen der sozialistische Inhalt auf den Kopf gestellt und ausgeleert wird. Dem Kompromiß mit der Bourgeoisie in der Praxis entspricht so theoretisch die eklektisch-sophistische Methode des Vermittelns von Gegensätzen, das Einerseits-Anderseits, statt der Dialektik.

Man höre z. B. folgendes:

> „Stammler", bemerkt Max Adler, „hatte ganz recht, wenn er das soziale Leben als äußerlich geregeltes Leben definiert. Er hat nur unrecht, wenn er meint, es sei weiter nichts als äußerlich geregeltes Leben, es käme erst durch die äußere Regelung soziales Leben zustande, während wir wissen, daß diese äußere Regelung selbst nur möglich ist, weil soziales Leben schon vorher innerlich (mental) auf den Nebenmenschen bezogenes individuelles Leben ist." (S. 290).

Den einfachen bürgerlichen Unsinn Stammlers, der die bürgerliche und, allgemeiner gesprochen, die auf Privateigentum an Produk-

tionsmitteln beruhenden Gesellschaftsformationen zum Modell des „sozialen Lebens" überhaupt nimmt, „verbessert" Max Adler, indem er einen doppelten Unsinn daraus macht: indem er die „äußerliche Regelung" auf die sozialistische Gesellschaft überträgt und sie in der bürgerlichen ideell vorbereitet sein läßt. Auch das ist wieder reiner oder, wenn man will, unreiner Idealismus. Erst die „äußerliche Regelung" der tatsächlich vollzogenen proletarischen Revolution, der Diktatur des Proletariats, schafft in gesellschaftlichem Maßstabe die Vorbedingungen für die sozialistische Gesellschaft. Die russische Erfahrung zeigt uns, wie langwierig und verwickelt, durch eine ganze Kette von Widersprüchen hindurchlaufend, dieser Prozeß ist. Aber an seinem Ende steht die Aufhebung der „äußerlichen Regelung" (dies ist nur ein Professorenwort für „staatliche Regelung"), der proletarischen Diktatur also. Was Max Adler als die ideelle Vorbereitung der sozialistischen Gesellschaft beschreibt, das Bewußtsein des einzelnen, daß er den anderen braucht, ist beim näheren Zuschauen nichts anderes als — die Grundform des bürgerlichen Bewußtseins, denn die einfache Warenproduktion, in der jeder individuelle Produzent durch den Austausch mit andern gesellschaftlich verbunden ist, in der „die Gesellschaft" nur in dem dauernden Flusse dieses Prozesses besteht, hat zu ihrem notwendigen Reflex dieses Bewußtsein, ein Zusammenhang, den bereits Ferguson, Adam Smith und schließlich Hegel (Rechtsphilosophie) analysiert haben. Gerade die Verneinung, die Aufhebung dieses bürgerlichen Bewußtseins bei der revolutionären Partei der Arbeiterklasse und die Sympathie der Mehrheit ihrer Klasse mit ihr ist vielmehr eine der Voraussetzungen der proletarischen Revolution und der sozialistischen Gesellschaft. Wie wenig aber diese ideelle Vorbereitung allein fertig bringt, hat der Arbeiterklasse eine bittere Erfahrung gezeigt. Was Max Adler offenbar meint, ist die pedantisch-falsche Vorstellung von der statistischen sozialistischen Mehrheit des „Volkes" als Voraussetzung des Sozialismus, aber was er sagt und beschreibt, ist gerade das Gegenteil, das bürgerliche Bewußtsein. Es muß einer offenbar aprioirischer, „voraussetzungsloser" Philosoph sein, um die bürgerlichen Voraussetzungen besonders deutlich aufzudecken.

Für die Notwendigkeit der „Zwangsordnung", d. h. des Staates in der sozialistischen Gesellschaft, entdeckt Max Adler sogar eine Stütze bei Karl Marx. Denn dieser kennzeichnet die „Produktionsverhältnisse" als „notwendige, von ihrem (des einzelnen A. Th.) Willen unabhängige" Verhältnisse. Das ist wirklich ausgezeichnet: Herr Max Adler hat offenbar nicht bemerkt, daß Marx hier von den bürgerlichen, d. h. kapitalistischen Produktionsverhältnissen spricht, die dem Einzelnen (wie der Gesellschaft als Ganzes) als übermächtiges Zwangsgesetz, als blindes, d. h. unerkanntes und unkontrollierbares Naturgesetz entgegentreten. Und er hat, wie es scheint, nie etwas davon gehört, daß das Kennzeichen der sozialistischen Gesellschaft gerade die Befreiung von diesem „Zwangsgesetze", seine Verwandlung in bewußte gesellschaftliche Tätigkeit ist. Übrigens entspricht die Notwendigkeit des Staates nicht der Tatsache, daß die Gesellschaft dem unverstandenen Naturgesetz oder dem wie ein Natur-

gesetz wirkenden gesellschaftlichen Gesetz unterworfen ist — denn sonst müßte der Staat so alt sein wie die menschliche Gesellschaft überhaupt, während diese bekanntlich sehr lange ohne „Zwangsgesetz", d. h. ohne Staat, gelebt hat. Herr Max Adler hat hier etwas zu viel bewiesen. Im Interesse der „Zwangsordnung" für seine bürgerliche sozialistische Gesellschaft der Zukunft „vergißt" er die ganze lange staatlose Vorgeschichte der Menschheit. Strich durch: Dieser Hokuspokus beruht, wie leicht ersichtlich, auf einer für einen halbwegs „philosophisch" geschulten Menschen unerlaubten Verwechslung von naturgeschichtlicher Notwendigkeit und gesellschaftlichem Zwang oder gesellschaftlicher Gewalt. Das Naturgesetz (auch das gesellschaftliche) und der Polizeibüttel sind beide „zwingend", also —: Mit solchen erbarmungswürdigen Kniffen operiert, wie man sieht, die „vierte Phase des Marxismus". Sie sind uns noch wohlbekannt aus der ersten Phase der Sozialistentöterei und der letzten Phase der Sozialdemokratie.

Auf diesem Punkte angelangt, schlägt Max Adler geradezu apriorische Purzelbäume und erreicht den Gipfel mit folgenden, tiefsinnigen Gallimathias:

> „Dann ergibt sich, daß Zwangsordnung die notwendige Erscheinungsform ist, in welcher soziales Wollen überhaupt unserem Bewußtsein existent werden kann." (S. 291.)

Wir erlauben uns, diesen stupiden Tiefsinn folgendermaßen in schlichtes Deutsch zu übersetzen: Ich, Max Adler, und infolgedessen der Mensch überhaupt, bin unfehlbar ein egoistischer Schweinehund, wenn nicht der Polizist daneben steht und wenn kein wirklicher Gendarm da ist, so bedarf es wenigstens eines vorgestellten Gendarmen, damit wir an unsern lieben Nächsten denken. Der Gendarm, als die „Erscheinungsform", benötigt, um „soziales Wollen" überhaupt unserem Bewußtsein existent zu machen", als das sinnliche Material, das dem inneren sozialen Wollen erst zum Dasein verhilft, das soziale Gegenstück der sinnlichen Erfahrung, die den Begriffen a priori erst Realität verschafft — das ist fürwahr nicht übel.

Herr Max Adler schickt sich nun an, diesen kostbaren Satz apriorisch zu beweisen, und zwar so:

Erster Satz: „Das Widersprechende im Denken kann nicht gedacht werden, sobald es als Widerspruch erkannt ist .... Ich kann einen viereckigen Kreis nicht denken." (S. 291.)

Voilà: Da ist mit einem Schlage die Dialektik beseitigt. Aber Herr Max Adler hätte den viereckigen Kreis nicht erwähnen sollen. Zwar nicht der viereckige Kreis, aber der vieleckige, nämlich der mit „unendlich" vielen Ecken (das dem Kreise eingeschriebene Viereck ist ein Glied dieser Reihe), dieser offenbare „Widerspruch" ist die Grundlage, die Voraussetzung der Rektifizierung und Quadrierung des Kreises in der höheren Mathematik. Die Gleichsetzung des Kreises und des Vielecks, des Geraden und des Krummen, dieser grobe, scheinbar sinnlose Widerspruch ist eine der Voraussetzungen der höheren Mathematik. An der „Grenze" verlieren Krumme und Grade die unterscheidenden Merkmale, werden quali-

tativ gleich und damit erst quantitativ durcheinander meßbar.

Weiter, worauf Engels (und bereits Hegel) schon aufmerksam machte, wovon jedoch in den gewöhnlichen Darstellungen wenig zu merken, das Zusammenfallen, die Gleichsetzung von diskreter und kontinuierlicher Größe, dieser Widerspruch ist die allgemeinste Grundlage der Infinitesimalrechnung, der dialektischen Mathematik.*

Zweiter Satz: „Dagegen kann das der Einheit des Wollens Widersprechende sehr wohl gewollt werden usw." (S. 291.)

Dritter Satz: Aber es soll nicht gegen den allgemeinen Willen gewollt werden.

Als Zwischenstück folgt nun ein langer Gallimathias, wo behauptet wird:

> „Mit anderen Worten: Im Sollen haben wir die Vergesellschaftungsform des Wollens vor uns ... Daraus ergibt sich, daß die Regelung des gesellschaftlichen Lebens nicht etwas ist, was erst historisch zu einem irgendwie vorher schon vorhandenen ungeregelten, gesellschaftlichen Leben hinzuträte, sondern sie ist nur eine Form dieses gesellschaftlichen Lebens selbst ... die volitionale Seite des bereits mit seinem geistigen Sein vergesellschafteten Bewußtseins" (S. 293.)

Wonach also der Sozialismus schon „geistig" präformiert wäre in den Normen der bürgerlichen Gesellschaft, nicht umgekehrt, in der Verwerfung, der Negation der bestehenden bürgerlichen Ordnung samt den sie ausdrückenden Moralbegriffen, die, soweit sie voll bewußt ist, das revolutionäre Bewußtsein, soweit sie erst gefühlswie instinktivmäßig ist, das revolutionäre Gefühl ausmacht.

Und in diesem Beweisverfahren beschreibt ganz nebenbei Max Adler den Zusammenhang zwischen ökonomischem Unterbau und ideologischem Überbau folgendermaßen:

---

* Z. B. in „Nernst und Schönfließ" („Einführung in die mathematische Behandlung der Naturwissenschaften", 2. Aufl., München 1923), einer der in Deutschland verbreitetsten elementaren Einführung in die Differential- und Integralrechnung, findet man folgendes in dem Kapitel, das in die Grundbegriffe der Infinitesimalrechnung einführen soll:

> „Wo in der Natur die Änderungen stetig erfolgen (natura non facit saltus), operiert unser Denkvermögen mit Änderungen, die sprungweise eintreten." (S. 60.)

Und besonders anschaulich erscheint das Unvermögen, das Dialektische des methodischen Verfahrens begrifflich-qualitativ zu erfassen in folgendem:

> „Der Übergang des Polygons in die Parabel kann erst dann eintreten, wenn die Größe h den Wert Null erreicht. Diesen Übergang können wir zwar anschaulich nicht mitmachen, denn das Bild eines Polygons, in dem alle Seiten die Länge Null haben, ist keine klare und präzise Vorstellung mehr; unsere Formel aber leistet ihn, wir haben in ihr nur h = 0 zu setzen." (S. 62.)

Das ist kostbar. Demnach ist die Formel klüger, nicht nur als die Vorstellung, sondern auch als der Verstand, der Begriff des Mathematikers. Die begriffliche, qualitative Gleichsetzung des Kurvenelements und der Polygonseite, dieser dialektische Widerspruch, liegt allerdings zugrunde, wenn nicht der Vorstellung, so immerhin dem begrifflichen Denken zugänglich.

Dieselbe hilflose und drollige Konfusion beim freien Fall, wo es „erklärend" heißt:

> „Diese Verschmelzung können wir zwar in ihrem letzten Verlauf ebensowenig vorstellen, wie den Übergang eines Polygons in eine Parabel: unsere Formel aber leistet dies wieder..." (S. 65/65.) Die kluge Formel!

Dieser Zusammenhang findet in der Weise statt, „daß schon der ökonomische Unterbau nur in den ideologischen Überbauformen bewußt und erlebt werden kann." (S. 294.)

Damit wird aber das Bewußtsein zum „Unterbau" und das ökonomische Sein der „Überbau". Das Verhältnis ist vollkommen idealistisch verkehrt, von den Füßen auf den Kopf gestellt, wie dann überhaupt das allgemeine Verfahren Max Adlers darin besteht, dem dialektischen Materialismus einen undialektischen und ideologischen Unterbau zu geben, womit zweierlei erreicht ist: die tatsächliche Ersetzung des Materialismus durch den Idealismus, aber zugleich der materialistische Schein am Idealismus und der idealistische am Materialismus, also einerseits der Schein des Gegensatzes gegen die bürgerliche Weltansicht bei wirklicher grundsätzlicher Übereinstimmung mit ihr, andererseits der Schein der Übereinstimmung mit dem Marxismus, bei seiner wirklichen grundsätzlichen Negierung. Das Urbild dieser kleinbürgerlichen, scheinrevolutionären Sophistik ist Proudhon. Man kann Herrn Max Adler in der Tat ein gewisses Talent in dieser Art der Sophistik nicht absprechen. Auch ist es wohl kein Zufall, daß bei ihm, wie bei Proudhon die pseudowissenschaftlich-philosophische Scharlatanerie bewußte Manier geworden ist. Würden diese Sophismen statt in dem alt- oder neukantianischen schwerfälligen und verwickelten, tiefsinnig scheinenden Kauderwelsch, in der schlichten Alltagssprache vorgebracht, so wäre es um die Wirkung getan. Diese Manier gehört zum Handwerk.

Nach diesen umständlichen Vorbereitungen kommt Herr Max Adler zu dem gewünschten Schluß:

> „In der Forderung des Sollens liegt es, daß das Gesollte auch verwirklicht und das ihm Widerstrebende verhindert werde, weil das Sollen ja eigentlich nur ein Wollen ist, nämlich das mit sich einige Wollen, und es zum Wesen des Wollens gehört, seine Zwecke zu erreichen." (S. 294.)

Daher die Notwendigkeit des Gendarmen, pardon, der „Zwangsordnung", die aber „eigentlich" die Freiheitsordnung ist, oder: der äußere Gendarm ist nur die Erscheinungsweise des inneren Gendarmen, des Gendarmen „an sich".

Herr Max Adler findet am Schluß, daß der Übergang aus der „Herrschaftsordnung" des Klassenstaates in die Zwangsordnung, Freiheitsordnung der sozialistischen Gesellschaft einen „Sprung", eine „Tat des Proletariats" erfordert. Er hat vergessen, hinzuzufügen, daß der hierfür erforderliche „Sprung" auch nur ein ideeller oder „mentaler" „Sprung", ein Kopfsprung ist, bei dem die Füße den festen Boden der bürgerlichen „Herrschaftsordnung" nicht verlassen brauchen.

Damit können wir Herrn Max Adler verlassen und Kautsky zu diesem festlichen Angebinde gratulieren. Er kann ihn jedoch nicht loswerden Der apriorische Denker Adler entwickelt ja nur auf seine Art, spricht aus, was in Kautskys Abfall vom Marxismus schon in den Voraussetzungen angelegt war. Herr Adler folgert ja nur auf seine Art weiter aus der bereits von dem Meister vollzogenen Liquidation des marxistischen Begriffes der proletarischen Diktatur und des

Staates auf die Liquidation der materialistischen Dialektik und des historischen Materialismus. Dazu sind ja wohl die Jünger da, daß sie die Konsequenzen ziehen. Aber vielleicht gewährt es Kautsky einen gewissen Trost, daß dieser Jünger und Liquidator des historischen Materialismus gleich auch liquidiert wird von einem anderen hervorragenden Jünger der Schule, Herrn Otto Bauer, der in der Liquidation noch um ein bedeutendes gründlicher zu Werke geht, weshalb er wohl auch von dem Herausgeber der Abteilung der „Neulands"-Entdecker eingereiht wird. (Wir sind unbedingt dafür, auch Herrn Max Adler in die Galerie dieser umgekehrten Kolumbusse einzureihen.)

Otto Bauer behandelt „Das Weltbild des Kapitalismus" (S. 407 bis 464). Davon gibt seine Arbeit zwar nur eine schülerhafte Karikatur, dafür aber gewinnen wir damit ein sehr genaues Weltbild Otto Bauers.

Die Arbeit ist, wie der Verfasser angibt, 1916 in sibirischer Kriegsgefangenschaft geschrieben. Das Datum ist interessant. Die Art, wie Bauer bereits 1916 den Marxismus liquidiert hatte, gibt den Schlüssel zu seiner Haltung während der Revolution. Der Verfasser bemerkt noch, daß er in der Kriegsgefangenschaft über keine literarischen Hilfsmittel verfügt habe. Das entschuldigt jedoch nicht die Herausgabe der Arbeit mit allen Flüchtigkeiten, Lücken und tatsächlichen Unrichtigkeiten. Die Liquidierung des Marxismus, auch wenn sie sich für Entdeckung von „Neuland" angibt, ist immerhin keine Kleinigkeit, die man im Nebenbei abmacht. Diese Art der Herausgabe verrät eine Sorglosigkeit gegenüber der Theorie, die bemerkenswert ist. Dafür haben wir allerdings die Bauerschen Gedanken in sibirischer Kriegsgefangenschaft so, wie sie aus dem Ofen kamen.

Die Arbeit ist, wie der Verfasser einleitend sagt, „ein Versuch, der marxistischen Geschichtsauffassung ein neues Arbeitsfeld zu erobern." (S. 408.)

Das ist irreführend. Das Arbeitsfeld, das Bauer hier beackert, nämlich der Zusammenhang zwischen der materiellen Struktur und Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft und der Geschichte der neueren, d. h. bürgerlichen Philosophie, ist keineswegs „neu" für den Marxismus. Auf diesem Felde liegen bekanntlich eine Reihe glänzender Arbeiten von Franz Mehring, Plechanow und auch von Kautsky selbst vor. Neu für den Marxismus, aber keineswegs neu für die bürgerliche Geschichtsauffassung, ist die Methode, mit der Bauer seinen Gegenstand behandelt.

Gleich der Eingang Bauers führt weit vom Marxismus ab. Bauer unterscheidet hier zwischen „immanenter" und „transzendenter" Ideengeschichte. Die „immanente Ideengeschichte" gibt die „Entwicklung von Gedanken nach immanenten Gesetzen". Als Beispiel dafür wird Machs Geschichte der Mechanik genannt. Die „transzendente Ideengeschichte" zeigt die Durchbrechung der immanenten Entwicklung eines Gedankensystems durch die Einwirkung transzendenter, d. h. „außerhalb dieses Gedankensystems entstandener, von außen her auf die Entwicklung des Gedankensystems einwirkender Einflüsse." (S. 408/409.) Solche „transzendente" Einflüsse sind z. B. die der Ökonomie entspringenden.

Schon der Ausdruck der „Transzendenz" für die der Ökonomie usw. entspringenden Antriebe auf die Entwicklung der Ideologie berührt bei einem Marxisten fremdartig. Aber der Inhalt ist geradezu antimarxistisch. Die „immanente" Ideenentwicklung ist ein alter Bekannter aus der idealistischen, nämlich der Hegelschen Philosophie, die bekannte Selbstentfaltung des Begriffs. Sie unterstellt die Fiktion der Entfaltung einer logischen Gedankenkette rein an der Hand der Gesetze, sei es der formalen Logik, sei es der Dialektik, d. h. ohne ständige Berührung, ohne ständige Leitung durch die sinnliche Erfahrung. Die sinnliche Erfahrung gilt dieser immanenten Logik gegenüber als transzendent, d. h. äußerlich, fremd, heterogen. Das der immanenten Logik fremde, äußerliche, widerspricht ihr, ist daher unlogisch oder undialektisch. Es werden also zwei ineinander übergreifende Entwicklungsreihen unterstellt: die subjektive, logische oder dialektische, jedenfalls vernünftige und die objektiv-materialistische, unlogische, undialektische oder irrationelle. Die Irrationalität der materiellen Weltentwicklung, dieser Gemeinplatz der zeitgenössischen bürgerlichen Philosophie, liegt also dieser Unterscheidung unausgesprochen zugrunde, der Skeptizismus also, der die Objektivität der Wahrheit leugnet, also im Grunde idealistischer Art ist.

Bei Hegel herrscht Übereinstimmung zwischen dem Gang der subjektiven Ideenentwicklung und der objektiven Entwicklung, weil beiden die Selbstentfaltung der absoluten Idee zugrunde liegt. Beide Reihen stimmen überein. Jedoch der Grund ihrer Übereinstimmung ist idealistisch.

Für den dialektischen Materialismus herrscht ebenfalls Übereinstimmung zwischen beiden Reihen. Sie ist aber materiell-objektiv begründet, in der inneren Logik und Dialektik der materiellen Entwicklung, von der die subjektive ein Abbild, eine Spiegelung ist.

Die auf sich gestellte subjektive „immanente" Logik spinnt immer nur einen sehr kurzen Faden. Die „Immanenz", d. h. die Unbeflecktheit von der materiellen Erfahrung, erweist sich jeweils als nur scheinbar. Von den Gesellschaftswissenschaften und von den empirischen Naturwissenschaften bedarf das heute keines Nachweises mehr, wenn wir auch heute noch weit davon entfernt sind, etwa eine Geschichte der Physik, der Chemie, der organischen Naturwissenschaften zu haben, die den Zusammenhang zwischen der „immanenten" Gedankenentwicklung und der materiellen Erfahrung und der materiellen, der Gesellschaft entspringenden Bedürfnissen fortlaufend aufzeigte. Als Muster einer solchen immanenten Gedankenentwicklung, die allenfalls nur an ihrem untersten Punkte den Boden der Erfahrung berührt, galt lange die Mathematik. Heute glaubt kein Mathematiker mehr etwa an die unbefleckte Empfängnis, an den rein logischen, erfahrungsfreien Ursprung und Ableitung etwa der euklidischen Geometrie. Die vergeblichen Versuche, sie „rein" logisch zu begründen, haben ihre physikalische Erfahrungsgrundlage deutlich aufgedeckt. Und das gilt nicht nur für die Anfänge, sondern auch für den weiteren Gang, für alle wirklichen Wendungen dieser Wissenschaft. Nehmen wir beispielsweise die Infinitesimalrechnung. Ihre

Keime sind schon in Methoden des Archimedes angelegt. Sie schlummern über ein Jahrtausend. Im 16. Jahrhundert werden diese Gedankengänge und Methoden mit einemmal aufgegriffen und Schritt für Schritt weiter entwickelt. Die damals ökonomisch und technisch entwickeltsten Länder reichen sich die Hand dabei: Italien, Frankreich, Holland. Das 17. Jahrhundert sieht die Aufstellung des Infinitesimalkalküls durch den Engländer Newton und den Deutschen Leibniz, der seinerseits auf der französischen, holländischen und englischen Entwicklung fußt. Es ist klar genug, daß diese Entdeckungen in dieser Zeit und in diesen Ländern im engsten Zusammenhang stehen, ihren Antrieb empfangen haben aus den Bedürfnissen der sich entfaltenden Warenproduktion, wobei offenbar die Technologie und ihre Probleme einen näheren Zusammenhang darstellen. Die Zusammenhänge im einzelnen sind noch zu erforschen.

„Immanente Logik" steckt sowohl in der euklidischen wie in den verschiedenen nichteuklidischen Geometrien. Warum die euklidische Geometrie rund zwei Jahrtausende in ihren Prinzipien unangetastet blieb, um die Wende des 16. Jahrhunderts der Kritik in bezug auf ihre Voraussetzungen unterlag und dann, fast gleichzeitig und unabhängig voneinander, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nichteuklidische Geometrien konstruiert wurden — dafür sind offenbar nicht die immanente Logik entscheidend, sondern Antriebe aus realen, materiellen Bedürfnissen.

Der allgemeine Grund dafür läßt sich leicht einsehen. Er liegt in der Natur des logischen und dialektischen Begriffszusammenhanges. Dieser ist nicht eingleisig, sondern allseitig. Von jedem Punkt einer logischen oder dialektischen Kette aus lassen sich mehr als eine, letzten Endes unbegrenzt viele Richtungen einschlagen. Von jedem logischen Obersatz kann ich durch verschiedene Untersätze deduktiv zu verschiedenen Schlüssen kommen. Dasselbe gilt beim Aufstieg vom Einzelnen durch das Besondere zum Allgemeinen. Also „immanent" logisch. Woraus erhellt, daß zur Bestimmung des wirklichen Entwicklungsganges einer Wissenschaft oder einer Ideologie die immanente Logik allein nicht ausreicht, sondern daß weitere reale Bestimmungsstücke hinzukommen müssen. Und da das Wirkliche die Logik oder Dialektik in sich trägt, ist es nicht weiter verwunderlich, daß die subjektiven Abbilder im Menschenkopfe auch „immanent logisch" sind — was sogar für die meisten Irrtümer zutrifft (logische Fehler sind seltener, als man denkt).

Wie man sieht, ist bereits der Ansatzpunkt Bauers falsch, idealistisch, die Objektivität der Wahrheit verneinend.

Es stimmt dabei ganz zu bei dieser Einstellung, wie Otto Bauer zustimmend die Vorzeile anführt:

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben" (Schiller?) einen klassischen Satz des ästhetischen Idealismus unserer klassischen Literatur.

Und nun kommt Otto Bauer zu seiner Ableitung der materialistischen und der idealistischen Grundansicht in der bürgerlichen Philosophie, die angeblich historisch-materialistisch sein soll. Das Schema ist folgendes. In der kapitalistischen Wirtschaft stehen sich

die Arbeitsverrichtung, deren Träger der Arbeiter, und der Arbeitsplan — dessen Träger der Unternehmer oder Betriebsleiter, polar gegenüber. Die Arbeitsverrichtung ist Hantierung mit Kräften und Stoffen, der Arbeitsplan bedingt die Durchführung eines gedanklichen Entwurfs der Arbeit in der Wirklichkeit. Nach Analogie des Schemas der Arbeitsverrichtung ist der Materialismus, nach der der des Arbeitsplanes der Idealismus geformt.

In diesen wenigen Sätzen Otto Bauers steckt ein ganzer Rattenkönig von Unsinn, der mit historisch-materialistischer Methode, ja mit irgendeiner historischen oder auch nur wissenschaftlichen Methode nichts mehr zu tun hat. Erstens: der historische Materialismus, wie übrigens jede wissenschaftliche Methode verlangt ursächliche Zusammenhänge, sei es unmittelbar oder mittelbar, in welch letzterem Falle die Zwischenglieder nachgewiesen werden müssen, und nicht Verbindungen nach dem Leitfaden der Analogie. Denn diese sind nichts beweisend, willkürlich. Der Materialismus ist analog der Arbeitsvorrichtung, der Idealismus dem Arbeitsplan, der Mann „ist" der Nordpol, das Weib der Südpol oder umgekehrt (Schellings Manier), der von rechts her fliegende Adler bedeutet Glück, der von links her Unglück, der geträumte Schlüssel „ist" der Penis, das Schlüsselloch die Vulva (Freud) usw. usw. — Das ist die bekannte Analogiemethode, die sehr leicht und gefällig zu handhaben ist: wie ich symbolisch alles auf den Penis deuten kann, so ebenso auf den blauen Vogel usw.; kurz, ich kann analogisch oder symbolisch alles auf alles beziehen. Aber aus eben diesem Grunde ist diese Methode, die sich eines höchst ehrwürdigen Alters erfreut, wissenschaftlich absolut wertlos. Er ist die ... Anwendung der Kategorie des Zeichens und der Folge, die die Zauberei, die Magie der Naturvölker beherrscht, die bis ins Mittelalter hinein in Kraft steht, die in den metaphysischen Strömungen der heutigen Bourgeoisie wieder aufblüht, die im Freudismus sich ein medizinisches und wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt hat, und die in allen diesen halbzivilisierten und „zivilisierten" Formen immer nur die „Wissenschaft" des Wilden, vermittelst deren er irgendwelche „Zeichen" mit irgendwelchen „Folgen" in einen durch die Einbildungskraft, durch Symbolik vermittelten Zusammenhang bringt. Ursprünglich Werkzeug des unsicheren Tastens des primitiven Menschen nach dem Zusammenhang der ihn umgebenden, auf ihn wirkenden Erscheinungen, unter dem mühselig und sehr allmählich die streng ursächliche Methode sich herausarbeitete, ist heute dieses Verfahren immer nur als Charlatanerie, bewußte oder unbewußte, möglich. Otto Bauer setzt an die Stelle der ursächlichen Verbindung zwischen der Reihe der materiellen Vorgänge und ihrer ideellen Spiegelung die analogische, die symbolische, dieselbe, die Freud in der Medizin und seine Jünger auf alle und jegliche Erscheinung der Welt anwenden. Es ist klar, daß so vom historischen Materialismus nichts mehr übrig bleibt als der Name, die äußere Schale, in der Sache ist an die Stelle seiner strengen wissenschaftlichen Methode die des indianischen (oder auch Wiener) Medizinmannes getreten. In der Tat, warum sollte gerade der historische Materialismus dem

Schicksal entgehen, freudisiert zu werden? Hat sich doch auch die moderne Astronomie gefallen lassen müssen, daß sich eine Astrologie des 20. Jahrhunderts auf ihr aufbaut. Nachdem Marx durch Kant „unterbaut" war, war nur noch ein Schritt, ihn durch Freud zu „unterbauen".

Aber obwohl die analogisch-symbolische Methode fauler Zauber ist, so muß nicht jede Analogie falsch sein und nicht jede braucht auf dieser Methode zu beruhen. Bei Otto Bauer ist jedoch das eine wie der andere der Fall. Was das erste betrifft, so genügt es, einige jedermann bekannte Geschichtstatsachen auszuführen, um die ganze Hohlheit und Sinnlosigkeit des Bauerschen Schemas von Materialismus und Idealismus aufzuweisen. Erstens: materialistische und idealistische Systeme lösen einander ab bereits in der griechischen, ja schon in der indischen Philosophie. Was hat das mit der angeblichen Polarität zwischen Arbeitsplan und Arbeitsverrichtung zu tun? Zweitens: Idealistische und materialistische Systeme lösen einander ebenso ab in der neueren, d. h. bürgerlichen Philosophie. Und zwar führt z. B. die französische Bourgeoisie ideologisch ihren Kampf gegen den Feudalismus mit der Waffe des Materialismus durch, die deutsche — bis Hegel — mit der des Idealismus, um erst in Feuerbach den Materialismus als kurze Durchgangsstelle zu durchlaufen. Die von Bauer genannten Analogien „erklären" hier absolut nichts. Die wirkliche Erklärung ist das Wechselverhältnis der Klassen hier und dort: Drittens: Das Vorhandensein eines Arbeitsplanes unterscheidet nicht eine Geschichtsperiode von andern, sondern die menschliche Geschichte von der tierischen überhaupt. Viertens: Die Verteilung von Arbeitsplan und Arbeitsdurchführung in zwei gesellschaftliche Klassenpole ist weder richtig für den Kapitalismus, noch ist das, was dieser schiefen und falschen Formel in Wirklichkeit zugrunde liegt, etwas der kapitalistischen Gesellschaft ausschließlich Eigentümliches. Der „Arbeitsplan" wird im kapitalistischen System keineswegs typisch vertreten durch den Unternehmer, sondern weit mehr durch den Angestellten, der ökonomisch ein Lohnarbeiter ist. Um die Trennung zwischen den Funktionen der technischen Planung und Leitung und der Funktion der Ausführung mit dem Klassengegensatz zwischen Unternehmer und Arbeiter zusammenfallenzulassen — dazu muß man erst in einem sibirischen Lager gewesen und dort völlig die kapitalistische Wirklichkeit vergessen haben. Was den Kapitalismus klassenmäßig trennt, das ist am Ende nicht einmal mehr die Funktion der Leitung der Ausbeutung — auch dafür gibt es Angestellte —, sondern nur noch die private Aneignung des Mehrwertes auf dem einen, die Ausbeutung auf dem anderen gesellschaftlichen Pole. Dagegen werden Hand- und Kopfarbeit, Arbeitsplanung und -durchführung mehr und mehr beide vom Kapitalbesitz losgetrennt und der Kapitalfuchtel unterstellt. Ferner: Eine bestimmte Trennung der technisch oder organisatorisch leitenden und ausführenden Funktion (die aber keineswegs zusammenfällt mit der Bauerschen Unterscheidung zwischen Arbeitsplan und Arbeitsdurchführung) ist nicht beschränkt auf den Kapitalismus, sondern gilt auch vom Feudalismus (Grundherr und Leibeigener), wie

von der antiken Sklavenwirtschaft. Und schließlich: Wenn der durchgreifende Unterschied zwischen Arbeitsplan und Arbeitsdurchführung ausmachen soll, ob überhaupt das Werk vor seiner Ausführung ideell im Kopfe des Arbeitenden vorhanden ist oder nicht, so kann nur ein intellektueller Mandarin glauben, dieser Unterschied sei ein prinzipieller und nicht ein relativer und gradueller. Nur ein solcher intellektueller Mandarin kann sich einbilden, daß der Teilarbeiter in der modernen Fabrik, sei seine Arbeit noch so sehr untergeteilt und automatisiert, in Wirklichkeit eben doch kein Maschinenteil ist, auch kein Biber und keine Ameise, sondern diese seine Arbeitsverrichtung ideell im Kopfe hat, bevor er sie ausführt. Selbst der noch so weit durchgeführte Taylorismus kann nicht machen, daß der Arbeiter nicht menschlich arbeitet, d. h. mit der Vorstellung seiner Arbeit vor der Durchführung. Aus dieser graduellen Unterscheidung eine prinzipielle und sie noch zum Drehzapfen der Geschichte zu machen, das ist einer der klarsten Kennzeichen des Intellektuellenstandpunktes, der Intellektuellenpsychologie.

Wohin man denn auch bei dem Bauerschen Schema greift, so erweist es sich als faul.

Dies kann gar nicht anders sein. Wird unterstellt, daß die menschlichen Denkformen Reflexe sind der materiellen Struktur der Gesellschaft, so muß ich einerseits das Materielle herausheben, das die eine Wirtschaftsform vor der anderen historisch unterscheidet, also die gesellschaftlichen, nicht technische oder technisch-gesellschaftliche gemischte, Merkmale der gesellschaftlichen Arbeit; andererseits muß ich die Denkformen bestimmen, die über allem Wechsel der betreffenden historischen Epoche weg, sich gleichbleiben. Ich darf also nicht Materialismus oder Idealismus einer bestimmten ökonomischen Formation zuschreiben und so direkt mit ihr in Zusammenhang bringen.

Eine zweite Analogie, die Otto Bauer aufstellt, ist die zwischen der Planmäßigkeit in der Gesellschaft und der teleologischen Auffassung der Natur auf der einen, der anarchisch-kapitalistischen und der kausalen andererseits.

Auch hier haben wir Konfusion, die auf oberflächlicher Analogiebildung beruht. Folgende einfache Überlegung macht das klar. Wird die sozialistische Gesellschaft der Zukunft die kausale Naturauffassung zugunsten der teleologischen aufgeben? Nach Bauer müßte sie es, denn sicher ist die sozialistische Gesellschaft eine planmäßig geleitete. Sie wird es nicht tun, weil sie nicht die vom Kapitalismus überkommene hohe Technik aufgeben kann, die die kausale Naturauffassung, d. h. die Untersuchung des Zusammenhangs, der wechselseitigen, qualitativen und quantitativen Naturveränderungen. der Naturereignisse zur Voraussetzung hat.

Der Mangel einer streng allgemeinen kausalen Naturauffassung in den primitiven Gesellschaften, die planmäßig geleitet sind, hängt also nicht zusammen mit der Planmäßigkeit dieser Gesellschaften, sondern mit der Primitivität und dem Konservativismus ihrer Produktionstechnik. Die kausale Naturbetrachtung ist

Vorbedingung jeder auf fortlaufender technischer Revolution beruhenden Gesellschaft, also der anarchischen, kapitalistischen und in noch höherem Grade der sozialistischen, die die Planmäßigkeit der primitiven mit der technisch-wissenschaftlichen Basis der kapitalistischen vereinigt.

Die Kepler, Galilei, Newton, Descartes, Bacon, Giordano Bruno, Spinoza verhalfen der kausalen Naturbetrachtung zum Durchbruch, nicht wegen der Planlosigkeit der kapitalistischen Gesellschaft im Ganzen — wo ist hier der innere, kausale Zusammenhang? —, sondern wegen der in ihr sich geltend machenden Planmäßigkeit im einzelnen Produktionsprozeß, jener Planmäßigkeit, die mit dem Wachstum des Kapitalismus zugleich wächst.

Übrigens schwatzt Bauer nur eine der üblichen Philosophieprofessorenschemata nach, wenn er „die teleologische" Naturauffassung dem Altertum, die kausale dem Kapitalismus zuschreibt. Kausale Naturauffassung wurde im Schoße der antiken Welt entwickelt innerhalb der Grenzen, die durch die Erfordernisse der Technik gestellt waren. Diese waren sehr eng, die herrschende und für das Altertum charakteristische Naturauffassung — ist die teleologische, die den Bedürfnissen einer technisch im ganzen stationären Gesellschaft mit gewohnheitsmäßig-handwerksmäßiger Technik entspricht.

Damit hängt es zusammen, daß die Dialektik in der Antike dem gesellschaftlichen Leben entspringt — ein Reflex einerseits des Klassenkampfes innerhalb der griechischen Polis, andererseits der moralischen Auflösung der antiken Welt, während sie in der modernen Welt ihre erste und stärkste Triebkraft aus der Naturbetrachtung erhielt, die auf die gesetzmäßige Naturveränderung eingestellt war.

Am modernen Ende der Entwicklung spielt sich dann folgendes ab. Die kausale, dialektische und materialistische Methode wird die mächtigste ideelle Waffe der revolutionären Arbeiterklasse. Im selben Maße, wie die proletarische Gefahr wächst, wird die Bourgeoisie teleologisch „im Allgemeinen", während sie sich natürlich im Besonderen durch diese Mucken ihrer philosophischen Apologeten die Naturwissenschaft, soweit sie die Grundlage der Technik, nicht stören läßt. (In der Zoologie usw. stören die teleologischen Mucken die kapitalistische Praxis wenig; sie können daher hier passieren, wie in der philosophischen Gesamtauffassung, der Metaphysik, die nicht für die Fabrikpraxis, sondern für den häuslichen Trost des Kapitalisten und die Verdummung seiner Arbeiter durch Bauer, Adler und Konsorten bestimmt ist.)

So verbindet sich hier eine breite Praxis naturwissenschaftlicher und technischer Forschung, die materialistisch und kausal operiert, mit einer teleologischen „Wissenschaftswissenschaft", die das kapitalistische „Gemüt" befriedigt und das ungebändige Volk einlullen soll.

Auf derselben Konfusion beruht es, wenn Bauer erklärt: „Der Mechanismus ist die anarchische Methode der freien Konkurrenz — aus der Wirtschaft in die Natur übertragen." (S. 423.)

Hinter diesem Ausdruck verbirgt sich eine bekannte Zweideutigkeit. Der „Mechanismus" bedeutet die Zurückführung aller materiellen Bewegungsvorgänge auf den Typus der mechanischen Bewegung und aller Geschehnisse auf mechanische Bewegung. Seine Ablehnung jedoch hat eine doppelte, eine materialistische und eine idealistische Bedeutung. Eine materialistische, wenn erkannt wird, daß die mechanische Bewegung nur ein Sonderfall der materiellen Bewegung, und daß deren Typus die elektrodynamischen Vorgänge sind. Eine idealistische, die mit der mechanischen Bewegung die materielle Bewegung überhaupt als Primäres, Erstes beseitigt. Otto Bauer läßt hier ein wohltätiges Dunkel. Es muß noch bemerkt werden, daß die neuere Physik die Gesetze der Mechanik nicht einfach als Irrtümer aufhebt, sondern ihnen eine eingeschränkte objektive Geltung läßt. Bei Otto Bauer dagegen erscheint der Mechanismus als willkürlicher, nur subjektiver Wiederschein aus der Analogie der Gesellschaft, nicht als eine Etappe der Wahrheit, sondern als ein im Grunde wesenloser Schein, nicht anders, als wenn H. Poincaré die Naturgesetze für Konventionen erklärt.

Auf dieselbe Manier wird die herrschende qualitative Betrachtungsart der Natur der Antike und der Feudalzeit, der quantitativen, der kapitalistischen Periode gegenübergestellt. „Die Güterwelt (im Feudalismus) setzt sich aus qualitativ verschiedenen Gütern zusammen, die an keinem gemeinschaftlichen Maß gemessen werden können." (S. 424.)

Eine wahrhaft wunderbare antike und feudale Gesellschaft, die beide in der Arbeitszeit noch ein direktes Maß der Werte haben: so und so viel Tage Fronarbeit, so und so viel Tage Sklavenarbeit, so und so viel Tage zünftiger Handwerkerarbeit! Im Gegensatz zur warenproduzierenden Gesellschaft par excellence, der kapitalistischen, sind ja gerade in der antiken und feudalen Gesellschaft die quantitativen Beziehungen zwischen Arbeitszeit und der Größe des Arbeitsproduktes unmittelbar durchsichtig, klar, stabil, während in der kapitalistischen Gesellschaft bekanntlich erst die wissenschaftliche Analyse das gemeinsame Maß der Werte entdeckt. Es wird hier die einfache Tatsache, daß in der antiken und feudalen Gesellschaft die Gebrauchswerte, also die qualitativen Verhältnisse der Arbeitsprodukte, die ausschlaggebende Rolle spielen, in der kapitalistischen dagegen die Tauschwerte, und somit die quantitativen Größebeziehungen verschiedener Arbeitsprodukte verwechselt mit der gesellschaftlichen Meßbarkeit der Arbeitsprodukte in dem einen und dem anderen Gesellschaftstypus. Man braucht wiederum nur die Frage aufzuwerfen, ob die sozialistische Gesellschaft als planmäßige auf Gebrauchswerte gerichtete, die quantitative wieder durch die qualitative Betrachtungsart der Natur ersetzen wird, um das Verkehrte auch dieser Neuentdeckung Bauers einzusehen. Die quantitative Betrachtungsart hängt wie die kausale auf das direkteste zusammen mit dem durch die Warenproduktion geschaffenen Bedürfnis der planmäßigen Beherrschung und Leitung der Naturprozesse. Jedoch ist nicht zu verkennen, daß der Betrachtungsart in der bisherigen Wissenschaft vielfach die Einsicht in das dialek-

tische Verhältnis des Qualitativen und Quantitativen abgeht. Es fehlt weiter die Einsicht, daß die qualitative Betrachtungsart der Antike und des Mittelalters eine notwendige Vorstufe der quantitativen war, daß sie in jeder Wissenschaft sowohl ein notwendiger Durchgangspunkt, wie ein bleibendes Moment ist.

Das Charakteristische für die Naturauffassung der Antike und des Mittelalters ist das Fehlen des Begriffs der Entwicklung. Die Natur erscheint als sich in Kreisläufen bewegend, als eine gegebene, feste, hierarchisch gegliederte Ordnung. Der Zusammenhang mit der antiken und feudalen Gesellschaftsform ist nicht der der Analogie, und nicht direkt, sondern indirekt, kausal vermittelt, durch die stationäre Produktionstechnik, die nicht wissenschaftlich analysiert und verallgemeinert, sondern handwerksmäßig überliefert wird. Die Ackerbau- und Handwerkstechnik gewinnt nicht die Form allgemeiner methodischer Erfahrung, d. h. der Wissenschaft, sondern individueller und besonderer Erfahrung. Soweit die Technik hier in langen Zeiträumen sich verändert, geschieht dies zu allermeist auf diesem Wege der beschränkten Empirie. Die Stabilität der Produktionsverfahren ihrerseits ist Wirkung nicht der Planmäßigkeit der Arbeit, sondern der unentwickelten Stufe der Planmäßigkeit der gesellschaftlichen Arbeit, ihrer lokalen Beschränktheit, auf den Gutshof oder auf die Dorfgemarkung, im Rahmen der Stadt oder des Stadtgebietes, und infolgedessen ihrer engen Schranken der Arbeitsteilung.

Auf dieselbe Manier werden dann die Hauptstadien der neueren Philosophie abgehandelt — immer nach oberflächlichen Analogien, die nichts beweisen und zumeist schief sind.

Die Naturgesetze werden im Zeitalter des Absolutismus gedacht, nach dem Vorbild der Gesetze des Staates. Descartes ist — monarchistischer Deismus, Spinoza — republikanischer Pantheismus. (S. 430.) Und was ist dann Leibniz?

Es liegt auf der flachen Hand, daß nicht „absolute Monarchie" und „Republik" das Entscheidende sind, sondern das Wechselverhältnis der Klassen im gegebenen Land und zur gegebenen Zeit, wovon „Republik" und „absolute Monarchie" nur oberflächliche Ausdrücke. Beispielsweise: das Holland der Zeit Spinozas, also etwa der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war unstreitig das industriell und kommerziell entwickeltste Land der Zeit, mehr wie England, Frankreich und Italien. Es ist die Zeit Jan de Witts. Die Niederlande werden geführt von der Provinz Holland, Holland aber von seiner Handelsaristokratie. Sie vertritt das entwickeltste bürgerliche Selbstbewußtsein der Zeit. Gegen diese große Handelsbourgeoisie kämpfte das Kleinbürgertum unter der Fahne des orthodoxen Calvinismus, während die Handelsbourgeoisie unter der Fahne „Libertinismus" kämpfte. Die monarchistischen Tendenzen der Oranier bedienen sich des Kleinbürgertums, schließen sich an den orthodoxen Calvinismus an. Diese Klassenkämpfe werden unter der Hülle wütender theologischer Kämpfe um die Prädestinationslehre (die „Gnadenwahl"), um das Einmischungsrecht des Staates in die kirchlichen Angelegenheiten usw. ausgefochten. Spinozas „Pantheismus" ist der vorgeschobenste

großbürgerliche Vorposten in diesem Klassenkampf, der „Libertinismus" erhoben über die engen theologischen Schranken, wie er denn in bezug auf das Verhältnis von Staat und Kirche (wobei es sich faktisch in Holland um das Verhältnis von Groß- und Kleinbürgertum handelte, welches letztere in der calvinischen Kirchengemeinde seine eigentümliche Organisation hatte) durchaus den Standpunkt der Großbourgeoisie vertrat: volle Souveränität des Staates in bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten, soweit sie in die Politik eingreifen, gegen den politischen Einfluß und Betätigung der Kirche, volle Toleranz auf dem Gebiete der religiösen Meinungen (hierbei ist er der stärkste Gegner der calvinischen ketzerriechenden Orthodoxie). Seine strenge Determinationslehre hat im Wesen nichts mit der calvinistischen Prädestination zu tun, spricht sie ja geradezu Gott den Willen und die Persönlichkeit ab, sie ist vielmehr ihr äußerster Gegenpol. Auf Grund der in Holland gegebenen eigentümlichen Klassenlage konnte Spinoza der freieste Kopf seiner Zeit werden. Seine Philosophie trägt allenthalben den Stempel dieser Klassenlage. Die „republikanische" Staatsform für seine Philosophie verantwortlich zu machen, ist eine nichtssagende Plattheit, um so nichtssagender, als das holländische Handelspatriziat, das sicherlich an der historischen Vorderfront der Zeit stand, unter der Form der Republik eine streng aristokratische Herrschaft führte. Unter der Fahne der Demokratie, vor allem um die demokratischen Rechte der Kirchengemeinde, kämpfte das orthodox-calvinistische Kleinbürgertum, an das sich das Junkertum anschloß. Diese Handelsbourgeoisie war damals der Träger der revolutionären Tendenzen der kapitalistischen Produktion. Sie zählt selbst in ihren Reihen eine Anzahl hervorragender Naturforscher. Sie ist der Mutterboden der nur noch schwach „pantheistisch" verkleideten modernen Naturauffassung, die bei Spinoza in der äußersten Klarheit und Folgerichtigkeit durchbricht und durch die er europäische Bedeutung gewinnt und auf die Jahrhunderte wirkt.

Doch zurück zu unserem tiefsinnigen Otto Bauer. Der Materialismus ist „die folgerichtige Philosophie des Systems der freien Konkurrenz". (S. 431.) Nach 1848, nach Abschluß der bürgerlichen Revolution „wird der Materialismus zum Volksglauben". (Ebenda S. 432.)

Auch dies wieder ein plattes Quidproquo. Was hat der indische, was hat der antike Materialismus mit dem „System der freien Konkurrenz" zu tun? Ferner, wie erklärt sich dann, daß in Frankreich im 18. Jahrhundert die Bourgeoisie unter der Fahne des Materialismus ihre Revolution vorbereitete, die deutsche Bourgeoisie dagegen, bis auf Feuerbach, unter idealistischer? Trat das „System der freien Konkurrenz" erst mit Feuerbach in Deutschland in Wirkung? Oder ist der Idealismus der unfolgerichtige Reflex des Systems der freien Konkurrenz?

Solches Zeug heißt: den historischen Materialismus freudistisch verballhornen und diskreditieren.

Der Zusammenhang zwischen dem Materialismus und dem System der freien Konkurrenz ist kein unvermittelter und analogischer,

sondern ein vermittelter und kausaler. Der Materialismus ist seinem Wesen nach einerseits die schärfste und extremste Form des Kampfes gegen den Spiritualismus, gegen den Jenseitsglauben, gegen die Kirche, andererseits die folgerichtige Verallgemeinerung der naturwissenschaftlich-kausalen Forschungsmethode. Im indischen Altertum taucht der Materialismus im Zuge des Kampfes mit der Brahmanenkaste als schärfste Waffe auf (auch der Buddhismus ist ursprünglich eine dieser Kampfideologien gegen das brahmanische Priestertum*); die ökonomischen Grundlagen dieses Kampfes bleiben erst noch zu untersuchen. Im griechischen Altertum ist der Materialismus ein Produkt der Auflösung der griechischen Volksreligion und diese ihrerseits der griechischen Gesellschaft und ihrer ökonomischen Grundlagen. In der bürgerlichen Entwicklung hängt der Materialismus unmittelbar zusammen mit dem Kampf gegen die Kirche, den Jenseitsglauben, als die stärkste ideologische Stütze des Feudalismus, sie ist ein bestimmtes Stadium in diesem Kampfe, nämlich das, das den Sturm vorbereitet. Die deutsche Bourgeoisie kämpft bis Feuerbach noch unter idealistischer Flagge, insofern sie erst etappenweise den Kampf gegen den Feudalismus steigert und sich erst etappenweise von ihm loslöst. Die einfache Tatsache, daß Kant, Fichte, Schelling, Hegel noch offizielle Angestellte des feudalabsolutistischen Staates, sagt hier schon genug. Die bürgerliche Gesellschaft ist „das System der freien Konkurrenz". Der Materialismus ist nicht die Philosophie des Systems der freien Konkurrenz, sondern einer ihrer ideologischen Reflexe, und zwar derjenige, in dem sie am revolutionärsten gegen die feudale Gesellschaft auftritt und in dem ihr noch nicht die Arbeiterklasse als Gefahr gegenübertritt. Daß nach 1848 in Deutschland der Materialismus zum „Volksglauben" wird, ist einfach falsch. Die deutsche Bourgeoisie geht unmittelbar nach 1848 zu Schopenhauer über, also einer extremen Form des Idealismus. Der Materialismus à la Büchner, Vogt, Moleschott wird zur Ideologie des noch revolutionären Teils des demokratischen Kleinbürgertums einschließlich der mit ihm verbundenen Arbeiterschichten. Der dialektische Materialismus schließlich wird von einer kleinen Minderheit der klassenbewußten, sozialdemokratischen Arbeiterschaft angenommen. Schließlich taucht daneben der Neukantianismus auf, eine Ideologie der Großbourgoeisie, die ein Kompromis zwischen Materialismus und Idealismus zu gunsten des Idealismus vorstellt. Die eine ideologische Phase der Bourgeoisie ist so „konsequent", wie die andere; konsequent im Verhältnis zum jeweiligen Wechselverhältnis aller Klassen.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu beweisen, wie platt und falsch die Bauersche Methode, die das bisher feinste und schärfste historische Forschungswerkzeug, das der historische Materialismus ist, sozusagen in ein Instrument der Steinzeit verwandelt.

Wenn Herr Bauer den Materialismus nur für den Reflex des Systems der freien Konkurrenz erklärt, so ist nur noch ein Schritt dazu, um für die folgerichtige Ideologie der sozialistischen Gesellschaft

* Es ist kein Zufall, daß Buddha ein Kschatriya, d. h. der Kriegerkaste angehört.

den Idealismus zu erklären. Herr Bauer zieht diese Folgerung noch nicht, aber er liefert die Voraussetzungen dafür. Er hält sich einstweilen noch im Rahmen des idealistischen Skeptizismus.

Dann wird Kant nach derselben Manier abgehandelt.

„Der theoretische Widerspruch zwischen induktivem Empirismus und mathematischem Rationalismus (bei Kant A. Th.) ist das theoretische Spiegelbild des dem Kapitalismus eigentümlichen Widerspruchs zwischen der rechtlichen Selbstherrlichkeit, die er den Individuen verleiht, und der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Individuen untereinander usw." (S. 434.) „Der Mensch sucht wie den Ursprung der richtigen Gesetze der menschlichen Gesellschaft, so auch der wirklichen Gesetze der Natur in seinem eigenen Bewußtsein." (S. 436.)

Sonderbar, höchst sonderbar, daß der Mensch nur eben eine bestimmte Phase der bürgerlichen Philosophie, dazu noch in einem bestimmten Lande, in Deutschland, ausmacht ... Was über die Sache selbst zu sagen ist, haben wir bereits bei Gelegenheit der kantischen Zweihundertjahrfeier ausgeführt. Wir verweisen dazu noch dem Leser, der wirklich wissen will, was der historische Materialismus über Kant und die kritische Philosophie zu sagen hat, auf die glänzenden Aufsätze F. Mehrings in der „Neuen Zeit".

Dagegen macht Herr Bauer einen Fund, der bemerkenswert: „... in seiner (Kants) Darstellung des Verhältnisses zwischen verständigem Wissen und vernünftigem Glauben (ist) doch eine zukunftsschwangere Erkenntnis erhalten: die Erkenntnis nämlich, daß die mechanistische Naturauffassung nicht die Erkenntnis des Wesens der Welt ist, sondern nur eine der Methoden, deren sich der Menschengeist bedient, sich die Welt zu seinen Zwecken anzueignen — eine Methode, neben der andere Methoden möglich sind." (S. 441/42.)

Wie sich aus dem folgenden ergibt, steht hier mechanistische für materialistische Naturauffassung und Weltansicht überhaupt. Der Materialismus verhilft uns also zur Erkenntnis der „Dinge an sich", um kantisch zu reden, und da nur zwei philosophische Grundansichten möglich sind, Idealismus und Materialismus, so sind wir also daneben auch für idealistische Methoden. Indem Herr Bauer den Materialismus für nur eine der Methoden nimmt, sich die Welt praktisch anzueignen, im Gegensatz zu den Methoden des interesselosen Erkennens, so bekommen wir hier zur Abwechslung einen Fetzen Bergsonismus aufgetischt, nur hat Herr Bauer wieder noch nicht den Mut, zu sagen, daß die idealistische, etwa die intuitive Methode, die „höhere" und „eigentliche" Methode ist, um das Wesen der Welt zu erkennen.

Wenn der Materialismus die konsequente Ideologie des Systems der freien Konkurrenz war, so ist die des „organisierten Kapitalismus" „der skeptische Positivismus eines Mach, Poincaré, James". Die Naturgesetze sind jetzt „nur noch Mittel zweckmäßiger Anordnung unserer Begriffe".

Schade, sehr schade, daß zwar inzwischen der „organisierte Kapitalismus" (Bauer meint den monopolistischen, der aber die „Anarchie" nicht losgeworden ist, sondern ihr nur einen weiteren Rahmen

gegeben hat) geblieben und die kapitalistische Konzentration und Zentralisation fortgeschritten, daß aber die schnöde kapitalistische Welt keineswegs bei Mach, James und Poincaré stehen geblieben ist, obwohl Herr Bauer im Jahre 1916 in Sibirien diese Richtungen für die Philosophie des organisierten Kapitalismus dekretiert hatte. In dem am tiefsten von den Westländern revolutionär aufgewühlten Deutschland, das mit dem „System der freien Konkurrenz" so kräftig wie in irgendeinem anderen Lande aufgeräumt hat, ist eine handfeste Metaphysik an der Tagesordnung und der Positivismus ist hier längst vieux jeu. Der Hegelianismus, und zwar seine metaphysische Schale, lebt wieder auf. Daneben und dazu betreibt man eifrig das Geistersehen und ähnliche Späße. Im übrigen brauchte man auch im Jahre 1916 und in einem sibirischen Gefangenenlager keinerlei historische Hilfsmittel, sondern nur eine oberflächliche Kenntnis der Geschichte des Positivismus, um zu wissen, daß er erheblich älteren Datums ist, wie der „organisierte Kapitalismus". Sein Vater ist bekanntlich Comte. Man mußte ferner wissen, daß es zu keiner Zeit und in keinem Lande die herrschende bürgerliche Ideologie war, sondern eine idealistische Kompromißströmung zwischen Idealismus und Materialismus, die dem Standpunkt der radikalen bürgerlichen Intelligenz und eines Teiles der kleinen und mittleren demokratisch-republikanischen Bourgeoisie entsprach. Aber Mach war bekanntlich bis jetzt die mehr oder weniger eingestandene philosophische Mutterbrust der Wiener Austromarxisten, durch den der Austromarxismus „ergänzt" und „vertieft" wurde, und so muß er schon aus dem, was er wirklich ist, der radikalen Kleinbürgerphilosophie, wenigstens zur Philosophie der Trusts, Kartelle und Syndikate aufrücken.

Der idealistische Kern des Bauerschen Skeptizismus tritt besonders klar zu Tage in der Art, wie er die Umwälzungen der Physik und Chemie der letzten beiden Jahrzehnte antimaterialistisch (nicht nur antimechanistisch) und also idealistisch auswertet.

Er erklärt schlankweg: „Mit dem Mechanismus fällt auch der Atomismus." (S. 456.) Das Atom „löst sich dem Naturforscher in ein Planetensystem von Elektronen auf" — „aber er denkt zugleich dieses System nur als praktisches Hifsmittel des Denkens, nicht als wirkliche Wesenheit". (S. 457.)

Das letztere ist einfach geflunkert. Was auch die oder jene bürgerliche Philosophenschule über die Atome und Elektronen spekulieren möge: die Naturforscher, soweit sie nicht außerhalb ihres Handwerkes mitspekulieren, die das Atom zählen, wägen und sichtbar machen, die Elektronenbahnen berechnen usw., sind nicht die Narren, zu glauben, daß sie nur Fiktionen, nur eingebildete Dinge gemessen, gezählt, gewogen und berechnet haben. Das Atom und das Elektron sind längst über das Stadium des Hypotethischen hinaus, wenn auch jeder Naturforscher weiß, daß da noch viel auszuforschen ist. Das Atom hat sich in ein Planetensystem von Elektronen aufgelöst. Aber wieder kann nur jemand, der erbärmlich in den Netzen des Idealismus zappelt, daraus machen, daß „der Atomismus gefallen" sei. Das Atom ist nicht mehr „unteilbar". Es gibt jetzt Komplexe

kleinerer Elemente, der Elektronen. Aber für jeden kritischen Naturforscher war die Unteilbarkeit des Atoms nur eine relative zeitweilige Grenze der Forschung, so wie heute das Elektron. Aber das Atom, indem es in Elektronen aufgelöst, ist keineswegs ins Nichts verschwunden, in Rauch aufgelöst, es ist nur tiefer analysiert, und seine reale Existenz als ein materielles System ist damit über jeden Zweifel hinausgehoben worden.

Herr Bauer dekretiert weiter aus seiner sibirischen Einöde (wo es offenbar sehr kalt war):

„Das Weltbild der Modernen enthält nichts als Elementenkomplexe, Bündel von Wahrnehmungen, die aus wechselnden Wahrnehmungen zusammengesetzt sind, die sich bald miteinander vereinigen, und bald wieder auseinanderfallen, die nirgends scharf voneinander geschieden sind, sondern überall ineinander übergehen." (S. 457.)

Auf den ersten Blick erkennt man in diesem „Weltbild der Modernen" den alten Machschen Kohl, Herr Bauer! Die intellektuelle Mode ist seit Ihrem sibirischen Aufenthalt etwas fortgeschritten. Sie riskieren entschieden, etwas lächerlich zu werden, wenn Sie sich darauf kaprizieren, die verschossene Livree der Bourgeoisie zu tragen! Für die kritische Erledigung der machistischen Livree mit ihren „Wahrnehmungs-Komplexen" usw. hat bereits Lenin vor nunmehr beinahe 20 Jahren hinreichend gesorgt. Der Leser, den das interessiert, sei auf Lenins „Materialismus und Empiriokritizismus" verwiesen.

Wir kommen nun zu den Schlußfolgerungen, die Bauer aus dem bisherigen für sich zieht.

Die erste ist: Trennen wir uns vom Materialismus!

„Erst nachdem die Zersetzung der mechanischen Naturauffassung dem Materialismus die Basis entzogen hat, gewinnen wir zu ihm ein kritisches Verhältnis. Jetzt erst begreifen wir, daß er nichts anderes war als die Projektion des kapitalistischen Konkurrenzsystems in das Weltall. Erst damit zerreißt das Band, daß die Geschichtsauffassung des Sozialismus mit dem letzten dogmatischen System des Kapitalismus verknüpft hatte. (S. 462, Unterstreichung von mir. A. Th.)

Also historischer Materialismus ohne Materialismus!

Aber wenn nicht Materialismus, was dann?

Hier kommen Kant und der „moderne Relativismus" Bauer zu Hilfe. „Erst der moderne Relativismus, der die Raum- und Zeitvorstellungen Newtons überwunden hat, befähigt uns, zu begreifen, daß Kants apriorische Formen der Anschauung nur die apriorischen Anschauungsformen der Naturwissenschaft einer heute bereits überwundenen Entwicklungsphase waren." (S. 463.)

Damit kann sich also Max Adler begraben lassen. Aber auch die machistische Phase des Austromarxismus (Hilferding, Eckstein und Bauer selbst) ist überwunden. Die Naturgesetze sind nicht, wozu Mach sie stempelte, Gesetze der Denkökonomie, sondern sie ordnen unsere Erfahrungen

„in derjenigen Weise, die den besonderen geistigen Bedürfnissen einer bestimmten Gesellschaftsordnung

und innerhalb ihrer einer bestimmten Klasse entspricht." (S. 464.)

Damit landet unser umgekehrte Kolumbus, der ausgesegelt, um „Neuland" des historischen Materialismus zu entdecken, beim historischen Relativismus oder Skeptizismus. Dies ist also die spezifisch Bauersche Auflösung des historischen Materialismus, des Marxismus überhaupt. Bauer glaubt, damit sich „von den bürgerlichen Systemen" befreit zu haben. Aber jeder, der die bürgerliche Philosophie der letzten zwei Jahrzehnte auch nur oberflächlich verfolgt, sieht, daß dieses „Neuland" die wohlbekannte Eselswiese des Pragmatismus, Bergsonismus usw., wo die Kriterien der objektiven Wahrheit und diese selbst verschwinden und nur noch die praktische Anpassung an die Bedürfnisse „des" Menschen, d. h. der Bourgeoisie, übrig bleibt. Mit dieser dürftigen Bettelsuppe begnügt sich der Pragmatismus, der vorwiegend in der angelsächsischen Welt wurzelt, während der Bergsonismus neben der nur praktischen Zwecken dienenden und die Wahrheit zu erkennen unfähigen, gewöhnlichen Wissenschaft sich an einer noch höheren, nämlich „intuitiven", vollkommen spiritualistischen Überwissenschaft erlabt, die in der Sphäre des Geistes die wahre Wirklichkeit erfaßt. Herrn Bauers „Befreiung" läuft darauf hinaus, daß er statt mit dem historischen Materialismus den Spuk der bürgerlichen Philsosophie zu zersetzen, mit dem Pragmatismus den historischen Materialismus aushöhlt, ihn in einen historischen Pragmatismus, Relativismus oder Skeptizismus verwandelt. Hat Herr Max Adler den historischen Materialismus durch ein neukantianisches Fundament unterbaut, so baut Herr Bauer ihm ein pragmatistisches Fundament unter, wobei in beiden Fällen vom historischen Materialismus auch kein Atom (oder müssen wir sagen kein Elektron?) mehr übrig bleibt. Übrig bleibt nur noch der Selbstbetrug und der Betrug an der Arbeiterklasse.

Im übrigen, wenn die nächste revolutionäre Welle noch die Herren Max Adler und Bauer vorfinden wird, so wagen wir die Voraussage, daß sie sehr rasch noch den Weg vom verschämten Idealismus und Skeptizismus zur handfesten Muckerei finden werden.

Die Jüngeren der Schule, weniger beschwert von alten Erinnerungen an den Marxismus, schreiten schon rüstig auf diesem Pfade. Warum denn nicht? Wenn praktisch-politisch das Zentrum und die demokratisch-protestantische Kleinbürgerpartei koalitionsfähig ist, warum soll dann nicht der „Marxismus" mit der katholischen oder protestantischen Pfafferei sich direkt verständigen, um so mehr, wenn diese klug genug ist, den Marxismus, der kapituliert hat, nicht so uneben zu finden, jedenfalls der Mühe wert, ihm weiter auf die Strümpfe zu helfen!

Da ist ein gewisser Albert Kranold (Jena). Er verbricht rund 60 Seiten über den „Sozialismus als sittliche Idee". (S. 501—561.) Derselbe Kranold hat ein Buch „über die Persönlichkeit im Sozialismus" verfaßt. (Jena 1923.) Kranold benützt als Vorlage das Buch des Dr. phil. et theol. Theodor Steinbüchel, eines katholischen Theologen, der ebenfalls über den Sozialismus als sittliche Idee schreibt. Herr Kranold ist geradezu entzückt schon von dem

Titel. „Denn den Sozialismus als sittliche Idee kennen zu lernen, war ja gerade der Zweck meiner Schrift gewesen." (S. 502.) Wo dieser Steinbüchel, mit Erlaubnis seiner kirchlichen Oberen, sich sehr geschickt auf den Gimpelfang macht, da sieht unser Kranold einen „Wandel in der Einstellung der katholischen Kirche zum Sozialismus"! Ja, dieser weise Kranold stimmt einen wahren Hymnus auf das soziale Verständnis der katholischen Kirche an. Der lange Erguß des Kranold ist nur soweit von Interesse, als er die folgerichtige nächste Etappe von der Position der Max Adler und Otto Bauer und letzten Endes natürlich auch des Jubilars im Marxismus zeigt.

Es genügt, hierbei einige charakteristische Stellen anzuführen. Der Marxismus ist nach Herrn Kranold zwar a-theistisch, aber nicht a-religiös, denn „die Religion als solche ist ein Wesensbestandteil der Menschennatur, nur ihre Äußerungen sind verschieden. Wenn Engels und in einzelnen Äußerungen auch Marx meinen, die Religion müsse völlig überwunden werden in einer sozialistischen Gesellschaft, so meinen sie damit, wie man aus den Einzelheiten dieser Äußerungen klar erkennen kann, den Theismus, die theistische Form der Religion, vielfach nicht einmal jeden Theismus, sondern nur die christliche Form des Theismus. Der sozialistische Mensch soll nach ihnen freilich a-theistisch sein, aber nicht a-religiös." (S. 509, Anm.)

Das ist, wie sich von selbst versteht, glatt geschwindelt, aber ist man schon in die „atheistische" oder andere theistische Pfafferei hineingeraten, so versteht sich solche theologische Fälschung von selber.

Dialektik ist nach Steinbüchel und Kranold die „Synthese von kausaler und teleologischer Betrachtung". (S. 512.) Das ist schon schief, wenn auf die Hegelsche Dialektik angewandt, es ist wieder eine grobe Fälschung in bezug auf die Marxsche materialistische Dialektik, die mit Teleologie auch nicht das geringste zu tun hat.

Die Dialektik ist auf die Wirklichkeit anwendbar, weil „nach Kant" und auch nach unserem Kranold „das Gedachte das Seiende" ist. (S. 513.) „Das Sein ist nach ihm (Kant) stets gedachtes Sein, es ist also gerade als Sein durch die ‚Formen des Denkens' bestimmt." (S. 513.) Und das gilt auch für den Marxismus, wie ihn Kranold zurechtfälscht. (Selbst Kant erscheint hier verfälscht.)

Die „Produktionsverhältnisse" werden nach bereits bekannter Adlerscher Manier in die Region der Wolken erhoben, spiritualisiert: „In den Produktionsverhältnissen ist der denkende Mensch bereits enthalten." (S. 524.)

Natürlich sind Marx und Engels erkenntnistheoretisch Anhänger des Idealismus:

„Sehr bedauere ich es, erklärt schmerzbewegt Kranold, daß auch Steinbüchel Marx und Engels als Vertreter des erkenntnistheoretischen Realismus, nämlich der Abbildtheorie, ansieht." (S. 514.)

Was hilft es Engels, daß er an Dutzend Stellen sich für die „Abbildtheorie" ausspricht, für Herrn Kranold sind das keine Hindernisse!

Auch die kritische Ethik kriegen wir in den Kauf:

„Man kann aus dem Kapitalismus den Sozialismus logisch nur entwickeln, weil man die Wertidee der sozialen Gerechtigkeit bereits mitbringt." (S. 518.)

Und „auch die kritische Ethik steht prinzipiell durchaus jenseits des Gegensatzes von ethischem Sozialismus und Individualismus, wenn auch zugegeben ist, daß der Inhalt, den Kant dem kategorischen Imperativ gibt, in einer seiner Formulierungen sozialistisch ist." (S. 520.)

Zwar geht der prinzipielle Inhalt der Kantischen Ethik nicht über die bürgerliche Rechtsgleichheit hinaus, zwar schränkt in concreto Kant selbst dieses Prinzip noch ein, aber wir wollen zugeben, daß der „ethische Sozialismus" auch noch durchaus im bürgerlichen Rahmen bleibt. Es tritt hier der Fall ein, wo zwei Fälschungen sich aufheben, worin man eine Anwendung der Dialektik als „Synthese von kausaler und teleologischer Betrachtung erblicken" mag.

Fichte ist „konsequenter ethischer und sozialphilosophischer Sozialist"! Glaubten wir doch, der Fichte habe einen so festen Knochenbau, daß ihn selbst ein Kranold nicht verschleimen könne. Aber er kriegt es fertig!

Hegel und Marx

„So sind Hegel und Marx lebendige Beispiele dafür, daß das Problem des Verhältnisses des Individuums zur Gemeinschaft, der Freiheit der Persönlichkeit im sozialen Ganzen das brennendste Problem des Sozialismus ist. Beide haben es nicht gelöst." (S. 523.)

Folgt ein langes Orakel über Freiheit, Willensfreiheit usw., womit der Leser verschont sein soll.

In der Staatsauffassung des jungen und des alten Marx, d. h. des Junghegelianers und des Materialisten, ist kein Gegensatz, wie wir altmodischen Marxisten bisher glaubten, d. h. auch nicht im Grunde zwischen der Hegels, Fichtes und Marx'. Kranold löst diesen, nach ihm nur scheinbaren Widerspruch auf die einfachste Weise von der Welt: der junge Marx bejaht den idealen, den Vernunftsstaat; der alte negiert den „realen europäischen Staat der bürgerlichen Gesellschaft." (S. 258.) Demnach kann er sich mit dem jungen wie mit dem alten Marx zur Ebertrepublik bekennen.

„Materialistische Geschichtsauffassung und Ethik haben einfach nichts gemein miteinander zu tun, sie behandeln ganz verschiedene Probleme und kommen einander also nicht ins Gehege." (S. 530.)

Dieses Taschenspielerkunststück ist ganz besonders interessant Unser Herr Kranold vertauscht da im Handumdrehen zwei Dinge: der historische Materialismus ist allerdings keine Ethik, er ist ein Leitfaden der Geschichtsauffassung nach rückwärts und der revolutionären Politik der Arbeiterklasse nach vorwärts. Aber die ethische und die materialistische Begründung des Sozialismus kommen einander allerdings so sehr ins Gehege, daß die eine die andere geradezu aufhebt.

Dem Pfaffen Steinbüchel versichert Herr Kranold überdies: „Die Neukantianer Staudinger, Vorländer, Max Adler haben gegenüber gewissen Verstümmelungen und Umdeutungen des historischen Materialismus den eigentlichen Sinn dieser Lehre wieder hergestellt." (S. 537.) Wie dumm und betrübend, wirklich schmerzlich also, daß

der liebe Steinbüchel sich noch an den originalen Marx hält, statt an den von Staudinger, Vorländer, Max Adler „wieder hergestellten".

Aber unser Kranold findet die „Wiederherstellung" für noch nicht genügend. Vorländers Formel war „Kant und Marx". Kranold verkündet die neue Formel: „Nicht Kant oder Marx, auch nicht Kant und Marx, sondern Kant in Marx." (S. 538.)

Hat der historische Materialismus nichts mit der Ethik zu schaffen, so auch nichts mit dem Sozialismus.

„Er ist Theorie der Geschichtserkenntnis, der Sozialismus aber ein Wertsystem, ein Wertprinzip. Beide liegen in ganz verschiedenen geistigen Bereichen. (S. 540/41.)

Womit den Steinbüchels bedeutet wird, daß sie auch mit dem heiligen Thomas von Aquino den Sozialismus begründen können.

Im Vorübergehen schlachtet auch Herr Kranold Max Adlers famose „Zwangsordnung" in der sozialistischen Gesellschaft ab.

Es ist nach ihm ein „sehr wesentlicher Punkt" . . ., daß echte Gemeinschaft stets und überall absolute Freiwilligkeit voraussetzt, daß ihr jeder Zwang durchaus fremd ist, daß sie deshalb nicht einmal ein Opfer des Einzelnen für das Ganze kennt, weil jede Hingabe für das Ganze durchaus freiwillig sein muß, solche freiwillige Hingabe für das Ganze aber nicht mehr Opfer ist, sondern höchste Selbsterfüllung." (S. 545/6.)

Da ist es also Essig mit der Zwangsordnung. Der Humor davon ist, daß Herr Kranold mit derselben „kritischen" apriorischen Methode zu dem entgegengesetzten Resultat kommt wie Max Adler. Wem sollen wir nun glauben?

Der Sozialismus ist eine Kirche:

„Gemeinschaft ist eine innere Verbundenheit der Seelen. Nur das ist eine wahre Gemeinschaft im Sinne des Sozialismus." (S. 550.)

Der Vorwurf des Rationalismus gegenüber dem Sozialismus ist „ungerecht". Gegenüber Kranolds sozialistischer Seelengemeinschaft, mit Kant in Marx und der dialektischen Synthese von Kausalität und Teleologie — allerdings. Das Traktätlein schließt stilgerecht, salbungsvoll, in Gott:

Der Sozialismus ist außerhalb der „ratio". (Die Vernunft tut gut, in dieser Gesellschaft ihren gewöhnlichen deutschen Namen abzulegen.) Er ist Sache des „Glaubens". Mit Martin Buber kann man „Gott" auffassen als „Inbegriff alles dessen im gesamten Weltall, zu dem man Du sagen kann. Dann spürt man sofort, wie man im Gotterlebnis nur das vertiefte und erweiterte, d. h. zu Ende ‚gedachte' Erlebnis der Gemeinschaft mit allem was lebt und daher Lebensrecht hat, das Erlebnis des Bruderseins, der unendlichen Hinwendung, des grenzenlosen Dusagens und des Handergreifens und Anderhandergriffenwerdens erlebt (ein Gedanke, eine Idee von so unabsehbarer Bedeutung für den Aufbau eines religiösen Sozialismus, wie er erschütternd, erlebend und gewaltig ist)". (S. 561.)

Amen, Amen, Amen!

Aber vergessen wir nicht, der Betbruder Kranold in Kant oder in Christo ist nur eine Stufe weiter als Max Adler und Otto Bauer, die ihrerseits die echten Söhne des Kautskyanismus sind.

Karl Kautsky junior, Wien, ist auch unter den Gratulanten. Er liefert einen Beitrag über „die Strömungen in der modernen Medizin im Lichte des historischen Materialismus". (S. 465/484.) Der „historische Materialismus" in dem Aufsatz ist nur eine zeremonielle Wendung. Im übrigen entwickelt er einigen Mutterwitz.

Wenn der Vater eine Abneigung gegen die politische Chirurgie hat, so der Sohn gegen die medizinische, wo er denn bemerkt:

„Die Chirurgie hat manches mit dem Bolschewismus gemein, nicht nur darin, daß sie radikale Heilung über Nacht verspricht, sondern auch in ihrem Anspruch auf die umfassende Gültigkeit ihrer Methode." (S. 479.) Wir empfehlen als die der väterlichen Methode entsprechende Art Medizin die Hydrotherapie, die Wasserheilkunde in Verbindung mit der Homöopathie. K. K. junior ist gegen das „mechanistische" Denken in der Medizin, womit wohl die Beziehung zum historischen Materialismus hergestellt sein soll. Die die Abhandlung durchziehende Vorstellung, als ob die soziale Medizin sich aufbauen, die „individualistische Kleingewerbetreibenden-Psychologie der Ärzte sich überwinden lasse ohne Revolution, gibt der Arbeit das Schulkennzeichen der „vierten Phase des Marxismus". Sonst lohnt es sich nicht, sich bei ihr aufzuhalten.

Wie man weiß, blieb auch die Biologie von der antimaterialistischen Strömung nicht verschont. Ja, sie ist heute einer der Hauptsammelplätze aller Sorten von Idealismus und Spiritualismus geworden. Man muß, wie bei jeder Naturwissenschaft, unterscheiden zwischen dem reellen wissenschaftlichen Fortschritt und seiner theoretischen Auswertung, der Verallgemeinerung. Die mächtige Bewegung, die durch Darwin in den organischen Naturwissenschaften eingeleitet wurde, hat auch in den letzten Jahrzehnten fruchtbar fortgewirkt. Ein ungeheures Tatsachenmaterial ist neu entdeckt und klassifiziert worden. Insbesondere hat sich im Anschluß an die Mendelschen Forschungen die Vererbungslehre zu einer umfassenden Disziplin entwickelt. Der von Darwin errichtete Rohbau der Deszendenzlehre ist mächtig ausgebaut worden oder vielmehr — es sind riesige Materialien gesammelt für diesen Aufbau. Denn die theoretische Verarbeitung des Materials hat mit seiner Tageförderung nicht Schritt gehalten, ja ist hinter Darwin und die ihm unmittelbar folgende Forschergeneration — Huxley, Haeckel usw. — zurückgefallen.

Der kolossale Fortschritt des Darwinismus, der Marx und Engels mit Recht veranlaßte, in ihm die naturwissenschaftliche Ergänzung zu ihrer materialistischen Geschichtstheorie zu sehen, bestand in zweierlei: Erstens der siegreichen Einführung des Entwicklungsgedankens in die organische Naturwissenschaft, der Verwandlung der organischen Natur in eine historische Reihe, in eine Geschichte (alle früheren Versuche derart drangen nicht durch); zweitens der rein erfahrungsmäßigen materialistisch-kausalen Erklärung dieser Entwicklung mit Ausschluß aller Teleologie und alles Spiritualismus. Eben diese erfahrungsmäßige materialistisch-kausale Forschungsmethode verhalf der Darwinschen Form der Deszendenzlehre zum Siege. Dies war aber zugleich ein Sieg des dialektischen Materialismus auf einem neuen Gebiete. Die Lücke zwischen der Durch-

führung des materialistischen Entwicklungsgedankens in der Astronomie und Geologie (zuerst durch Kant-Laplace) und in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft durch Marx-Engels war ausgefüllt. Dabei war klar, daß, so wie der weitere Gang der astronomischen Forschung die speziellen Hypothesen Kants und Laplaces abändern, verbessern, ja durch anderseitige verdrängen könne (dies ist inzwischen geschehen), dies mit der speziellen Hypothese oder Theorie Darwins, der Selektionstheorie (der Lehre von der natürlichen Zuchtwahl) geschehen könne. Aber jegliche Fortbildung in dieser Hinsicht läßt unberührt die Deszendenzlehre selber und ihr materialistisches und kausales Erklärungsprinzip, ist vielmehr nur eine Konkretisierung und Befestigung dieser beiden Gesichtspunkte, durch die erst die organischen Naturwissenschaften zu wirklichen historischen Wissenschaften geworden sind.

Omnis determinatio est negatio — jede Bestimmung ist eine Verneinung nach Spinoza, womit der dialektische Charakter jedes Denkfortschrittes und jeder realen Entwicklung bezeichnet wird. So ist jede nähere Bestimmung also Bejahung der Entwicklungslehre, zugleich eine Verneinung der ihr vorhergehenden besonderen Form. Aber wie in der Physik die nähere Bestimmung, die Konkretisierung der Atomistik von der bürgerlichen idealistischen Philosophie (mit Otto Bauer und Konsorten im Nachtrab) zu einer Verneinung des Atomismus und des Materialismus überhaupt verfälscht wurde, so geschah ähnliches auf dem Gebiete der organischen Naturwissenschaften im allgemeinen und der Deszendenzlehre im besonderen. Hier machte sich ebenfalls eine idealistische und teleologische Verfälschung in der theoretischen Verallgemeinerung breit. Der „revolutionäre Ludergeruch", der dem Darwinismus als einer materialistischen Entwicklungslehre der Organismen anhaftet, schreckt die Bourgeoisie-Ideologen. Als der Otto Bauer in Sachen des Darwinismus tritt in dem Sammelband Julius Schaxel auf mit einer Abhandlung über „Darwinismus und Marxismus. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Voraussetzung des Sozialismus." (S. 485—500.)

Schaxel ist Biologe von Fach. Er war anderseits, als er diese Abhandlung schrieb, Sozialdemokrat, Kautskyaner. Er kann daher nicht so brüsk und klar antimaterialistisch auftreten, wie seine offen reaktionären Kollegen. Seine Position ist daher einerseits-anderseits, und seine Sprache ist unbestimmt-schwankend, leisetretend, andeutend, verhüllend. Aber der Kern ist unzweifelhaft antimaterialistisch. Wir müssen unsererseits sagen, daß der offene, ausgesprochene Antimaterialismus uns lieber ist als dieses erbärmliche Zappeln.

Der Beweis soll für die antimaterialistische und daher auch antimarxistische Grundeinstellung Schaxels im folgenden kurz und bündig erbracht werden.

Die leisetretende Unbestimmtheit ist Schaxel so ins Blut gegangen, daß er, wie es scheint, überhaupt keines bestimmten Ausdrucks mehr fähig ist. So redet er gleich zu Beginn von „übergeordneten Richtlinien" (S. 488), die in der Entwicklungslehre keine Rolle spielen dürfen. Gemeint sind natürlich übersinnliche, jenseitige Kräfte oder Einflüsse. Das geht gegen die offenen Spiritualisten (Vita-

listen usw.). Dies „einerseits". „Anderseits" schließt Schaxel unmittelbar daran eine unklare und andeutende Polemik gegen „die bedenkliche Form des Darwinismus", gegen Büchner, Moleschott und Haeckel, gegen die „banale Metaphysik", die sich an die Stelle der „voraussetzungslosen Naturwissenschaft" gesetzt habe. (S. 489 bis 490.) Gemeint ist natürlich der Materialismus, der ja nach berühmten positivistischen Mustern „Dogmatik, „Metaphysik" ist. Die Herrschaften merken gar nicht, wie lächerlich sie sich machen, wenn sie den banalsten spiritualistischen Kohl, im Grunde den lieben Gott, wiederkäuend, mit der „Banalität" des Materialismus um sich werfen. Soweit der Menschengeist in die Tiefen der Natur, unter die Oberfläche der Erscheinungen eingedrungen, soweit verdankt er dies der materialistischen Methode, und die „Banalität", die Plattheit ist hier ganz auf der Seite des Idealismus, der in immer neuen Formen im Grunde nur immer den Zauberspuk der Wilden wiederholt, der im Gewitter ebenso den Donnergott wirksam sieht, der die Krankheit auf Verzauberung zurückführt usw.

Haeckel war auf politischem Gebiet ein bürgerlicher Demokrat und den Kampf ums Dasein deutete er allerdings platt genug gegen den Sozialismus. Aber in seiner Wissenschaft war er ein fester, ja ein streitbarer Materialist, und wir lassen uns nicht von wegen Herrn Schaxels Bekenntnis zu der kautskyanischen Sorte von Sozialismus Haeckels naturwissenschaftlichen Materialismus anschwärzen.

Auch eine schöne Stelle ist folgende:

„Weil die natur- und seelenhaften Anteile an der von Marx geforderten (??) Basis seiner Prinzipien selbst eben in Ordnung begriffen sind, kann über programmatische Andeutungen nicht herausgegangen werden." (S. 494.)

Wir wußten nicht, welche Basis Marx „gefordert" hätte. ‚Gefordert" wird in der Geometrie und etwa auch in der Metaphysik. Die materielle Basis der gesellschaftlichen Entwicklung ist keine „Forderung", sondern eine Feststellung, ein Ergebnis der historischen Analyse und Synthese. Der Disput über die „natur- und seelenhaften Anteile" an dieser Basis ist ausschließlich eine Sache derer, die an die Stelle des Marxismus eine Kompagniegesellschaft zwischen Idealismus und Materialismus setzen, bei der der Materialismus nur die Schalen an den Kopf geworfen kriegt.

Hören wir nun die „Andeutungen":

Nr. 1. „Aus dem Anschein zielloser Abänderung des Einzelwesens in allen Lebenslagen hebt die Biologie hervor, daß der lebendigen Mannigfaltigkeit Ordnung innewohnt, deren Grundlagen durch Forschung festzustellen sind." (S. 496.)

Entelechie gefällig? Daß eine „Ordnung" der lebendigen Mannigfaltigkeit besteht, war dem Darwinismus keineswegs entgangen. Der historische Gang der organischen Naturwissenschaften ist ja der gewesen, daß die Ausarbeitung der materiellen „Ordnung" der Lebewesen die Beschreibung und Klassifikation gerade das ganze Zeitalter vor dem Darwinismus ausfüllt. Der Darwinismus ist ja eben ein Versuch, den Grund dieser Ordnung zu erforschen, das Nebeneinander der Lebewesen in ein Nacheinander aufzulösen. Indem

der Darwinismus diese Ordnung auf eine ursprüngliche Unordnung zurückführt, indem die zweckmäßige Anordnung der Organismen, die zweckmäßige gegenseitige Anordnung ihrer Teile, ihr zweckmäßiges Reagieren auf ihre Umgebung erklärt, — geht er methodisch den richtigen Weg, schlägt er ein dialektisches Verfahren ein: er leitet die Ordnung aus der Unordnung, die Zweckmäßigkeit aus der Unzweckmäßigkeit ab. Sicherlich hat Darwin in der Ableitung noch nicht das letzte Wort gesprochen. Aber die von ihm entwickelte Methode entsprang einem genialen dialektischen Instinkt. Diese Methode, zum klaren Bewußtsein erhoben, ist ebenso wichtig, ein ebenso bahnbrechender und nicht mehr rückgängig zu machender Fortschritt, wie die positiven Ergebnisse, zu denen er gelangte. Aller Vitalismus, Idealismus, Spiritualismus, teleologische Methode in der Biologie läuft letzten Endes darauf hinaus, die Zweckmäßigkeit in der Lebewelt aus der Zweckmäßigkeit, das „Seelenhafte", um diesen geschraubten Ausdruck zu nehmen, aus dem „Seelenhaften" zu erklären: d. h. unerklärt zu lassen. Hier liegt der methodische Grundfehler des biologischen Spiritualismus. Er läuft auf einen fehlerhaften Zirkel hinaus. Das macht seine besondere „Tiefe und Voraussetzungslosigkeit" aus.

Andeutung Nr. 2. Der Kampf ums Dasein ist „kein wissenschaftlicher Begriff geworden, weil die Lehre von den organischen Beziehungen der Erscheinungen, die er schildern sollte, mit anderen Begriffen erfaßt wird. Aus den gleichen Gründen verschwinden die Worte Zuchtwahl und Auslese aus dem wissenschaftlichen Sprachschatz. . . . Es besteht kein Anlaß, dauernd die Natur im Lichte der englischen bürgerlichen Nationalökonomie aus der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts erscheinen zu lassen." (S. 497.)

Wozu der Lärm? Wozu diese Verdonnerung des Darwinismus als Ausgeburt der „englischen bürgerlichen Nationalökonomie?"

Nun, da wird uns gleich auf der nächsten Seite als neuester (wohl der sozialistischen Nationalökonomie entsprechender) Ersatz präsentiert: „Die Autonomie des Seelischen." (S. 498.)

„Der seelische Ablauf" wird erläutert „bedient sich der körperlichen Mittel, um Ausdruck zu gewinnen." (Daselbst.) Und: „je ernster die Gesellschaftswissenschaft ihre Aufgabe nimmt, desto sorgsamer wird sie ihren Aufbau auf ihren beiden Grundlagen, der Natur und der Seele, in ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit beachten". (Daselbst.)

Wir danken für diese Revision der Biologie im allgemeinen und des Darwinismus insbesondere auch rückwärts, zur spiritualistischen Plattheit, zum alten pfäffischen Kohl.

Der „Kampf ums Dasein" ist, wie bereits Engels bemerkt, keine Hypothese oder Theorie, sondern eine einfache Beobachtungstatsache. Die Übertragung des brutalen Kampfes ums Dasein in die menschliche Gesellschaft als Moralprinzip, das das Bevölkerungsgesetz des Kapitalismus verfälschte und es dem Arbeiter als ein ewiges Naturgesetz aufpredigen wollte, war eine pfäffische Schweinerei. Der Kampf ums Dasein in der organischen Natur, die Produktion von mehr Samen und Keimen, als jemals überleben können, diese Natur-

tatsache als kapitalistische Ideologie verdonnern, weil Malthus sie für ein angebliches Gesetz der menschlichen Gesellschaft erklärte, heißt das wahre Verhältnis der Dinge geradezu auf den Kopf stellen. Und wenn man uns dazu noch den Abhub der bürgerlichen reaktionären Faselei des 20. Jahrhunderts als Ersatz gibt, so danken wir ganz entschieden! Diese „voraussetzungslose" Methode sieht pfäffischer Sophisterei ähnlich wie ein Ei dem anderen.

Herr Bauer verdächtigt den Materialismus, weil er der konsequente Ausdruck des „Systems der freien Konkurrenz", der bürgerlichen Gesellschaft also. Herr Schaxel tut dasselbe in der Biologie. Warum nicht die Infinitesimalrechnung verdächtigen, die gewiß auch ein Erzeugnis der bürgerlichen Gesellschaft ist?

Der bürgerlichen Gesellschaft wohnen zwei revolutionäre Antriebe in der Richtung des historischen Fortschrittes auf wissenschaftlichem Gebiet inne. Der eine entspringt ihrem ökonomischem Grundcharakter selbst, der die fortwährende technische Revolution und damit das rastlose Fortschreiten der Naturwissenschaften, die ihr dienen, bedingt. Ja, die bürgerliche Gesellschaft hat zu allererst das Bedürfnis, die Methoden der Produktion aus dem Reich der zufälligen, individuellen und besonderen in das der allgemeinen und methodischen Erfahrung, d. h. der Wissenschaft, zu erheben.

Dies ist der stärkste und dauerndste revolutionäre wissenschaftliche Antrieb in der bürgerlichen Gesellschaft. In dieser Beziehung stellt die bürgerliche Gesellschaft alle vorhergehenden, auf Stabilität oder nur langsamer Veränderung der technischen Grundlagen beruhenden Gesellschaftsformen, die eng lokal oder territorial begrenzte Märkte zu befriedigen haben, weit in den Schatten. Aber nach vorwärts, im Vergleiche zur sozialistischen Gesellschaft, hat die bürgerliche Gesellschaft auch in dieser Beziehung ihre historischen Schranken. Erstens in der Beschränkung der wissenschaftlichen Ausbildung auf eine kleine, sozial bevorzugte Minderheit. Zweitens in dem Maße, wie an Stelle der freien Konkurrenz das kapitalistische Monopol tritt, erwachsen dem technischen Fortschritt spezifische Hemmungen. Drittens, worauf R. Luxemburg aufmerksam machte, ist der Spielraum des technischen Fortschrittes in der kapitalistischen Gesellschaft ökonomisch gegeben durch die Ersparnis an Produktionskosten, in der sozialistischen aber durch die Ersparnis an lebendiger Arbeitskraft.

Der zweite revolutionäre Antrieb entspringt ihrem Kampfe gegen den Feudalismus und im besonderen gegen die Kirche, also einer bestimmten, jeweils kurzlebigen Phase der bürgerlichen Gesellschaft in jedem Lande, einem besonderen, vorübergehenden Wechselverhältnis der Klassen. Ist einmal diese Situation vorüber, der revolutionäre Punkt überschritten, und die Bourgeoisie der andringenden Arbeiterklasse gegenüberstehend, so schlägt dieser Antrieb in sein Gegenteil um, dem Volke muß jetzt „der Glauben erhalten werden" (und auch die Bourgeoisie selber braucht einen himmlischen Trost für das bedrängte Gemüt), die bürgerliche Wissenschaft wird, im ganzen genommen, reaktionär.

Jedoch auch nach dieser geschichtlichen Wende bedarf die Bourgeoisie des freien Spielraums für die Entfaltung der Technik und ihrer

naturwissenschaftlichen Grundlage. Andererseits bestehen noch die mannigfaltigsten Auseinandersetzungen innerhalb der bürgerlichen Klassen selbst, in jedem Lande verschieden und in den verschiedenen Zeitabschnitten sich verändernd. Zu der herrschenden Ideologie der großen Bourgeoisie kommt noch die des Kleinbürgertums, je nach dem Wechsel der gesamten Klassensituation schwankende Kompromisse zwischen der Ideologie der Großbourgeoisie und der Arbeiterklasse. Wir sehen daher jetzt nebeneinander (in jedem Lande und in den einzelnen Ländern), wie nacheinander, ein buntes Mosaik von Kompromissen zwischen materialistischer Wissenschaft auf natur- und gesellschaftswissenschaftlichem Gebiet im Detail und idealistischer „Wissenschaftswissenschaft" im allgemeinen, in der Philosophie, in Erkenntnistheorie, Logik, Ästhetik, Ethik, Soziologie, Ökonomie und bei der allgemeinsten Zusammenfassung der Resultate der Naturwissenschaften. Daraus erhellt, daß in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft jeweils nur in einer bestimmten kurzen Phase diese beiden revolutionären Antriebe zu einer einheitlichen, materialistischen (wie im Frankreich des 18. Jahrhunderts) oder idealistisch-revolutionären dialektischen Weltauffassung zusammentreffen können.

Dabei handelt es sich nicht, wie der historische Pragmatismus, Relativismus oder Skeptizismus eines Otto Bauer es hinstellt, nur um wesenlose Spiegelungen des jeweiligen Gesellschaftszustandes, um bloße Fiktionen, sondern gleichzeitig um Fortschritte oder Rückschritte in der Erkenntnis der Wirklichkeit, der Natur und der Gesellschaft, um nach Zeiten, Ländern und Wissenschaftsgebieten wechselnde wirkliche Wissenschaft oder wissenschaftliche, mehr oder weniger verdünnte, in der oder jener Form verkleidete oder offene religiöse Flausen.

Bei diesem Sachverhalt erscheint die Manier der O. Bauer, Schaxel und Konsorten gegenüber den von der bürgerlichen Gesellschaft in ihren verschiedenen Phasen zutage geförderten Denkergebnissen, wissenschaftlich genommen, als ein völlig unkritisches, haltungsloses Treiben vor dem Winde, wobei die jeweilig letzte bürgerliche Denkmode als der Weisheit letzter Schluß erscheint, praktisch als plumpe Sophistik und, insofern sie sich als „Marxismus" ausgibt, als grober Betrug.

Die Arbeiterklasse hat im dialektischen Materialismus, der natürlich mit der umfassenden Aneignung des Stoffes verbunden sein muß, das sichere Kriterium für ihre Orientierung, für die Abwehr dieser Art von Sophisten (sie könnte übrigens noch reichlich ausgedehnt werden: Waren nicht die Aristoteles, Plato, Archimedes Sklavenbesitzer oder die Verteidiger der Sklavenbesitzergesellschaft? usw.). Die sozialistische Gesellschaft ist die erste, in der nicht der Gesellschaft selbst Hemmnisse der unbefangenen wissenschaftlichen Forschung entspringen und in der die Wissenschaft dauernd materialistisch einheitlich, aus Einem Gusse sein kann. Sie wird wirklich „voraussetzungslos" nicht in dem verdrehten, überschwenglichen Sinne des Idealismus, sondern uninteressiert sein, weil sie das allgemeine Interesse der Gesellschaft ist.

Aber noch kurz zurück zu unserem „voraussetzungslosen" Schaxel. Er gibt am Schlusse seiner Arbeit programmatisch an, in welcher Richtung seine Studie anregend wirken soll: „Soziologie auf biologisch psychologischer Grundlage zu treiben und die Regelhaftigkeiten (welch ein Jargon!) der menschlichen Gesellschaftsform (einer einzelnen einheitlichen? A. Th.) mit ihrer Klassenschichtung und der notwendig daraus entspringenden Umschichtungsfolge zu erforschen." (S. 500.)

Eine kostbare Probe davon, was das sein soll, wird uns gleich Herr Otto Jenssen geben. Er bewegt sich, wie wir sehen werden, bereits munter in dem gelobten Lande, von dem Schaxel als ein zweiter Moses nur die Schwelle betritt.

Vorher wollen wir uns noch Georg Engelbert Graf aus der Nähe besehen. Er schreibt über „Geographie und materialistische Geschichtsauffassung." (S. 563/587.) Dies Thema könnte von einem wirklichen Marxisten fruchtbar genug gemacht werden, was uns indessen Herr Georg Engelbert Graf bietet, erweist sich als die kläglichste Gedankenwirrnis.

Graf gibt als Ziel an: ... „die geographischen Forschungsergebnisse und Forschungsmethoden, soweit sie überhaupt dafür in Frage kommen, in das sonst unvollständige Gebäude des historischen Materialismus einzubauen." (S. 565.)

Das Ziel ist zu loben. Es kommt alles auf die Ausführung an.

Der Anfang Grafs ist nicht gerade glücklich. Er beginnt nämlich mit der funkelnagelneuen Entdeckung, daß „jedes historische Ereignis nur einmal geschieht." (S. 567.)

Dies ist das bekannte Steckenpferd der Rickertschen Schule, mit dem der historische Materialismus mit seinen historischen Gesetzen über den Haufen gerannt werden sollte. Aber bereits Heraklit wußte, daß man nicht zweimal in denselben Fluß steigen könne. Jedes Ereignis, auch jedes Naturereignis, ist „einmalig". Die Wiederholung eines und desselben Naturereignisses, durch das physikalische Experiment, geschieht auch nur vermöge eines Abstraktionsprozesses. Ebenso gilt aber die Wiederholung eines und desselben Ereignisses in der Natur, in der Geschichte — ebenfalls vermittelst eines Abstraktionsprozesses. Es dreht sich hier um die einfache Dialektik des Gleichen und des Verschiedenen. Die große französische Revolution ist ein einmaliges Ereignis. Sie ist gleichzeitig eine Wiederholung, ein Exemplar des Typus der bürgerlichen Revolution. So ist ein Flintenschuß ein einmaliges Ereignis, ebenso von absoluter Besonderheit wie die französische Revolution und zugleich eine Wiederholung eines und desselben. Und hier wie dort ist die Besonderheit nur durch die Allgemeinheit zu erfassen. Die Sprache, als Instrument des Denkens, operiert nur mit Begriffen oder Allgemeinvorstellungen. Der wirkliche, nicht prinzipielle, sondern nur graduelle Unterschied betrifft die Möglichkeit des Experiments auf dem einen oder anderen Gebiet. Aber das Experiment fehlt auch auf dem Gebiet der menschlichen Geschichte nicht; nur, daß es nicht rein theoretische, sondern vorwiegend praktische Zwecke hat. Sein Feld ist die Politik. Das geschichtliche Experiment ist geradezu ein Be-

standstück kommunistischer Politik, wie auch jeder anderen. Sein Gebrauch wird in der sozialistischen Gesellschaft dem Umfang und der Häufigkeit nach wachsen.

Auch Graf kommt nicht ohne Seitenhieb auf den Materialismus aus. Er bemerkt:

„Die Wirtschaftsgesellschaft (gibt es eine andere? A. Th.) wurzelt notwendig im Materiellen; daher ist trotz der nur allzu häufigen und verwirrenden (inwiefern? A. Th.) Verwechslung (!) mit dem philosophischen Materialismus der Name „historischer Materialismus" trotz der Gefahr der Mehrdeutigkeit gut gewählt." (S. 569.) Ist der historische Materialismus verschieden vom „philosophischen", Herr Graf?

„Denn die Wirtschaftsgesellschaft ist ohne eine Mehrheit von Menschen nicht denkbar, und jedes Geschehen in der Wirtschaftsgesellschaft muß notwendigerweise nicht allein durch die Mägen und ähnliche Organe der wirtschaftenden Menschen, sondern auch durch die Sinne hindurch und erzeugt so in wechselseitiger Kombination Ordnungen wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und gedanklicher Natur, das, was hier und da (wo?) auch als ökonomischer, sozialer und ideologischer Überbau der Geschichte bezeichnet zu werden pflegt." (S. 569.)

Daß jedes „Geschehen in der Wirtschaftsgesellschaft" „durch die Mägen und ähnliche Organe geht", so forsch das klingt, ist eine alberne Verballhornung. Durch die Mägen und andere Organe geht gerade ein Teil der Konsumtion, aber diese physiologische Seite ist kein Moment der Ökonomie, sondern der Physiologie. Was der ökonomische Überbau der „Wirtschaftsgesellschaft" sein soll, neben dem sozialen und ideologischen, ist völlig unerfindlich. Sollen es die allgemeinen Gesetze sein, die das einzelne wirtschaftliche Geschehen beherrschen? Das ist jedoch der ökonomische Unterbau. Offenbar verwechselt Graf die ökonomische Theorie, die Widerspiegelung der ökonomischen Gesetze im menschlichen Bewußtsein, die allerdings ein Teil der Ideologie, mit diesen Gesetzen selbst, d. h. er verwandelt das objektive ökonomische Gesetz in ein subjektives, das materielle in ein ideelles und stellt so den historischen Materialismus geradezu auf den Kopf. Wenn aber der „Wirtschaftsgesellschaft" die objektive Gesetzmäßigkeit als ein subjektives, ein Überbau gegenübergestellt wird, was ist dann diese „Wirtschaftgesellschaft" anderes, als die als Chaos, gesetzlos gedachte Wirtschaft, letzten Endes die Summe von Privatwirtschaften minus das gesellschaftliche Band, die Privatökonomie statt der politischen oder Nationalökonomie, also die straßenläufige, vulgärökonomische Auffassung?

Graf konstruiert dementsprechend ein graphisches Schema, ein wahrer Rattenkönig von Konfusion.

Er begleitet es mit folgender Bemerkung:

„Das Schema zeigt aber auch das Abwegige, weil Einseitige jeder nur ideologisch oder geographisch, oder nur individualistisch oder nur ökonomisch oder nur technisch eingestellten Geschichtsauffassung. Alle kausalen historischen Elemente ordnen sich erst zu einem harmonischen Ganzen durch die Beziehung auf die im Mittelpunkt befindliche Wirtschaftgesellschaft." (S. 571.)

Also ein wahrer eklektischer Heringssalat!

Für das graphische Schema ist folgendes charakteristisch: Natur (Individuum, Milieu) + Kultur (Technik, Vergesellschaftung) bilden zusammen die Wirtschaftsgesellschaft. Die „Vergesellschaftung", das Übergreifende über Natur und Technik, natürlichem Individuum und Milieu, wird also als gleichwertig neben die anderen Faktoren gestellt. Aber die „Vergesellschaftung", das gesellschaftliche Verhältnis der Menschen zu ihren Produktionsmitteln und zugleich untereinander ist den Naturfaktoren in Wirklichkeit übergeordnet. „Über" der „Wirtschaftsgesellschaft" erscheinen als „Überbau" nebeneinander gestellt: „Wirtschaftliche, gesellschaftliche, gedankliche Ordnung". Vom ökonomischen „Überbau" war schon die Rede.

Aber was soll die „gesellschaftliche Ordnung" oben neben der „Vergesellschaftung" unten? Gehört nicht die „Vergesellschaftung", d. h. die gesellschaftliche Organisation der Produktion, in der Wirtschaft überhaupt schon zur gesellschaftlichen Ordnung? Der Begriff der gesellschaftlichen Ordnung ist offenbar zu weit gefaßt. Elemente des Überbaus und des Unterbaus sind in einen Sack geschüttet.

Über das Verhältnis der Geographie zum historischen Materialismus erfahren wir so gut wie nichts. Graf zählt schematisch auf:

1. Biologische Anthropogeographie = die Beziehungen zwischen den geographischen Faktoren und dem Mensch als Naturwesen,
2. Kultur-Anthropologie = das Verhältnis der geographischen Faktoren zum Menschen als Kulturwesen.

Unter 2. fallen die Wirtschafts- oder Gesellschaftsgeographie, die ihrerseits wieder zerfällt in Produktions- und Verkehrsgeographie, sowie in Siedelungs- und politische Geographie.

Wir erfahren weiter nur, daß die „Wirtschaftsgesellschaft" der Ausgangspunkt der Analyse, der variable Faktor sei." (S. 584.) Das ist alles. Am Schlusse wird zustimmend der Geopolitiker Haushofer zitiert. Er verlangte mit Recht eine Erziehung in einer guten geopolitischen Kinderstube für jedes „Staatsvolk". „Das ist notwendig, um Ausmaß und Grenzen der Möglichkeiten des eigenen Staates und um die Tendenzen und Bewegungen der übrigen Staaten abzuschätzen und zu verstehen; das ist aber nötig, um vor illusionären Machtansprüchen und nachfolgenden schicksalschweren Enttäuschungen zu bewahren. . . . Daher muß eine Erziehung zur Demokratie auch eine Erziehung zum geopolitischen Denken sein." (S. 586.)

Also ein geographisches Vademekum für die imperalistische Außenpolitik. Es ist uns nicht erfindlich, was die „Geopolitik" mit dem historischen Materialismus zu tun haben soll. Von Graf jedenfalls erfahren wir es nicht. Sieht man ab von den oft nützlichen und interessanten Details, die hier zusammengetragen werden, und betrachten wir die besondere Methode dieser angeblichen Wissenschaft, so finden wir im Grunde die Übertragung des Begriffs der geographischen Individualität, der Landschaft auf die Politik. Staaten als geographisch-soziale Individuen, in ihrem Bestand und in ihrer Entwicklung vorwiegend, wesentlich naturbestimmt. Das ist das polare Gegenstück zu Bauers historischem Relativismus — der historische Absolutismus oder Naturalismus.

Unsere lieben Deutschen sind deutsch auch im Unsinn. Welches andere Volk bringt es zu solcher systematischen Vollständigkeit, zu solcher ernsten Methodik auch in der Narrheit?

„Das Ende krönt das Werk": Kautsky und der Kautskyanismus muß es sich am Ende von seinem ergebensten Jünger, Otto Jenssen, gefallen lassen, mit dem Freudismus verkuppelt zu werden. Dies bewerkstelligt Jenssen in dem Aufsatz „Zur Psychologie der Masse. Kautsky und Freud". (S. 589—604.) Dabei muß man Jenssen zugeben, daß seine Ableitungen und Erläuterungen in der Tat eine Fortsetzung der von Kautsky eingeschlagenen Linie sind. Nur, wo Kautsky nüchtern, platt-philiströs ist, ist es unser Jenssen phantastisch-überschwenglich, eben freudistisch. Daß mit Otto Jenssen der Freudismus und der Kautskyanismus sich vermählen, nimmt nicht weiter wunder. Zwei Momente sind es, die Freud zum Propheten eines bestimmten Stadiums bürgerlichen Verfalls gemacht haben. Erstens das Hinabtauchen aus der Oberwelt des hellen Bewußtseins in die Unterwelt des dunklen „Unterbewußtseins" und der dunklen Triebe. Damit zugleich ihre Rechtfertigung, die Rehabilitierung dessen, was zum Vorschein kommt, wenn man den Durchschnittsphilister kratzt. Zweitens das Geschlechtliche als die Drehachse der Welt. In dieser Beziehung war Freud der Künder speziell des liederlichen Wiener Philisters. Das Charaktermerkmal des Philisters überhaupt ist, seine Privatexistenz und was sich darauf bezieht an Leidenschaften, Trieben, Vorstellungen in den Mittelpunkt der Welt zu rücken. Sein Schoppen, seine Tabakspfeife, seine geschlechtlichen Genüsse. Das besondere Kennzeichen des Wiener Philisters ist die Wichtigkeit, die er dieser letzteren Seite seiner Privatexistenz zuschreibt. Jede Periode der Reaktion und der Konterrevolution treibt die Leidenschaften und Interessen auf der konterrevolutionären und reaktionären Seite aus dem Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten in die Sphäre der privaten und allerprivatesten. Erotik, Sexualität, Pornographie rücken in den Mittelpunkt des Interesses der betreffenden Schichten. Wo die öffentlichen Angelegenheiten zu privaten werden, da werden die privaten zu öffentlichen. Und was das Orakeln aus dem „Unterbewußtsein" und ähnlichen dunklen Regionen anlangt, so ist das bekanntlich das beliebte Steckenpferd jeder verfallenden Gesellschaftsschicht, deren Auge das Tageslicht des hellen Bewußtseins nicht mehr verträgt. Vermöge dieser seiner beiden Seiten ist der Freudismus eine internationale Bourgeoismode, wenn man will Popularphilosophie, Psychologie und noch einiges andere geworden. Was wunder, daß der Kautskyanismus in der „vierten Phase" seines Weltlaufs auch für diese Fäulnisbazillen der bürgerlichen Gesellschaft reif geworden ist.

Der Ausgangspunkt für Jenssens freudistische Spaziergänge sind jene für Kautskys Bruch mit dem Marxismus und mit der proletarischen Revolution charakteristischsten „psychologischen" Scheingründe gegen Massenaktion, die psychologische Verdonnerung der „unorganisierten" Masse und ihrer Aktion, besonders in der Auseinandersetzung mit dem linken Flügel des Marxismus über den Massenstreik und die Formen der Massenaktion aus dem Jahre 1910.

Kautsky griff damals aus dem reichen Arsenal der französischen bürgerlichen „Massenpsychologie" alle wissenschaftlich verbrämten Invektiven gegen die Qualitäten und Aktionen der Masse auf, die nicht in der Hand sozialdemokratischer Führer. Das ganze Entsetzen des philiströs-pedantischen reformistischen Organisationsbürokraten vor der Gewalt der breit entfesselten revolutionären Leidenschaften trat darin zutage. Aus diesem Schrecken mußte natürlich ein psychologisches „System" gemacht werden. Und Jenssen findet, daß für diesen Zweck der Wiener Freud noch besser sei als der Franzose Le Bon.

Jenssen schwatzt denn auch mit einer fast rührenden Treue jeglichen phantastischen Unsinn nach, den Herr Freud aus der psychologischen Unterwelt erzählt. Was die Freudsche Methode anlangt, so ist sie im Wesen dieselbe, wie die aller ähnlichen Propheten seit Adam: die Willkür des phantastischen Einfalls, des Traumes, der losen Ideenassoziation. Und bei ihm, wie bei allen solchen Propheten erweisen sich bei näherem Zusehen die vermeintlichen Entdeckungen aus der psychologischen Unterwelt als dürftige Kombinationen von Vorstellungs- und Begriffsbruchstücken, die das helle Bewußtsein liefert: eine absurde prosaische Poesie, wie wir deren viele gesehen haben, deren besonderes Kennzeichen die Philisteriosität. Wirkliche Entdeckungen, in der Psychologie wie anderwärts, macht nur das helle, verstandesklare und vernünftige Bewußtsein.

Mit Le Bon und Kautsky erklärt Jenssen die unorganisierte handelnde Masse für „nur" zerstörend, für unwissend, blind.

Es ist charakteristisch für den Opportunismus, daß er halt- und beziehungslos zwischen den Polen der Nur-Spontaneität und der Nur-Organisiertheit der Aktion hin und her schwankt, ohne diese beiden Pole dialektisch verbinden zu können. Bald macht die Entwicklung alles, bald der Taktstock der Organisation. Es ist im Grunde die Wiederholung Bruno Bauers: Die „unkritische" Masse und der „Geist" (der denkende Reformist).

Dabei brauchten die Herrschaften nur zu sehen, was vor ihrer Nase vor sich ging, um die ganze Hohlheit ihrer Flausen einzusehen. Für die „nur" zerstörende Massenaktion ist das kolossalste Beispiel der Weltkrieg mit seinen Massenheeren. Aber ist dies die unorganisierte Masse? Es ist vielmehr die straffest organisierte — aber es ist nicht die eigene Organisation der Masse, sondern die Volksmasse, eingezwängt in die Herrschaftsorganisation der Bourgeoisie.

Dieselbe Masse, in ihre eigene Klassenorganisation eingespannt, als Rote Armee, als Arbeiterdemonstration usw., ist geschichtlich, psychologisch, moralisch ein ganz anderes Ding. Die unorganisierte, führerlose Masse sahen wir klassisch am Werk in den ersten Monaten der deutschen Novemberrevolution. Ihr Mangel bestand aber gerade darin, daß sie das notwendige Zerstörungswerk nicht vollbringen konnte, das den Aufbau voraussetzte. Andererseits haben wir die organisierte sozialdemokratische Masse, die im Feuer der geschichtlichen Aktion konterrevolutionär auftritt, die Keime des Neuen zerstörend, die alte Herrschaft, ihre eigne Knechtung, wieder aufbauend.

Mustert man auch nur diese nächstliegenden Tatsachen, so sieht man sofort, daß das psychologische Begriffsgerüste, das vom Klasseninhalt absieht, völlig unzulänglich ist. Zu einer Verbindung von Klassen- und psychologischer Analyse der Massenaktion finden wir die Elemente bereits bei Marx, Engels, R. Luxemburg, Lenin. Die Voraussetzung dafür ist das Verständnis für die revolutionäre Aktion. Sicher ist hier noch unendlich vieles zu erforschen, das, was der revolutionäre Organisator und Politiker instinktmäßig besitzt, in klare Begriffe umzuwandeln. Aber da, wo, wie bei den bürgerlichen Psychologen, die revolutionäre handelnde Masse nur ein Gegenstand des Schreckens oder der Mißachtung ist, fehlen dafür die allerersten Voraussetzungen.

Die von Jenssen für notwendig erklärte „Vereinigung marxistischer Soziologie und psycho-analytischer Forschung" liefert uns nichts als phantastisches Irrereden des erschreckten Philisters.

Herr Jenssen erzählt uns treu nach Freud z. B. folgende Geschichte, die wohl eine psycho-analytische Erklärung sein soll:

„... Schon in der Urhorde gab es einen Führer, einen ‚Vater', ein starkes Männchen, das die Horde und besonders die anderen Männchen (die Söhne) beherrschte. Die Auflehnung der ‚Söhne' gegen den Vater und seine Ermordung schufen den Bruderclan gleichberechtigter Söhne, und dieser Vatermord, dessen Erinnerung sich durch die Psychoanalyse in den Tiefen des Unterbewußtseins noch heute nachweisen läßt, ist richtunggebend für seelische Erlebnisse der Menschheit" usw. (S. 595.)

Ich erbiete mich, auf dieselbe Weise zu „beweisen" oder im Unterbewußtsein „nachzuweisen", daß „die Töchter" „den Großvater" vergewaltigten oder „der Großvater" „die Mutter" und was man sonst noch will.

Der Untergrund dieser Traumassoziationen, die allen Ernstes als „Geschichte" aufgemacht werden, ist leicht ersichtlich. Der Vatermord des Ödipus und andere Mythologien müssen herhalten, um den verschiedenen Gelüsten und Gelüstchen, die im Schoße der Philisterfamilie auftauchen, eine scheinhistorische und -psychologische Verallgemeinerung zu geben und sie in dieser Gewandung zu genießen. Wie Shakespeares Römer und Griechen Engländer des 16., Corneilles und Racines antike Helden Franzosen des 17. Jahrhunderts, so sind die mythischen Griechen, die Wilden und Halbwilden Freuds immer nur die Helden der Wiener Bürgerfamilie auf Stelzen und maskiert. Die Psychologie, die hier ausfindig gemacht wird, die Probleme, Konflikte und Komplexe sind immer nur die der verkrüppelten bürgerlichen Familie. Auf diesen ... historischen und pseudoethnologischen Entdeckungsfahrten entdeckt diese Spießbürgerfamilie immer nur sich selber, d. h. „nichts". Man muß schon blind sein, um hinter der Mache des „Vaters", des „Männchens", der „Söhne", des Ödipus, der „Mutter" usw. nicht jeweils den Wiener Hofrat nebst werten Angehörigen zu sehen.

Das hat mit Marxismus und mit Wissenschaft überhaupt so wenig oder soviel zu tun, wie die Praktiken des afrikanischen Regenmachers oder des yakutischen Schamanen. Ja, es ist geradezu das Gegenstück

zur marxistischen Methode. Dieser hat die Mythen, Legenden, die erstarrten religiösen Zeremonien und Gebräuche, die Psychologie der Vergangenheit, des primitiven Menschen der Geschichte, aus materiellen, sozialen Erscheinungen abzuleiten, sie als ihre phantastischen Niederschläge aufzulösen. Nur so, aus der materialistisch-historischen Analyse gewinnen wir den Schlüssel für die Psychologie, Mythologie usw., einer fernliegenden Vergangenheit oder niedriger Kulturzustände. Umgekehrt, einen Ausschnitt aus der Psychologie des heutigen Bourgeois als Schlüssel für alte, ganz anderen Gesellschaftszuständen entsprungene und sie widerspiegelnde Mythologeme zu nehmen, die mythologischen Fiktionen dann in historische Tatsachen zu verwandeln und aus ihnen umgekehrt die mehr oder weniger verkrüppelte sexuelle Psychologie der heutigen Bourgeoisfamilie abzuleiten, das ist in jedem Punkt das Gegenteil des historischen Materialismus: es ist einerseits ungeschichtlich, die Leugnung der historischen Entwicklung, die psychologische Absolutierung der Geschichte, andererseits Idealismus in der gröbsten, absurdesten Form. Die Psychologie des Trieblebens in der zerfallenden, verfaulenden bürgerlichen Familie wird verabsolutiert, geschichtlich verallgemeinert, transvertiert — das ist das platte Geheimnis des freudianischen Tiefsinns, der eben darum willig von der angefaulten bürgerlichen Welt aufgenommen wird.

Zum Verständnis der Psychologie gesellschaftlicher Zustände, die von der heutigen, bürgerlichen wie proletarischen, weit abliegen, führt nur der entgegengesetzte materialistische Weg: kausale Ableitung aus den materiellen gesellschaftlichen Zuständen. Nur so verstehen wir die tiefen Unterschiede der Psychologie von früher und von heute, erfassen wir das historisch Besondere der Psychologie gesellschaftlicher Zustände der Vergangenheit, aber auch zugleich die historische Besonderheit der Psychologie der verschiedenen Klassen in der bürgerlichen Gesellschaft, verstehen wir, daß der Bourgeois und seine Psychologie nicht das Maß aller Zeiten. Wir meinen, daß dieser historisch-materialistische Weg, und nur er, zum wirklichen „Unterbewußtsein", d. h. zum Triebleben des Kapitalisten den Schlüssel gibt. Der Freudismus stochert, wie in der psychologischen Analyse der Vergangenheit, so der Gegenwart in Wahrheit immer nur an der Oberfläche herum.

Die psychologischen Analysen, die Marx im Kapital und anderwärts vom Kapitalisten, im 18. Brumaire vom Bauern und vom Kleinbürger, Engels in der „Lage der arbeitenden Klassen in England" vom Arbeiter einer bestimmten Entwicklungsstufe, in dem „Ursprung der Familie usw." vom homerischen Griechen, vom Mitglied der germanischen, der irokesischen usw. Sippe, die Lenin von den verschiedenen Gesellschaftsklassen in der russischen Revolution gibt, alles vermittelt der historisch-materialistischen Methode, in den materiellen Zuständen und ihren Veränderungen den Schlüssel zur Menschenbrust, zu den Trieben und Vorstellungen der verschiedenen Klassen suchend — das dringt wirklich in die Tiefe. Es verhält sich zur Psychoanalyse, wie die Medizin zum „Medizinmann", wie wirkliche Wissenschaft zur Charlatanerie Es gehört wirklich völliges

Untertauchen im bürgerlichen Sumpfe dazu, um das Präzisionsinstrument, das der historische Materialismus auch für die historische psychologische Analyse ist, wegzuwerfen oder kombinieren zu wollen mit einer so jämmerlichen Charlatanerie, mit dem Gepräge der bürgerlichen Fäulnis an der Stirn, inhaltlich wie methodisch, wie es der Freudismus ist. Verglichen damit erscheinen die Zerfallsformen der klassischen deutschen Ideologie, die Bruno Bauer, Stirner usw. noch als Riesengestalten.

Zur Illustration dieser Charlatanerie seien noch einige Proben aus Jenssens Aufsatz gegeben.

Er spricht (S. 516) von den Beziehungen zwischen den „sozialen Trieben Kautskys und der Libido Freuds". (Wer hätte das dem alten Herrn zugetraut.)

„Libidoverbindung zwischen Führer und Masse ... homosexuelle Gefühlstendenzen der Jugend bei der Beziehung zum Führer". (S. 598.) Auch in der Massenorganisation „geht die Entwicklung mit fortschreitender Bewußtwerdung ... von der Vaterhorde zum „Bruderclan". (S. 598.) Die Revolution ist eine „soziale Psychose" (d. h. Krankheit. A. Th.). Die Masse hat „den Vater" verloren, er hat sie enttäuscht, sie lehnt sich gegen ihn auf usw. (S. 601.)

Die praktische Nutzanwendung:

„Es gilt diese Libidoverbindungen zu erkennen und nutzbar zu machen, nicht zur willenlosen Beherrschung der Masse, wie es meisterhaft die Jesuiten verstanden, und bis zu einem gewissen Grade auch die Bolschewiki, sondern zur Erziehung der Masse von der Vaterhorde zur Gemeinschaft mit selbstgewählten Führern." (S. 602/603.)

Der Bolschewismus repräsentiert offenbar die „Vaterhorde".

Demokratie und Organisation:

„Die Spannung zwischen dem primären Narzissismus (ursprüngliche Selbstliebe) und dem sekundären Narzissismus (abgeleiteter, auf ein nichtsexuelles Objekt abgeleiteteter, desexualisierter Narzissismus) darf nicht so groß werden, daß der Rest des primären Narzissismus rebelliert und die Organisation sprengend wirkt. Das ist die psychoanalytische Begründung der Demokratie in der Organisation. (S. 603.)

Danke:

Das heißt dann „dialektische Synthese von Kautsky und Freud."

Die Reihe Karl Kautsky, Max Adler, Otto Bauer, Kranold, Graf, Jenssen ist eine Kette, in der sich ein Glied ans andere schließt. Vom Neukantianismus zum historischen Relativismus und Pragmatismus zum konfusen idealistischen Naturalismus, zur Anal-Psycholyse, Verzeihung Psycho-Analyse, zur „Synthese" mit dem historischen Pornographismus.

„Neuland" in der Tat!

Anmerkung.

Meinem Freunde Leo Borochowitsch verdanke ich folgende Hinweise auf russische Parallelen:

Übrigens ist die Methode, die Bauer in seiner sibirischen Einöde erfunden hat, nicht einmal originell, sondern berührt sich mit Ge-

dankengängen A. Bogdanows, der wegen seiner Versuche, Marx durch Mach zu „ergänzen", von Lenin und Plechanow seinerzeit eine verdiente Abfuhr erfahren hat.

Einige Zitate aus Bogdanow mögen das Gesagte bekräftigen. Er schildert die Entstehung des Kausalitätsprinzips folgendermaßen: „Die Natur gibt dem Menschen unmittelbar die Ablösung der einen Erscheinungen durch die anderen, ihre chronologische Folge. Aber das ist nicht dasselbe, wie die Kausalität. ... Den Zusammenhang von Ursache und Wirkung fand der Mensch ursprünglich in seiner sozialen Umgebung, in den Arbeitsverhältnissen der Gens vor. Nach Maßgabe dessen, wie die Produktion in der Gemeinde erweitert wurde, und sich komplizierte, wurde die Verteilung der Arbeiten unter ihre Mitglieder zu einer immer schwierigeren Aufgabe. Sie konnte nicht mehr von der ganzen Gemeinde unmittelbar und spontan, wie früher, vorgenommen werden, sondern mußte allmählich zur Spezialität eines besonderen Organisators und Leiters werden. Das war meist der Älteste der Gens, der Mann mit der größten Erfahrung. Er gab den anderen an, was sie tun sollten, und sie führten seine Anweisungen aus ... Der Patriarch oder Häuptling „befahl", die übrigen handelten nach seinem Befehl. So entstand ein fortwährender gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen zwei Akten des Arbeitsprozesses, dem organisatorischen und dem ausführenden. Der Ausdruck des Machtwillens des einen durch Wort oder Gebärde, oder durch das persönliche Beispiel zog notwendig eine diesem Willen streng entsprechende Haltung eines anderen nach sich und „rief diese hervor". Das erste erschien als Ursache, das zweite als die Folge. Zwischen ihnen bestand keine einfache Aufeinanderfolge in der Zeit, sondern ein innerer gesetzmäßiger und dabei allen verständlicher Zusammenhang: eine wahre soziale Arbeitskausalität." (A. Bogdanow: Die Philosophie der lebendigen Erfahrung, Moskau 1920, S. 21. (Russ.)

Die Philosophie Kants wird von Bogdanow folgendermaßen geschildert: „Die Ableitung aller Erfahrungen von „sinnlichen Wahrnehmungen" spiegelt deutlich die Schwäche und Beschränktheit des individuellen Bewußtseins wider, seine beständige Gefährdung durch Irrtümer, besonders bei Lebenskämpfen auf dem Gebiete der anarchischen Interessenkämpfe einer Person mit anderen Personen: hier wird bei jedem Schritte eine „sinnliche Wahrnehmung" geschaffen: ihr Ziel ist, die Wirklichkeit zu verdecken oder in ihr Gegenteil zu verkehren. Im Gegensatz dazu stellt offensichtlich die „praktische Vernunft" mit ihren Fetischen, Gott und dergleichen die autoritäre Seite des Denkens dar; es ist das Schema der Macht, das in die Anarchie der individualistischen Welt Organisation bringt." (A. Bogdanow: Entwicklungsformen der Gesellschaft und die Wissenschaft, Berlin 1924, S. 173. Deutsch.)

Bei Bogdanow tritt der Pferdefuß der bürgerlichen Philosophie, die hinter dieser ganzen Auffassung steckt, ziemlich offen zutage. Er sagt: „Das Bewußtsein dient den Lebewesen, Menschen und Tieren dazu, ihr Leben zu organisieren, ihre Bewegungen und Handlungen mit ihren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, ihre Empfin-

dung in harmonischer gedächtnismäßiger Ordnung zu binden!" (A. a. O. S. 33.) Es ist unschwer, hier in quasi-marxistischer Verkleidung die bekannte „Denkökonomie" der Empirio-Kritizisten zu erkennen.

Bezeichnend ist es, daß Kautsky, dem Bauer seine Arbeit widmet, die Bogdanowsche Auffassung einer ablehnenden Kritik unterzogen hat (siehe „Gesellschaft", 2. Jahrg., Nr. 6). In einer Anmerkung schreibt Kautsky, daß der Bauersche Ausgangspunkt sich in manchen mit dem Bogdanowschen berühre, aber „viel umfassender" sei. Wieso, ist unverständlich, da Bogdanow versucht, mit Hilfe seiner Methode die ganze Ideengeschichte der Menschheit vom Urkommunismus an bis auf den heutigen Tag zu erklären, während Bauer alle philosophischen Begriffe und Systeme aus der Arbeitsorganisation des Kapitalismus, wie er sie auffaßt, ableitet und die Menschheit der früheren Jahrtausende als einen begriffslosen Pöbel im Chaos der Gedankenlosigkeit umherirren läßt. Verständlich wird dies nur, wenn man bedenkt, daß Kautsky — und das ist für den Kautskyanismus typisch — in philosophischen Fragen stets eine ziemliche Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hat und bei aller Verteidigung der Orthodoxie es doch geduldet hat, daß der Revisionismus auf philosophischem Gebiet immer mehr einriß. Kautsky kritisiert an Bogdanow nur die Art, wie Bogdanow einzelne Perioden der Wirtschaftsgeschichte schildert, auf die philosophische Grundlage geht er nicht ein.

Für den ideologischen Zerfall des Austromarxismus ist es charakteristisch, daß wir bei Bauer usw zahlreiche Anklänge an die Zersetzungserscheinungen finden, die nach der Niederlage der Revolution von 1905 in Rußland aufgetaucht sind. Neben der geistigen Verwandtschaft von Bauer mit Bogdanow ist da noch zu erwähnen, daß die Kranoldsche Religion ohne Gott das Steckenpferd der russischen „Gottsucher" gewesen ist. Plechanow hat damals nachgewiesen, daß eine Religion ohne Gott ein Unding ist, daß, wer von Religion spricht, damit auch den lieben Gott meint.

3. Die Steckenpferde des kleinbürgerlichen Sozialismus

Die hochfliegenden Phrasen der austromarxistischen Ideologie haben uns bereits das Terrain gezeigt, auf dem der Austromarxismus sich praktisch bewegt. Es ist das des kleinbürgerlichen Sozialismus. Wir bekommen hier alle seine Steckenpferde vorgeritten, natürlich mit dem Schein, daß dies der wahre Sozialismus und Klassenkampf.

Was wir vor uns haben, ist nicht einfache Rückkehr zum Reformismus vor dem Kriege. Dieser Reformismus ist durch den Sozialpatriotismus und die Konterrevolution durchgegangen. Er ist konkret vor die Fragen der proletarischen Revolution gestellt worden. Er hat diese Fragen vor dem Kriege als konkrete Fragen umgangen. Damals verband sich eine handfeste reformistische Praxis mit der Sonntagsschwärmerei für die proletarische Revolution in unbekannter blauer Ferne und in unbestimmter Form (das marxistische Zentrum), oder mit dem ausgesprochenen Revisionismus, der resolut, wie in

Andersens Märchen, erklärte: „Der Kaiser hat ja gar keine Kleider an“: Die Revolution ist nur eine Luftspiegelung, die reformistische Praxis ist schon der Weg zum Sozialismus, sie ist alles in allem. Der imperialistische Krieg und die proletarische Revolution zwangen nun die Sozialdemokratie, auf die konkreten Fragen der proletarischen Revolution konkrete konterrevolutionäre Antworten zu geben und sich mit beiden Beinen auf den Boden der Bourgeoisie zu stellen, eine Koalition mit ihr einzugehen. Das sozialdemokratische revolutionäre Programm wurde liquidiert. Auch das Minimumprogramm zerschellte. Als der Kern des Revisionismus wie des marxistischen Zentrums entpuppte sich — 1848 — die Verwirklichung der bürgerlichen Demokratie zugleich mit der Verneinung des Sozialismus, konterrevolutionär durchgeführt gegen die revolutionäre Vorhut der Arbeiterklasse. In Deutschland hatte einmal das Junkertum (Bismarck) und jetzt die Arbeiterklasse getan, was Sache der Bourgeoisie war; aber während für das Junkertum der Preis war die wirkliche Regierung für 48 Jahre nebst wirtschaftlichen Opfergaben in Hülle und Fülle, war für die Arbeiterklassen der Preis ein kurzer Moment scheinbarer Herrschaft und die Prellung um die wirklichen sozialen Früchte, statt dessen kleine Trinkgelder. Die bürgerliche Demokratie war nur mehr ein Durchgangspunkt zur politischen und ökonomischen Restauration der Bourgeoisie und des Junkertums, ein Schutzdach der Konterrevolution. Aus dem Schoße der Sozialdemokratie löste sich als Trägerin der proletarischen Revolution die Kommunistische Partei los. Die wirklichen Gegensätze, die im Schoße der alten Sozialdemokratie noch unentfaltet lagen, entfalteten sich in der Gluthitze der Revolution zu tödlichen Parteigegensätzen, die ihrerseits Klassengegensätze vertraten. Andererseits löste dieser wirkliche Gegensatz die nur scheinbaren, oberflächlichen Gegensätze zwischen Revisionismus und marxistischem Zentrum auf. Bernstein und Kautsky, Hilferding und Stampfer, Ebert und Landsberg fanden sich auf einem gemeinsamen Boden. Das Resultat des durch die volle Negation der Revolution, durch die Konterrevolution durchgegangenen Reformismus, des Reformismus, der den bürgerlichen Staat und das kapitalistische Eigentum praktisch bejaht — ist der kleinbürgerliche Sozialismus. Die Geschichte hat sich schlecht gegen ihn benommen, sie hat ihn um alle seine Früchte geprellt. Es lag offenbar daran, daß er nicht verstand, das Manna aufzulesen, als es vom Himmel fiel. Selbst die Führer mußten sich mit armseligen Trinkgeldern abfinden. Also gilt es jetzt, wo es kein Manna vom Himmel mehr regnet, sondern nur noch Prügel, noch die ärmlichen Reste zusammenzukratzen, zu lernen, wie man zukünftig besser die Hände unterhält, und im übrigen sich für die reichlich regnenden Prügel durch das Bewußtsein der eigenen Edelmütigkeit und der Schlechtigkeit des Gegners zu trösten. Der kleinbürgerliche Sozialismus wäre nicht kleinbürgerlicher Sozialismus, wenn er nicht aus der erlittenen Niederlage in erster Linie die sanfte „sittliche“ Folgerung ziehen würde, daß einerseits die Welt besser werden muß, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und andererseits, daß er selbst noch knechtischer sein, die Winke seiner kapitalistischen

Herren noch besser verstehen lernen muß. Seine Niederlage war ein doppelseitiges Mißverständnis — der kapitalistische Herr hat seinen Edelmut und er hat die Bedürfnisse seines kapitalistischen Herrn, die Notwendigkeit der kapitalistischen Wirtschaft und Politik, mißverstanden. Also bessern wir uns, lernen wir bessere Kapitalsdiener sein, tragen wir die Prügel mit Geduld, wattieren wir die Hintern mit moralischem Bewußtsein.

Das sind so die Hauptthemata, die wir im politischen Teil angeschlagen finden; alle Steckenpferde des kleinbürgerlichen Sozialismus werden uns der Reihe nach vorgeritten.

Hugo Saupe zieht die Lehren für die sozialdemokratische Außenpolitik („Marxistische Außenpolitik", S. 297—313).

Die Sozialdemokratie hat nach ihm während des Krieges versagt, „weil alle Grundlagen einer proletarischen Außenpolitik fast völlig fehlten". (S. 298.) Herr Saupe drückt sich hier falsch aus. Die Grundlagen einer revolutionären „proletarischen Außenpolitik" waren allerdings in den Beschlüssen der internationalen Kongresse gegeben: Das Zusteuern auf die ideologische und organisatorische Vorbereitung der proletarischen Revolution, des Bürgerkrieges. Und die Anwendung, die konkrete Ausarbeitung hat sich überall da folgerichtig ergeben, wo man revolutionär zu handeln entschlossen war. Aber Herr Saupe meint es ja anders. Was er sucht, sind die Grundlagen einer reformistischen, kleinbürgerlichen Außenpolitik. Wir können ihm ein einfaches Rezept dafür geben. Nimm die bürgerliche Außenpolitik, tue einige Tropfen sittlicher Entrüstung über Geheimdiplomatie, Militarismus und etwas Lob der Sparsamkeit hinzu und rühre das Ganze mit pazifistischen Redensarten um. Mehr braucht's nicht. Eine „selbständige proletarische Außenpolitik" ist nur möglich als die Außenpolitik des siegreichen proletarischen Staates. Vorher ist die „proletarische Außenpolitik" nur ein anderer Name für die Vorbereitung der proletarischen Revolution, also „Innenpolitik", der revolutionäre Kampf gegen die eigene Regierung, natürlich international verbunden. Wovon Saupe als „proletarische Außenpolitik" spricht, ist nur ein verlogener, heuchlerischer Name für die bürgerliche, d. h. imperialistische Außenpolitik, versehen mit kleinbürgerlichen Redensarten.

Hier gibt es kein Drittes.

Herr Saupe tut es natürlich nicht ohne die marxistische Phrase. Er ist unzufrieden mit der Hamburger Internationale, „die neue allumfassende Internationale des Sozialismus", wie er sie nennt. Ihre Erfolge waren bisher nur gering. Das konnte nicht anders sein, weil zunächst erst die Umrisse einer selbständigen proletarischen Außenpolitik geschaffen werden müssen, denn diese soll und muß vom „Wissen geleitet sein". (S. 300.)

Gegen den Krieg muß man „prophylaktische" (vorbeugende) Mittel anwenden, als da sind: Realpolitik, keine schematischen Vorschriften für die Parteien der anderen Länder. (S. 301.) Das heißt: Jede reformistische Partei folgt den Fahnen ihrer eigenen Bourgeoisie! Herr Saupe dekretiert von der Höhe seines kleinbürgerlichen Misthaufens: „Die Zeiten der imperialistischen Machtkämpfe

sind vorbei." (S. 302.) Darum ist offenbar in Deutschland Hindenburg zu Eberts Nachfolger gewählt worden ... Das Modell der „proletarischen Außenpolitik", so wie er es sich vorstellt, findet Saupe in der englischen Labour Party:

„Darin besteht die eigentliche Bedeutung der (englischen) Arbeiterregierung, daß sie die Grundlage einer proletarischen Außenpolitik zur Anwendung bringt, obgleich gegen die Haltung Macdonalds in einzelnen Fragen mancherlei Einwände offen bleiben." (S. 304.)

Saupe verrät allerdings nicht, was an „Grundzügen einer proletarischen Außenpolitik" von der Macdonaldschen übrig bleibt, wenn man die sie konstituierenden imperialistischen „einzelnen" Handlungen abzieht. Sobald Herr Macdonald in Genf Miene machte, die englische Außenpolitik vom festen imperialistischen Gleise in die Wolken des Genfer Abkommens zu führen, kriegte er den Abschied, und der erste Versuch „selbständiger" kleinbürgerlich-pazifistischer Außenpolitik war auch der letzte. Mit Herriot und mit Dawes wurde Herrn Macdonald nur erlaubt das durchzuführen, was der englischen Außenpolitik in die Linie paßte. Auf die vagen Redensarten gegen Sollmanns und Stampfers Ruhrpolitik, von der Immunisierung der Arbeiterschaft gegen den Nationalismus usw. lohnt sich nicht weiter einzugehen.

Hermann Wendels Aufsatz: „Magyaren und Südslawen in den Jahren 1848/49. Ein Beitrag zu dem Thema „Marxismus und Südslawenfrage" (S. 315/327), ein Bruchstück aus einem größeren (uns noch nicht vorliegenden) Werk über den „Kampf der Südslawen um Freiheit und Einheit"), das „angewandte ... Geschichtsphilosophie" sein soll, geht über den Rahmen der bereits von Kautsky angebrachten Korrektur an der Marx-Engelschen Auffassung nicht hinaus. Von der „angewandten Geschichtsphilosophie" finden wir da noch nichts.

Das neumalthusianische Steckenpferd wird von Oda Olberg (Die Stellung der sozialistischen Partei zur Geburtenbeschränkung, S. 247—365) und von Professor Tandler, Wien (Mutterschaftszwang und Bevölkerungspolitik, S. 367—382) geritten. Das Kennzeichnende für den kleinbürgerlichen Sozialismus ist hierbei, daß er aus dem, was jeweils in der kapitalistischen Krise, nach einer Niederlage der Arbeiterklasse, eine vorübergehende Not ist, auf die die Arbeiterklasse nicht als kämpfende Klasse, sondern als Summe bedrückter Einzelindividuen reagiert, eine Tugend, einen Kampf (in den Grenzen des kapitalistischen Bevölkerungsgesetzes) zurechtmacht. Die Rebellion der Kinderwiege.

Oda Olberg gibt eine biologische Begründung:

„Seine (des Menschen) biologische Fruchtbarkeit übertrifft daher die durch seine sozialbedingte Erhaltungsfähigkeit gegebene Minimalgrenze des für die Erhaltung des Arbeiterstandes Notwendigen um ein Bedeutendes. Dieses Mißverhältnis ist eine verhältnismäßig moderne Erscheinung ... In diesem Mißverhältnis liegt unserer Ansicht nach die Berechtigung zu einer willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl eingeschlossen." (S. 354.)

Das fehlte gerade noch, daß die Arbeiterklasse die erzwungene Anpassung an das Verwertungsbedürfnis des Kapitals als biologische Notwendigkeit begründet und damit verewigt. Der Neumalthusianismus verwandelt sich unter der Hand für O. O. in eine Kulturnotwendigkeit, während er in Wahrheit nur die Wirkung der Unkultur, der Bestialität der bürgerlichen Gesellschaft ist:

„Uns gilt also der Neomalthusianismus als eine unabweisbare Kulturfolge, also etwas, das mit dem Maßstab unserer Vernunft gemessen (gibt es eine andere Vernunft? A. Th.) rationell genannt werden muß. Die Diskussion setzt also erst ein in bezug auf das Maß der Beschränkung und auf die Zweckmäßigkeit, die technischen Voraussetzungen weiteren Schichten zugänglich zu machen." (S. 355.)

Beseitigt die Klassen und die Klassengesellschaft, laßt die Springquellen des sozialistischen Reichtums fließen und das „Mißverhältnis" zwischen Biologie und sozialem Erfordernis, die „unabweisbare Kulturfolge" fallen dahin — ja die Geburtenbeschränkung wird zum Hemmnis sozialistischer Kultur. Faßt man einen größeren Zeitraum der Entwicklung sozialistischer Wirtschaft ins Auge, so ist klar, daß die jetzige Erdbevölkerung nur ein Bruchteil dessen ist, was unter entwickelten sozialistischen Verhältnissen möglich ist und daß an einem bestimmten Punkte dieser Entwicklung die sprunghafte Vermehrung der Bevölkerung eine „unabweisbare Kulturfolge werden wird". 130 Millionen Menschen in Rußland, 60 Millionen in Südamerika usw. sind sicherlich für diese Entwicklung völlig unzulänglich.

O. O. kommt uns auch noch „rassenhygienisch".

„Wir gauben, daß es einen praktischen Neomalthusianismus ohne seelische Unfruchtbarkeit nur geben kann auf der Grundlage einer rassenhygienischen Überzeugung, eines rassenhygienischen Idealismus." (S. 358.)

Rassenhygiene in einer Gesellschaft, die die große Mehrheit der Bevölkerung in untermenschliche Verhältnisse versetzt, die jeden Augenblick bereit ist, Millionen und Dutzende von Millionen der besten Arbeiterkräfte mit der modernsten Giftgastechnik niederzumähen — welch eine stumpfsinnige, widerliche, echt kleinbürgerliche Heuchelei. Setzt statt rassenhygienischen Idealismus die Verwertungsbedürfnisse des Kapitals und die militärischen Bedürfnisse des Imperialismus — so habt ihr die Wirklichkeit, die der kleinbürgerliche Stumpfsinn verheuchelt und verzuckert.

O. Olberg erklärt: „Freiwillige Kinderlosigkeit ist Ausdruck der Degeneration ... tragisches Entwurzeltwerden." (S. 360.)

Aber ist die Kinderlosigkeit oder Kinderbeschränkung, die der Kapitalismus von der Arbeiterklasse erzwingt, „freiwillig", ist sie nicht ein Hauptstück der „Degeneration" und Degradation. Statt sie der Arbeiterklasse zum Bewußtsein zu bringen, statt die revolutionäre Empörung gegen diesen Zwang zu wecken, rechtfertigen und verzuckern sie die Typen vom Schlage der Olberg!

Der Professor Tandler, Wien, gibt gleich ein praktisches politisches Rezept für den Neomalthusianismus, dessen Naivität bewundernswert ist. Er geht davon aus, daß der menschliche Embryo,

soziologisch genommen, ein Teil der Gesellschaft und nicht Eigentum der Mutter ist (S. 377) und macht dann folgenden Vorschlag:

„Die absolute Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung ist zu verwerfen, die vollkommene Streichung des § 144 ist daher unmöglich, hingegen muß das Gesetz so gefaßt werden, daß es die medizinische, die soziale und die eugenische Indikation anerkennt." (S. 378.)

Über die soziale Indikation soll eine Kommission entscheiden, unter Vorsitz eines Richters, bestehend aus Arzt, einer Frau, einem „Anwalt des Embryo" und einem gewählten Vertreter der „Gesellschaft".

Um was es sich dabei handelt, ist nach einem ungewollt treffenden Ausdruck des Professors „die rationelle Bewirtschaftung des organischen Kapitals" der Gesellschaft, sozusagen die kapitalistische Musterung der proletarischen Embryonen. Von einem solchen organischen Kapital hat sich Marx nichts träumen lassen. Sein „variables" Kapital umfaßt nur den Teil der Arbeiterschaft, der tatsächlich seine Arbeitskraft gegen den variablen Teil des Kapitals umsetzt. Siehe da das aufgedeckte Geheimnis von Oda Olbergs „rassehygienischem Idealismus".

Anna Siemsen philosophiert über die „psychologischen Voraussetzungen des Sozialismus." (S. 383—393.) Schuld an den Niederlagen ist die „Unreife des Proletariats". (S. 383.) „Die Sache liegt so," erklärt sie mit erhobenem Zeigefinger, „daß bei beschleunigter wirtschaftlicher Entwicklung (dies ist offenbar der Krieg. A. Th.) und wachsender politischer Spannung die psychologischen Voraussetzungen der Revolution fehlen." (Daselbst.) Der naive Leser denkt wohl, hier folge eine Selbstkritik der Sozialdemokratie. Umgekehrt, die Dame erhebt ein Gejammer über „sinnlose Arbeitseinstellungen, Demonstrationen und kleine Putsche" im „Novemberwinter", als die Unternehmer keinen Zwang wagten. Statt den Mangel darin zu sehen, daß die elementaren revolutionären Ausbrüche der Führung, der Organisation ermangelten, ist die moralische Dame dafür, daß diese revolutionären Funken zertreten werden mußten, also für Noske. Die „freie Verantwortung", die anscheinend fehlte, soll gepflegt werden in den Bildungseinrichtungen der Gewerkschaften. In diesen Bildungseinrichtungen soll an die Stelle des Vortrags oder des autoritativen Unterrichts „die Arbeitsgemeinschaft", an die Stelle der Regelung durch die Sekretariate die Selbstverwaltung dieser Bildungseinrichtungen treten. Daneben sollen noch Wirtschaftsschulen zu Produktionsgenossenschaften entwickelt werden. (S. 387.)

„Die drei Dinge vereint: marxistische Erkenntnis, menschliche Wertsetzung und revolutionäre Willensrichtung machen den sozialistischen Menschen, und sie erst schaffen die psychologischen Voraussetzungen einer sozialistischen Gesellschaft." (S. 391.)

Die würdige Voraussetzung, damit das nächste Mal das sozialistische Manna dem Proletariat in den Mund regnet, ist demnach, daß es solche ungebildeten und unmanierlichen Dinge wie Streik oder gar Straßenkampf sich hübsch abgewöhnt und vorher sozialistisch wirtschaften lernt. Hier hat man den „gebildeten" Kleinbürger, der neuerdings „sozialistischer Mensch" heißt, zum Greifen plastisch.

Max Hodann bemüht sich weiter um die Erziehung des Proletariats zum artigen Kleinbürger. („Erziehungsarbeit und Klassenkampf". (S. 395—404.) Not tut der Übergang vom wissenschaftlichen zum „konstruktiven" Sozialismus (dies ist das bekannte fabianische Schlagwort). Deshalb sei die erzieherische Arbeit in ganz anderem Ausmaß von Interesse, wofür Hilferding zitiert wird, nach dem „die Probleme der Pädagogik jetzt in ihrer grundlegenden Bedeutung für die gesellschaftliche Umgestaltung erscheinen". (Gesellschaft I, S. 3.)

Hodann kommt zu dem Schluß:

„Gewiß ist die endgültige Beseitigung der Klassenherrschaft eine Frage der politischen Machtergreifung. Ob wir aber in einem solchen Falle in der Lage sein werden, die Macht zu verwalten und mit unserer Machtausübung den Wirtschaftsbau umzugestalten, das wird zu seinem Teil abhängig sein von der Festigung der proletarischen Ideologie in den Massen, also einer beizeiten betriebenen vernünftigen Kulturpolitik, und von der Heranbildung menschlich und sachlich qualifizierter Genossen — Aufgaben, die anzugreifen wahrlich keine Zeit mehr zu verlieren ist." (S. 404.)

Die kleinbürgerlich-intellektuelle Pedanterie, die die Arbeiterklasse außerhalb des Wassers schwimmen lehren will und die allen Ernstes glaubt, die Niederlage sei daran gelegen, daß die Arbeiterklasse nicht fix und fertig die geschulten Fachleute aus ihren eigenen Reihen parat hatte, übersieht, daß dies der Natur der Sache nach niemals der Fall sein kann, denn die bürgerliche Gesellschaft hat das Bildungsmonopol. Es heißt dies einfach die proletarische Revolution unter dem Gesichtswinkel der bürgerlichen Revolution auffassen. Die Bourgeoisie konnte allerdings als ausbeutende Klasse, noch im Schoße der ihr vorangehenden feudalen Gesellschaft, alle Kulturelemente der neuen Gesellschaft entwickeln, ja die alte Gesellschaft bereits intellektuell und kulturell besiegen, ehe sie sie politisch schlug. Auch das geschah freilich am allerwenigsten auf der Schulbank. Das Proletariat muß umgekehrt politisch siegen, um die Grundlagen für seine eigene kulturelle Entwicklung zu erobern, um sozialistisch wirtschaften und verwalten zu können. Der umgekehrte Weg, der charakteristisch ist für den kleinbürgerlichen Sozialismus, dessen Horizont bürgerlich beschränkt ist und der nur innerhalb dieser bürgerlichen Welt nach „oben" strebt und die „Bildung" mit heißem Bemühen sich zu erraffen sucht, ist eine bare Narrheit, ungangbar für die Masse des Proletariats, sich verwirklichend nur in dem „Aufstieg" einzelner reformistischer Führer in die Rolle der Unteroffiziere der herrschenden Klassen (die Offizierstellen sind bürgerliches Reservatrecht). Die Bildung, der die Arbeiterklasse bedarf, um zu siegen, ist die Wissenschaft vom Siege der Arbeiterklasse: Die Grundlehren der proletarischen Revolution; theoretisch sie sich anzueignen ist nur eine kleine Minderheit in der Lage. Die große Schule dieser Wissenschaft ist der Kampf selbst.

Aber wie den Widerspruch lösen, daß die Arbeiterschaft soll sozialistisch herrschen und verwalten können, ohne die nötigen „Fachkenntnisse" sich vorher dafür erworben zu haben? Das hat uns inzwischen die russische Revolution konkret gezeigt: einerseits in der

gewaltigen Schöpferkraft, die die Arbeiterklasse in der Revolution entfaltet, in Tausenden, Zehntausenden, Hunderttausenden schlummernde Fähigkeiten weckend, im Keim vorhandene entwickelnd, und anderseits in der politischen Leitung der „Fachleute" durch die Revolutionäre.

In Deutschland, und im Westen überhaupt, ist der allgemeine kulturelle Fond dank der höheren kapitalistischen Entwicklung weit höher, als ihn das russische Proletariat mitbrachte, dafür war allerdings sein revolutionäres Bewußtsein um so entwickelter. Die Arbeiter- und Soldatenräte von 1918/19 haben wahre Wunderwerke der Organisation vollbracht, zu denen die staatliche Bürokratie schon nicht mehr fähig war, aber sie taten dies als Hilfsorgane dieser Bürokratie, ehrfurchtsvollst ersterbend vor ihrer geheimnisvollen Erbweisheit. Das war wirklich echt deutsch-sozialdemokratisch, wie es echt russisch-menschewistisch, und echt englisch-labouristisch ist.

Weitere Blüten des kleinbürgerlichen Sozialismus sehen wir vereinigt in der Abteilung „Der Weg zur Sozialisierung".

Richard Seidel behandelt die „Verfassungsfragen der Gesellschaften" (S. 147—176); der Titel wäre besser: „Leiden und Freuden des deutschen Gewerkschaftsbeamten". Es ist dies ein selbstgefälliges hohes Lied auf den überlegenen Verstand der Gewerkschaftsführer und die bescheidenen Gaben der gewerkschaftlichen Masse, die demnach noch weiter sich unterzuordnen hat.

„Jetzt wird das Wort wahr" wird erklärt, „daß die Massen geführt sein wollen und darum gewinnt nur eine in hohem Maße selbstverantwortliche Führung immer größere Bedeutung." (S. 151.) Es ist dies einfach die gewerkschaftliche Variation der Melodie vom kritischen Geist, der in den Köpfen der reformistischen Führer hoch über dem Volke horstet und der „unkritischen Masse". Seidel plädiert für das Recht der Vorstände, die Leitungen der Ortsgruppen in den Bezirksorganisationen zu bestätigen oder selber einzusetzen. (S 154.) Die Verstärkung des Zentralismus ist notwendig. Das „souveräne Handeln" der Führer erfordert „souveräne Naturen". (S. 156.) Das ist schon ganz die Sprache des Junkers.

Die neuen Mitglieder (die 1918 hinzukamen) waren den Anforderungen gewerkschaftlicher Disziplin nicht gewachsen. (S. 154.) Siehe über dasselbe Thema Anna Siemsen und vergleiche Max Adlers „Zwangsordnung", die auf derselben Vorstellung von der mangelnden Intelligenz der Masse beruht.

Die Weisheit eines Gewerkschaftsführers übersteigt den gewöhnlichen Menschenverstand:

„Die Demokratie der zentralistischen Organisationen ist nicht mehr primitiv genug, um von den Massen ohne weiteres in ihren Zusammenhängen und in ihrem Wirken begriffen zu werden." (S. 162.) Die Opposition in den Gewerkschaften ist demnach offenbar ein Kind der Unwissenheit.

Und das klagt über die „Autokratie" des Bolschewismus.

Seidel erläutert den Sinn der „Arbeitsgemeinschaften", den wir offenbar bisher nicht begriffen hatten. Sie sind (oder waren?) „Mittel, die Wirtschaftsorganisation selbst zu beeinflussen und demokratisch

umzuwandeln" oder zur „Einführung der gewerkschaftlichen Disziplin in den Produktionsprozeß". (S. 163.) Entkleidet man den letzten Ausdruck seines Pompes, so bleibt als tatsächliche Wirkung die reformistische Zügelung der Arbeiter im Betrieb. Aber wieso ist aus der „demokratischen Umwandlung und Beeinflussung" der Unternehmerorganisationen nichts geworden?

Das war ein Mißverständnis, erklärt Seidel.

„Die Forderung der Beeinflussung der Wirtschaftsorganisation auf dem Wege des Mitbestimmungsrechtes der Arbeiter wurde in allen Nuancen mißverstanden. Dieses Mißverstehen fand seinen stärksten Ausdruck in der Forderung nach unmittelbarer Besitzergreifung der Macht im Betriebe ... Diese Tendenz widersprach der zentralistischen Form der Gewerkschaften und bedrohte den Bestand der Zentralverbände, indem sie alle Gefahren eines in Deutschland längst (ab)getanen Syndikalismus heraufbeschwor." (S. 165.)

Ei, sieh da! Warum haben denn dann die Gewerkschaften die Betriebe nicht zentralistisch in die Hand genommen, entsprechend ihrer „zentralistischen Form"? Es ist einfach ein grober Schwindel, wenn Seidel von syndikalistischen Tendenzen in Deutschland während der Revolution in irgendeinem erheblichen Ausmaße fabelt. Seidel erklärt, die fortschreitende Konzentrationsbewegung des Kapitals mache noch weitere Steigerung des gewerkschaftlichen Zentralismus notwendig. (S. 166.) Er ereifert sich gegen die „dezentralisierten Kräfte des Betriebsrätewesens". (S. 170.) Er drückt Besorgnis über den Fall des Betriebsrätegesetzes aus, das diese an die Gewerkschaften bindet. (S. 173.) „Die Betriebsräte seien umzustellen in Träger des gewerkschaftlichen Zentralismus und in Mittlerorgane für die zentralen Gewerkschaftsorgane, durch die sie lebendige Berührung mit den Mitgliedern in den Betrieben hält." (S. 174.)

Unerfindlich hierbei ist, was dieses stockbornierte und geradezu provokatorische Bemühen, die Gewerkschaftsbürokratie noch fester gegen alle revolutionären Antriebe von unten zu verbarrikadieren, die Selbstverwaltungsorgane der Gewerkschaften mehr und mehr zu Herrschaftsorganen der Bürokratie zu verwandeln, das Eingeständnis des völligen Fiaskos der Gewerkschaften, die „Wirtschaftsorganisationen", d. h. die Unternehmerorganisationen, in die Richtung der Sozialisierung zu drängen, die Abweisung jeden Weges zur Sozialisierung, mit dem „Wege zur Sozialisierung" zu tun haben soll. Aus den Äußerungen Seidels, die man gewiß als typisch für die reformistischen Gewerkschaftsführer zum mindesten in Deutschland annehmen muß, spricht ein so selbstzufriedener Stumpfsinn, daß die kommende völlige Katastrophe dieser Bürokratie in einer neuen revolutionären Situation mit Händen zu greifen ist.

Ein verwandter Mandarinengeist spricht aus der Abhandlung Dr. Theodor Cassaus über „Arbeiterschaft und Intellektuelle". (S. 177—194.) Sie ist eine einzige Klage über „mangelndes Verständnis" der Arbeiterklasse „für die Funktionen der geistigen Arbeit". (S. 186.) „Es muß gelingen," schließt Cassau, „zwischen Arbeiterschaft und Intellektuellen die Verzahnung zu finden. In der Arbeiterschaft muß in weit größerem Maße als bisher kritisches gei-

stiges Leben entstehen, so daß der Intellektuelle aus den Arbeiter- und Mittelschichten hier Verständnis findet; andererseits müssen die Gegensätze zwischen Masse und Führern dadurch verkleinert werden, daß diese einer Kontrolle unterliegen, die ihnen nach Intellekt und Schulung gleichwertig ist." (S. 194.)

Die geistige Öde in der Sozialdemokratie ist hier offenbar richtig empfunden, aber die Prätention der Intellektuellen auf eine besondere Kontrollfunktion ist wahrhaft mandarinenmäßig.

Einen ausführlichen Bericht über die „Erfahrungen des österreichischen Sozialisierungsversuchs" gibt Dr. Käthe Leichter, Wien. (S. 195—251.) Leider verfügen wir über kein unabhängiges Material über dieses Sozialisierungsbörtchen, daß es sich lohnte, kommunistischerseits es kritisch darzustellen: als den vielgerühmten Glanzpunkt der österreichischen Sozialdemokratie. Aber das, was Käthe Leichter selbst vorbringt, enthält bereits die wichtigsten Handhaben zur Beurteilung. Dabei ist das Verhältnis dieser sogenannten „gemeinschaftlichen" Betriebe zu den Finanzleuten à la Bosel, Castiglioni & Co. schamhaft verhüllt.

Nehmen wir nun aus den Angaben der Dr. Käthe Leichter die wichtigsten heraus. Über den Ursprung und die Umstände dieser Sorte Gemeinwirtschaft erzählt sie: „Jedes Sozialisierungsschema, jeder Versuch, die Sozialisierung zu einer planmäßigen, zu einer wirklichen Sozialisierung zu machen, scheiterte an den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen. . . ." (S. 198.)

Demnach muß man, um planmäßig zu sozialisieren, die volle politische Macht in die Hand nehmen und von ihr Gebrauch machen.

Eine Anzahl Heeresbetriebe, erzählt Dr. Käthe Leichter weiter, waren im Besitz des Staates ohne richtige Verwendung. Der bürokratische Betrieb versagte. Die Arbeiterschaft war gegen die Abgabe der Betriebe an Privatfirmen. Hier waren keine Enteignungen notwendig, es gab keine politischen Schwierigkeiten. Die Betriebe waren Staatseigentum, sie wurden mit einer privatkapitalistischen nachgeformten Verwaltungsorganisation versehen. (S. 199.) Es handelte sich um das Wiener Arsenal, die Fischamender und die Wöllersdorfer Werke. Es waren also Restbestände der Donaumonarchie, die niemand haben wollte, eine scheinbar unnütze Last, die der Staat übernahm.

Die Betriebe stellen, wie Käthe Leichter sagt, „keine Sozialisierung" und keine „friedlichen Inseln" in der kapitalistischen Umwelt vor. (S. 200.)

Als Ziele dieses Experiments bezeichnet die Verfasserin folgende:

1. „Die Erprobung einer neuen Rechtsform für die sozialisierte Wirtschaft."
2. Die Erarbeitung der „Betriebsdemokratie und damit die Heranziehung von Organen für die zukünftige Sozialisierung".
3. Die Erarbeitung und Erfassung der Probleme der sozialistischen Wirtschaft.
4. Die Schaffung von Machtpositionen in den einzelnen Wirtschaftszweigen. (S. 201—203.)

Die Verfasserin bescheidet sich, „nicht sozialistische Gebilde, wohl aber sozialistische Keimzellen können so geschaffen werden". (S. 203.)

In der Verwaltung des Betriebes waren vertreten der Staat, die Konsumentenorganisationen, die Arbeiter. Es entstand ein politischer Kampf um diese Betriebe. (S. 206/7.) Der Staatsvertreter im kapitalistischen Staat erweist sich als Vertreter feindlicher Interessen gegenüber den Gemeindebetrieben. (S. 208.) Die Direktoren, die aus der Privatindustrie genommen wurden, haben versagt. (S. 227.) Die gemeinwirtschaftlichen Betriebe lieferten der Arbeiterschaft Erfahrungsmaterial aller Art, über Produktionsstatistik, Daten für den Zolltarif, Daten für die Gemeinden zur Kontrolle der Privatbetriebe, für die Preispolitik. (S. 239.) Groß waren die Schwierigkeiten der Finanzierung. Die Banken waren feindselig. Das Grundkapital der Betriebe war in der Inflationszeit zerronnen. (S. 241.) Ein offenbar staatliches „Kreditinstitut für öffentliche Unternehmungen", das diese Betriebe finanzieren sollte, „hat sich immer mehr der Privatindustrie zugewandt und der Gemeinwirtschaft entfremdet". (S. 242.) Die Großbanken sabotierten. Daher wurden Verbindungen mit kleineren Banken angeknüpft. (S. 243.) Die „Arbeiterbank" reichte nicht aus. Sie diente vorwiegend zur Befriedigung der Genossenschaften. Auch Konsumentenorganisationen wurden zur Finanzierung herangezogen. Die Verfasserin kommt zu dem Schluß, die Sozialisierung der Banken sei erforderlich. Bereits die englischen Baugilden seien an dem Finanzierungsproblem gescheitert. (S. 245.) Die gemeinwirtschaftliche Form habe „isolierend" gewirkt. Die gemeinwirtschaftlichen Betriebe waren boykottiert vom Kartell der Rohstofflieferanten, wie von den Abnehmerorganisationen. (S. 246.) Die Betriebe wurden zu einem „Zentralverband für Gemeinwirtschaft" zusammengefaßt. (S. 248.) Über die Perspektiven eines solchen Konzerns urteilte die Verfasserin:

„Die Leistungen eines solchen Konzerns" (der Gemeinwirtschaftsbetriebe) innerhalb der Gegenwartswirtschaft sind sicherlich beschränkt. Um etwa Aufgaben zu erfüllen, wie sie Horten bei seinem Sozialisierungsplan vorgeschwebt haben — Preisverbilligung und dergl. —, sind die Ansätze noch zu dürftig, fehlt es vor allem an der Beherrschung wichtiger, für die Volkswirtschaft unentbehrlicher Rohstoffe." (S. 248.)

Die „Keimzellentheorie" der Verfasserin ist im Grunde ein Begräbnis der „Keimzellentheorie". Sie sagt:

„Die gemeinschaftlichen Anstalten sind nicht Keimzellen in dem Sinn, daß von ihnen aus die allmähliche und friedliche Durchdringung ihres ganzen Wirtschaftszweiges im gemeinwirtschaftlichen Sinne ausgehen wird, wohl aber können sie, wenn sie sich behaupten und an Einfluß und Macht gewinnen (so! A. Th.), einmal, wenn wirkliche Sozialisierung möglich ist, zum Kern der Sozialisierung ihres Wirtschaftszweiges werden." (S. 249.)

Sonderbare „Keimzellen" dies, die nicht „keimen". Die Verfasserin tröstet sich dafür mit dem „Scheitern der sozialistischen Wirtschaftsversuche in Rußland". (S. 250.) Ihre Perspektive ist nichts weniger als hoffnungsvoll.

„Die gemeinwirtschaftlichen Anstalten", so schließt sie, können trotz ihrer bisherigen Behauptung einer Wirtschaftskrise unterliegen,

ohne daß damit die sozialistische Wirtschaft ad absurdum geführt ist, und ihr Bestand sagt manches über die Zweckmäßigkeit ihrer Form und ihrer Selbstverwaltung, nichts über die Behauptungsmöglichkeit einer sozialistischen Wirtschaft aus."

Das letztere ist richtig, denn das Wiener Experiment reicht über die Bedeutung von produktionsgenossenschaftlichen Betrieben nicht hinaus, ja bleibt eher hinter ihnen zurück. Wie man sieht, urteilt die Verfasserin, die offenbar enge Fühlung mit den Wiener Erfahrungen hatte, im ganzen nüchtern und skeptisch, aber sie wagt nicht, die vollen Konsequenzen ihrer eigenen Sachdarstellung zu ziehen. Die Betriebe waren ein Spielball in dem Meer der kapitalistischen Konkurrenz. Wir wissen nicht, wie es heute mit ihnen steht. Solange sie gehalten wurden, geschah es nur dank der Konzentrierung der Opferwilligkeit der gesamten Arbeiterschaft einer Weltstadt auf einige Betriebe, und dazu noch kapitalistischer Hilfe. Von irgendeinem Einfluß auf die Gesamtwirtschaft, die Regulierung der Preise usw. ist keine Rede. Sie besitzen keine erobernde, expansive Kraft, sondern behaupten nur mühsam ihre Existenz.

Wenn die Verfasserin zu dem Schlusse kommt, daß die Sozialisierung der Banken und die Verfügung über die Rohstoffe nötig sei, was heißt das anders, als daß die Eroberung der vollen politischen Gewalt die wahre Voraussetzung der Sozialisierung ist, und daß die Teilsozialisierung als Etappe der Vollsozialisierung durch die Erfahrung als Illusion erwiesen, daß also diese Erfahrung negativ ist? Die Probleme der „Vollsozialisierung" sind nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ andere, als die hier vorliegenden, die im Grunde nur ein der Wiener Arbeiterschaft für bestimmte Zeit von der Bourgeoisie überlassenes Spielzeug waren.

Aber eben deswegen dürfen die Illusionen, die sich an dieses Spielzeug angeknüpft haben, nicht zerbrochen werden. Aber dieses Spielzeug als irgend erhebliche historische Erfahrung zu betrachten und von der die einzigen großen Erfahrungen des sozialistischen Aufbaues in Rußland absehen: dazu ist nur der kleinbürgerliche Sozialismus mit seinem Froschpfuhlhorizont fähig.

Führte uns Käthe Leichter die Erfahrungen dieses Froschpfuhls vor, wenn auch nur stückweise, und ohne den Mut, ihr Fiasko klar auszusprechen, so zeichnet nun Bruno Zschätzsch in seinem Aufsatz über die „Gemeinwirtschaft als soziologisches und organisatorisches Problem (S. 253—275) eine wahre Spießbürgerphilosophie der Sozialisierung. Wenn man den konzentrierten „Geist" des mitteleuropäischen Spießbürgers genießen will, so muß man sich an diesen Zschätsch halten.

Der Philosoph beginnt zunftgerecht mit Begriffsbestimmungen.

„Wer ist Arbeiter? Mit allgemein üblichen Wörtern bezeichnet der Arbeiter, der Handwerker, der Fabrikarbeiter, der Geselle, der Knecht, der Aufseher, der Inspektor, der Werkführer, der Buchhalter, der Direktor, der Angestellte, der Beamte, der Lehrer, der Professor, selbst der Pastor, der Straßenkehrer und der Minister, die Klein- und Sozialrentner, die nur von öffentlichen Mitteln leben.

Das Entscheidende ist nicht die Art der Arbeit und die Höhe oder Form der Entlohnung, sondern das besitzrechtliche Verhältnis eben des Arbeiters zu den Produktionsmitteln."

Begründung:

„Arbeiter ist jeder, der mit fremdem Werkzeuge (Produktionsmittel) für fremden Auftrag sich seine Existenzmittel erarbeitet. Oder wer nicht mit Hilfe seiner eigenen Produktionsmittel (Werkzeuge, Maschinen, Grund und Boden, Rohstoffe, Gebäude, Kapital) sich seine Lebensmittel im Dienste eines anderen erwirbt, sondern nur seine persönliche Arbeitskraft darauf verwendet, der ist Arbeiter, der gehört zur besitzlosen Klasse, zur proletarischen Klasse." (S. 253—254.)

Das ist immerhin neu und originell. Es läuft auf den Witz hinaus, daß jeder, der nicht Kapitalist ist und nicht Handwerker — Arbeiter ist. Also Beamte, sogenannte Intelligenz usw., also neben den Mehrwertserzeugern, den produktiven Arbeitern, in einem Topf die Mehrwertverzehrer, die sogenannten dritten Personen, die Unproduktiven. War es Bismarck, der sagte: „Wir sind alle Arbeiter?"

Wo bleibt dann der Unterschied des kapitalistischen Lohnarbeiters vom Sklaven oder vom Mitglied der sozialistischen Gesellschaft? Sie arbeiten alle nicht mit eigenem Werkzeug und in eigenem Auftrag. Der erstere ist überhaupt nicht Person, sondern Sache, der zweite arbeitet mit Werkzeugen, die der Gesellschaft gehören und in ihrem Auftrag.

Daher kommt diese originelle Philosophie ganz folgerichtig zu dem ebenso originellen Schluß:

„In der Entwicklung vom Sklaven zum Hörigen und sogenannten unfreien oder freien Arbeiter liegt keine Veränderung des Verhältnisses vom Arbeiter zu den Produktionsmitteln. Und selbst der Beschäftigte in einem genossenschaftlichen oder sozialwirtschaftlichen Betriebe ist Arbeiter im geschichtlichen Sinne." (S. 254.)

Ein plumper Trick. Z. macht einfach aus dem „Arbeiter" den Nichtbesitzer von Produktionsmitteln. In dieser einen negativen rechtlichen Beziehung sind Sklave, mittelalterlicher Höriger, kapitalistischer Lohnarbeiter und Mitglied einer sozialistischen Gesellschaft historisch „Hose wie Jacke" und in der kapitalistischen Gesellschaft Arbeiter, Handwerksgeselle, Intelligenzler, Pfaffe und Minister ein Salat. An Stelle des gesellschaftlichen Verhältnisses der Produzenten zu den Produktionsmitteln wird ein negatives juristisches Merkmal gesetzt. Dies ist wohl historischer Materialismus der vierten Phase des Marxismus? Im übrigen reproduziert Z. mit diesem Kohl nur das altbekannte Geschwätz der Nationalökonomen à la Say und Konsorten gegen die Adam Smithsche Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit. Der Zweck der Übung wird sich gleich zeigen.

Was ist der Handwerker und Bauer? Sie gehören zur „halbproletarischen Masse". Der Mann hat etwas läuten gehört, macht aber reinen Blödsinn daraus. Der „Bauer", vom Klein- und Mittel- zum Großbauern, zerfällt in drei ökonomische Hauptkategorien: Halbproletarier, einfacher Warenproduzent, Kapitalist. Tut nichts, es ist

alles eine Schmiere. Tut nichts! Der süddeutsche Parzellenbauer, der reiche Marschbauer, der Trapper im Urwald, der zünftige Handwerker — sind alles „Halbproletarier"

„Halbproletarier (Handwerker, Bauer). Sie sind im Besitze von ihnen selbst gehörigen — familialen — Produktionsmitteln (Werkzeuge, Boden und dergleichen), der durch eine Familie bewirtschaftet und verwaltet werden kann." (S. 256.)

Herr Z. hat vergessen, die Reihe nach oben zu vollenden. Der antike Sklavenbesitzer, der mittelalterliche Feudalherr, der Kapitalist sind alle gleich, denn sie besitzen Produktionsmittel und benützen fremde Arbeitskraft.

Was ist „Gemeinwirtschaft"? Unser Philosoph antwortet:

„Die Gemeinwirtschaft kann nur von ausschließlich gemeinnützig interessierten Schichten getragen werden. Dieses reine, von Besitzinteressen ungetrübte gemeinwirtschaftlich-gemeinnützige Denken hat nur der Arbeiter. Träger der gemeinwirtschaftlichen Unternehmungen kann deshalb nur die Arbeiterklasse sein." (S. 256/57.)

Offenbar die oben definierte, mit Direktoren, Professoren, Ministern.

Das Kennzeichnende an dieser Defination ist, daß als Merkmal der „Gemeinwirtschaft" nicht die Aufhebung der Lohnarbeit, die Enteignung der Kapitalisten genommen wird (zwischen Sklave, Hörigem, kapitalistischem Lohnarbeiter und Mitglied der sozialistischen Gesellschaft ist ja nach der obigen Definition kein Unterschied), sondern die Gesinnung ihrer Träger.

Das „gemeinwirtschaftliche Unternehmen" wird folgendermaßen definiert:

1. Seine Produktionsmittel müssen frei sein von jedem persönlichen Besitzanspruch und die Verwaltung muß in den Händen einer vom Trägerkreis des Unternehmens gewählten und kontrollierten Korporation liegen.
2. Seine Erzeugung muß nach dem Bedarf seines Trägerkreises gedeckt werden.
3. Sein wirtschaftliches Ergebnis (Ertrag, Rente) muß allen Gliedern seines Trägerkreises nach dem Maßstabe der Inanspruchnahme der Einrichtungen des Betriebes zugute kommen." (S. 257.)

Danach wäre ein personell verwalteter Betrieb eines proletarischen Staates kein „gemeinwirtschaftlicher" Betrieb. Der „Ertrag" gehört nicht dem Arbeiterstaat, sondern den Arbeitern des betreffenden Betriebes. Die Erzeugung etwa einer staatlichen Schuhfabrik in Rußland müßte geregelt werden nach dem Bedarf der Arbeiter der Schuhfabrik oder der Arbeiterklasse überhaupt, nicht der Gesamtbevölkerung. Auch Produktion für den Export ist nicht „gemeinwirtschaftlich".

Dieser Unsinn wird sofort klar, wenn man sieht, daß es nur eine idealistische Umschreibung des Wiener Experiments, d. h. von Teilsozialisierungen, die Inseln in kapitalistischer Umgebung sind, die nicht für den gesellschaftlichen Bedarf produzieren, sondern sich auf einen lokal umschriebenen Kreis von Arbeiterkonsumenten beschränken.

Daher setzt unser Philosoph auch fest, daß staatliche oder Gemeindebetriebe „privatwirtschaftliche Unternehmungen im Besitze der öffentlichen Gewalten" („Behörden") sind. Sie gehören zur „autoritativen" Wirtschaft, was das auch sein mag. Auf das Klassenmerkmal, ob in Staat oder Gemeinde die Arbeiterklasse oder die Bourgeoisie herrscht, kommt es offenbar nicht an. „Ich sehe", bemerkt Z. hochwohlweise von der autoritativen Wirtschaft, „in ihr keine Entwicklungsmöglichkeit in gemeinwirtschaftlichem Sinne" und er hat damit sogar ausnahmsweise recht. Ein ausgewachsener Mensch kann sich nicht zum Embryo „entwickeln". Von Genossenschaften sind dementsprechend nur Konsumgenossenschaften gemeinwirtschaftliche Unternehmen, die anderen Genossenschaften sind privatwirtschaftlich. Dazu kommen noch die „sozialen Bauhütten", aber unser Philsosoph klettert noch höher:

„Die gemeinwirtschaftlich interessierte Konsumtionsfamilie ist die Familienbildung der Arbeiterklasse." (S. 260.)

Die Bauern- und Handwerkerfamilie sind „Produktionsfamilien".

„Das Handwerk ist aber eine gesellschaftsnotwendige Erscheinung und wird durch keine Entwicklung vollends aufgerieben. Dem Handwerk droht nicht Verfall, aber Verelendung und Abhängigkeit vom Großkapital." (S. 262.) Die Handwerkergenossenschaften fassen die handwerkschaftlichen Produktionsfamilien zusammen. (S. 264.)

Wir haben die reine Spießeridylle:

Die Familienwirtschaft bildet die Unterlage der Genossenschaft und der Gemeinschaft. (S. 266.) Deshalb wird gefordert die gesetzliche Anerkennung der Familie als Wirtschaftseinheit in der „Gütererzeugungs- und Güterverbandspolitik, in Sozial-, Wohnungs-, Steuer- und Erziehungspolitik, in Besitz- und Eherecht".

Der Genossenschaftsbegriff müßte auf die Formel gebracht werden, daß die „Genossenschaften eine freie Assoziation von Familienwirtschaften (Konsum- und Produktionsfamilie) sind, zur Anwendung gesellschaftlicher Methoden nach gemeinwirtschaftlichen Grundsätzen". (S. 266.)

Das große Hindernis ist aber die Vorherrschaft des Mannes in der Familie.

„Die Vorherrschaft des Mannes in der Familie ist Monarchismus; noch mehr: die Vorherrschaft des Mannes in der Familie ist ganz positiv (herjemersch!) der Hort (!) des Absolutismus und des Privateigentums an den Produktionsmitteln (der Privatwirtschaft)." (S. 267.)

Also muß die Familie republikanisch reformiert werden:

„Die Familie ist aber keine absolute Monarchie, sondern eine demokratische Republik und muß in der Genossenschaft von beiden Repräsentanten (Mann und Frau) vertreten sein." (S. 268.) Und die erwachsenen Kinder, Verehrtester? Unser Philosoph fährt unentwegt fort:

„Mit dem familiären Doppelstimmrecht muß der Frau in der Genossenschaft die positive Gleichberechtigung gegeben werden, um die Demokratie und die Gemeinwirtschaft zu retten und zu sichern." (S. 269.)

Folgt eine wütende Philippika gegen den „Vater".

„Der Vater in der Familie als eigenmächtiger Bestimmer und brutaler Herrscher; der Direktor in einem gemeinwirtschaftlichen Betriebe — Genossenschaft oder Sozialwirstchaft — mit allen Vollmachten ausgestattet oder sich solche selbst anmaßend; der Monarchist und Nationalist als gemeinwirtschaftliche Funktionäre — sind direkt widerliche Erscheinungen. Solche Personen haben selbst mit der Gemeinwirtschaft nichts zu tun, sie sind bar jeder gemeinwirtschaftlichen Persönlichkeitskultur, sie sind höchstens unwahrhaftige Nutznießer gemeinwirtschaftlicher Organisationen." (S. 269.)

Aber was fängt Herr Zschätzsch mit diesen Sündern an? Werden sie aus dem gemeinwirtschaftlichen Verein ausgeschlossen, mit Entzug der Vereinsabzeichen?

Jedenfalls, Herr Zschätzsch setzt endgültig fest:

„Die Genossenschaft, gleich welcher Art, muß eine Assoziation von Familienwirtschaften in familienwirtschaftlichen Betrieben sein. ... Die Genossenschaft ist Familienorganisation, die Sozialwirtschaft ist Gesellschaftsorganisation, nicht mit Gegensatz zur Genossenschaft, sondern in folgerichtiger Weiterentwicklung." (S. 271.)

Und zum Schluß:

„Die Genossenschaft ist das Fundament der kommenden Gesellschaftsordnung." (S. 275.)

Man muß sich klarmachen, daß diese konsumgenossenschaftliche Philisterfamilienphantasie gerade in dem Deutschland als nächste marxistische Denkleistung hervortritt, das die industrielle Konzentration kolossal gefördert hat. Es ist eine Phantasie des Kleinbürgersozialismus, wie sie bornierter und alberner nicht denkbar ist. Die moderne Industrie hat längst den Rahmen der „Familienwirtschaft" gesprengt und der Sozialismus soll ihn gesetzlich fixieren und konservieren! Aber so kommt es, wenn einer sich die Sozialisierung unter dem Gesichtswinkel des Konsumvereines vorstellt, wobei der Arbeiterstaat als Träger „autoritativer" Wirtschaft, nichts zu sagen hat. Es ist dies die Sozialisierung als gemütliche Vereinsmeierei mit eifersüchtigem Blick auf die frechen Nutznießer und Eindringlinge, die ohne die rechte Gesinnung von den Verkehrseinrichtungen Gebrauch machen, auf die „Behörden", die die gemütlichen Familienidylle mit Gesichtspunkten, die über die Verbände der respektiven Vereinsfamilie hinausgehen, stören könnten.

Das also hat die vierte Phase des Marxismus aus sieben Jahren der Revolution gelernt ... Wir schlagen vor, Herrn Zschätzsch als dem Stifter des künftigen Reiches der organisierten Familienwirtschaft (natürlich der republikanischen) die sämtlichen Werke von Schulze-Delitzsch nebst ein Paar stramingestickten Pantoffeln zu überreichen.

4. „Marxistische Vulgärökonomie"

Wir sahen, wie der Austro-Marxismus den Marxismus aufhob, indem er ihm einen idealistischen Unterbau gab und wie er so die Wirklichkeit einer bürgerlichen Weltansicht mit dem Schein der proleta-

rischen verband. Auf dem Gebiete der Politik sahen wir dieselbe Verbindung bürgerlicher Wirklichkeit und proletarischen Scheins in Gestalt des kleinbürgerlichen Sozialismus. Auf dem Gebiete der Ökonomie schließlich erscheint dieselbe Verbindung als „marxistische" Vulgärökonomie. Dies ist wieder nicht die Vulgärökonomie schlechtweg, so wenig Max Adler Neukantianismus, Otto Bauer Pragmatismus, Otto Jenssen Freudismus schlechtweg sind. Das Wesen der Vulgärökonomie macht die Betrachtung der Ökonomie vom Gesichtspunkt der individuellen Kapitalisten aus, also die Vertauschung ihres gesellschaftlichen Wesens und ihres ungesellschaftlichen, privaten Scheins. Die gewöhnliche Vulgärökonomie operiert mit den Kategorien der Privatökonomie und überträgt sie auf die kapitalistische Ökonomie als Ganzes. Die „marxistische" Vulgärökonomie nimmt die von Marx zutage geförderten oder kritisch berichtigten gesellschaftlichen Kategorien der kapitalistischen Ökonomie, deutet sie aber privatkapitalistisch. Dies ist Vulgärökonomie in zweiter Potenz, die Verbindung wirklicher vulgärökonomischer Analyse mit den (so in ihr Gegenteil verkehrten) ökonomischen Begriffen des Marxismus. Es drückt sich hierin theoretisch der praktische Übergang des Austromarxismus auf den Boden der kapitalistischen Ökonomie aus, zugleich mit der Aufrechterhaltung des Scheins, auf dem Boden des Proletariats zu stehen.

Am ausgeprägtesten kommt diese Wendung zum Ausdruck in dem umfangreichen Aufsatz von Dr. Otto Leichter (Wien) „Zur Analyse der Weltwirtschaftskrise". (S. 45—100.)

Leichter ist, wenn wir nicht irren, ein früherer Bankdirektor, der später die Leitung der Wiener „gemeinwirtschaftlichen" Betriebe übernahm. Er war so gewissermaßen prädestiniert zur „marxistischen" Vulgärökonomie. Er spricht dabei manche Dinge mit der Unbefangenheit des kapitalistischen Naturburschen aus, die bei den anderen schamvoll verhüllt werden.

Den Grundwiderspruch, die Voraussetzung der kapitalistischen Krise überhaupt, sieht L. in dem Zwiespalt zwischen den „autonomen" Privatkapitalisten und den sich nachher durchsetzenden Regeln der Gesamtwirtschaft. (S. 46.) Dieser „Konstruktionsfehler" ist die allgemeine Ursache der Krisen. Was die spezielle Kriegs- und Nachkriegskrise anlangt, so geht L. davon aus, daß der Krieg nur scheinbar die Akkumulation unterbrochen, und scheinbar eine völlig „entgüterte" Welt geschaffen habe. (S. 50.) Diese Ansicht sei irrig. Die Ursache dieser irrigen Annahme sei der Mangel an lebensnotwendigen Gütern in Mittel- und Osteuropa und die fast völlig abgerissene Verbindung mit den Weststaaten, auch in bezug auf Information, gewesen.

„Unsere ganze (politische) Stellung zur Revolution", erklärt daher L., „und den durch sie bedingten Möglichkeiten der Sozialisierung wurde vor allem durch die Erkenntnis der damaligen Tage beeinflußt, daß wir es nicht mit jener von Marx und Engels vorausgeahnten Krise des Kapitalismus zu tun haben, bei der infolge des Übermaßes an produzierten, aber wegen der Verelendung breiter Massen nicht absetzbaren Waren die Krise und in ihrem Gefolge die Empörung

des Proletariats ausbricht, sondern, daß wir es mit einer „Produktionskrise" zu tun haben. Die Sozialisierung — so sagte man allenthalben — kann nicht in einer Periode der vollständigen Auspowerung, sondern nur in einer Periode des kapitalistischen Reichtums kommen." (S. 51.)

L. gibt also der ökonomischen Begründung des Opportunismus, der Koalition mit der Bourgeoisie usw. durch Kautsky-Hilferding-Otto Bauer usw. den Knockout. Er tut dies aber in einer Weise, die auch der marxistischen Ökonomie den Knockout gibt.

Er entwirft folgendes Bild von der Kriegs- und Nachkriegsökonomie. Zunächst herrschte unmittelbar nach dem Kriege Warenhunger in Mittel- und Osteuropa, dann aber tritt schon 1921 in Amerika, England, Schweiz, Frankreich, Italien — die Absatzkrise ein. Es sei nicht richtig, daß das Kapital im Kriege immer ärmer geworden sei. „In Wahrheit bedeutete der Krieg in fast allen Ländern eine Ausdehnung des Produktionsapparates." (S. 53.) Er beruft sich dabei auf die R. Luxemburgsche Darstellung des Militarismus als eines Gebietes der Kapitalsakkumulation.

Der Krieg „teleologisch und von diesem Gesichtspunkt (der Akkumulation. A. Th.) aus betrachtet", ist nach L. ein Versuch, dem Produktionsapparat oder in der Marxschen Bezeichnungsweise der Abteilung I der Produktion, den Produktionsindustrien — „und in diese Sphäre fallen ja die Betriebe der Kriegsindustrie" — eine ganz ungeahnte Beschäftigung, eine ungeheure Ausdehnung zu ermöglichen und so den Akkumulationsprozeß ins Gigantische zu steigern". (S. 54.) Die Kriegsware zeichne sich von der Friedensware durch „möglichst raschen Verschleiß" aus (wobei die Herren Kriegsindustriellen auch ihrerseits nachzuhelfen pflegen. A. Th.). Dies verursache auch den raschen Verschleiß anderer Waren (z. B. die schlechten Stiefeln verursachen auch den raschen Verschleiß der Socken oder Fußlappen und schließlich der darauf laufenden Soldaten samt Uniform, Tornistern und anderer Kriegsausrüstung. A. Th.). Also bringt der Krieg mit sich die Produktion von „Gegenständen" kürzerer Lebensdauer als sonst in diesen Industriezweigen normal sei. Daher erhöhte Beschäftigung, daher, bei wachsender Ausdehnung des Krieges verstärkte Akkumulation. Dagegen wurden die Konsumtionsmittelindustrien im Kriege vernachlässigt.

Als Illustration gibt L. folgende Tabelle der Eisen- und Stahlproduktion (in Tonnen):

	Eisen	Stahl
1890	27,5	12,6
1900	40,8	30,0
1910	66,7	61,6
1913	79,3	75,5
1914	60,5	60,4
1915	60,4	66,2
1916	73,0	78,0
1917	71,0	81,0
1918	67,0	86,0
1919	52,0	57,0
1920	59,0	68,0

Danach blieb die Eisenproduktion während des Krieges hinter dem Maximum vor dem Kriege (1913) durchgehends zurück, während die Stahlproduktion sie überschritt. Der Hauptanteil der Produktion fiel auf die Vereinigten Staaten, Japan und England.

Was kann klarer sein? Jeder einzelne Kriegsindustrielle und Kriegslieferant in jedem Lande akkumuliert im Krieg im beschleunigten Tempo. Jede gelieferte Kanone, jedes gelieferte Paar Soldatenstiefel ist für den kapitalistischen Produzenten ein Mittel seiner Akkumulation. Also muß jedes einzelne Land im Kriege beschleunigt akkumulieren. Bleibt nur das Wunder zu erklären, wie trotzdem unzweifelhaft mindestens einzelne kapitalistische Länder im Krieg und durch den Krieg verarmt sind. Das ist dann doch völlig paradox, ja unerklärlich.

Was L. hier vorträgt, ist Vulgärökonomie vom reinsten Wasser: die kapitalistische Wirtschaft gesehen vom Standpunkte des Einzelkapitalisten, als die Summe privatwirtschaftlicher Vorgänge

Um die Umkehrung des wirklichen Bildes durch die Linse der kapitalistischen Privatwirtschaft deutlich hervortreten zu lassen, stellen wir beispielsweise neben die kapitalistische Kriegswirtschaft die zweier primitiver kommunistischer Gemeinwesen, sagen wir Dorfgemeinden:

Was geht hier vor zum Unterschied vom Frieden?

Offenbar folgendes:

1. Ein Teil der produktiven Bevölkerung beider Dörfer ist der Produktion entzogen, konsumiert nur und zwar mehr pro Kopf als im Frieden. Dies ist unproduktive Konsumtion. Wovon konsumieren sie? Erstens aus den vorhandenen Vorräten des eigenen Dorfes, zweitens aus der Neuproduktion der Zurückbleibenden und drittens aus den Vorräten und der Neuproduktion des Gegners.
2. Eine Anzahl der Arbeitskräfte beider Dörfer wird vernichtet.
3. Produktionsanlagen beider Dörfer: Felder, Häuser usw. werden zerstört.
4. Die Zurückbleibenden schränken ihren Verbrauch ein zugunsten der Krieger, sie produzieren Kriegsgeräte für die Krieger und zugleich Lebensmittel für sich und für jene. Normale Erneuerungsarbeiten werden liegen bleiben, ein Teil der normal bebauten Felder bleibt unbebaut usw.

Der Endeffekt wird zusammengenommen Verarmung, verkümmerte Reproduktion sein, selbst dann, wenn am Ende des Krieges das eine Dorf das andere überwältigt und samt den Bewohnern als Sklaven annektiert.

Hier ist alles vollkommen klar und durchsichtig. Unter kapitalistischen Verhältnissen gewinnt aber alles einen paradoxen, widerspruchsvollen Schein. Denn:

1. Hier ist anscheinend Konsumtion Konsumtion, produktive und unproduktive Konsumtion sind vom Standpunkte des Einzelkapitalisten dasselbe. Ein Paar Stiefel, die der Metallarbeiter bei seiner Arbeit braucht, und dasselbe Paar Stiefel, die derselbe Metallarbeiter als Soldat im Felde verbraucht, sind für den Schuh-

fabrikanten durchaus „einerlei". Die einen wie die anderen sind für ihn Mittel, ein bestimmtes Quantum Mehrwert zu realisieren. Ja, der Feldverbrauch ist dem Schuhfabrikanten lieber. Die Ware verschleißt schneller und der Profit pro Paar ist wahrscheinlich höher. Oder nehmen wir einen Maschinenfabrikanten. Er produzierte im Frieden etwa Dampfpflüge; er produziert jetzt Geschütze. Er sieht keinen Unterschied, höchstens wieder den, daß die Geschütze schneller verschleißen und daß sie relativ mehrwerthaltiger sind als seine Dampfpflüge. Verbrauch ist Verbrauch.

Aber im ersten Fall, den Stiefeln des Metallarbeiters, war der Verbrauch der Stiefel ein Moment der Reproduktion der Arbeitskraft des Metallarbeiters. Ihr Wert erscheint wieder, erhält sich im Wert der Arbeitskraft des Arbeiters. Derselbe Arbeiter als Soldat reproduziert sich dadurch ebenfalls physisch, aber nicht als Arbeitskraft, sondern als arbeits- und wertzerstörende Kraft. Der Wert wird nicht reproduziert, sondern verschwindet. Zweiter Fall: Die landwirtschaftliche Maschine wirkt als Arbeitsinstrument, ihr Wert erscheint wieder in den mit ihr hergestellten Waren. Das Geschütz verschleißt unproduktiv, sein Wert erscheint nicht nur nicht wieder in einem Produkt, sondern ist noch das Werkzeug weiterer Wertvernichtung und Vernichtung von Arbeitskraft.

2. Die Arbeitskraft als solche, der Arbeiter, macht unter kapitalistischen Verhältnissen kein Element des Nationalreichtums aus. In einer statistischen Aufstellung des Reichtums eines kapitalistischen Landes erscheint kein Posten: Arbeiter. (Wo dies doch der Fall ist, indem die Arbeitskraft „kapitalisiert" als Posten dieser Rechnung eingestellt wird, ist dies nur eine uneigentliche Ausdrucksweise.) Der Arbeiter hat keinen Wert und daher keinen Preis. Wert und Preis hat nur die Arbeitskraft, die aktuell angewandte Arbeit. Und sie wird jederzeit in beliebigem Umfang disponibel unterstellt, sowie Kapital als in beliebiger Menge vorhanden und beliebig anlegbar unterstellt wird. Der Lohnarbeiter ist Warenbesitzer, Besitzer der Ware Arbeitskraft, die wie jede andere Ware in beliebiger Menge als disponibel gilt. Es ist kein Stück kapitalistischen Vermögens, weder der individuellen Kapitalisten noch der Gesamtkapitalisten. Der variable Teil des Gesamtkapitals, der in Arbeitslohn angelegte, stellt nicht die Arbeitskraft als solche oder den Arbeiter dar, sondern nur die Wertsumme für den Gebrauch der Ware Arbeitskraft, der für bestimmte Zeiten gekauft wird, ihr Äquivalent, ihren Tauschwert, er ist nur eine Summe Geldes wie jede andere. Dagegen ist der Sklave direkt ein Bestandteil des Privatvermögens des Sklavenbesitzers und des „Nationalreichtums" einer Sklavenbesitzergesellschaft. Sein Verlust erscheint auch als direkter Vermögensverlust. Ebenso ist der Hörige ein Zubehör des Landes, ist mit dem Lande zu verkaufen, zu verpfänden usw.

Unmittelbar als Verlust erscheinen vom Gesichtspunkt des Privatkapitalisten gesehen nur die Zerstörungen oder Schädigungen von Fabrikanlagen, von Grundbesitz, Zerstörung, Beschädigung, Konfiskation von im Privatbesitz befindlichen Waren, Geld oder Rententiteln; die Konfiskation erscheint auch als privater Verlust nicht, wenn Entschädigung gewährt wird.

Aber wie spiegeln sich die realen Wertvernichtungen im Kriege? Die eigentümliche Form, in der das geschieht, ist die Kriegsausgabe, die Kriegskosten: staatliche Bezahlung oder Zahlungsversprechen an die Privaten. Die Kriegskosten, wirkliche Verausgabung von Staatsvermögen, staatlichem Einkommen oder Staatsschuld, d. h. Anweisung auf künftige Bezahlung aus Staatseinnahmen (samt Verzinsung) erscheinen als Gradmesser der Wertvernichtung durch den Krieg, wobei jedoch die Kriegskosten sich nicht mit den realen Vermögensverlusten decken.

Nehmen wir ein konkretes Beispiel.

Die in die Luft geschossene Granate erscheint in polarer Form: Erstens als Einnahme des Munitionsfabrikanten, als Realisation pro tanto des in seiner Fabrik geschaffenen Mehrwertes; zweitens als Staatsausgabe, als Zahlung oder Zahlungsversprechen des Staates an den Fabrikanten. Der privatkapitalistische Vermögenszuwachs entspricht hier einem gesellschaftlichen Vermögensverlust. Der private Munitionsfabrikant erweitert seine Betriebsanlage während des Krieges. Dies drückt sich ebenso aus in entsprechender Staatsausgabe und in privatkapitalistischer Einnahme, stellt aber gesellschaftlichen Vermögenszuwachs vor. Während in den Kriegskosten sowohl gesellschaftliche Wertzuwächse wie -verluste beide als Verluste, als Ausgaben, erscheinen, erscheint umgekehrt privatkapitalistisch gesellschaftlicher Verlust wie Gewinn als Gewinn. Auf beiden Polen, dem privaten und dem staatlichen, entsteht so also ein falscher Schein, und zwar ein polar entgegengesetzter. Der Akkumulation von Staatsschulden auf dem einen Pol entspricht die Akkumulation des Einzelkapitals auf dem anderen Pol. Die Staatsschulden repräsentieren einerseits verausgabte Konsumtionsmittel und Zerstörungsmittel, andererseits die Herstellung von Produktionsmitteln. Sowohl der privat- wie der gesamtkapitalistische (staatliche) Ausdruck der ökonomischen Vorgänge während des Krieges geben also die Wirklichkeit falsch, verkehrt wieder, wobei allerdings der privatkapitalistische der verkehrteste ist.

Diesen als den wirklichen Ausdruck der wirtschaftlichen Vorgänge während des Krieges zu nehmen, wie dies Leichter tut, ist sicherlich der Gipfel der Vulgärökonomie.

Weder die Akkumulation der Einzelkapitale noch die Kriegskosten sind ein wirklicher Maßstab dessen, was während des Krieges mit dem Gesamtkapital vorgegangen ist.

Was wirklich vorgegangen ist, ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden und das Gesamtresultat für die kapitalistische Weltwirtschaft läßt sich nur vermutungsweise bestimmen. Dabei muß man natürlich den Gang der Staatsfinanzen wie der Privatwirtschaften kombinieren. Beide zusammen erst geben ein Bild, wenn auch ein unzureichendes, des Gesamtvorganges. Dabei zeigen sich sehr eigentümliche Erscheinungen.

Soweit der Krieg durch Steuern finanziert wird, was in den einzelnen Ländern in sehr verschiedenem Ausmaß der Fall ist, aber nirgends vollständig stattfindet, stellen die Steuern dar: 1. in der Hand des Staates zusammengefaßten Mehrwert aller Kapitalisten;

2. Abzüge vom Arbeitslohn; 3. vom Staat erfaßte Überschüsse, zuweilen auch Nicht-Überschüsse der einfachen Warenproduzenten: Klein- und Mittelbauern, Handwerker usw.; 4. Abzüge vom Einkommen der „dritten Personen" (Beamte usw.), die letzten Endes wieder auf kapitalistischen Mehrwert zurückgehen. Alles dies wird in der Hand des Staates zusammengefaßt und vorwiegend den Kriegsindustriellen und Kriegslieferanten als zusätzliches Kapital zur Verfügung gestellt. Es findet also hier Übertragung von wirklichem Kapital von bestimmten Kapitalsgruppen, sowie der einfachen Warenproduzenten, sowie in Kapital verwandelte Abzüge von Arbeitslohn auf die im Kriege bevorzugten Kapitalsgruppen statt.

Andererseits spielt im Kriege eine ungeheure Rolle der Staatskredit in verschiedenen Formen, d. h. die Schaffung von fiktivem oder Scheinkapital (Kriegsanleihen usw.). Daher die paradoxe Erscheinung privater Akkumulatoren, reale Erweiterung des Produktionsapparates auf Grund von fiktivem Kapital. Klassische Beispiele dafür sind Deutschland, Frankreich und Italien. In allen diesen Ländern wurde nur ein Bruchteil der Kriegsausgaben aus wirklichen Staatseinnahmen bestritten. In Deutschland findet im Gefolge des Versailler Vertrages, der Landabtretungen, Auslieferung der Kriegs- und Handelsflotte, Übergabe von Eisenbahnmaterial, Sequestrierung der auswärtigen Kapitalanlagen als ökonomisches Fazit des Krieges sicherlich eine Verminderung des „Nationalvermögens" statt — bei gleichzeitiger gewaltiger Kapitalakkumulation in bestimmten Industriezweigen und bei bestimmten Industriellen. In Frankreich eine gewaltige Verbreiterung und Aufschwung der Gesamtindustrie bei gleichzeitiger Aufhäufung einer ungeheuren Staatsschuldenlast und andauernd kritischer Lage der Staatsfinanzen. Der Widerspruch zwischen dem Gang der Industrie und der Staatsfinanzen ist hier auf die Spitze getrieben. In Italien ebenfalls die Kontraktion einer ungeheuren Kriegsschuld bei gleichzeitiger großer Erweiterung des Produktionsapparates vor allem der Metallindustrie.

Um zu einem Gesamtresultat zu kommen, muß man Staatsfinanzen und Privatindustrie zusammenhalten. Es kann sich dann sehr wohl das widerspruchsvolle Bild ergeben einer gleichzeitigen Erweiterung einzelner Industrien eines Landes, sogar der Industrie des Landes als Ganzes genommen und realer Verarmung — d. h. Rückgang des Nationalvermögens. Was hier den Schein einer realen Akkumulation des Gesamtkapitals eines Landes erweckt, ist in Wirklichkeit Kapitalumlagerung. Sie ist in der Regel verbunden mit einer Steigerung der Ausbeutungsrate des Arbeiters. Die Spannung, der Widerspruch zwischen privatkapitalistischer Akkumulation und realer Desakkumulation kann auf verschiedene Weisen gelöst werden. Auf dem revolutionären Wege, der Enteignung der Kapitalisten und Großgrundbesitzer durch die Arbeiterklasse und das von ihnen geführte Kleinbürgertum. Dies geschah in Rußland. Es war dies mit einer schlagartigen Liquidation der inneren und äußeren Kriegsschuld (wie auch der Vorkriegsschulden) verbunden. Letzten Endes ist unter kapitalistischen Verhältnissen die Kriegsschuld immer eine Anweisung

auf die Knochen der Arbeiter und Bauern, so daß die revolutionäre Lösung ökonomisch einen Strich durch diese Anweisung und eine teilweise Kompensation für die bereits gebrachten ökonomischen Opfer darstellt. Dies ist aber nur ein Nebenresultat. Das Hauptergebnis ist die Gewinnung eines neuen ökonomischen Ansatzpunktes, die Beseitigung der kapitalistischen Anarchie und die Einführung wirtschaftlicher Planmäßigkeit, die, auf längere Sicht gesehen, einen schnelleren Ersatz der ökonomischen Kriegsverluste erlaubt, indem sie das schmarotzende kapitalistische Element beseitigt und in der arbeitenden Masse neue Produktionsantriebe schafft.

Für den zweiten, nicht-revolutionären Weg ist typisch Deutschland. Die Kosten der Spannung des Widerspruches zwischen Gesamtökonomie und Privatökonomie tragen hier in erster Linie die Arbeiter und das städtische Kleinbürgertum. Die Ausbeutungsrate der Arbeitskraft wird kolossal gesteigert, das Kleinbürgertum teilweise expropriiert, innerhalb der kapitalistischen Klasse selbst findet eine starke Vermögenskonzentration vor allem zugunsten der Schwerindustrie auf Kosten der Fertigindustriellen statt. Aber um das durchzusetzen, bedurfte es gleichzeitig der revolutionären Illusion bei der Arbeiterschaft, der demokratischen Revolution, verbunden mit dem Schein, mit der Hoffnung auf die sozialistische. Nur diese leere Hoffnung, deren Mundstück die Sozialdemokratie war, war es, die in Deutschland den kapitalistischen Wiederaufbau auf Kosten, aber zugleich mit Hilfe der Mehrheit der Arbeiterklasse ermöglichte. Ohne die „marschierende Sozialisierung", die Betriebsräte, die Sozialisierungskommission usw. wäre das nicht möglich gewesen. Ähnliches sehen wir in Italien.

Der dritte Weg, in der Regel verbunden mit dem zweiten, ist die Nichtbezahlung der äußeren Kriegsschuld, die Verwandlung des fiktiven in wirkliches Kapital, sowie die Kapitaleinfuhr von außen. Dies sehen wir in Deutschland, in Polen, in Frankreich usw.

Eine wirkliche Kapitalakkumulation in nationalem Umfang ist beschränkt auf die Staaten, die entweder während des ganzen Krieges oder doch den größeren Teil des Krieges nicht oder nur in geringem Umfange Kriegführende, sondern Kriegslieferanten waren, also vor allem auf die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, teilweise auch Indien, und eine Reihe von neutralen Staaten. In Amerika vor allem hat eine ungeheure Kapitalakkumulation stattgefunden. Es ist durch den Krieg das führende kapitalistische Land geworden. Zugleich übte das fiktive Kapital, die Kriegsschulden, eine mächtige reale Wirkung aus: es wurde das Mittel, um die ökonomische Überlegenheit Amerikas zu befestigen und schrittweise zu erweitern. Dieser Prozeß hat heute, acht Jahre nach Kriegsende, erst einige Etappen hinter sich, eine Reihe weiterer Etappen stehen offensichtlich noch bevor.

Aber kann man von einer Kapitalakkumulation im Kriege und durch den Krieg reden, die kapitalistische Wirtschaft als Ganzes genommen, das ganze System betrachtet? Das ist unmöglich. Die kolossale wirkliche Wertvernichtung durch den Krieg wird durch keinerlei Verschiebungen in den Teilen des Sy-

stems zwischen den einzelnen Staaten und innerhalb der einzelnen Klassen jedes Staates aufgehoben. Die von Leichter behauptete Akkumulation des Weltkapitals in und durch den Krieg ist ein falscher Schein, hervorgerufen 1. durch die vulgärökonomische Gleichsetzung des Gesamtkapitalisten mit dem Privatkapitalisten und 2. durch die Verschiebungen im kapitalistischen Weltsystem. Der paradoxe Schein, den der Geldschleier auf die ökonomischen Vorgänge des Krieges unter kapitalistischen Verhältnissen wirft, kann sein wirkliches Wesen nicht aufheben.

Man braucht sich nur zu fragen: Was wurde denn aus der riesigen Produktion der Vereinigten Staaten, Japans usw., soweit sie an die Kriegführenden ging? Sie wurde unproduktiv konsumiert, und zwar gilt das nicht nur für gelieferte Rohstoffe und Kriegsmittel (Geschütze, Munition usw.), sondern auch für den größten Teil der in die kriegführenden Länder exportierten Lebensmittel im weiteren Sinne, also Nahrungsmittel, Textil-, Lederwaren usw. Die Realisierung des in Amerika während des Krieges erzeugten Mehrwertes geschah zum großen Teil im Austausch gegen früher geschaffenes europäisches Kapital oder gegen Anweisungen auf künftig durch Europa zu schaffendes Kapital (Schulden). Dem Plus hier entspricht ein Minus dort.

Die vulgärökonomische Konfusion Leichters entsteht auch dadurch, daß bei gleichzeitiger unproduktiver Konsumtion eine mindestens teilweise Erweiterung des gesamtkapitalistischen Produktionsapparates stattgefunden hat Dies gilt besonders für die Schwerindustrie. Die gesamte kapitalistische Produktionskapazität am Ende des Krieges ist höchstwahrscheinlich größer als die zu Beginn.

Leichter wirft zwei Dinge durcheinander. Er spricht von einer Erweiterung der Abteilung I im Marxschen Schema der gesamtkapitalistischen Akkumulation, also der Produktionsmittelindustrie, und einer Einschränkung von Abteilung II, der Konsumtionsmittelproduktion. Aber sicherlich ist in Amerika und England, Japan, Indien, Australien auch der Produktionsmittelapparat der Abteilung II, vor allem in der Landwirtschaft, erweitert worden, ob insgesamt, mag zweifelhaft bleiben. Leichter verwechselt die Konsumtion von Lebensmitteln, Kriegsmitteln, Rohstoffen mit der Konsumtionsmittelproduktion, mit der Marxschen Abteilung II als solcher. Diese Verwechslung kommt zu der der privatkapitalistischen und der gesamtkapitalistischen hinzu, so daß also ein wahres Ballhorn herauskommt.

Leichter läßt den Krieg als ökonomischen Krisenzustand überhaupt verschwinden. Er verwandelt sich für ihn in eine kapitalistische Hochkonjunktur. Das heißt aber die Dinge nicht weniger auf den Kopf stellen, als die Kautsky-Hilferding usw. getan. Jene verallgemeinerten fälschlicherweise das ökonomische Kriegsergebnis für Deutschland, für Mitteleuropa überhaupt, und sie sahen ökonomisch im Kriege einen äußerlichen Unfall, eine Art Naturkatastrophe, die dann auch durch die bei Naturkatastrophen gebotene Haltung der Arbeiterklasse abgewandt oder ausgeglichen werden muß: also nicht

durch Klassenkampf bis zur Revolution, sondern durch Burgfrieden, Koalition mit der Bourgeoisie, also gesellschaftliche Solidarität. Es war dies nur das Gegenstück zu der Kautskyschen politischen Auffassung des Imperialismus, als einer zufälligen Erscheinung am Körper des Kapitalismus, die nicht mit seinem innersten Wesen, so wie es durch die Heranbildung der großen Kapitalmonopole geworden sei, innerlich verknüpft sei.

Die Kautskyanische These war also: der Krieg hat mit der „normalen" Krise aus Überproduktion nichts zu tun. Daher sind keine revolutionären, sondern arbeitsgemeinschaftliche und Koalitionsfolgerungen aus ihm zu ziehen. Erst muß die Arbeiterklasse helfen, den entkräfteten Kapitalismus wieder auf die Beine zu stellen und dick zu füttern, und wenn dann die „normale" Überproduktionskrise eintritt, so ist das das Zeichen, daß es an der Zeit ist, mit ihm Schluß zu machen.

Die Leichtersche These verneint den Zusammenhang des Krieges mit der normalen Krise vom andern Pole her, seine These ist: der Krieg ist nicht Krise, sondern umgekehrt Hochkonjunktur, ein Zeitraum übernormal gesteigerter Kapitalakkumulation.

Der Krieg ist in Wahrheit die schärfste, zugespitzteste Form ökonomischer Krise im Kapitalismus. Ihre Quelle ist wie bei der „normalen" Krise die Überproduktion, das Mißverhältnis zwischen dem Wachstum der Produktivkräfte und der Märkte. Wie sucht die „normale" Krise dieses Mißverhältnis zu lösen? Sie schafft allmählich Abfluß für den angestauten Warenüberfluß durch seine Entwertung, also durch Vernichtung geschaffener Werte, durch kapitalistische Zentralisation, durch Erhöhung des Ausbeutungsgrades der Arbeiter. Bei aufsteigendem Kapitalismus liegt dabei das jedesmalige ökonomische Minimum höher als das vorhergehende. Jede „normale" Krise breitet also eine umfassendere „normale" Krise vor. Wie sucht der imperialistische Krieg dieses Mißverhältnis zu beseitigen? Erstens: durch gewaltsame Erschließung neuer Märkte, vor allem von Kolonien und Halbkolonien, also absolute Markterweiterung, zweitens durch die Neuverteilung bereits vorhandener Kolonialmärkte, also durch eine relative Verminderung auf der kapitalistischen Produktionsseite und eine relative Markterweiterung, drittens, indem bereits hochentwickelte Industrieländer auf eine niedere Stufe zurückgeworfen werden, also durch absolute Einschränkung auf der Produktionsseite, die ihrerseits ein solches Land dem Kapitalexport öffnet.

Und wie sieht die ökonomische Wirkungsweise des imperialistischen Krieges selbst aus? Das Hauptmerkmal ist wieder die Wertvernichtung, aber nicht bloß die ökonomische, die Entwertung bereits vorhandener Werte, sondern vor allem die physische Wertvernichtung, die physische Zerstörung vorhandener Produktions- und Konsumtionsmittel, sowie die unproduktive Konsumtion. In dieser Hinsicht unterscheidet sich der imperialistische Krieg ökonomisch nicht prinzipiell von der „normalen" Krise, sondern nur gradweise, und zwar ist deren ökonomisches Merkmal aufs äußerste gesteigert: potenzierte Wertvernichtung, potenziert nach Umfang, Tempo und

Gründlichkeit. Ebenso aber ist hier potenziert die kapitalistische Zentralisation und Konzentration, die zeitweilig bis zur Einführung staatskapitalistischer Formen führt. Diese gegensätzlichen Züge, die der imperialistische Krieg, als ökonomische Erscheinung betrachtet, ebenso an sich hat, wie die „normale" kapitalistische Krise, und aufs höchste gesteigert, sind es, die sowohl Kautsky-Hilferding wie Leichter völlig verwirrt haben. Sie beide wissen die beiden polaren Gegensätze nicht zusammenzubringen.

Auch aus dem Kriege kann die Gesamtökonomie, wie aus der normalen Krise, mit technisch fortgeschrittenem, konzentriertem, ja mit erweitertem Produktionsapparat hervorgehen. Schließlich „löst" der imperialistische Krieg auf seine Weise nur den zugrunde liegenden ökonomischen Widerspruch, indem er die Voraussetzungen für seine Neuentfaltung auf höherer Stufenleiter vorbereitet: Vor allem durch die Forcierung kapitalistischer Entwicklung in bisherigen Kolonial- oder Halbkolonialländern, durch die Einengung des innerkapitalistischen Absatzmarktes, die Verringerung der Nachfrage auf seiten der Arbeiterklasse und der Mittelschichten, die kapitalistische Zentralisation und die damit verbundenen technischen Fortschritte.

Wenn nach Leichter der Krieg einfach kapitalistische Hochkonjunktur ist, so ist ebensowenig einzusehen, woher die revolutionären Antriebe aus ihm entspringen sollen, wie bei Kautsky u. Co., wo der Krieg ökonomisch ein gottgewollter Unfall, aber nicht das legitime Erzeugnis der immanenten Gesetze des Systems selbst ist.

Die revolutionäre Lösung der dem imperialistischen Kriege zugrunde liegenden ökonomischen Grundwidersprüche des kapitalistischen Systems durch Aufhebung des Systems als eines Ganzen ist die einzige, die diesen Widerspruch endgültig aufhebt, zugleich aber auch diejenige, die, indem sie die Ausbeutung aufhebt und also neue Produktionsantriebe in der Arbeiterklasse schafft, indem sie ferner die toten Lasten der kapitalistischen Vergangenheit, das fiktive Kapital, die Schulden, beseitigt und die vorhandenen Produktionsmittel planmäßig dem bestehenden Bedarf anpaßt, den Wiederaufbau auf höherer Grundlage sichert.

Die Kriegs- und Nachkriegskrise unterscheidet sich von der „normalen" Krise nicht dem Wesen, sondern dem Grade, der Tiefe und Stärke nach, daher auch in einzelnen Erscheinungen. In der Tat, nur ein Vulgärökonom gröbster Art konnte erwarten, daß vier Jahre Weltkrieg nur ein „normales" Wellenkräuseln verursachen oder gar eine Periode erweiterter Reproduktion, kapitalistischer Hochkonjunktur ausmachen. Aber auch nur „Marxisten", die gegenüber dem Imperialismus statt wie Marxisten, sich je nachdem wie erschrockene oder begeisterte Kleinbürger benahmen, konnten in dem ökonomischen Zyklon, der der Krieg selber war und der ihm auf dem Fuße folgte, die Wesensverwandtschaft mit der „normalen" kapitalistischen Wirtschaftskrise übersehen oder in ihr, statt äußerste Steigerung, ihre Umkehrung erblicken.

Die Kriegs- und Nachkriegskrise bedeutet sicherlich nicht das „automatische" Ende des Kapitalismus. Ein solches automatisches Ende gibt es nicht. Das „Ende" kann immer nur die bewußte Tat

der durch die Krise am härtesten getroffenen Klassen und Völker, an ihrer Spitze die Arbeiterklasse, herbeiführen. Aber solange bis der in Rußland im Gefolge eben dieser Krise vollzogene Durchbruch durch die imperialistische Front sich ausdehnt auf die ausschlaggebenden kapitalistischen Länder und ihre ausschlaggebenden Kolonien, solange bedeutet die Weltkriegskrise nur das erste Glied in einer Reihe periodisch sich wiederholender Weltkriege, also periodischer ökonomischer und sozialer Katastrophen. Diese mit unerbittlicher Notwendigkeit sich an das erste Glied anschließende Reihe periodischer Gesellschaftskatastrophen, nicht eine gleichmäßig absteigende ökonomische Kurve macht das Wesen des Niederganges des Kapitalismus, des absteigenden Astes seiner Lebensgeschichte aus.

Doch zurück zu unserem Leichter. Wir sahen, wie nach ihm der Krieg keine ökonomische Krise ist, sondern eine Hochkonjunktur. Aber in dieser Hochkonjunktur verschieben sich die Gleichgewichtsverhältnisse, die Proportionalitätsverhältnisse des Systems. Daher die Nachkriegskrise als solche.

Als Disproportionen, die zur Nachkriegszeit führten, zählt Leichter folgende auf:

1. Die Disproportion zwischen Abteilung I (Produktionsmittelindustrien) und Abteilung II (Konsumtionsmittelindustrien) der kapitalistischen Produktion in den einzelnen Ländern und im Weltumfang;
2. zwischen Industrie und Landwirtschaft;
3. die Zerreißung der bisherigen internationalen Arbeitsteilung;
4. Disproportion zwischen Produktion und Konsumtion;
5. die Störung der Proportionalitätsverhältnisse der Weltmarktspreise durch die Störung der Valutaverhältnisse.

Von einer Analyse des inneren Zusammenhanges dieser Erscheinungen ist bei L. keine Rede. Sie ist auch gar nicht möglich, solange man grob vulgärökonomisch im Kriege selbst die Hochkonjunktur sieht, ihn also ökonomisch vom Gesichtswinkel des kapitalistischen Einzelproduzenten aus auffaßt und die Grunderscheinungen, die massenhaften Wertvernichtungen und die entsprechende Bildung von fiktivem Kapital, und zwar dies in sehr verschiedenen Ausmaßen in den einzelnen Teilen des Systems überhaupt nicht sieht.

Wir greifen aus der weiteren ökonomischen Entwicklung Leichters nur noch einen charakteristischen Punkt heraus, nämlich den, wo L., offenbar ohne zu ahnen, daß das nicht marxistisch ist, in die Quantitätstheorie des Geldes hineinplumpst.

Er erklärt, es könne nicht zufällig sein, daß der Beginn der Nachkriegskrise 1921 mit dem Beginn der Inflation zusammenfällt. (S. 90.)

„Die Deflation", so erläutert er, „bedeutet Verringerung des Banknotenumlaufes, bedeutet bei gleichbleibender Warenzirkulation Verminderung der zum Umsatz derselben Warenmenge erforderlichen Geldmenge; es entfällt daher notwendigerweise — wenn man dies schematische Bild gebrauchen darf — auf eine „Wareneinheit" eine kleinere Geldmenge. Das bedeutet, daß die Deflation Erhöhung der Kaufkraft des Geldes und somit Verbilligung des Warenpreises bedeutet." (S. 91, 92.)

Das ist wirklich ein Gipfel marxistischer Ökonomie! Wir haben zwei Deflationen und Valutastabilisierungen größeren Stils durchgemacht: die deutsche und die russische. Hier wie dort war das Kennzeichen der Inflation die Verringerung der Masse des zirkulierenden Geldes in Gold gemessen auf nur einen geringen Bruchteil des normal dafür Benötigtem (bei außerordentlich beschleunigter Umlaufsgeschwindigkeit der Warenzirkulation), dagegen bedeutet die Deflation hier wie dort eine Vervielfachung der Menge der Zirkulationsmittel, ebenfalls in Gold gemessen (bei entsprechender Verlangsamung der Umlaufsgeschwindigkeit der Warenzirkulation). Das allgemeine Preisniveau fällt nicht bei Deflation, sondern es steigt. Die spezifische Deflationskrise hängt eben mit der Preissteigerung, mit dem Wegfallen der Inflationsexportprämie und mit dem Fehlen von Kapital in Geldform, also der Kreditnot, zusammen, die eine Nachwirkung der Inflation ist. Aber wie ohne weiteres ebenfalls ersichtlich, erfolgt die Hebung des allgemeinen Preisniveaus in der Deflation entfernt nicht im Verhältnis der Vermehrung der Zirkulationsmittel.

Die Weltwirtschaftskrise 1921, führt L. an, beginnt geradezu mit einer außerordentlichen Goldflüssigkeit. (S. 95.) (Offenbar wegen der Verminderung der Zirkulationsmittel. A. Th.) Die Deflationskrise 1923 in Deutschland beginnt jedoch (natürlicherweise) mit einer außerordentlichen Geldknappheit, mit ungeheuerlichen Zinssätzen. Die 1921 einsetzende Nachkriegskrise ist also sicherlich keine spezifische Inflationskrise.

Nach einigem Kratzen bleibt, wie man sieht, von unserem marxistischen Ökonomen nur noch der kapitalistische Bankmensch übrig, der denn auch die Prognose stellt:

„Die Geldverhältnisse in der Welt, die zwar nicht die Krise hervorrufen, aber sie auslösen, verursachen auch das Wandern der Krise und ihre lange Dauer." (S. 921.)

Das letztere ist eine Tatsache, wenn es auch richtiger ist, von einem Übergang der Krise in die Depression zu reden, aber die Ursachen liegen etwas tiefer als auf dem Geldmarkt.

Nach diesen glorreichen Ritten auf dem vulgärökonomischen Klepper aber verkündet L. am Schlusse stolz: Die jetzige Krise gibt ein „Krisenbild", das ein Exempel für die marxistische Theorie darstellt. (S. 99.) Sie ist „dem Kapitalismus grundsätzlich feindlich", leider aber wirke sie sich noch nicht überall aus in der praktischen Politik der Arbeiterklasse. (S. 100.)

Diesen Stoßseufzer des in Marxismus dilettierenden Bankmannes über die politische Praxis der Kautsky, Renner u. Co. finden wir begreiflich, aber die „marxistische Theorie", mit der Herr Leichter Attacke gegen den Kapitalismus reiten möchte, ist von der echten kapitalistischen Normalrasse, und wenn die Trompete bläst, wird Herr Leichter finden, daß er verkehrt auf seinem Gaule sitzt.

Getreu der Regel, daß „einer dieser Lumpenhunde den anderen abtut", begräbt Alfred Braunthal die Leichtersche Quantitätstheorie des Geldes, wenn auch ohne speziell auf ihn Bezug zu nehmen. Dies in dem Aufsatze „Kautsky als Geldtheoretiker". (S. 121—144.)

Soweit dies bloße Wiedergabe der Kautskyschen Wiedergabe der Marxschen Geldtheorie, ist dazu weiter nichts zu sagen.

Der opportunistische Pferdefuß kommt in den wirtschaftspolitischen und allgemein politischen Nutzanwendungen zum Vorschein, die Kautsky und nach ihm Braunthal aus der Marxschen theoretischen Analyse ziehen.

Braunthal bemerkt:

„Wären die Ausführungen Kautskys damals (1918) auch nur innerhalb der Arbeiterklasse auf fruchtbaren Boden gefallen, hätte die Arbeiterschaft damals energischer ihre Politik darauf eingestellt, ihre durch die Inflation gefährdeten ökonomischen Lebensinteressen durch Abstoppen der Inflation, durch eine finanzpolitische Sanierungspolitik zu wahren, statt sich in unfruchtbaren Dogmenkämpfen aufzureiben, dann hätte ökonomisch, sozial und politisch die Reaktion nicht soviel an Boden gewinnen können, wie die Arbeiterschaft in den letzten Jahren erleben mußte." (S. 131.)

Das ist eine ekelhafte Heuchelei. Braunthal schiebt hier „der Arbeiterschaft" in die Schuhe, was durchaus auf die Rechnung der sozialdemokratischen Führung geht. Zum zweiten ist es bodenlose Dummheit. Die „Dogmenkämpfe" drehten sich ja gerade darum, die politischen Voraussetzungen zu schaffen, auf denen ein „Abstoppen der Inflation" durch die Arbeiterklasse allein möglich war — die Ergreifung der politischen Macht, der Übergang zur Rätediktatur, auf Grund deren allein die Annullierung der Kriegsschuld und die Konfiskation der kapitalistischen Vermögen möglich war. Die deutsche Bourgeoisie, muß man sagen, hat in diesem Fall mehr vom Marxismus begriffen, als die deutsche Sozialdemokratie unter Kautskys und Hilferdings theoretischer Erleuchtung. Sie hat der Sozialdemokratie und ihren verschiedenen Koalitionsregierungen den Nervus rerum so lange verweigert, bis die Inflation ihren Gipfel erreicht hatte, sie hat auf diesem Wege die Sozialdemokratie politisch zermürbt und nach dem Sieg über die Arbeiterklasse im Herbst 1923 hat sie sich an die Valutastabilisierung und ans Steuerzahlen gemacht. Sie schuf sich also die politischen Voraussetzungen für ihre Stabilisierung, aber eben wegen der Aussicht, politisch kämpfen zu müssen und dabei an die Grenzen der bürgerlichen Republik und über sie hinaus zu geraten, verzichtete die deutsche Sozialdemokratie selbst auf den Versuch, mit der Erfassung der Sachwerte ernst zu machen. Da sie aber nicht vorwärts zu gehen wagte, glitt sie rückwärts. Aus dieser Erfahrung erhellt, wie die politische Ökonomie der Arbeiterklasse sich nicht in homöopathischen Dosen einführen läßt und wie diese theoretische Illusion in die praktische Niederlage ausläuft. Dem allseitigen theoretischen Zusammenhang des Systems der kapitalistischen Ökonomie, den Marx herausgebildet hat und das besonders in der Geldtheorie, die von ihm zum erstenmal lückenlos aus dem polaren Verhältnis von Gebrauchswert und Wert abgeleitet wurde — entspricht vollkommen der praktische Zusammenhang der bürgerlichen Klasse, ihr sicherer Klasseninstinkt, der sie wie eine Spinne jeden Eingriff, jede Erschütterung an irgendeinem Teil ihres Spinnennetzes mit aller Kraft abwehren macht. In dem für den Kauts-

kyanismus charakteristischen Glauben, die Arbeiterklasse könne sich eine einzelne Maßregel, wie die Bekämpfung der Inflation, aus dem Ganzen herausgreifen und dabei stehen bleiben, steckt nicht nur praktischer Opportunismus, sondern auch eine flache, oberflächliche, der vulgärökonomischen sich nähernde Auffassung der ökonomischen Theorie: das Verkennen des systematischen Zusammenhanges ihrer Teile. Die heutigen bürgerlichen Geldtheoretiker sind gewiß schwach, aber in ihrem praktischen Verhalten gegenüber der Arbeiterklasse bewies die deutsche Bourgeoisie mehr sicheren Instinkt für diesen Zusammenhang, als Kautsky und die Kautskyaner Einsicht bewiesen.

Die Rezepte, die Kautsky 1918 der Arbeiterklasse für die „Übergangswirtschaft" im Rahmen der bürgerlichen Ökonomie gab, erwiesen sich daher als völlig gegenstandslos. Die Fluten der Revolution und der Konterrevolution stürmten über diese idyllischen Sandburgen achtlos weg. Die Klage Braunthals über die Geschichte, die diese zahnlose Stubenrezeptmacherei nicht respektierte, ist einfach komisch.

Herr Braunthal ist nebenbei auch für die Adlersche „Zwangsordnung". Er bemerkt:

> „Straffe, zentrale, mit Herrschaftsrechten ausgestattete politische Organisation der Gesellschaft — mag man sie nun Staat nennen oder für sie einen anderen Namen finden — wird auch für die sozialistische Gesellschaft unentbehrlich sein." (S. 139.)

Irgendeinen Beweis für diese Behauptung, die der marxistischen Auffassung geradzu widerspricht, findet man bei Braunthal nicht.

Dieselbe theoretische Verflachung wie bei der Behandlung der Inflationsfrage findet sich bei der Behandlung der Frage der Rolle des Geldes in der sozialistischen Gesellschaft.

Braunthal polemisiert gegen Otto Neuraths „Nationalsozialismus", mit dem wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen haben. Es gebe in der sozialistischen Gesellschaft „theoretisch zwei Möglichkeiten": erstens die Weiterarbeit mit der historisch gegebenen Goldwährung oder zweitens die Einführung einer prinzipiell neuen Währung, die auf Arbeitszeit beruht. Es ist dabei sehr charakteristisch, daß, wie Braunthal anführt, der Praktiker Leichter gegen Kautskys Einwände gegen das Arbeitsgeld loszieht. Das Arbeitsgeld ist nach ihm in sozialistischer Gesellschaft möglich und notwendig. Die „historisch gegebenen Geldpreise", von denen K. Kautsky ausgehen will, werden nach Leichter „sofort zu leerer Hülle, wenn der gegebene Marktmechanismus sie nicht mehr beseelt". (S. 142.)

Das ist vollkommen richtig. Dieser Marktmechanismus spielt noch seine Rolle — und das ziemlich lange — in dem Übergange von kapitalistischer zu sozialistischer Wirtschaft. Ein Modell dafür ist die neue ökonomische Politik in Sowjetrußland. Entscheidend ist hierbei die Notwendigkeit des Fortbestehens der Marktbeziehungen zur einfachen Warenproduktion, in der Hauptsache zur Bauernwirtschaft. Warenbeziehungen bedingen Geld. Die zweite, aber nicht entscheidende Rolle spielt der Handelsverkehr des Arbeiterstaates mit der kapitalistischen Umwelt. Dieses Moment ist deshalb nicht entscheidend, weil bei voll entfalteter sozialistischer Wirtschaft sehr wohl Geldverkehr nach außen ohne solchen nach

innen möglich ist. Das Gold, das im Verkehr mit kapitalistischer Wirtschaft Wertmaß und Zahlungsmittel, wäre nach innen nur Gebrauchswert. Wie das Geld historisch entstanden ist im Verkehr primitiver kommunistischer Gemeinden untereinander, während es in ihrem Innern noch keine Rolle spielte, so wird auch voraussichtlich im Gange der Entfaltung der sozialistischen Wirtschaft sein Gebrauch nach außen den im Innern noch eine gewisse Zeit überleben und seine letzte Form sein. Die Rolle des Geldes im Innern werdender sozialistischer Wirtschaften, im Verkehr der staatsindustriellen Betriebe untereinander, hängt offenbar eng mit der erreichten Stufe der zentralen Leitung der Staatsindustrie und des inneren staatlichen Handels, also der Entwicklungsstufe sozialistischer Planmäßigkeit zusammen. Aber wie ich bereits anderwärts bemerkt, verdecken hier die Geldfunktionen prinzipiell anders geartete ökonomische Verhältnisse.

Mit dem Verschwinden des Marktmechanismus, also in voll entfalteter sozialistischer Gesellschaft, verliert nicht nur Goldgeld seine Rolle, sondern es ist wahrscheinlich auch kein Platz für „Arbeitsgeld". Dies hat doch nur einen Sinn, solange die geleistete Arbeitszeit zum Maßstab der individuellen Güterentnahme des Arbeiters aus dem gesellschaftlichen Gesamtprodukt gemacht wird. Es läßt sich jedoch absehen, daß bis der Marktmechanismus verschwindet, d. h. die gesamte bäuerliche Landwirtschaft durch sozialistische ersetzt sein wird, die Produktivität eine solche Höhe erreicht hat, daß jener aus der kapitalistischen Wirtschaft übernommene Maßstab keinen praktischen Sinn mehr haben wird und an seine Stelle der Maßstab der individuellen Bedürfnisse treten kann. Der Maßstab, die Rechengröße, für gesellschaftliche Dispositionen wird dann direkt die Arbeitszeit, die Arbeitsstunden und ihr Vielfaches.

Wenn Braunthal das Geld in entfalteter sozialistischer Wirtschaft beibehalten will, verwechselt er sie mit der Übergangswirtschaft und glaubt nicht an die Möglichkeit einer vollen Emanzipation sozialistischer Wirtschaft von den kapitalistischen Formen. Auch hier zeigt sich theoretisch der Mangel an Einsicht in den grundlegenden Zusammenhang des Geldes mit dem Wesen der warenproduzierenden Wirtschaft. Wenn irgend etwas, so ist dies marxistische Vulgärökonomie. Es heißt die Teile der marxistischen Ökonomie nehmen ohne ihren inneren Zusammenhang.

Ähnliches geschieht in der Abhandlung von S. de Wolff über „Prosperitäts- und Depressionsperioden". (S. 13—43.)

Er beginnt damit, daß er sagt, das Krisenproblem sei immer mehr ein Zyklus-Problem geworden. (S. 14.) Er vergißt hinzuzusetzen: für die bürgerliche Nationalökonomie. Den Grund dafür findet man bei de Wolff selber angezeigt, wo er sagt, durch die Periodizität von Zyklen, von Ebbe und Springflut kommt die Kontinuität des Reproduktionsprozesses „diskontinuierlich zustande, also mit gleichem Resultate, als ob dies kontinuierlich geschehen wäre." (S. 29.) So erscheinen die Krisen nur als periodische Störungen, die sich im Laufe längerer Zeiträume ausgleichen — solange das System überhaupt besteht. Dies ist tatsächlich der Fall. Aber die Krisen haben einen doppelseitigen, polaren Charakter. Sie vermitteln einerseits

die Kontinuität der Reproduktion, ja ermöglichen sie erst, indem sie die periodisch sich neu erzeugenden und in Spannung zueinander tretenden Widersprüche periodisch ausgleichen. Ohne diese periodische Ausgleichung wäre das kapitalistische System als kontinuierliche Wirtschaft nicht möglich, und das heißt, es wäre überhaupt unmöglich.

Diese Seite sieht so gut wie ausschließlich die bürgerliche Nationalökonomie. Sie geht ja von dem Prinzip der unbegrenzten historischen Dauer des Kapitalismus (wenigstens nach vorwärts) aus. An den Krisen muß sie also ausschließlich das Ausgleichsmoment hervorheben. Dies ist der theoretische Grund, warum sie die Krise „immer mehr als ein Zyklusproblem", also quantitativ, exakt und zugleich oberflächlich faßt, ohne tiefere qualitative und quantitative Analyse. Dazu kommt ein praktischer Grund, der am stärksten und frühesten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wirksam geworden ist. Die großen kapitalistischen Monopole, die Trusts, Syndikate, Kartelle, helfen den normalen Krisen künstlich nach durch Produktionsverkürzung. Sie ändern so nichts an der Tatsache und am Wesen der Krisen, aber an ihrer respektiven Wirkung auf ihre und der Konsumenten Taschen. Diese Maßnahmen erfordern aber sozusagen einen ökonomischen Wetterdienst, die Konjunkturvoraussage, also die wesentlich quantitative Analyse der Krisen. — Daher das verstärkte Interesse der bürgerlichen Monomie für diese Seite. Und daher die Art und Weise unseres S. de Wolff.

Die klassische bürgerliche Ökonomie, noch uninteressierte Wissenschaft, die sie war, ging bei Untersuchung der Krisen noch ganz anders in die Tiefe, vor allem Sismondi und Ricardo. Aber mit ihnen war auch das Zeitalter der uninteressierten bürgerlichen Nationalökonomie zu Ende. Es kam das der Apologie und der sozialistischen Kritik. Damit brach auf der bürgerlichen Seite die Analyse der Krisen nach der Seite ihres Zusammenhangs mit der Grundstruktur des kapitalistischen Wirtschaftssystems, ab und erst Marx führte sie weiter.

Die andere, polar entgegengesetzte Seite der Krisen ist, daß sie ebenso Momente der Diskontinuität, der Tendenzen der Sprengung des Systems sind. Oder anders: Sie sind gleicherweise Momente des Untergangs, wie sie Momente der Erhaltung des Systems sind. Dies gilt für jede Krise, jede hat diesen Doppelcharakter. Aber die beiden Momente oder Kräfte, wenn man will, stehen in verschiedenen Krisen in verschiedenen Verhältnissen zueinander. In den großen Ebbe-Perioden wiegt die auflösende, in den Springflut-Perioden die konservierende Tendenz der Krise vor.

Indem de Wolff von diesem Doppelcharakter der Krise absieht, gibt er ihren marxistischen Begriff zugunsten des vulgärökonomischen auf. Er ist wieder ein klassisches Exemplar der marxistischen Vulgärökonomie.

Daran ändert prinzipiell nichts die ganz interessante, wenn auch nicht originelle quantitative Analyse der Krisenzyklen seit 1825. Die Unterscheidung längerer Perioden, die über den gewöhnlichen Konjunkturzyklus übergreifen, von Ebbe- und Springflutperioden,

geht bekanntlich auf Parvus zurück. Über die Einzelheiten der Anwendung dieses Schemas soll hier nicht gesprochen werden. Dagegen gehen wir wieder auf die de Wolffschen Nutzanwendungen ein.

Sie ist, um es kurz zu sagen, das genaue Gegenstück zu der ökonomischen, die die Kapitalisten ziehen. De Wolff interessiert dabei die Vorausberechnung der politischen und sozialen Konjunktur, um die Taktik darnach einzustellen.

In den Springflutperioden, bemerkt de Wolff, stehen in der Arbeiterklasse reformistische Interessen im Vordergrunde. (Geringe Arbeitslosigkeit, aber gleichzeitig hohe Preise.) (S. 39.) Dies gilt für die zwei Springflutperioden von 1850—1873 und von 1896 bis 1913. „Der ruhige organisatorische Ausbau mußte" in diesen Perioden „im Vordergrund stehen". Das revolutionäre Bewußtsein mußte in den Hintergrund treten. (S. 40.)

Dies ist einerseits die ökonomisch-fatalistische Begründung des Reformismus und Opportunismus, andererseits der Trost für die dazwischenliegenden revolutionären Störungen der „Springflutperioden" des Opportunismus.

So wie bei de Wolff in der ökonomischen Theorie der Krisen die dialektische Einheit ihrer gegensätzlichen Momente flöten geht, so in der politischen Nutzanwendung. Natürlich schwebt die proletarische Politik nicht in der Luft, ist in ihren Methoden nicht unabhängig vom Gang der ökonomischen Zyklen und größeren Perioden. Aber sie ist eine unzertrennliche Einheit. Die Momente der Reform und der Revolution sind in jeder ökonomischen Phase unzertrennlich, unablösbar, und zwar ist für eine revolutionäre Partei und eine revolutionäre Klasse das revolutionäre Moment das übergreifende und durchgehende. Wechselnd ist nicht ihr prinzipielles, sondern nur ihr praktisches Verhältnis. Wie wäre sonst die revolutionäre Kontinuität, der Übergang aus Zeiten reformistischer Ebbe in revolutionäre Flutzeiten möglich?

Die „Springflutperiode" 1850—1873, also vorwiegender reformistischer Strömungen in der Arbeiterklasse, enthält die Pariser Kommune (1871), die 1896—1913 die erste russische, die türkische, persische und die chinesische Revolution.

Umgekehrt, nach de Wolff, schärfen Depressionsperioden den Stachel der Klassengegensätze und verstärken den revolutionären Drang des Proletariats.

Als Beispiel führt de Wolff an die Periode von 1826—1850, die des Chartismus in England und der bürgerlichen Revolution auf dem Kontinent, sowie die von 1874—1895 mit einer starken Arbeitslosenbewegung in England, dem Sozialistengesetz in Deutschland usw.

Welche politische Konjunktur haben wir jetzt?

Darauf antwortet de Wolff:

„... Wir sind jetzt wiederum in eine Ebbeperiode eingetreten mit den ökonomischen und psychologischen Folgen, und so befinden wir uns nun — ob wir es wünschen oder nicht — (offenbar lieber nicht. A. Th.) — wiederum in einer „revolutionären" Periode. Durch genaue Kenntnis dieser periodischen Bewegungen können wir die Zukunft einigermaßen prophezeien, dadurch unseren heutigen Taktik-

debatten eine wissenschaftliche Basis geben und so könnte man manches leere Geschwätz entbehren." (S. 41.)

Der Politiker richtete sich nur nach der Konjunktur, die ihm der Ökonom feststellt oder vorhersagt.

Aber wie, wenn die sozialistische Revolution den Gang der Konjunkturzyklen und der größeren Perioden durchbricht, wo bleibt denn da das „Prophezeien"? De Wolff muß die unbegrenzte Dauer des kapitalistischen Systems und das periodische Scheitern der revolutionären Anläufe der Arbeiterklasse unterstellen. Er spricht damit eine der unausgesprochenen Grundlagen des kleinbürgerlichen Sozialismus aus — den Unglauben an die Revolution, den Aberglauben an die unbezwingliche Festigkeit des kapitalistischen Systems.

De Wolff zitiert noch eine Marxsche Briefstelle (vom 31. März 1873), worin dieser sagt, er habe geglaubt, daß es an der Hand der Tabellen der Preise, Diskontraten usw. möglich sei, „daraus die Hauptgesetze der Krisen mathematisch zu bestimmen".

Aber bei Marx handelt es sich offenbar nicht um absolute Zahlen, sondern um relative, um Zahlen*verhältnisse*, also das allgemeine quantitative Gesetz der Konjunkturbewegung. Aber das ist soweit entfernt von de Wolffs Auffassung der Krise und unseres Verhältnisses zu ihnen wie die historische Dialektik, die der ganzen ökonomischen Theorie Marxs zugrunde liegt, wonach alle Gesetze der kapitalistischen Ökonomie gleichzeitig daraufhin analysiert werden, wie sie Kräfte der Entstehung, der Erhaltung und des Untergangs des Systems sind. Das Marxsche Krisengesetz ist selbst historisch-dialektischen Charakters: Aus seinem Gegenteil entstanden und in sein Gegenteil umschlagend. De Wolff zerschneidet diesen dialektischen Lebensnerv, das Krisengesetz wird nur zu einem Erhaltungsgesetz des Systems, zu einem Naturgesetz. Es kommt ihm nicht der Gedanke, daß es revolutionär aufzuheben ist. Diese Zerschneidung des dialektischen Nervs aller Marxschen ökonomischen Gesetze wie ihres symptomatischen wechselseitigen Zusammenhanges untereinander macht auf ökonomischem Gebiet das Wesen des Übergangs von der revolutionären ökonomischen Theorie Marx' zur kleinbürgerlichen aus, ist hier die spezifisch kleinbürgerliche Form der *Auflösung* der Marxschen Theorie.

Ganz dieselbe Methode liegt der Abhandlung Benedikt *Kautskys*: „*Einige Bemerkungen über den Mechanismus der kapitalistischen Produktionsweise*" (S. 101—120) zugrunde. B. K. sagt geradezu, die Bolschewiki kannten „nur die Antagonismen der inneren Widersprüche des Kapitalismus", aber nicht die konservierenden Ausgleichskräfte. (S. 105.) Von dieser Höhe der kleinbürgerlich-kastrierten ökonomischen Theorie aus läßt er sich aus über die „grandiose ökonomische Unwissenheit" der Bolschewiki (S. 107), wendet sich gegen die Behinderung des „kapitalistischen Mechanismus", findet, „daß jede Weiterentwicklung des Kapitalismus ein Schritt zum Sozialismus" (S. 119) sei und bläht sich stolz auf dem Maulwurfshügel der Wiener gemeinwirtschaftlichen Betriebe, die heute die „größte ökonomische Potenz Österreichs". (S. 117.) Inzwischen hat hier bereits die Geschichte die Kritik dieses humori-

stischen Apologeten geübt. Was aber den Tatbestand anbelangt, so genügt es, die schwindelhafte Großtuerei B. Kautskys mit der Darstellung von O. Leichter zu vergleichen.

Herr B. Kautsky leistet sich am Ende noch den ganz sicherlich unfreiwilligen Witz, sich für seine kleinbürgerliche Verballhornung der Marxschen ökonomischen Theorie auf eine Stelle der Marxschen Freihandelsrede (1844!) zu berufen, wo jener sagt:

„Das Freihandelssystem treibt den Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat auf die Spitze. In diesem Sinne sind wir für den „Freihandel" usw.

Deshalb — es lebe der „kapitalistische Mechanismus" (jetzt mit Schutzzöllen) im 20. Jahrhundert!

So geht's, wenn man einen falschen Griff in den väterlichen Zettelkasten tut!

So genügt es auch, die Kritik der Wirtschaft der russischen Sowjetrepublik dieses Herrn B. Kautsky hierher zu setzen, um uns humoristisch bewegt von ihm zu verabschieden.

„Der Versuch der Kommunisten," sagt B. Kautsky, „ohne Rücksicht auf die produktionspolitischen (was ist das? A. Th.) Grundlagen des kapitalistischen automatischen Mechanismus diesen durch einen sozialistischen (auch „Mechanismus"? A. Th.) zu ersetzen, mußte fehlschlagen und zu dem Ergebnis führen, daß die Grundlage des Systems kapitalistisch blieb — denn das Kriterium des Kapitalismus, die Ausbeutung des Lohnarbeiters existiert heute in Rußland ebenso wie vor der Oktoberrevolution, nur die Person (diese Person ist die Arbeiterklasse selbst! A. Th.) des Ausbeuters wechselte — während der Verteidigungsmechanismus „sozialisiert" wurde. (Wieso ist das staatliche Handelsmonopol weniger „kapitalistisch" oder mehr „sozialistisch" als die Staatsindustrie? Geheimnis des Herrn B. Kautsky. A. Th.) Das Resultat ist eine Kette von immer neuen Krisen, deren Beendigung erst nach einer völligen Umgestaltung des kommunistischen Wirtschaftsapparates möglich sein wird." (S. 116.)

Wohlgemerkt, dies erschien gedruckt im Jahre des Herrn 1924!

So erklärt sich die sonderbare Entdeckung B. Kautskys, daß in Rußland der Sozialismus zu einem „Zirkulationsproblem" gemacht wurde, während er ein „Produktionsproblem" ist. (Daselbst.)

Die russischen Arbeiter wären gewiß nicht unzufrieden, wenn sie in der Sozialisierung der „Zirkulation", d. h. des Handels, so weit wären wie in der der Produktion.

Die komische, ja groteske Person, ist bei alledem ausschließlich Herr B. Kautsky, der insofern ganz gut die jüngsten Sprossen des Austromarxismus verkörpert, die von keiner marxistischen Vergangenheit mehr belastet, mit großer Zuversichtlichkeit auf den Maulwurfshügeln des kleinbürgerlichen Sozialismus ihre Purzelbäume schlagen.

(Schluß folgt.)

N. MARR

ÜBER DIE ENTSTEHUNG DER SPRACHE

Vorbemerkung

In der folgenden Arbeit sind Wörter aus verschiedenen Sprachen in Transkription gegeben; verwandt sind außer den üblichen Buchstaben folgende Zeichen: ġ, ṫ, q, ḋ, d̨, k, n_1, s_1, ϑ, $\dot{\vartheta}$, ϑ̣, ı, ȷ, ɵ, ш. Die verschiedenen Zeichen und Punkte über den lateinischen Buchstaben oder an ihrem Ende (n_1, s_1) deuten an, daß die betreffenden Buchstaben etwas anders als die unsrigen ausgesprochen werden; ähnliches deutet an das Fehlen der Punkte über i und j (d. h. i ohne Punkt) und y ist jot-ähnlicher Laut, ȷ (j ohne Punkt) entspricht dem französischen j in „journal"; ϑ ist ein griechischer Buchstabe (t-ähnlich), ш russisch = sch (deutsch). ɵ ist ein unbestimmter vokalischer Laut. ↑ ↓ bedeuten Hebung und Senkung des Tons, ‾\/‾ seine Unterbrechung. → bedeutet Wortumbildung in der bezeichneten Richtung (auch ←), * bedeutet, daß die betreffende Wortform nicht beobachtet, sondern mit Hilfe der Sprachgesetze erschlossen ist.

Ohne Vorwort geht es nicht. Ich will den Leser warnen vor der Gefahr, die er läuft, wenn er sich unsere Anschauungen zu eigen macht. Unsere Auffassung von der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Rede steht in diametralem Gegensatz nicht zur Sprachwissenschaft, wohl aber zu den versteinerten Anschauungen ihrer Diener, der ungeheuren Mehrheit der Vertreter der herrschenden linguistischen Schule. Eine der Koryphäen der zeitgenössischen indoeuropäischen Linguistik in Frankreich, Vendryès, sagt ganz richtig, übrigens ohne sich irgendwie zu erregen oder zu spotten — und dafür sei ihm Dank — er sagt also, daß die japhetitische Theorie „in Widerspruch steht zu den Grundsätzen selbst, auf denen bisher die vergleichende Grammatik der indoeuropäischen Sprachen beruhte".* Es handelt sich hier übrigens nicht nur um die vergleichende Grammatik, sondern um die ganze Einstellung zur Sprachforschung überhaupt sowohl bei den Indoeuropäisten wie bei den Nicht-Indoeuropäisten, die blind in die Fußstapfen jener treten, insofern sie ihre wissenschaftliche Weltanschauung ganz oder hauptsächlich gründen auf die Daten toter und überhaupt traditioneller Schriftsprachen. Es will wenig heißen, wenn ich sage, daß die japhetitische Theorie ihrer ganzen Richtung entgegensteht. Ich muß noch mehr sagen: Die indoeuropäische Linguistik ist nicht die Wissenschaft von der Sprache, von ihrer Entstehung, Formung, von

* Revue celtique. Paris 1924. S. 292.

ihren Entwicklungsgängen, von ihren Revolutionierungen und Umformungen in bestimmten Epochen, sondern sie gibt die Geschichte der Formgestaltungen einzelner Sprachgruppen, unter ausschließlicher Bevorzugung bestimmter herrschender Sprachen, die durch die Kulturhöhe bestimmter geschichtlicher Epochen und durch ihr scheinbar hohes Alter bestechen; diese indoeuropäische Linguistik ist also nichts als Philologie, von Haus aus und bis auf unsere Tage sogar klassische Philologie. Sprachwissenschaft (Linguistik)* und Philologie sind aber ebenso unterschiedliche Wissensgebiete, wie Botanik und Gartenbaulehre. Für uns Linguisten sind natürlich die Beobachtungen der Pflanzenzüchter nicht ohne Interesse und Nutzen, aber die Gartenbauer haben die besondere Aufgabe, bestimmte Pflanzen und Blumen zu züchten; entsprechend sind die seltenen, die süßduftenden oder durch Farbigkeit die Blicke berauschenden Blüten und Beete der klassischen Sprachen zusammen mit der oder jener Kultur des Westens oder Ostens der Hauptgegenstand des Studiums und der Freude der Philologen. Bei den besten von ihnen kann man gelegentlich, wie bei guten Gärtnern, einen Drang zur Natur beobachten, aber ähnlich, wie die soziale Seite des Christentums, die schon in seinem Ursprungslande die Schriftgelehrten und Pharisäer in helle Verzweiflung versetzte, allmählich von der Metaphysik und Haarspalterei der Sophisten erstickt wurde, so wurde die sozialbiologische Seite der Sprachwissenschaft, die in Humboldt schon beinahe zu Wort gekommen wäre, überwuchert vom Schwindelhafer, der auf den ausgetretenen scholastischen Wegen gedieh; sie wurde vernichtet von einem doktrinären Gelehrtentum, das sich vom Leben abgekehrt hatte. Von dem neuen vergleichenden Verfahren sind nur traurige Reste geblieben, hauptsächlich dessen Technik, die mit Hilfe von Beobachtungen an der Oberfläche der Erscheinungen ausgearbeitet wurde, was zu einem Widersinn geführt hat, zu der ausschließlichen Entwicklung der Lehre von der formalen Seite der Sprache.

Wir haben allen Grund, darauf zu rechnen, daß es uns gelingen wird, einen gemeinsamen Boden zu finden, auf den sich mit uns naturwissenschaftlich gerichtete Psychologen und mehr noch Spezialisten der Theorie des Rechts und der Entwicklung der Formen gesellschaftlichen Lebens werden stellen können. Von den Historikern versteht uns der eine oder andere, ebenso von den Kunst- und Kulturgeschichtlern, es verstehen uns auch Forscher auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, sind sie doch alle Philologen, die ein Interesse haben am Inhalt, an der Sache selbst und nur im engsten Zusammenhang hiermit auch an der Form, während die zeitgenössischen Erforscher des Indo-Europäischen in ihrer Masse Wortphilologen sind und in diesem Sinne reinste Liebhaber des einzelnen Wortes, je mehr sie aber befangen sind in dieser einer wahren Lebendigkeit baren Richtung der Philologie, desto weniger sind sie

* Nicht jeder, der die eine oder andere Sprache praktisch (und sei es auch wissenschaftlich) beherrscht, darf nun glauben, er sei damit schon Linguist. Es ist ein Irrtum, das Wissen von der einen oder anderen Sprache gleichzusetzen mit der Sprachwissenschaft überhaupt.

imstande, die japhetitische Sprachwissenschaft zu verstehen. Doch wenn sie anfangen zu verstehen, so faßt sie Schrecken vor den unermeßlichen Ausblicken, die ihnen zeigen, daß wahres Schöpfertum nicht mehr möglich ist auf Grundlage altüberkommener, ausgeklügelter und sklavisch verehrter Lehren, daß es gegründet werden muß auf das Studium eines riesenhaften, ihnen noch nicht bekannten Stoffes, daß sie sich befreunden müssen mit dem ihrem geschichtlichen Denken noch ungewohnten Gedanken der Langwierigkeit des schöpferischen Vorganges der Bildung neuer Arten durch Kreuzung.

Selbst hervorragenden Gelehrten, soweit sie nicht in das Wesen der uns zu unseren Anschauungen anregenden Materialien eingeweiht sind — von den Nachtretern reden wir schon gar nicht — selbst hervorragenden Gelehrten also scheinen eben selbst die einfachsten japhetitologischen Gedanken und Aufstellungen weiter zu gehen, als das seiner Zeit tatsächlich vorhandene sprachliche Material gestattet. Nicht geringer ist ihre Angst vor dem Urteil der augenblicklich in Europa herrschenden Gelehrtenzunft. Es ist ganz natürlich, daß sogar unsere wahren Freunde im Auslande in der Furcht, wir könnten dem Ansehen der Sache schaden, deren Wichtigkeit sie schon verstehen, uns aufrichtig raten, wir möchten nichts mehr drucken lassen, wir möchten unsere Untersuchungen einstellen, die ohnehin schon gar zu weit gegangen seien. Die Gegner aber — unfreiwillige Gegner im Grunde — warnen die sich der neuen Lehre Nähernden vor deren unvorsichtigen Methoden und weisen hin auf ihre Verderblichkeit für die Wissenschaft, wie sie derzeit bestellt ist. Ja, ich will es keinesfalls verhehlen, die japhetitische Theorie und wir mit ihr, wir zerstören die überlebte Wissenschaft, die Lehre von der indoeuropäischen Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestalt, die schon längst auf ein totes Gleis geraten ist; die Rettung der Sprachwissenschaft ist aber beschlossen gerade in dieser Zerstörung, wenn deren Sinn erst allen klar geworden ist (für uns ist er schon jetzt offensichtlich). Das bedeutet keineswegs, daß die japhetitische Theorie auf ihrer jetzigen Entwicklungsstufe den endgültig rettenden Ausweg bietet. Sie bedarf noch einer langwierigen und eingehenden Ausarbeitung. Und wenn sie bisher einige Fortschritte gemacht hat, so dank dem freiwilligen und unfreiwilligen Zusammenwirken der bei uns vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte. Sie ist unser aller Kind, durchaus nicht mein persönliches Werk, ich habe nur nach Maßgabe meiner Kräfte das in unserer Mitte angesammelte Wissen ausgewertet und betrachtet in dem Lichte, daß das in Eurasien sich entfaltende zeitgenössische Gesellschaftsleben auf alles wirft. Der wahrhafte Erfolg unserer Theorie beginnt jedoch erst an dem Tage, da an ihrem Ausbau Gelehrte in Masse tätigen Anteil nehmen werden, und ich zweifle nicht, daß so mancher jetzige Saulus unter den Indo-Europäisten zu einem Paulus werden wird, wenn er sich erst daran macht, das zu studieren, wovon er bis jetzt nichts wissen will, obwohl er von alledem aber auch nicht die geringste Vorstellung hat, weder materiell noch theoretisch.

I

Unser Thema „vom Ursprung der Sprache" dürfte uns nicht allzulange in Anspruch nehmen, so verwickelt und schwierig es auch an sich ist; wir wollen nämlich im vorliegenden Artikel die Richtigkeit unserer Meinung nicht beweisen, sondern nur in allgemeinen Zügen darlegen, wie sich die Frage vom Standpunkte der japhetitischen Theorie aus darstellt, und sie selbstverständlich beleuchten mit Hilfe des tatsächlichen Materials, über das die wissenschaftliche japhetitische Linguistik verfügt, d. h. mit Hilfe sprachlichen Materials. Das soll keineswegs heißen, daß man annehmen dürfe, die Frage sei durch sprachwissenschaftliche Forschungen allein erschöpft. Mit der Entstehung und Entwicklung der Sprache ist auf der einen Seite unverbrüchlich verbunden die Entstehung und Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens, des kollektiven Schöpfers der menschlichen Sprache. In engem Zusammenhange mit all dem stehen die Fragen der Entstehung des Rechts, der Künste und der Literatur, des Aufkommens der künstlerischen Formen, vor allem der Formen der darstellenden Künste, der Entwicklung der Stoffe, die literarischen darunter nicht ausgeschlossen, die im Keime der Mythen enthalten sind und im Keime jener Weltanschauungen, die in der Folge sich zu einem besonderen Gebiet des menschlichen Geisteswesens entwickelten und bekannt sind unter dem Namen der religiösen Glaubensanschauungen. Auf der anderen Seite ist diese selbe Sprache als Lautsprache ihrer Mechanik und Entstehung nach verbunden mit der Physiologie, nicht nur hinsichtlich der Art und Weise der Aussprache, der Phonetik, der lautlichen Verwirklichung der sprachlichen Absichten, sondern mehr noch hinsichtlich der Art und Weise der Handhabung des Werkzeugs zur Erzeugung der Rede, im gegebenen Falle der Zunge, soweit dabei auf die Umgebung, auf die Umwelt reagiert werden muß, zunächst auf die äußere Umwelt, dann aber auch auf die eigene Innenwelt, soweit auch die eine oder andere von unserem Organismus seinem Wesen gemäß bestimmte Vorstellung einwirkt, die die Ergebnisse der erlebten reellen oder auch der früher und im gegebenen Augenblick selbst erlebten bedingte Reflexe resumiert, d. h. eine Vorstellung, wie sie gewöhnlich der sogenannten Psychologie zugerechnet wird. Es versteht sich, daß auch wir in unseren Forschungen, selbst wenn wir es nicht wollten, an alle diese Faktoren gebunden sind, bewußt oder unfreiwillig ihnen Rechnung tragen. Dazu kommt, daß die japhetitische Sprachwissenschaft selbst den Satz aufstellt von der Notwendigkeit des Studiums der menschlichen Rede in unverbrüchlichem Zusammenhang mit der Entwicklung der Urformen des Gesellschaftslebens, ganz abgesehen von den physiologischen Grundlagen des Systems der Laute, das gesellschaftlich benutzt und in technische Sprachmittel verwandelt wird. Aber in unserer Forscherarbeit und demgemäß auch in unserer Darstellung gehen wir nur von sprachwissenschaftlichem Material aus, sprechen nur von dem und behaupten nur das, was uns die linguistischen Tatsachen selbst zu sagen vermögen, die Tatsachen, die sich in den japhetitischen Sprachen finden und beobachten lassen. Doch da erhebt sich mit einem Male zwischen mir

und der großen Überzahl, wenn nicht der ganzen Masse meiner Leser eine Wand von Mißverständnissen aus Unkenntnis der japhetitischen Sprachen, der japhetitischen Theorie.* Mit der gedruckt vorliegenden Literatur sind sogar solche Gelehrte, die — so will es uns scheinen — das lebendigste und nächste Interesse an ihr haben müßten, so wenig bekannt (in weiten Kreisen ist eine derartige Bekanntschaft noch weniger zu finden), daß ich mit Fug und Recht mehr als einmal erklären könnte: Das, was ich mitteile, ist einstweilen noch alles — ein Märchen. Allein viele Leute mit neuen, wahrhaft wissenschaftlichen Bedürfnissen beginnt dies japhetitische Märchen anzuziehen, aber die Fachausdrücke und Formeln verwirren sie. Manche verwirrt, ja bringt völlig ab die Bezeichnung „japhetitische" Sprachen selbst. Der Ausdruck „japhetitisch" ist nicht nur frei von irgendwelchen Ansprüchen auf irgendeine der ihm sonst innewohnenden Bedeutungen, an und für sich ist er jetzt auch nicht der Form nach mit dem inhaltlich verbunden, was sich in den Sprachen herausgestellt hat, die bedingungsweise unter diesem Namen herausgehoben werden. Der Ausdruck wurde angewandt in der ersten Periode der Entstehung der Theorie, als noch in Verfolg der Arbeit allein an den japhetitischen Sprachen des Kaukasus, deren Verwandtschaft mit den semitischen Sprachen entdeckt wurde, d. h. als in erster Linie die Verwandtschaft des Grusinischen und der ihm nächst verwandten, noch schriftlosen Sprachen des Kaukasus, nämlich des Mingrelischen und Tschanischen (Lasischen) mit dem Semitischen festgestellt war. Die Verwandtschaft der genannten Kaukasussprachen mit den semitischen schien damals eine Verwandtschaft brüderlich verwandter Gruppen. Es ist nur natürlich, daß die neu erklärten Sprachen japhetitische genannt wurden in Einklang mit der ebenfalls bedingungsweise in der Wissenschaft angenommenen Terminologie der semitischen Sprachen. Da die Namen Sem und Ham schon an bestimmte Sprachgruppen vergeben waren, der Name Ham an die Gruppe eben der hamitischen Sprachen, deren Verwandtschaft mit den semitischen in der Wissenschaft damals schon anerkannt wurde, so blieb von den Namen der drei Brüder Sem, Ham und Japhet nur noch der eine übrig zur Bezeichnung der neuen kaukasischen Verwandten des semitischen Sprachstammes, und sie wurden nach Japhet benannt. Das war vor 40 Jahren (ich war damals noch Student des zweiten Kursus). Seither wurde die Verwandtschaft der japhetitischen mit

* Dem, der sich näher interessiert, kann ich als orientierende Artikel allgemeinen Charakters nur die folgenden (aus meiner Feder) empfehlen, jeden für die entsprechende Entwicklungsstufe der neuen Lehre.

1. Vorwort zu den „Grundlegenden Tabellen zur Grammatik des Altgrusinischen mit vorläufigen Mitteilungen über die Verwandtschaft der grusinischen Sprache mit den semitischen". St. Petersburg 1908.
2. „Kaukasuskunde und abchasische Sprache." 1916.
3. „Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kultur." (Japhetitische Studien. Leipzig 1923.)
4. „Die Japhetiden." „Wostok" Nr. 1, S. 82—92. Petrograd 1922.
5. „Wovon lebt die japhetitische Sprachlehrwissenschaft?" Verlag des Leningrader Instituts für lebende Orientsprachen. Petrograd 1923.
6. „Über die japhetitische Theorie." „Nowy Wostok" Nr. 5. Moskau 1924. (Nr. 3 ist außer russisch auch deutsch erschienen, Nr. 5 grusinisch, der Rest russisch.)

den semitischen Sprachen noch fester und genauer bestimmt; die gegenseitigen Beziehungen der japhetitischen und semitischen Sprachen, die unstreitig miteinander verwandt sind, erwiesen sich als von anderer Art, als man in der ersten langwierigen Periode der Entwicklung der japhetitischen Sprachwissenschaft geschätzt hatte, und hinter dem Ausdruck „japhetitisch" selbst braucht man heutzutage keinen anderen Sinn zu suchen, als den der bedingten Bezeichnung eines Sprachstammes, der nicht durch die Bezeichnung „japhetitisch" gekennzeichnet wird, sondern durch andere, ganz konkrete Merkmale, wie sie schon festgestellt sind durch eine ganz bestimmte Lehre, eben die japhetitische Theorie.

Bei denen, die mit der Literatur des Gegenstandes nicht vertraut sind, taucht weiterhin erklärlicherweise die Frage auf, was das für japhetitische Sprachen sind, welche ihre Verbreitung ist und welche besonderen Vorzüge sie auszeichnen, daß man die Last der Lösung eines so wichtigen Problems, wie das der Entstehung der Sprache, den aus diesen Sprachen gewonnenen stofflichen Daten und der aus ihrem Studium hervorgegangenen Theorie aufbürden kann.

So, wie in der Pflanzenwelt überlebende Arten existieren, die von den Naturforschern im Gebirge entdeckt werden an Orten, die weitab liegen von kultivierten Bezirken und Zentren, so haben sich in den Schluchten und an den Hängen dreier Gebirgsländer: 1. südlich des Pamir, 2. im Kaukasus und 3. am Fuße der Pyrenäen Arten der menschlichen Sprache als Relikte erhalten, die Überbleibsel darstellen der Sprachen der vorgeschichtlichen Bevölkerung von ganz Afreurasien. Das ist in Mittelasien auf dem Pamir die werschikische Sprache, die gleichsam vergessen zwischen den iranischen sich erhielt, im Westen am Fuße der Pyrenäen, auf deren atlantischer Seite, zwischen Französischem und Spanischem, also romanischen Sprachen, eingeklemmt, die Sprache der Basken; im Kaukasus endlich fristeten Völker und Stämme ihr Leben bis auf den heutigen Tag, die keine Beziehungen haben und sich nicht in Verbindung bringen lassen weder mit der indoeuropäischen Völkerfamilie noch mit der semitischen noch mit der türkischen. Früher entzogen sich alle diese isolierten Sprachen, die sich in drei Inseln erhalten haben, einer wissenschaftlichen Bestimmung. Jetzt sind sie nicht nur dort bestimmt und lassen sich bestimmen mit Hilfe der Kennzeichen einer gegenseitigen Verwandtschaft, wo sie sich als durch eine zahlreiche Gruppe vertreten erwiesen haben, eben auf dem Kaukasus, nein, sie lassen sich auch feststellen durch nicht weniger in die Augen fallende Eigenschaften der Verwandtschaft gerade dieser kaukasischen japhetitischen Sprachen mit den von ihnen räumlich getrennten japhetitischen Sprachen, die in Mittelasien und im äußersten Westen Europas isoliert vertreten sind durch je eine Sprache — durch das eine Werschikische oder Burischkische auf dem Pamir und das eine Baskische in den Pyrenäen. Gleichzeitig ließ sich zeigen, daß die Sprachen in jedem dieser drei japhetitischen Sprachnester in dem von ihnen jeweils eingenommenen Gebiet derart Wurzel geschlagen haben, und daß jede von ihnen seit urältesten Zeiten derartig enge Beziehungen mit ihrer sprachlichen Umgebung eingegangen ist, einer

Umgebung, die weder heute noch je japhetitisch war, daß jede Möglichkeit der Annahme abgeschnitten erscheint, Wanderungen hätten hier je irgendeine Rolle gespielt. Ein derartiger Gedanke ist mir gekommen.* D. h., die Möglichkeit ist ganz ausgeschlossen, daß das eine oder andere dieser räumlich so isolierten japhetitischen Gebiete seine Bevölkerung mit der japhetitischen Sprache im Verlaufe einer Wanderung zu historischen Zeiten erhalten hätte, als die japhetitischen Sprachen schon ausgebildet waren und ringsum sich die als ihnen fremd angesehenen indoeuropäischen, türkischen und sonstigen Sprachen fanden; die Möglichkeit ist ausgeschlossen, daß die kaukasische Sprache jemals einzeln durch irgendeine vom Kaukasus her erfolgte Einwanderung in ihr jetziges Verbreitungsgebiet verpflanzt worden ist oder daß umgekehrt die japhetitischen Kaukasussprachen überhaupt oder irgendeine von ihnen allein durch eine Wanderung aus dem europäischen Westen bzw. den Pyrenäen im Kaukasus eingeschleppt wurde.**

Umgekehrt, es wird immer klarer, ja es ist auf Grund sprachlicher Daten schon sicher festgestellt, daß die riesigen gähnenden Lücken und Klüfte zwischen den genannten Sitzen der Japhetiten durchweg eingenommen waren von gleichfalls japhetitischen Völkern; so wird im Westen des Mittelmeergebietes die Kluft zum guten Teil überbrückt durch die schon geschichtlich, mehr aber noch durch archäologisch-ethnologische Fakten bezeugte Tatsache, daß auf der Apenninen-Halbinsel noch zu geschichtlichen Zeiten das japhetitische Volk der Etrusker saß, die sich selbst Rasener nannten. Die von ihnen hinterlassenen Inschriften – dem Westen bis heute ein Buch mit sieben Siegeln — erweisen sich nicht nur als Dokumente einer japhetitischen Sprache, sondern als Sprachreste aus einem eigenen japhetitischen Sprachkreise, der dabei besondere Beziehungen zum Baskischen erkennen läßt. Die etruskische Sprache erlaubt weiter noch die Herstellung einer Verbindung mit der Balkanhalbinsel, den Nachweis japhetitischer Beziehungen auf ihr, wo die vorgeschichtlichen Bewohner, in erster Reihe die ihnen zuzurechnenden Pelasger, sich als Namensvettern der Etrusker oder Rasener erweisen: Die Benennungen „Etrusker", „Rasener" und „Pelasger" sind, wie sich gezeigt hat, nur Varietäten eines und desselben Grundworts, entstanden infolge der Verschiedenheit der Formen der sie bildenden Elemente, einmal des Präfixes „et-", das andere Mal des Präfixes „pe-" oder des Suffixes -k → -g, entstanden auch infolge der nach den Volksstämmen verschiedenen Aussprache des Grundwortes selbst, bald mit a: „las" („ras"), bald mit o: „rus" (statt „rош") usw.***

* So z. B. in meiner Arbeit: „Das dritte ethnische Element" usw.

** Im Westen, wo man mit den Ergebnissen der japhetitischen Theorie im besten Falle verspätet bekannt wird, weist man den Gedanken der Wanderung des Basken vom Kaukasus nach den Pyrenäen zurück (Bosch-Gimpera, Revue Internationale des Etudes Basques, Paris, San Sebastian 1915, S. 122.). Wir haben diesen Gedanken schon seit 1922 endgültig aufgegeben, ebenso wie den umgekehrten Gedanken von der Wanderung der Iberer und Basken von der Pyrenäischen Halbinsel nach dem Kaukasus.

*** N. Marr: Zur Frage der Entstehung der Stammesnamen „Etrusker" und „Pelasger". Denkschriften (Zapiski) der Ostabteilung der russ. archäolog. Gesellschaft 1921, Bd. XXV, S. 301—336 (russ.).

Mit dem Etruskischen geraten wir nach Lydien, woher eine Bilinguis stammt, d. h. eine zweisprachige Inschrift mit aramäischem und japhetitischem Text, von denen die Sprache des letzteren sich an das Etruskische anschließt. Gehen wir noch weiter nach Süden, nämlich nach Palästina, so kann man sich über die Pelasger, also dieselben Rasener oder Etrusker, als Teil der ursprünglichen palästinensischen Bevölkerung unterrichten an Hand meiner Arbeit „Die Philister, die palästinensischen Pelasger".* Wir befassen uns augenblicklich nur kurz und oberflächlich mit der Frage, ob sich nachweisen läßt oder nachgewiesen ist, daß die weiten Flächen, die zwischen Basken und der alteingesessenen Bevölkerung des Kaukasus sich erstrecken, von Japhetiten besiedelt waren; mit den Etruskern, Rasenern oder Pelasgern allein ist die Frage noch nicht abgetan, ebensowenig werden wir sie erschöpfen mit der Erwähnung der Italer oder Thessalier, deren Namen verschiedene Ableitungen sind von der Bezeichnung „Saler" oder „Aler", die sich erhalten hat in der Benennung nicht nur eines vorgeschichtlichen Stammes Europas, des alpinen, sondern heute noch auf dem Balkan lebendig ist im Namen der Albaner, deren Sprache greifbar und tatsächlich Niederschläge einer ganz bestimmten japhetitischen Sprache aufweist, derselben, die auch auf dem Kaukasus im Armenischen sich niedergeschlagen hat. Daher auch die unstreitigen Berührungspunkte zwischen diesen beiden Sprachen, dem Albanischen auf der Balkanhalbinsel und dem Armenischen im Kaukasus, die unabhängig von der japhetitischen Theorie von dem Gelehrten Pedersen entdeckt worden sind, mit denen aber die Frage noch nicht erschöpft ist. Das Albanische, ein Übergangstyp, der sich auf der Balkanhalbinsel in der gemeinsamen Umklammerung durch vorslavische Sprachen und das schon indoeuropäische Griechische entwickelt hat, ebenso das Baskische mit dem Spanischen und Portugiesischen als Nachbarn auf der Pyrenäenhalbinsel, sie vertreten jedes für sich einen geschlossenen Bezirk der Sprachschöpfung auf dem Boden einer allgemein japhetitischen Grundlage, keineswegs einer ausschließlich pelasgischen oder pelasgisch-albanischen oder, was dasselbe wäre, einer pelasgisch-thessalischen auf der Balkanhalbinsel und ebensowenig einer rein iberisch-baskischen Grundlage auf der Pyrenäenhalbinsel.

Der Balkan ist aber nicht nur im Mittelalter mit dem europäischen Osten verbunden durch die ihn jetzt bewohnenden Bulgaren, die an ihre geheimnisvollen alten Namensvettern gemahnen, die Bulgaren an der Wolga, die noch älter sind als die Völker, die sie slavisiert oder türkisiert haben und die selbst im Prozeß der sprachschöpferischen Kreuzung verschiedener Stämme aus derselben japhetitischen Familie hervorgegangen sind. Der Balkan steht mit Osteuropa in noch verwickelterer Beziehung auch in vorgeschichtlichen Zeiten, wiederum, um nicht von anderen Stämmen der Urbevölkerung Europas zu reden, dank denselben Pelasgern, die diese Mittelmeerhalbinsel bewohnten, und ihren Doppelgängern, den Etruskern oder Rasenern. Diese Rasener verehrten dieselbe vorgeschichtliche italische

* „Jewreiskaja Mysl." Leningrad 1925, S. 35. (Russisch.)

Stammesgottheit in der Gestalt der Göttin „Turan", die bei uns an der Wolga die Tschuwaschen verehren, die bis heute die Benennung dieser Göttin matriarchalischer Zeitläufte als allgemeine Benennung Gottes bewahrt haben in der Form „Turə" oder „Torə". Es sind jene Rasener, deren Aufenthalt an der Wolga bezeugt wird durch die älteste Benennung der Wolga mit „Rha", und deren Totemtier mit dem Stammesnamen Rasen („лашa", gleich „лaja" ‚Pferd', russisch „лошaдь") uns zuerst den Weg eröffnete, daß wir ein besonders wichtiges Nest der Sprachschöpfung, der vorgeschichtlichen Glossogonie aufdecken konnten.

Ein solcher sprachschöpferischer Bezirk findet sich auch auf der Apenninenhalbinsel, wo wir in den italischen Dialekten japhetitische Einwirkungen nachweisen können. oft ohne Zeichen des Einflusses des indoeuropäischen Lateins; es handelt sich dabei nicht nur um etruskische Einwirkungen, sondern auch um italische, oder, was dasselbe ist, um albanische und auch iberische.

Die iberische Bevölkerung ist in Europa noch vertreten durch die li-gurische mit dem Präfix „li-"* in ihrem Namen; in Afrika finden wir mit demselben Präfix „li" die Li-byer, eigentlich „Li-buser" oder „Li-burer"; damit ist das iberische Volk organischer mit Afrika verbunden, als der Verfasser der Arbeit „Numantia" denkt, der berühmt ist durch die Ausgrabung der Stadt Numantia in Spanien; bedenkt man noch, daß der Lautwandel von r und -s (ш) im Stamme -„bus" anstatt -„bur-", ebenso wie die Vokalisierung „u" dem tschuwaschischen Gesetz des Lautwandels entspricht, so ist dadurch Afrika mit Spanien verbunden an den genannten bevölkerten Punkten im Gebiete gerade des japhetitischen Volkes, der Basken, das auf Grundlage desselben phonetischen Gesetzes in der Bezeichnung des Begriffes „Kopf" von den Tschuwaschen sich dadurch unterscheidet, daß es „bur- (bur-u)" spricht, was dem tschuwaschischen „pus$_1$" entspricht.

Für die Frage nach der Entstehung der Sprache ist die räumliche Verbundenheit der japhetitischen Sprachen untereinander nicht nur wichtig durch die Möglichkeit, mit ihrer Hilfe den ungeheuren Abstand zu überbrücken, der den Kaukasus von den Pyrenäen trennt, die Pyrenäen vom Ural usw. Die Verteilung der Stämme mit japhetitischen Sprachen über den bezeichneten weiten Raum steht, wie sich zeigt, im Zusammenhang mit der physikalisch bestimmten natürlichen Unterteilung des einstmals gleichförmig von japhetitischen Stämmen besiedelten Festlandes: In jedem dieser Unterbezirke erfolgt unabhängig ein gegenseitiges Aufeinandereinwirken ein und derselben japhetitischen Sprachen und ihre Kreuzung, die Bildung neuer Spracharten bzw. Sprachtypen, die, komplizierter als die ihnen vorangehenden Arten oder Typen, sich nicht nur von den vorhergehenden Arten desselben Gebiets unterscheiden, sondern auch von den Sprachen, die ebensolche Neubildungen darstellen in anderen benachbarten oder entfernteren Bezirken. Diese schöpferische Teilung nach Bezirken der verschiedenartig sich zusammensetzenden

* Das Präfix „li-" hat auch seine Paläontologie, da es in genetischem Zusammenhang steht mit dem Stammesnamen „les", einer anderen Form für „res", das ist Rasen oder Etrusker.

Stammesmassen, die überall ein und dieselben waren, zusammen mit der Kreuzung ihrer Sprachen im Gefolge der Entwicklung der oder jener Form ihres wirtschaftlichen und sozialen Lebens, führte zur Bildung jener verschiedenen Sprachgruppen, die wir u. a. finden im Bereich der Pyrenäen, des Apennins und des Balkans ebenso wie im Wolga-Kamagebiet und den ihm benachbarten Bezirken.

Östlich des Mittelmeergebiets hat im südlichen Teil die Urbevölkerung nicht eine einzige lebende japhetitische Sprache hinterlassen, die nicht einer völligen Umgestaltung unterlegen wäre. Die japhetitische Bevölkerungsschicht wurde verdeckt von späteren ethnischen Bildungen, semitischen, indoeuropäischen und sogar türkischen; aus diesen verhüllenden Schichten tauchen nur die keilschriftlich erhaltenen japhetitischen Sprachen ausgestorbener Völker auf, — das Chaldische in Armenien, das Elamische in zwei Dialekten in Mesopotamien und den angrenzenden Ländern, und besonders das Sumerische; sie alle zusammen bezeichnen die Linie der Verbreitung der Japhetiden in den ältesten Zeiten von Armenien bis Mesopotamien und weiterhin offenbar selbst bis Indien, wo unlängst in großer Tiefe unter der buddhistischen Kulturschicht Täfelchen mit sumerartigen oder elamartigen Aufschriften ausgegraben worden sind; so teilen wenigstens Spezialisten in der Auslandspresse mit. Zeugt so die Auffindung der mesopotamischen Schriftsprache von der kulturgeschichtlichen, folglich auch klassenmäßigen oder ständischen Verbreitung der japhetitischen Sprache, so könnte sie uns auch durch Tatsachen den von der japhetitischen Sprachwissenschaft theoretisch schon festgelegten Weg des Eindringens der indoeuropäischen, genauer arischen Sprache, des Sanskrits, in Indien durch Vermittlung von Klassen oder Ständen beleuchten. Zugleich ist der Zusammenhang des Sanskrits mit den indoeuropäischen Sprachen Europas eine Parallele zu dem Zusammenhang des Sumerischen mit den japhetitischen Sprachen nicht nur des Kaukasus, sondern auch der Pyrenäen und des Wolgagebietes, wo die allerdings isolierte tschuwaschische Sprache starke und unzweifelhafte japhetitische Einwirkungen aufweist. Eine Parallele, aber keine Wiederholung, denn die japhetitischen Beziehungen sind sehr tiefgreifende, gehen bis auf den Grund der ethnischen Bildungen; je tiefer man aber bei den indoeuropäischen Sprachen im Volkstum schürft, desto schwächer werden die Verbindungen. Die tschuwaschische Sprache von der Wolga und die japhetitische Sprache aus den Pyrenäen, das Baskische, stellen — wenn bezogen auf die älteste Kultursprache, das Sumerische — in einigen ihrer Schichten verschiedene Sprachen dar einer o-Gruppe und einer a-Gruppe (z. B. baskisch „u" ← „hur" ‚Wasser', tschuwaschisch „шu" ← „* шur", sumerisch „a" ‚Wasser' ← „*har"). In anderen Fällen haben Tschuwaschisch und Baskisch mit dem Sumerischen gewisse Besonderheiten der Lautgesetze gemein; insbesondere aber sondert sich, was die Phonetik anbelangt, das Tschuwaschische in seinen noch wohlerhaltenen japhetitischen Schichten zusammen mit dem Baskischen und Armenischen zu einer Gruppe, da sie gleichermaßen im Anlaut kein liquides r dulden und gleichermaßen ihre Zugehörigkeit an den Tag legen zu ein und derselben vorgeschichtlichen Stammesbildung,

was sie alle nicht hindert, insbesondere nicht das Tschuwaschische, in anderen seiner Schichten verwandtschaftliche Bande zu bewahren mit den ältesten Kultursprachen Vorderasiens, dem Sumerischen in Mesopotamien und dem Hetitischen in Kleinasien.

In den letzten Jahren machte man viel Lärm, als Prof. Hrozny wie es schien, den Indo-Europäismus der Sprachen der keilschriftlichen Denkmäler der Hetiter entdeckt hatte; allein eine elementare Kenntnis der japhetitischen Sprache wäre wohl genügend, um Prof. Hrozny zur Zurücknahme seiner voreiligen Behauptung zu veranlassen. So z. B. wäre allein eine spezifisch japhetitische syntaktische Erscheinung, daß nämlich das logische Subjekt in den Dativ (der zugleich Akkusativ ist) gestellt wird, das logische Objekt aber in den Nominativ, diese Erscheinung allein also wäre genügend, um z. B. zur Anerkennung der Sprache der hetitischen Gesetzgebung als einer japhetitischen zu veranlassen, der japhetitische Charakter auch deutlich zutage tritt in Formen und Worten selbst, unter denen wir u. a. überraschende Übereinstimmungen finden mit tschuwaschischen. Ich verweile bei einem lexikalen Beispiel. Es handelt sich um das Zeitwort ‚geben'. Die japhetitische Paläontologie der Sprache stellt fest, daß die Zeitworte ‚geben', ‚schenken', wie auch das Zeitwort nehmen', vom Worte für ‚Hand' abstammen. In rein japhetitischen Sprachen wurden ‚schenken' und ‚nehmen' von ein und demselben Wort der Stammessprache abgeleitet, das ‚Hand' bedeutete; um das ‚Schenken' vom ‚Nehmen' zu unterscheiden, versahen die Urjaphetiten ein und denselben Stamm entweder mit Kennzeichen der Richtung*: auf sich zu, um das ‚Nehmen', dem Fremden zu, um das ‚Schenken' zu bezeichnen, oder aber sie bedienten sich verschiedener dialektischer Aussprachen. In der Folge wurden zwei verschiedene Worte benützt, von denen jedes einem besonderen Volksstamme angehörte, aber gleichermaßen ‚Hand' bedeutete. Das eine Wort des einen Volksstammes mit der Bedeutung ‚Hand' diente dann zur Bildung des Zeitwortes ‚schenken', das andere Wort des anderen Stammes mit derselben Bedeutung ‚Hand' zur Bildung des Zeitwortes ‚nehmen'. Beiläufig füge ich zur Erläuterung hinzu, daß im Gegensatz zur indoeuropäischen und mancher anderen Sprache eine der Grundeigenschaften der japhetitischen Sprache die Anschaulichkeit der Sprachschöpfung in vorgeschichtlichen Zeiten ist, als die Begriffe untereinander nicht durch logisches Denken verbunden wurden, sondern durch bildhaftes Denken, durch das Denken in Bildern. Allein dieser Gebrauch verschiedener Worte, die, der Sprache verschiedener Volksstämme entnommen, die gleiche Bedeutung ‚Hand' hatten, zur unterschiedlichen Bezeichnung der dem Sinne nach entgegengesetzten Handlungen ‚nehmen' und ‚geben' ging in die indoeuropäischen Sprachen über, wo zur Bildung des Zeitwortes ‚ich nehme' ein Wort des iberischen (eigentlich berischen) Volksstammes benützt ist, zur Bezeichnung des Zeitwortes ‚schenken', ‚geben', aber ein solches der Italer (eigentlich Taler). In der Sprache der hetitischen Gesetzgebung sind dieselben Worte derselben Volks-

* Zur Zeit der „Linearsprache" einfach mit Zeichen oder Hinweisen: es genügte eine entsprechende Bewegung der Hand.

stämme gerade umgekehrt verwandt: das Zeitwort ‚schenken' ist abgeleitet vom iberischen Worte, das Zeitwort ‚nehmen' aber vom italischen, und diese Verteilung, die im hetitischen Texte zu beobachten ist, sehen wir auch in der tschuwaschischen Sprache; was aber für uns besonders interessant ist, da wir gerade beschäftigt mit der Bestimmung der Stelle der tschuwaschischen Sprache unter den japhetitischen Sprachen sind: der iberische Wortstamm des Zeitworts ‚geben' in der Sprache der hetitischen Gesetzgebung des 2. Jahrtausends vor Christi Geburt, d. h. um 1350 vor unserer Zeitrechnung, und in der zeitgenössischen lebenden tschuwaschischen Sprache erweist sich als ein und dieselbe, der a-Gruppe zugehörige Varietät des iberischen Wortes, das ist „par"; nur hat sich im Tschuwaschischen das liquide „r" erhalten, während das Hetitische schon das „r" zum Halbvokal „y" abgeschwächt („pay" — in Zeichen: „paı-ı") oder es ganz verloren hat, wie wir das zum Teil auch im Tschuwaschischen beobachten. Genau so sind die früher angemerkten phonetischen und lexikalischen Übereinstimmungen des Sumerischen und Tschuwaschischen keine Zufälligkeiten. Kein Zufall ist auch der Umstand, daß der Name Sumerer selbst sich als eine gesetzmäßige Formänderung der Benennung sowohl der Tschuwaschen wie der Iberer erwiesen hat, der vorgeschichtlichen Bewohner Europas, insbesondere der Pyrenäenhalbinsel, wo sie sich in bestimmten Grenzen als mit den Basken identisch erweisen. Daß es früher auch, wenn die Mitteilungen über die Ausgrabung entsprechender Denkmäler stimmen, in Indien eine japhetitische Sprache, die sumerisch- oder elamischgleiche, gegeben hat, könnte für unser Problem der Entstehung der Sprache unmittelbar nur insofern ein Interesse bieten, als eine derartige Tatsache voraussetzt, daß die ursprüngliche vorgeschichtliche Bevölkerung Indiens überhaupt aus Japhetiten bestand. Die Forschungsrichtung der französischen Sanskritisten, die in der indischen, bereits arischen Kultur das Erbe einer vorarischen Kultur suchen (so der bekannte Indolog Sylvain Lévi) und im Sanskrit Überlebsel finden einer nicht-arischen Sprache, die sich zum Teil bis auf unsere Tage in zahlreichen örtlichen nicht-indoeuropäischen Sprachen erhalten haben (Prof. Przelucki), sie führt uns zur realen japhetitischen Welt mit den realen auf der Tagesordnung stehenden Problemen der japhetitischen Theorie. Das ist erstens die Frage der Verwandtschaft der drawidischen Sprachen mit den westeuropäischen japhetitischen Sprachen, dem toten Etruskisch und besonders dem lebenden Baskisch, die, mehr als einmal gestellt, bis auf den heutigen Tag in der Wissenschaft nicht ihre von glühendem Leben erfüllte Aktualität verloren hat. Das ist zweitens die Frage nach dem Grade der typologischen und sonstigen Verwandtschaft der drawidischen Sprachen Indiens mit der ihnen geographisch nächsten lebenden japhetitischen Sprache, mit dem Werschikischen auf dem Pamir. Der weite Raum, der einst durchgängig von unstreitig japhetitischen Sprachgebieten überdeckt war, die sich seit historischen Zeiten immer mehr verringerten, bis nur einzelne Oasen blieben, dieser weite Raum gibt schließlich in seiner großen Ausdehnung natürlich auch jetzt noch ein in seiner Mannigfaltigkeit riesiges Sprachmaterial nicht nur für

eine synchronistische vergleichende Grammatik (auf dem Boden schon der sprachlichen Typologie allein), sondern auch für eine solche diachronistischen Charakters, wo auf dem Wege der Vergleichung das Bild der Umwandlung der Sprache in den verschiedenen Epochen der Sprachschöpfung selbst aufgeklärt wird, die sogen. Glossogonie. Eine solche Einteilung der vorhandenen japhetitischen Sprachen nach zeitlichen und nicht bloß nach räumlichen Gesichtspunkten bietet auch für unser Thema ein erstklassiges Interesse, begründet die Überlegenheit der japhetitischen Sprachwissenschaft in dieser Frage. Dabei will die japhetitische Theorie in ihren linguistischen Forschungen aber auch nichts mit dem Historismus zu tun haben; sie sucht und findet die Bestätigung ihrer Aufstellungen in den Normen der Sprachen selbst, unabhängig von den chronologischen Normen der Kultur- oder Schriftsprachen; sie findet diese Bestätigung in den lebenden zeitgenössischen Sprachen hier und da mit einer größeren Annäherung an das wirkliche Altertum als in den alten und selbst in der ältesten Schriftsprache. In einer veröffentlichten Arbeit wurde dieser Umstand schon dargestellt an dem Beispiele der unter sich verwandten Worte für ‚Wasser' im mesopotamischen Sumerischen, im pyrenäischen Baskischen und im kaukasischen Tschanischen (vom Ufer des Schwarzen Meeres), wo die völlig schriftlose zeitgenössische tschanische Sprache die älteste Form des Ausdrucks bewahrt, die lebende baskische Sprache, die erst seit dem 15. Jahrhundert geschrieben wird, das Wort mit Schwankungen von der Urform bis zur äußersten Verkürzung bietet, nur eine, die am meisten verkürzte Form sich gerade in der ältesten Schriftsprache findet, dem keilschriftlichen Sumerischen.* Teilweise Zeichen einer archaischen Typologie bieten, das versteht sich, die alten keilschriftlichen japhetitischen Sprachen, das Chaldische in Armenien vom 9. bis 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, das Elamische — in zwei Dialekten — vom 5. Jahrtausend bis zum 6. Jahrhundert vor Christus, und das nicht weniger uralte Sumerische. Die zeitgenössischen lebenden japhetitischen Sprachen aber, die sich in der Vereinzelung erhalten haben, in Europa das Baskische, in Mittelasien das Werschikische, bewahren im ganzen mit großer Vollständigkeit die Züge der archaischen Typologie; aber die Fülle der Typologie der verschiedenen glossogonischen Epochen, der Epochen der Sprachschöpfung selbst beziehungsweise des schöpferischen Prozesses ihres Umbaus und nicht bloß ihrer evolutionären Entwicklung, enthüllt nur die auf dem Kaukasus vorhandene Anhäufung japhetitischer Sprachen, zeigt deren gegenseitige Beziehungen die sich in keiner Weise in irgendeinem einzigen Schema einer einheitlichen typologischen Entwicklung unterbringen lassen. Hier muß die Vergleichung selbst durchgeführt werden in den verschiedenen Ebenen verschiedener Stadien der typologischen Entwicklung, ausgehend vom synthetisierenden Typ über den agglutinierenden bis zum flektierenden, unter Beachtung der Übergangsformen, und erst dann kann man den verschiedenen typologischen Zustand der verschiedenen Horizonte

* „Über die japhetitische Theorie." Nowiv Wostok, Heft V, S. 311—312.

gegeneinanderstellen, d. h. eine vergleichende Grammatik diachronistischen Charakters ausarbeiten; darum hat die japhetitische Theorie nicht eine, sondern mehrere vergleichende Grammatiken zur Verfügung. Dabei wird die diachronistische vergleichende Grammatik der japhetitischen Sprachwissenschaft genauer und umfangreicher durch die Tatsache, daß die Sprachen anderer Sprachfamilien mit ihr verwandt sind, vor allem, wenn wir nach der Zeitfolge der Entdeckung dieser Verwandtschaft rechnen, die der semitischen Sprachfamilie, dann die der indoeuropäischen und, wie seit dem heutigen Jahre klar wird, auch die der türkischen (und notwendigerweise auch die mit den türkischen Sprachfamilien verbundenen Sprachen, wie die ugro-finnischen, das Mongolische usw.). Auf der anderen Seite ist jede Aufstellung einer vergleichenden Grammatik angesichts des Umstands, daß — wie eine der Grundlehren der japhetitischen Theorie annimmt — alle japhetitischen Sprachen gekreuzt sind, verwickelt durch die Arbeit an der Aufklärung des gegenseitigen Verhältnisses der verschiedenen Schichten der Sprache, ebenso der verschiedenen Sprachen eines und desselben sozialen Gebildes, die in einem wie im anderen Falle die Sprachen verschiedener Volksstämme wiedergeben, aus denen in der Folge die Sprachen verschiedener Stände oder Klassen werden.

II

Wir halten uns im Rahmen unseres Themas und können darum jetzt nur die Lehren der japhetitischen Theorien berühren, die ein Licht werfen auf die gegenseitigen Beziehungen der Keime der noch nicht bestehenden menschlichen Lautsprache und der ersten auf der Welt entstandenen, schon endgültig geformten Sprachen. Uns können bei Lösung dieser Aufgabe nicht die auf dem Wege der Evolution entstandenen Formänderungen interessieren, die z. B. das Altrussische vom Neurussischen unterscheiden oder das Altfranzösische vom neuen und neuesten. Mehr noch, wir haben keineswegs die Frage der Entstehung der sogen. neueren Sprachen Europas im Auge oder der ihnen in der Literatur vorangegangenen, historisch bezeugten alten und ältesten Kultursprachen desselben Asiens und desselben Europas, vor deren Entstehung andere, noch ältere Sprachen bestanden, die zufällig nicht auf uns gekommen sind, die ebenfalls aus der Geschichte bekannt sind und hier und da gelegentlich von Ausgrabungen ans liebe Sonnenlicht kommen. Zwischen den geschichtlich bezeugten ältesten und alten Sprachen besteht ein ungeheurer „psychologischer" Unterschied, um so mehr, als die nach der Zeit ihres Eintretens in den Gesichtskreis der Menschheitsgeschichte aufeinanderfolgenden Sprachen durchaus nicht eine einfache Fortsetzung darstellen einzig und allein der uns bekannten ihnen vorangehenden Sprachen; sogar die sogenannten neueren Sprachen Europas sind keineswegs ausschließlich Umwandlungen der in ihrem Schrifttum erhaltenen alten Sprachen; bei der Entstehung der neuen Arten spielten eine ungeheuere, unberechenbare Rolle schriftlose Sprachen, die oft die Art einer Sprache zu denken in der Wurzel veränderten; die französische Sprache steht in der Art ihres

Denkens dem Altgriechischen, Lateinischen oder Sanskrit sehr fern, und doch haben wir dies unser logisches Denken gemein mit allen historischen Völkern nicht nur der Jetztzeit, sondern auch des Altertums, nicht nur mit Griechen, Römern und Indern, sondern auch mit Juden, Assyriern, Ägyptern, Hetitern, Sumerern usw.; mit einem Wort, ob es nun Semiten seien oder auch Japhetiten oder sonstige Völker geschichtlicher Zeiten, ihr sprachliches Denken verläßt bei aller Tiefe des Unterschieds nicht die Grenzen des uns verständlichen, schon ausgebildeten logischen Denkens. Es finden sich hier keine Momente jenes vorlogischen Zustandes des Denkens, bei dem, nach der richtigen Behauptung Levy-Brühls, das menschliche Vorstellungsleben in Bildern abläuft, mit ganz anderen Assoziationen, welche Annahme auch durch die Wissenschaft von den japhetitischen Sprachen mit ihren ganz anders gearteten, vorgeschichtlichen Assoziationen nicht von Gedanken, sondern von Bildern bestätigt wird. Mit dieser Art zu denken ist unverbrüchlich verbunden nicht eine Umgestaltung, sondern eine wirkliche Schöpfung der Sprache, eine Urschöpfung. Wenn man von den neueren Sprachen spricht, so vom Russischen, Polnischen und den anderen lebenden slawischen Sprachen, vom Deutschen, Schwedischen und sonst einer der germanischen Sprachen, vom Französischen, Spanischen und einer beliebigen anderen romanischen Sprache, so wäre es ein großes Mißverständnis, wenn jemand voraussetzte, daß alle diese sogenannten neueren Sprachen das Ergebnis seien eines ebensolchen schöpferischen Vorgangs wie dessen, der die erste menschliche Sprache schuf und die erste Lautsprache entstehen ließ, wo das auch geschehen sein mag. Die sogenannten neueren Sprachen ebenso wie die sogenannten alten und ältesten Kultursprachen der Welt sind nicht geschaffen worden im genauen Sinne dieses Wortes, sie wurden nicht hergestellt, wie man aus unbearbeitetem Rohstoff die ersten geformten Gegenstände herstellt und damit eine bestehende Lücke ausfüllt, insofern zuvor dergleichen Gegenstände in keinerlei Gestalt zu finden waren, als hätte also, um den Vergleich durchzuführen, vor dieser Schöpfung überhaupt keine Lautsprache bestanden; diese neueren Sprachen entstanden vielmehr durch einen Vorgang der Kreuzung, indem sie sich aus Elementen oder ganzen Schichten verschiedener, schon zuvor bestehender, vollentwickelter Sprachen bildeten. Hier handelt es sich demnach um die gegenseitigen Beziehungen schon ausgebildeter Sprachen und ihrer Umgestaltungen in den Grenzen eines sich einheitlich festgesetzt habenden logischen Denkens, und wir haben es nicht nötig, unsere ganze Aufmerksamkeit der unendlich langen Periode vorlogischen Denkens zuzuwenden, ihren Epochen, da die Sprache geschaffen war, ohne daß noch die eine oder andere formale Typologie der Sprache sich festgesetzt gehabt hätte. Insofern wir es also mit Tatsachen der Schöpfungsperiode der formalen Typologie der Sprache selbst zu tun haben, die damals untrennbar verbunden war mit der zeitgenössischen Ideologie des besonderen vorlogischen Denkens, das nicht auf der Grundlage fertiger konkreter Begriffe ruhte, sondern auf der Grundlage sich untereinander verflechtender Bilder, so befinden wir uns im Kreise

der Interessen der Paläontologie der Sprache oder des Studiums der Sprache in ihrem vorgeschichtlichen Zustande. Ein Grundzug der japhetitischen Sprachen ist, daß in ihnen sichtbar zutage treten die Einwirkungen des vorgeschichtlichen Lebens, die uns nicht nur die Formen, sondern auch die Ideologie wirklich primitiver Epochen enthüllen, daß uns diese Sprachen ein treffliches Anschauungsmaterial liefern, das unentbehrlich ist zum Aufbau der Lehre von der Vor- und Urgeschichte der Sprache oder ihrer Paläontologie. Von den paläontologischen Leitsätzen wollen wir nur einige herausgreifen:

1. Die Formen der verschiedenen typologischen Epochen der schöpferischen Periode des Sprachlebens weisen mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten auf, wobei besondere Beachtung fordert die Auffassung selbst dieser genetisch verbundenen Formen, die sich in verschiedenen und sei es sogar aneinander stoßenden Epochen radikal voneinander unterscheiden, wenn sie der Periode der Sprachschöpfung entstammen, und in dieser Beziehung die entsprechend verschiedene Denkweise widerspiegeln, in Übereinstimmung mit der verschiedenen Natur des sozialen Aufbaus in vorhistorischer und historischer Zeit. Jede Epoche der schöpferischen Periode mit dem ihr eigenen Sprachtyp bedeutet dann eine neue Art des Denkens. Mitunter behält der Mechanismus der Sprache in irgendeinem Teil dieser Sprache auch in geschichtlichen Zeiten die alte Struktur überlebten Typs bei, aber das in dieser Sprache sprechende Volk ist im allgemeinen Entwicklungsprozesse des Lebens, im Verlauf der Umwälzung der Natur selbst des sozialen Aufbaus und mit ihm der Sprache, schon dazu gekommen, zu einer anderen Art des sprachlichen Denkens überzugehen, es denkt auf neue Weise, und dann beobachten wir, daß das Volk die überkommenen Formen gewaltsam handhabt und verunstaltet, sie nicht richtig versteht, denn es macht aus ihnen etwas Neues. So z. B. unterscheiden die Armenier, wenn wir von dem einen Fall absehen, nämlich dem Instrumentalismus, der besonderen sekundären Ursprungs ist (Einzahl — „w", Mehrzahl — „w + q") in ihrer alten Literatursprache genau so wie die echt japhetitischen Grusier in ihrer alten Literatursprache, in der Mehrzahl im ganzen zwei Fälle, den direkten Fall und den indirekten; in dem rein japhetitischen Grusinischen dient der Casus rectus, der als Nominativ betrachtet wird, als logisches Objekt bei transitivem Verb, dieser Fall ist gleichsam passiv; der Casus obliquus aber dient als logisches Subjekt, er ist aktiv. Dasselbe beobachtet man zum Teil als Überlebsel im Armenischen. Im Grusinischen erklärt sich das Erscheinen des Subjekts im Casus obliquus, des Objekts aber im Casus rectus durch die passive Form des Prädikats, da z. B. ‚dem Jäger oder des Jägers getöteter Vogel' aufgefaßt wird als ‚der Jäger hat den Vogel getötet', wobei heutzutage der Grusiner durchaus nicht fühlt, daß er es formell mit dem Satz zu tun hat: ‚dem Jäger getöteter Vogel', sondern er faßt ihn auch formal so auf, wie er ihn ideell versteht: ‚der Jäger hat einen Vogel getötet', und sieht im Nominativ ‚Vogel', da er nun einmal Objekt ist, den Akkusativ, der mit dem Nominativ übereinstimmt, d. h. die Grusiner sind zur Denkweise der historischen Epochen übergegangen, zu einer neueren Denkweise, als die

war, welche den aufgezeigten Satzbau schuf, mit dem Subjekt im indirekten Fall und dem Objekt im direkten, den Nominativ. Mittlerweile hat es sich herausgestellt, daß in den beiden Fällen der Mehrzahl überhaupt keine Kasus vorliegen; die Kasusendungen sind in Wirklichkeit nur Zeichen der Mehrzahl; und siehe da, diese angeblichen Endungen des Nominativs und des indirekten Falles, eben die, die sich in der alten armenischen Literatursprache finden (Nom. q, Cas. obliqu. ⁊), sind außerdem vorhanden in einer Sprache noch älteren Typs, wo sie nur die Rolle von Pluralendungen spielen, im Abchasischen, in dem es überhaupt keine Deklination gibt; im Abchasischen ist die von den beiden Endungen der Mehrzahl, die in flektierenden Sprachen zur Bildung des passiven Falls dient, des Nominativs, die Mehrzahlsform der Benennung unvernünftiger Wesen, die Endung der Mehrzahl aber, die in flektierenden Sprachen zur Bildung des aktiven Falls, des indirekten, dient, ist in derselben typologisch älteren Sprache, dem Abchasischen, die Endung der Benennung vernünftiger Wesen. Natürlich steht bei transitiven Verben das Objekt in der Form der Mehrzahl „unvernünftiger" Wesen, das Subjekt aber in Gestalt der Mehrzahl „vernünftiger" Wesen. Wir könnten eine Entwicklungsstufe beobachten, wo es nicht nur noch keine abstrakten Kategorien gibt, keine Fälle mit solchen oder anderen Endungen, sondern auch keine gesellschaftlichen Kategorien, keine vernünftigen und unvernünftigen Wesen, auch keine grammatischen Fälle, keine Ein- und Mehrzahl, und wo diese selben Endungen vorerst nur dienen als Kennzeichen der Stammeszugehörigkeit.

2. Die japhetitische Paläontologie der Sprache hat aufgedeckt, daß die Verwandtschaft selbst der Sprachen keine ursprüngliche Erscheinung ist, ebenso wie die gesetzmäßigen Lautensprechungen verwandter Sprachen keine ursprüngliche Erscheinung sind. Sogar diese lautlichen Entsprechungen sind das Produkt der Entwicklung der Gesellschaft, ihres kollektiven Schöpfertums. Und natürlicherweise bietet das uns zugängliche sprachliche Material nicht auf einem einzigen Gebiet, sei es formaler oder ideeller Art, ein Beispiel, daß dieses schöpferische Werk, die Zurückführung aller Erscheinungen auf die gesetzmäßige Wechselbeziehungen der gegebenen neuen Epoche, völlig durchgeführt wäre; das ist nicht einmal der Fall bei dem vollkommensten, entwickeltsten Sprachtyp, einem Typus ausschließlich geschichtlicher Zeiten, nämlich beim indoeuropäischen. Je tiefer wir in die vorgeschichtliche Zeit eindringen, desto weniger finden wir von dieser erst erworbenen Gesetzmäßigkeit der gegenseitigen Beziehungen in Lauten und Formen von Worten, die auf dem Wege der Kreuzung von Stammessprachen zu gemeinsamen geworden sind. Je weiter zurück in der Vorzeit, desto weniger dieser gemeinsamen Worte. Gerade darum ist für genetische Fragen die Erforschung unähnlicher Worte oder irrationaler Erscheinungen der Sprache wichtiger, als der, die sich leicht aufklären lassen durch die vergleichende Grammatik, die synchronistische Betrachtung der Tatsachen. Die japhetitischen Sprachen haben eine dauerhafte Grundlage geliefert zur betrachtenden Vergleichung von Epoche zu

Epoche sonst irrational scheinender Erscheinungen. Und diese betrachtende Vergleichung im Aufriß der Zeit, also diachronistisch durchgeführt, eröffnet völlig neue Ausblicke auf die weit zurückliegenden anfänglichen Entwicklungsstufen der Sprache.

3. Auch in dieser Beziehung läßt sich in den japhetitischen Sprachen überraschenderweise ein Verhalten von zweierlei Art beobachten, sobald wir mit japhetitischen Sprachen entwickelteren Typs zu tun haben aus einer späteren Epoche der Urzeit. Auch hier wurde die überkommene überlebte Technik, z. B. in den Zeitworten, von der Art und Weise zu denken, bestimmt. Im Grusinischen geht alles vom Zeitwort aus, das Zeitwort ist gleichsam der älteste Redeteil, aber gleichzeitig kann man im Grusinischen jeden Nomen, jedes Wort, sogar das Bindewort, konjugieren, als gäbe es keine besondere Kategorie des Zeitworts. Und tatsächlich deckt die Paläontologie der japhetitischen Sprachen auf, daß es im Anfang nur Nomina gab. Wenn wir uns den entsprechenden Teilen der Bibel zuwenden als einem folkloristischen Material, einer lebendigen Vorzeit, welche Geschichte in Sage verwandelt enthalten, aber nur im alten Testament, so können wir in ihnen eine im Grunde richtige Volksüberlieferung anerkennen über jenen vorgeschichtlichen Zustand der Sprache, der sich jetzt der japhetitischen Sprachwissenschaft eröffnet, wenn wir lesen: (1. Buch Mosis 2, 20) „Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen." Mit einem Wort, es gab eine Zeit, eine langdauernde Periode, viele Epochen, da es keine besondere Kategorie der Zeitworte gab, es gab Namen, die Namen, die in der Folge in der Grammatik bekannt wurden unter der Bezeichnung Substantive und Adjektive, die sich früher auch nicht voneinander unterschieden, da es ursprünglich früher in Wirklichkeit nur Namen gab, die mit gegenständlichen Vorstellungen verbunden waren, sozusagen Zeichen, die eine Vorstellung, ein Bild von einem Gegenstand gaben und über seinen Begriff, über seine Zusammensetzung und seine Tätigkeit oder seinen Zustand nichts aussagten.

Tätigkeit und Zustand dieser Gegenstände konnten sich nur bei Zusammenstellung von Worten offenbaren, bei ihrer Stellung an einen bestimmten Platz, die die Form der Worte durchaus nicht berührte, die demnach dieselben Namen blieben; oder nach Ausarbeitung einer Morphologie konnten diese Tätigkeit oder dieser Zustand dadurch zum Ausdruck kommen, daß die Namen mit morphologischen Elementen ausgerüstet wurden, Kennzeichen der gegenseitigen Beziehungen der Gegenstände, bald mit lose angesetzten Partikeln, bald mit organisch verwachsenen Endungen, Präfixen; aber diese Endungen, diese Präfixe und Suffixe, die Merkmale der gegenseitigen Beziehungen, waren dieselben für Zeitworte, wie für Hauptworte, der Unterschied lag nicht in den Elementen, sondern in den Funktionen; so drückt das pronominale Element „ı" bei den Abchasen im Zeitwort aus, daß ein direktes oder indirektes Objekt oder sonst eine Ergänzung vorhanden ist (dann ist das mit ihm ausgerüstete Wort ein Zeitwort), im Nomen, daß eine Aussage gemacht wird (dann ist das mit ihm versehene Wort ein Hauptwort).

Auf diesem allen Sprachen gemeinsamen vorgeschichtlichen Zustande der Rede beruht es auch, daß in den japhetitischen Sprachen Zeitworte und Nomina gemeinsame Endungen haben; so wird die Mehrzahl in den Zeitworten mit denselben Elementen ausgedrückt wie in den Nomina.

Wenn aber in irgendwelchen Sprachen das Zeitwort den grundlegenden Bestandteil darstellt, von dem alles ausgeht, so ist das natürlich eine spätere Erscheinung. Nirgends fällt die feste Stellung dieses anscheinenden „Erstgeburtsrechts" des Zeitworts so deutlich in die Augen wie in den semitischen Sprachen, wodurch die Möglichkeit eines paläontologischen Einblicks in den vorgeschichtlichen Zustand wesentlich beschnitten wird.

4. Doch für das vorgeschichtliche Denken ist der bloße Besitz eines Nomens ungenügend. Das Nomen muß semantisch bildhaft sein, eine bildhafte Vorstellung von dem Gegenstande geben, um dem vorgeschichtlichen Zustande der Sprache zugerechnet und als dessen Erbe angesehen werden zu können.

Um den Unterschied zwischen dem geschichtlichen und vorgeschichtlichen Charakter der Bedeutungsfähigkeit der Worte, der Semantik, konkreter darzustellen, verweile ich bei einem Beispiel nämlich dem Zeitwort ‚aufgehen' bzw. ‚untergehen'.

Das eine wie das andere weist als Grundlage das Zeitwort ‚gehen' auf, dazu eine bestimmte Ergänzung zur genaueren Bezeichnung der Richtung, der Bewegung ‚aufwärts' (‚auf') oder ‚abwärts' (‚unter-').

Diese Art sich auszudrücken, die sich geschichtlich ausgebildet hat, haben wir gelegentlich auch in den japhetitischen Sprachen, die in einigen Beziehungen den geschichtlichen Zustand der Redeweise indoeuropäischer Sprachen erreicht haben, gleichsam, als wären sie in einen Prozeß der Indoeuropäisierung eingetreten. Nur mit dem Unterschied, daß in den grusinischen Worten „aǧ + mo -svla" ‚aufgehen' und „ɔa-svla" ‚untergehen' buchstäblich ‚abwärtsgehen' die Vorsilben „a" („a + ǧ") ‚aufwärts' und „ɔa" ‚abwärts' sich einer weiteren Analyse unterziehen, sich genetisch bestimmen lassen: „-ɔa" bedeutet nicht einfach ‚abwärts', sondern ‚abwärts unter uns', ‚in die Unterwelt', ‚in den dritten Himmel', oder ‚in die dritte kosmische Welt', ist doch „ɔa" an und für sich das grusinische Wort für ‚Himmel' (→ ‚aufwärts') mit semantischer Differenzierung des Anfangskonsonanten „ɔ" anstatt „ɔ", da „ɔa", wie auch jetzt unser ‚Himmel' nach der Vorstellung des vorgeschichtlichen Menschen den ‚oberen Himmel' bedeuten würde; daraus wird auch die bei den Grusinern vorhandene zweite Bezeichnung dieses ‚Himmels' verständlich: „ze-ɔa", buchstäblich ‚oberer Himmel', „ɔa" aber bedeutet seiner Differenzierung entsprechend ‚unterer Himmel', wobei es in der alten Literatursprache mit einer Zerlegung „ɯɔa" lautete.

Von derselben Art ist die Geschichte der Vorsilbe „a-" ‚aufwärts'* ... Ich weise darauf hin, daß nach dem Bestandteile „mo-" im Zeitwort „aˇ + mo — svla" zu urteilen, das ‚Aufgehen' auf die Welt zu beziehen ist, in der wir uns befinden. Tatsache aber ist, daß, wie

* Die Affrikate -ǧ ist Zeichen der Mehrzahl (→ -q) oder d. Postposition ‚zu', ‚gegen hin' in „a-ǧ".

im Russischen, so im Grusinischen, das Zeitwort zugrunde liegt, der abstrakteste Teil der Rede, während in der Bedeutung, die sich vorgeschichtlich festgesetzt hat, das Zeitwort ‚aufgehen' als eine Ableitung von einem bildhaft empfundenen Gegenstand erscheint, so z. B. von ‚Sonne', ‚Tagesanbruch' → ‚Licht', ‚Strahl'; so bedeutet sogar bei den Armeniern ‚aufgehen' „tag-el", eigentlich ‚ausgestrahlt werden', ‚sich erheben' wie ein ‚Strahl', das ‚Licht', die ‚Sonne', denn „tag"; das ist ‚Strahl' ← ‚Tagesanbruch' „Morgen' „Himmel', ‚Kopf'.

Und es ist natürlich, daß das Zeitwort keinerlei Vorsilbe bedarf, wie auch „el-" die Grundlage des armenischen Zeitwortes „el-an-el" ‚aufgehen', ‚sich erheben', ‚hervorgehen' ← „*hel" $\overline{\sqrt{\ }}$ „sel"* semantisch gleichfalls auf ein Wort zurückgeht mit der Bedeutung, Morgenröte', ‚Sonne', ‚Leuchte', ‚das, was aufgeht oder in die Welt tritt' — „hel-ı" (griech. ἥ-λι-ος), welches seine gesetzmäßigen lautlichen und semantischen Äquivalente in den japhetitischen Sprachen hat.

5. Ich erwähne noch das Vorkommen von Gruppenbedeutungen tatsächlicher und bedingter Art und die strahlenförmig von der Bedeutung eines jeden zu diesen semantischen Gruppen gehörenden Wortes ausgehenden Weiterbildungen, wobei im Mittelpunkt dieser Gruppen Vorstellungen stehen wie ‚Himmel', ‚Hand' und dgl. Besonders wichtig für die Frage der Entstehung der Sprache sind die zahlreichen semantischen Ausstrahlungen von ‚Hand', d. h. der Umstand, daß das eine Wort ‚Hand' ohne jede Veränderung viele Dutzend verschiedenartiger Grundbedeutungen hat**, nicht davon zu reden, daß die ‚Hand' ein Glied des Körpers ist; die Benennungen der Leibesglieder aber fallen, wie sich gezeigt hat, mit kosmischen Ausdrücken zusammen, d. h. der menschliche Leib hat sich in dieser Beziehung in seiner Zusammensetzung als ein Mikrokosmos erwiesen, der „Mensch" aber als Träger der Bezeichnung ‚Himmel'. Als Ergebnis sehen wir, daß die Lautsprache bezüglich ihres Wortbestandes alles in allem aus ein paar Urworten besteht, aus nicht mehr als sieben.

Ich übergehe unter anderem eine der grundlegenden glossogonischen Aufstellungen der japhetitischen Theorie, die von der Kreuzung, ohne welche nicht eine einzige Lautsprache entstehen konnte.

III

Der Raum und auch das Thema gestatten nicht, sich der Wichtigkeit der Fragen entsprechend bei der Bedeutung der Entdeckungen oder richtiger Beobachtungen aufzuhalten, die in den letzten Jahren, in den letzten Monaten gemacht worden sind.

Erstens, und wir haben das schon erwähnt, hat sich die tschuwaschische Sprache als eine japhetitische erwiesen, sowohl nach ihren

* Vergleiche im Tschanischen (Lasischen) „o - sel - u" ‚sich erheben'; daher der bei den Lasen sich auf den Kult beziehende Ausdruck „mo - sel - a", ‚die Zeit des Aufstehens zur Vollziehung des nächtlichen Mahls, 2—3 Stunden vor der Morgendämmerung'.

** N. Marr: „Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element" usw. (S. 25 der russischen Ausgabe.)

Normen, als auch nach ihrem lexikalischen Bestande. In bedeutendem Umfange konnte die Stellung der tschuwaschischen Sprache unter den japhetitischen bestimmt werden. Es wurde nicht nur der Stammesnamen der Tschuwaschen aufgeklärt, der sich, wie gesagt, als eine andere Form des Stammesnamens „Sumer" oder „Iber" erwies, sondern auch der Namen der den Tschuwaschen benachbarten Tscheremissen oder „s,armes", die sich ihrem Namen nach als Sarmaten erwiesen; der Terminus „Iberer" aber, mit denen über die Sumerer die Tschuwaschen ihren Namen nach identifiziert werden, stellte sich heraus als eine besondere, alte Form der Stammesbenennung der Bulgaren, und tatsächlich wurde in dem nichtslawischen bulgarischen Wortschatz iberisches, japhetitisches Sprachgut aufgedeckt; zugleich zeigte sich, daß der Name der Serben abstammt von dem Stammesnamen „Sarmat", einer anderen Form von „Tscheremiss". Somit ergab sich sowohl an der Wolga das paarweise Auftreten der benachbarten Völker der Bulgaren und Sarmaten in Gestalt der verschiedenen Stämmen angehörenden Tschuwaschen und Tscheremissen, wie auch auf dem Balkan in Gestalt der einheitlich slawischen Bulgaren und Serben, was noch mehr die Bedeutung der Frage verschärft, nach den Stämmen der ursprünglichen Bevölkerung Europas, die ihnen ihre Namen hinterlassen haben, und nach den Beziehungen der Japhetiten zu den Slaven, Finnen und Türken.

Zweitens sah ich mich schon vor einem Jahr durch die von mir beobachteten Tatsachen genötigt, in der Akademie der Wissenschaften darüber eine Mitteilung zu machen, daß die indoeuropäischen Sprachen eine Transformation der japhetitischen Sprachen darstellen, daß sie überhaupt nicht die Sprachen irgendeiner besonderen Rasse sind. Die indoeuropäischen Sprachen stellen den historischen Zustand, die japhetitischen den vorhistorischen ein und derselben Sprachen dar. Ein Jahr weiterer Arbeit gestattete, den Stammesursprung der hauptsächlichen Verwandtschaftsbezeichnungen in den indoeuropäischen Sprachen aufzudecken, mit Ausnahme des Terminus ‚Sohn', der auch ein japhetitisches Prototyp hat, aber von einem anderen Volksstamme. Die anderen Bezeichnungen erwiesen sich als im italischen Milieu entstanden: es sind Wortstämme aus den Sprachen der iberischen, etruskischen und italischen Völkerschaften mit abschließender Formung durch den italischen Volksstamm, d. h. als Heimat der indoeuropäischen Sprachen und ihrer ältesten Schicht ist Europa zu bezeichnen, das iberisch-etruskisch-italische Europa. Folglich das Mittelmeergebiet, aus dem weder Nordafrika noch das hetische (hettitische) Asien ausgeschlossen wird.

Ohne jetzt auf die Frage der indoeuropäischen Elemente einzugehen, die in Kleinasien von der hetischen Forschung angeblich aufgedeckt worden sind, ohne hastig im voraus zu entscheiden, ob diese indoeuropäischen Elemente, falls sie wirklich vorhanden, in der Tat dahin aus dem italischen Mittelmeergebiet eingeschleppt worden sind, oder ob sie die ersten Keime des Indoeuropäismus darstellen, die eben dort in der hetitischen-harisch-kleinasiatischen Umwelt zu sprießen begannen, so können wir doch sagen: Es ist klar, daß die Sprachen der Massen auch hier nicht indoeuropäische waren, und

wo auch immer die indoeuropäische Sprache entstanden ist, ihre Träger waren nur eine bestimmte herrschende Klasse, ein herrschender Stand, und mit ihr, mit einer derartigen herrschenden Klasse verbreitete sich allem Anschein nach nicht eine konkrete fertige indoeuropäische Sprache, oder eine gemeinsame Ursprache, die es nie gegeben hat, sondern eine neue typologische Formation der Sprachen, die den Übergang vermittelte von den vorgeschichtlichen, japhetitischen zu den geschichtlichen indoeuropäischen Sprachen. Wohin auch diese neue Sprechweise übertragen wurde von jener herrschenden Klasse nach Asien oder nach den Grenzgebieten Europas, es wurde dort an Ort und Stelle, mit der dortigen Bevölkerung, unter den Bedingungen, wie sie deren vorgeschichtlicher, japhetitischer Stammesbestand bot, die oder jene konkrete, schon völlig indoeuropäische Sprache herausgearbeitet, in Indien das Sanskrit, im iranischen Gebiet das Persische, in Ost- und Nordeuropa die slawischen und germanischen Sprachen, jede Sprache, die russische natürlich nicht ausgeschlossen, in ihrem bestimmten geoethnischen Bezirk, auf dem Wege der Kreuzung mit dem als Überlebsel weiterbestehenden vorgeschichtlichen japhetitischen Sprachen, ganz so wie z. B. die griechische Sprache zu ihrer eigenartigen vollendeten Gestalt ausgearbeitet wurde in ihrem Verbreitungsgebiet, indem ihre Träger sich von den mit ihnen kreuzenden überlebenden Stämmen der vorgeschichtlichen Bevölkerung nicht nur die Sprache aneigneten, sondern auch die Mythen und das Epos. In Westeuropa ging dieser Vorgang zweimal vor sich, das erste Mal in den Grenzen der Apenninenhalbinsel, das zweite Mal in Bezirken, die weiter entfernt lagen vom Entstehungsherde der primären, indoeuropäischen Normen, und wo die vorgeschichtlichen überlebenden Sprachen zahlenmäßig noch überwogen, und eben darum kam es zur Bildung der sogenannten neueren romanischen Sprachen von völlig besonderem Typ, die der archäischen Natur der vorgeschichtlichen Sprache treu blieben, ungeachtet des ungeheuren kulturpolitischen Drucks des römischen Staatswesens. Darum auch findet sich häufig, in der französischen Sprache z. B. auch heute noch, mehr Gemeinsames mit den japhetitischen als mit den alten, indoeuropäischen Sprachen.

Ich schließe diesen Teil mit dem Stammbaum der mit der japhetitischen Sprache als einer vorgeschichtlichen verbundenen Sprachen in der Gestalt, wie er sich vorläufig darstellt, wobei ich nicht mit den Wurzeln beginne, die nach verschiedenen Seiten auseinanderlaufen und sich verflechten mit der wirklichen Ursprache, der Linear- oder Handsprache, die noch keine Lautsprache war; ich beginne vielmehr von oben, allein ohne die Charakteristik des die Entwicklung abschließenden Wipfels, zu dem die Menschheit noch nicht herangewachsen ist; ich beginne mit dem Gipfel, wie er jetzt ist und gehe aus vom vollendeten, indoeuropäischen Typ, der heute den Wipfel des Stammbaumes bildet. Wir geben hier die schematische Erläuterung des beiliegenden Stammbaumes:

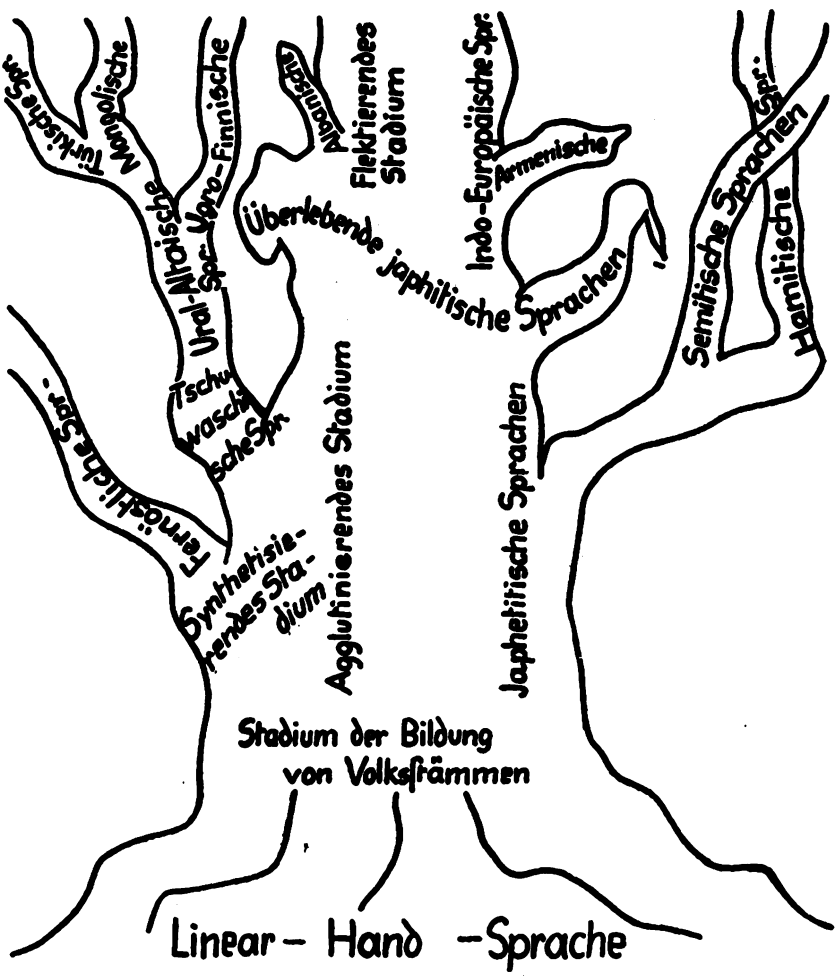
1. Der Wipfel (fehlt): Die allen Menschen gemeinsame Einheitssprache, die theoretisch alle vorangehen-

	den Entwicklungsstadien der Sprache krönen wird.
2. Tiefer:	Der zur Zeit vorhandene Gipfel: Die indoeuropäische Sprachfamilie.
3. Noch tiefer am Stamm, mit Auswüchsen rechts und links:	Die noch überlebenden, seit historischen Zeiten bekannten japhetitischen Sprachen, die auf verschiedenen Stufen der typologischen Entwicklung stehen und auf einem Stadium, das der indoeuropäischen Struktur nahesteht, noch überlebte, vorgeschichtliche Formen der vorangehenden Epochen anschaulich bewahrt haben.
4. Weiter unten rechts:	Ein von der Wachstumsrichtung des Stammes abgewichener, aufs nächste mit den flektierenden Gruppen der japhetitischen Sprachen verwandter Ast: die semitische Sprachenfamilie.
5. Weiter unten links:	Ein hinter dem Wachstum des Stammes zurückgebliebener Ast, die ural-altaische Gruppe von Sprachfamilien, die typologisch den japhetitischen Sprachen mit agglutinierendem Bau nähersteht, darunter den Swanischen (Swanetischen) Mingrelischen, Tschanischen und von den beiden grusinischen der Volkssprache (nicht dem Schriftgrusinischen der alten Literatur); zugleich ist eben hier gleich nach der türkischen Sprachfamilie auf der einen Seite allem Anschein nach der ugro-finnischen Gruppe und der mongolischen ihre Stelle anzuweisen; alle diese Zuweisungen erfolgen auf Grund dessen, was uns die tschuwaschische Sprache gelehrt hat.
6. Tiefer rechts:	Ein Ast, der sich vom Hauptstamm in seiner Wachstumsrichtung abgelöst hat, die hamitische Sprachfamilie; nach Ausscheidung des späteren Einschlags aus den semitischen Sprachen weist sie eine agglutinierende und noch mehr synthetisierende Natur auf, d. h. den Charakter der typologischen Entwicklung jener japhetitischen Sprachen, die sich dem abchasischen Typ anschließen.
7. Noch tiefer links:	Der synthetisierende Zustand der (fernöstlichen und sonstigen) Sprachen, die

unter den japhititischen vertreten sind durch die Sprachen abchasischen Typs.

Unter ihnen die Ursprachen und mit ihnen das Problem der Entstehung der menschlichen Sprache.

Auf diesem Stammbaum muß man 4 Sprachen besondere Plätze anweisen: 1. Zwei Bastardsprachen, oder richtiger in ihrem tiefsten Grund Übergangssprachen vom japhetitischen zum indoeuropäischen Typus, der einen von den beiden Sprachen Armeniens, namentlich der altliterarischen im Kaukasus und der einzigen albanischen auf dem Balkan, und 2. noch zwei Übergangstypen, diesmal vom Japhetismus zum Türkismus, der Volkssprache von den beiden armenischen Sprachen im Kaukasus und dem an der Wolga ganz für sich stehenden Tschuwaschischen, das im Grunde auch keine Bastardsprache ist, sondern ein Übergangstyp, aber Anzeichen aufweist einer unter-



brochenen Kreuzung mit finnischen Sprachen, und das von der Jetztzeit ereilt wurde in einer Periode des Kampfes zweier Prozesse jetzt schon historischer Art, die ihrem Wesen nach gleicherweise imperialistisch-kulturell sind: 1. des direkten Übergangs zur tatarischen Sprache als Ergebnis der Islamisierung durch türkische Völker und 2. der leichten Verdrängung der Muttersprache durch die russische als Ergebnis der Russifikation bei staatlich organisierter Unterstützung des rechtgläubig-christlichen Missionswesens.

Die vorgeschlagene schematische Genealogie sagt überhaupt nichts aus über die lebendige Mechanik dieser Wandlungen der japhetitischen Sprachen selbst und der Absonderungen von ganzen Gruppen und Familien auf jeder ihrer morphologischen Entwicklungsstufen, von Gruppen und Familien, die ihre weitere Vervollkommnung erfahren innerhalb der Grenzen der vom Hauptstamm schon überlebten Formen; die Genealogie sagt nichts aus über die gesellschaftlichen Formen oder die gesellschaftlichen Wege des Entwicklungsprozesses selbst aller dieser Erscheinungen, über die Rolle der herrschenden Organisationen, der schöpferischen menschlichen Vereinigungen, sie sagt nichts über die Typen der herrschenden Klassen vorgeschichtlicher Art, die alle Arten der Magie in ihren Händen vereinigt hielten, und zu deren Mittel der Herrschaft auch die Beherrschung der Lautsprache gehörte, die damals noch magische Bedeutung hatte. Im Zusammenhang hiermit wird auch das Wesentlichste im Leben der Sprachen nicht erwähnt, nämlich die Verbindung ihrer Entwicklung mit bestimmten sozialen, wirtschaftlichen Gruppierungen, die den Gruppierungen nach Stämmen, Ständen, Klassen zugrunde liegen. Es entschwindet die Möglichkeit, von ganzen Volkssprachen in der Vergangenheit zu reden. Neben Sprachgruppen, die sich durch diachronische Merkmale voneinander unterscheiden und deren jede einen besonderen, chronologisch früher oder später auftretenden Typ hat, sind typologisch verschiedene Sprachen bei einem und demselben nationalen Gebilde zu beobachten. Z. B. haben die Armenier zwei Sprachen; die eine — die alte literarische Sprache — ist eine flektierende, die zweite — die einst sogenannte armenische Vulgärsprache, jetzt seit dem Mittelalter auch Literatursprache — ist eine agglutinierende Sprache. Es ergibt sich, daß die Sprache der alten Literatur ihrem Typ nach neuer ist als die zeitgenössische Literatursprache, überhaupt als die jetzige Sprache, wie sie sich im Gebrauch der Masse erhalten hat, und das ist ganz natürlich, da die Sprache der alten Literatur eine feudale Standessprache war, die mit diesem Stande zugleich ausgestorben ist; die heute lebende Sprache dagegen ist die Sprache einer älteren Bevölkerung, die sich in alter Zeit aus der Sprache eines Stammes in die eines Standes verwandelt hat, freilich eines niedriger stehenden Standes, in die Sprache der versklavten, sozialen Schicht. Nur in dem Maße, wie die Feudalen mit ihrer Sprache ausstarben, trat die unterdrückte Klasse mit ihrer bis dahin sogenannten plebeischen oder vulgären Sprache hervor, und erst im 19. Jahrhundert ging sie völlig über zum Gebrauch ihrer Klassensprache, die damals eine Stammessprache gewesen war, als Literatursprache.

Die angezogene Erscheinung läßt sich auch in Grusien beobachten. Auch hier verdrängt die archaische, agglutinierende Sprache der zeitgenössischen Bevölkerung die typologisch vollkommenere Sprache der Feudalen Altgrusiens. In diesem Kampfe hat entscheidende Bedeutung der Sieg des Christentums über das Heidentum in der Literatur. Es ist derselbe Vorgang, den wir bei der Entstehung der Literatur in den sogenannten neueren Sprachen Europas beobachten.

Aber nicht allein im Kaukasus haben wir Gelegenheit, den Vorgang der Bildung verschiedener Sprachen zu verfolgen in seiner engen Verbindung mit der Entwicklung der Gesellschaft, mit deren Werden und deren Zersetzung: Stammesbenennungen, Ausdrücke der sprachlichen Klassifizierung werden durch die Bank gebraucht als Bezeichnung von Ständen, ganz so, wie auf der Apenninenhalbinsel das Wort „Plebeer", das eigentlich einen Pelasger oder, was dasselbe ist, einen Etrusker bedeutet, gewöhnlich nur als soziale Bezeichnung verstanden wird. Aber weder in Armenien noch auf der Apenninenhalbinsel noch überhaupt irgendwo in Europa gab es im Altertum eine andere nationale Sprache und hätte es eine geben können als eine soziale Sprache, eine Klassensprache. Mit einem Wort, es ist unwissenschaftlich und entbehrt des realen Bodens, wenn man an die eine oder andere Sprache einer sogenannten nationalen Kultur herantritt als an die von der Masse gebrauchte Muttersprache der gesamten Bevölkerung; die nationale Sprache als eine von Ständen und Klassen unabhängige Erscheinung ist vorerst noch Fiktion. Damit nicht genug. Wie die Stände in den ersten Entwicklungsperioden aus Stämmen hervorgehen, oder eigentlich aus Stammesbildungen, die selbst keineswegs einfacher Art sind, hervorgehen auf dem Wege der Kreuzung, so sind auch die konkreten Sprachen der Stämme und erst recht der Nationen, gekreuzte Sprachtypen, Sprachtypen, hervorgegangen aus der Kreuzung einfacher Elemente, durch deren jeweilig verschiedenartige Vereinigung auch jede beliebige Sprache gebildet worden ist. Die paläontologische Analyse der menschlichen Sprache geht nicht über die Bestimmung dieser Stammeselemente hinaus, aber auf sie führt entschieden und bestimmt die japhetitische Theorie, so daß die Frage der Entstehung der Sprachen sich zurückführen läßt auf die Frage der Entstehung dieser Elemente, die nichts anderes darstellen als Stammesnamen. Mit Sicherheit läßt sich die beschränkte Zahl der ursprünglichen Stammesbezeichnungen feststellen, es sind ihrer fünf bis sieben: vielleicht wäre es genauer, zu sagen, sieben bis fünf. Auf jeden Fall ist im weiteren in den japhetitischen Sprachen die Tendenz bemerkbar, die Zahl der zugrunde liegenden Stämme auf drei zurückzuführen. Das geht so vor sich, daß allmählich von Haus aus verschiedene Lautkomplexe sich so aneinander anpassen, daß einige von ihnen Paare bilden, die den Schein erwecken, als seien sie gesetzmäßige phonetische Abarten eines und desselben Namens. Doch wenn wir sogar bei einer ursprünglichen Anzahl von ausgerechnet fünf Stammesnamen bleiben, so erhebt sich naturgemäß die Frage, warum gerade fünf? Ist diese Zahl wirklich ursprünglich? Natürlich nicht, aber die japhetitische Sprachwissenschaft führt uns auf diese ursprüngliche Fünfzahl der Sprachen

oder richtiger der Worte unter dem Drucke der tatsächlichen Daten, die die Beobachtung der japhetitischen Sprachen selbst ergibt, die uns zu der Behauptung nötigen, daß die Lautsprache erst von diesem Augenblick an sich zu entwickeln beginnt. Warum aber fünf und in der Folge sieben Grundstämme herausgearbeitet werden und nicht mehr oder weniger Stammesnamen, warum fünf Urelemente der menschlichen Sprache, das sagen uns unsere Materialien nicht, und unsere Methoden erlauben uns hier nicht, irgend etwas auszusagen, was sich mit Tatsachen begründen ließe. Folglich behandeln wir die Frage des Ursprungs der Sprache, ohne irgendwie darauf Anspruch zu erheben, daß wir damit den Anfang der Anfänge aufdecken. Es handelt sich hier nur um die Erörterung des Ursprungs und der Bildung der Lautsprache innerhalb der Grenzen, wie sie gegenwärtig die japhetitische Theorie steckt.

IV

An die Frage nach dem Ursprung der Sprache, insonderheit der Lautsprache der Menschheit, treten wir vor allem heran ausgehend von der Rolle der Wörter als Träger der einen oder anderen Bedeutung. Die lautliche und überhaupt die formale Seite ist Technik; sie bestimmt die oder jene Praxis, am allerwenigsten bestimmt sie den Ursprung. Ich hatte schon Gelegenheit, in einer gedruckt vorliegenden Arbeit besonders hinzuweisen auf den einzig dastehenden Vorzug der japhetitischen Sprachwissenschaft auf dem Gebiete der Semantik, der Bedeutung der Wörter.* Die indoeuropäische Semantik ist anachronistisch begründet auf Vorstellungen, die erwachsen sind in unserem heutigen Milieu oder in dem des geschichtlichen Altertums, sie beruht nicht selten auf Auslegungen kulturgeschichtlicher Natur, die man erhalten hat vermittelst abstrakter logischer Konstruktionen, die dem primitiven Menschen unzugänglich und geradeswegs fremd sind. Daß die japhetitische Sprachwissenschaft auf dem rechten Wege ist, in dieser Überzeugung werden wir sehr bestärkt angesichts der Beobachtung, daß die Theorie uns aufdeckt, daß „die Semantik wie die Morphologie erwächst auf dem Boden der jeweiligen menschlichen Gesellschaft, ihrer wirtschaftlich bestimmten sozialen Bedingungen, die häufig nichts gemein haben weder mit unseren theoretischen Konstruktionen, die sich im Grunde als Luftschlösser erweisen, noch mit unseren reell-materiellen Empfindungen, die wir anachronistisch auf das gesellschaftliche Denken des vorgeschichtlichen Menschen übertragen".* Ein derartiger wissenschaftlicher Anachronismus ist um nichts besser als das Verhalten gläubiger und gelehrter Theologen, die ihre jetzigen Vorstellungen von Gott auf die Urmenschheit übertragen, ja sogar einen der Gottesbeweise darin sehen, daß Gott eben immer im Bewußtsein des Menschen gelebt habe. Eine Entstehung der Sprache außerhalb einer so oder anders aufgebauten Gesellschaft hat es nicht gegeben, so wenig als die Wörter

* N. Marr: „Über die japhetitische Theorie." Nowiy Wostok, H. 5, S. 337, Separatabzug, S. 35. (Russisch).

* „Nowiy Wostok", H. 5, S. 337.

eine andere Bedeutung haben außer der, die geboren ist aus der Struktur der Gesellschaft, die ihrerseits das Erzeugnis ist eines bestimmten wirtschaftlichen Lebens, geboren ist aus der aus dieser Struktur entspringenden Weltanschauung.

Das menschliche Gesellschaftswesen entstand ja erst allmählich. Es bestand nicht vom ersten Anfang an. Allerdings findet man Keime einer Sprache auch bei Tieren. Ein Grundirrtum ist aber hier das unterschiedslose Zusammenwerfen der Sprache der Tiere und der — sei es auch im uranfänglichen Entwicklungsstadium begriffenen — menschlichen Sprache, die wir sprechen, d. h. alle Völker, von der zivilisiertesten angefangen bis zu den sogenannten wilden Volksstämmen. Die Sprache der Tiere ist im Grunde eine unwillkürliche, mit den von der Natur gegebenen Mitteln hervorgebrachte Wiedergabe der sinnlichen Wahrnehmung der Welt, im besten Falle ist sie eine Lautäußerung, die ins Gebiet der reellen oder bedingten Reflexe gehört, vielleicht auch im Empfinden der Tiere eine Lautnachahmung. Dagegen müssen wir von allem Anfang an ganz entschieden die einen sehr schweren Irrtum darstellende Anschauung ablehnen, als habe bei der Entstehung und Bildung der Sprache die Lautnachahmung irgendeine Rolle gespielt. Umsonst bestreiten in dieser Beziehung die Indoeuropäisten die Aufstellungen des Psychologen Wundt. Die Tatsache ist aber die, daß zur Zeit der Entstehung der Sprache der Mensch überhaupt nicht über eine solche Anzahl von Wörtern verfügte, daß er sie hätte verschwenden können, um mit Hilfe bewußter Lautnachahmung die oder jene Erscheinung darzustellen. Die Erscheinung selbst, daß viele Wörter lautnachahmender Natur sind, wird von uns keineswegs bestritten, aber sie ist das Ergebnis der späteren Entwicklung in der Auffassung dieses oder jenes Wortes, das als lautnachahmend nur empfunden wird, weil der Sprechende gewohnt ist, das gegebene Wort mit einem bestimmten Gegenstand zu verbinden, zu dessen natürlichem Gehaben tatsächlich Lautäußerungen gehören. So finden wir z. B. zum Ausdruck der Laute, die das Pferd mit Maul und Nüstern ausstößt, bei den Russen das Wort „rjaty", bei den Grusiern „ḳvi-ḳvin-i" (deutsch ‚Wiehern'). Natürlich erscheint dem Russen sein „rjanye" ebenso lautnachahmend wie dem Grusier sein „ḳui-ḳvin", und das ist völlig verständlich, da der eine wie der andere mit den betreffenden Ausdrücken unvermeidlich bestimmte Laute assoziiert. Die genannten Bezeichnungen aber sind, wie die Paläontologie der japhetitischen Sprachwissenschaft entdeckt hat, gar nicht entstanden aus einem Gleichklang mit den Tönen des ‚Gewiehers', sondern weil das ‚Wiehern' eine natürliche Eigenschaft des ‚Pferdes' ist, sein charakteristisches Kennzeichen. Es verhält sich damit folgendermaßen: „ḳvi-ḳvin" ist eine Verdoppelung des Stammes „qvin" aus der Urform „*ḳun" ← „*qon", die, wie bekannt, eine Formabweichung ist von „hon-e" → „hun-e", die ‚Pferd' bedeutet (russ. „Kony"). Das russische „rjaty" aber stellt ein Zeitwort dar, das abgeleitet ist von dem Stamme „rj", einer noch auf japhetitischem Boden zusammengezogenen Form des Wortes „ruj" — „roj" einer älteren Formabweichung des Stammes „lom", des Wortes „lomady" (russ. = ‚Pferd'). Wir sind jetzt ausgezeichnet darüber

unterrichtet, daß das grusinische „hune" und das den Russen von den Japhetiten vererbte „лошь" || „*roj", Bezeichnungen von Volksstämmen sind, in bestimmten Fällen auch von Totems, das erste eine Bezeichnung der Ionier, das zweite der Etrusker. Folglich liefern das grusinische und das russische Wort für ‚Wiehern' natürlich eine Vorstellung von den Tönen des ‚Gewiehers', geben aber selbst ihrer Entstehung nach keine Töne wieder, sind nicht im geringsten lautnachahmend, sondern bestimmen das ‚Wiehern' als eine (bzw. die) Tätigkeit des Pferdes oder ‚Rosses'. Buchstäblich bedeuten sie — man verzeihe mir diesen Barbarismus — ‚pferden' oder ‚rossen'. Ebenso ist die Geschichte des abchasischen „a-kir + kir-ra" ‚Wiehern', des armenischen „qir-qind" id., des baskischen „ı rhin-sir-ı" und „samarı-kına" ‚Wiehern'. Die Sache ist die, daß jedes Wort der menschlichen Lautsprache von Haus aus eine bewußte Betätigung darstellt und nicht eine unwillkürliche oder Affekthandlung. Die Sprache der Tiere bedient sich in ihrem keimhaften Zustande der von der Natur gegebenen affektiven Mittel, bei den einen, z. B. bei den Vögeln, der Töne, bei anderen, wie den Ameisen, der Bewegungen. Die lautlichen Mittel der Vögel sind riesig als Mittel des Gesangs, aber es sind unwillkürliche Laute, nicht Sprachlaute. Die Sprache hat es nicht zu tun mit einem bloßen Laut, sondern mit einem Phonem, einem von der Menschheit ausgearbeiteten artikulierten Laut, der begleitet wird von der Arbeit des Gehirnapparates, der früher zu demselben Zweck auf die Hand wirkte, die Sprache hat es zu tun mit einem Laut, der vom Denken geleitet wird, wie von ihm zuvor die Bewegung der Hand geleitet wurde, die Geste, und die Mimik der Linearsprache. Die Ameise ihrerseits verfügt bei ihren Bewegungen über kein besonders technisch angepaßtes Werkzeug. Es bewegt sich hier der ganze Körper. Die tierische Lautsprache kann dem späteren künstlerischen Schaffen des Menschen auf dem Gebiete der Töne zugrunde liegen, dem Gesang, der Musik, die Zitterbewegungen des Körpers aber mögen Grundlage des linearen künstlerischen Schaffens sein, des Tanzes usw. Aber weder der eine noch der andere Weg führte zur menschlichen Sprache.

Möglich, daß Menschenaffen in ihrer Eigenschaft als zoologische Typen, die ein Gesellschaftswesen noch nicht entwickelt haben, diese spontane oder Affektsprache zur Verfügung hatten, die hervorgegangen war aus ihren physischen Gaben und Bedürfnissen. Aber die sprachlichen Möglichkeiten des Menschen auf dieser Entwicklungsstufe scheiden wir von der Beurteilung aus; wir scheiden sie indes nicht aus, weil wir über ein derartiges Beobachtungsmaterial am Menschen noch nicht verfügen. Man kann diese tierische Sprache der noch nicht zu wahren Menschen gewordenen menschlichen Individuen rekonstruieren auf Grund von Beobachtung an Tieren, von denen sich damals jenes Wesen von Menschengestalt — wenn überhaupt ein Unterschied bestand — nicht durch überlegene Eigenschaften abhob, sondern durch verhältnismäßige Unvollkommenheiten. Kann der Mensch vermöge seiner natürlichen Gaben wetteifern im Gesange mit der Nachtigall, überhaupt mit den Vögeln in Freiheit, und Schnelligkeit der Bewegung, im Laufe gar mit dem

Hirsche, mit dem Pferde, dem Kamele usw., an Stärke mit dem Löwen, dem Bären usw. Man möchte glauben, der Mensch sei absichtlich als ein Wesen in die Welt gesetzt worden, das, körperlich unfähig zur Selbstverteidigung, dazu geschaffen ist, mit selbsterfundenen Kunstgriffen und Kunstmitteln den Kampf ums Dasein zu kämpfen. Es liegt auf der Hand, daß die Not und eben die Not den Menschen gezwungen hat, einen Ersatz für seine physischen Mängel zu suchen in der Entwicklung der Arbeitsmethoden und Kunstgriffe, in der Schaffung künstlicher Werkzeuge, vor allem in der immer weiter getriebenen Zusammenfassung der gesellschaftlichen Kräfte, in der Organisation kollektiver Arbeit; mit alledem organisch verbunden sind das verstärkte Bedürfnis nach der Sprache und die unvermeidliche Arbeit an deren Schöpfung. Die angeborene, physisch von Anfang an gegebene Lautsprache ist eine ebensolche Fiktion wie die Schöpfung der Sprache durch Gott, der nach der naiven biblischen Darstellung den Menschen mit den notwendigen Wörtern versehen hat, oder was sonst dergleichen behauptet worden ist. Übrigens ist auch nach der Bibel als unmittelbarer Schöpfer der Sprache der Mensch selbst anzusehen.

Wir schließen aber auch die von der Natur gegebene tierische Lautsprache von der Erörterung aus, weil die menschliche Rede ihrem Wesen nach anderer Art ist; sie nimmt ihren Ursprung nicht aus der Technik der Lauterzeugung. Die erste menschliche Sprache ist keine Lautsprache. Sie war nicht nur keine Lautsprache, sondern konnte auch keine sein, da die Urmenschheit die Umwelt in Bildern erfaßte und empfand, zu deren Weitergabe Laute auch in dem Falle nicht getaugt hätten, wenn sie zur Verfügung der Menschen gestanden hätten; indessen waren die Laute noch nicht einer derartigen Aufgabe angepaßt. Aus dem anatomischen Bau der paläolitischen Kiefer schließen die Gelehrten, daß deren Besitzer noch im ersten Anfang der Ausarbeitung der Zunge (bzw. der Sprache) begriffen waren. Allein die Fachleute haben sich etwas übereilt, als sie den Menschen der ersten Epochen die Technik der darstellenden Kunst und die künstlerische Wiedergabe von Vorbildern in Linien zuschrieben. Den Menschen, der noch nicht sprach, waren die Gelehrten bereit, realistisch ausgeführte Bilder zuzusprechen. In neuester Zeit kommt man auch in der Ethnologie zu dem Gedanken, daß die Lautsprache eine bestimmte materielle Vorbereitung fordert. Tatsächlich war der Urmensch, der keine artikulierte Lautsprache beherrschte, froh, wenn er irgendwie auf einen Gegenstand hinweisen oder ihn vorzeigen konnte, und dazu verfügte er über eine besonders diesem Behufe angepaßtes Werkzeug, über die Hand, die den Menschen so sehr von der übrigen Tierwelt auszeichnet. Auch heutzutage bedienen sich die sogenannten wilden Völkerstämme diesbezüglich der Hand; ein Stamm z. B. drückt mit Hilfe der Hand 18 Begriffe aus, aber die Erforschung einiger dieser Völker, die von den Fachmännern angeführt werden, enthüllt, daß das Denken dieser „Wilden" durchaus nicht ein urzuständliches ist. Umgekehrt ist für die Geschichte der Entstehung der Sprache wichtiger die Tatsache, daß in den japhetitischen Sprachen viele Dutzende von Wörtern mit Hilfe des Stammes des Wortes

‚Hand' ausgedrückt werden. Nicht weniger wichtig ist, daß der Begriff ‚zeigen' vom Begriff ‚Hand' abgeleitet ist; so z. B. grusinisch „ϑu + en — eba" ‚zeigen' von „ϑu" ↖ „ɯu" ‚Hand'. Allerdings vor der Entstehung der artikulierten Lautsprache, die alle Errungenschaften der Linearsprache mit Hilfe der Hand als Erbe übernommen hätte, die Hand oder richtiger die Hände waren das von der Natur verliehene Werkzeug, das der Sprache nach unseren Ausdruck gab: Die Hand oder die Hände waren die Zunge des Menschen. Handbewegungen, Mienenspiel und in einigen Fällen überhaupt Körperbewegungen erschöpften die Mittel sprachlichen Schaffens. Das dauerte so lange, daß auch nach Entstehung der artikulierten Lautsprache die vorgeschichtlichen Menschen kein angemessenes Wort hatten zum Ausdruck von ‚sprechen'. Eigentlich gab es sogar in der ethnischen Epoche der vorgeschichtlichen Periode keinen allgemeinen Begriff ‚sprechen'. Von der oder jenen konkreten Sprache, von der sumerischen, skythischen, iberischen, etruskischen bzw. rasenischen, von der italischen oder jonischen Sprache konnte man sagen, was das sei, ‚etruskisch sprechen' oder ‚rasenisch', ‚italisch', ‚jonisch' usw.; das drückte man aus mit Hilfe der Bildung von Zeitworten aus den entsprechenden Stammesbezeichnungen, wie etwa ‚iberen', ‚etruskern' oder ‚rasenen', ‚italern', ‚joniern' usw. In bezug auf einen Menschen bedeutete das: ‚Er spricht jeweils wie ein Mensch des gegebenen Stammes', insoweit Stamm und Individuum ein und denselben Namen trugen; dabei verstand man Bildungen wie: ‚er joniert' und ‚dieser etruskert' gleichermaßen im Sinne von ‚sprechen', solange man sie auf Menschen anwandte, indem man mit jeder dieser Bildungen nur die Sprache des entsprechenden Stammesmilieus bezeichnete; man verstand diese selben Worte aber im Sinne von ‚wiehern', sobald von einem Pferd des gegebenen völkischen Gebildes die Rede war; aber ein sich auf das gesamte Menschengeschlecht beziehender Begriff des ‚Sprechens' überhaupt bestand nicht; ebensowenig wurde, das ist aus der angezeigten Sachlage zu entnehmen, der Versuch gemacht, und er konnte auch gar nicht unternommen werden, im Terminus ‚Sprechen' die Technik der Sprache auszudrücken.

Daher muß man es natürlich als mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmend ansehen, wenn in dem zweifellos vorgeschichtlichen archaistischen grusinischen Ausdruck „pır-metkvel-ı" man einen Hinweis fand auf die vorgeschichtliche Auffassung der Technik der gegenseitigen Verständigung und der Entstehung der Sprache selbst. Auf grusinisch heißt ‚sprechend', ‚der Sprechende' „pır-metkvel-ı" ‚spricht' — „ıtkv-ıs", allein der Stamm „tku (→ ϑqu) ← tku ↘ sku", bzw. die hieraus entnommenen aus drei Konsonanten bestehenden „t k w" haben viele andere Bedeutungen, die der Ausdruck eigentlich bedeutet ‚(er) skytet' (← ‚er menscht auf skythisch'), genau so, wie russisch ‚rjot oder rjyot' (wiehert) bedeutet ‚pferdet' (← 'etruskert' oder ‚rasent'). Jedoch ist es paläontologisch wichtig, zu bemerken, daß das Grusinische die Bedeutung dieses Zeitwortes im Sinne einer sprachlichen Betätigung genauer festlegt durch Hinzu-

fügung des Wortes „pır", das übrigens nicht nur, ‚Mund', ‚Lippen' bedeutet, sondern ‚Gesicht'; darum ist grusinisch „pır-metkvel-ı", ‚sprechend' wörtlich ‚mit den Lippen skythend' oder ‚mit dem Gesicht'; dagegen bedeutet ‚nicht redend', ‚wortlos' „pır-ut-ku-ı" wörtlich ‚mit den Lippen nicht skythend" bzw. ‚mit dem Gesicht', so daß man bei dem grusinischen Ausdruck durchaus nicht darauf bestehen kann, daß nur die Lautsprache, die Zungensprache gemeint sei und nicht die lineäre, mimische, die Gesichtssprache bzw. die in derer weiteren Entwicklung durch Gesten weiter vervollkommnete Sprache die Handsprache. Und tatsächlich ging die Art und Weise, wie die Bilder der Handsprache miteinander verbunden sind, auf die Lautsprache über; dies hat sich sogar in den uns zugänglichen japhetitischen Sprachen erhalten. So könnte man z. B. denken, daß aus dem Zeitwort ‚nennen', ‚benennen' das Wort für ‚Name' hervorgeht; in Wirklichkeit hat sich gezeigt, daß das Wort für ‚Name' in seiner Eigenschaft als ‚Bezeichnung', ‚Hinweis' von dem Worte für ‚Hand' stammt, als den ‚hinweisenden' Körperteil; im Grusinischen z. B. bedeutet eine Form des Zeitwortes „toda", das von „tod-" (→ „tot"), ‚Hand', ‚Pfote' abstammt, die Form „u-toda" gleichzeitig: ‚streckte ihm entgegen, ‚reichte ihm dar' und: ‚nannte ihn', eigentlich ‚zeigte auf ihn', wörtlich: ‚(tat) mit der Hand nach ihm' (das letztere ist paläontologisch betrachtet gleichsam ein fossiles Überbleibsel der Linear- oder Handsprache, das sich in der Lautsprache erhalten hat).

Die Handsprache ist jedoch bei weitem nicht eine Sprache, die außerhalb des Gebietes des bewußten Reflexes bleibt, sie ist keine Sprache, die zur Gänze inneren physischen Impulsen unwillkürlich entspringt. Die Handsprache hat zwei Voraussetzungen, die miteinander verbunden sind: eine technische, daß der regulierende Hirnapparat entwickelt sein muß, und eine ideologische, daß ein, sei es auch primitives Gesellschaftsleben, bestehen muß und dessen Widerspiegelung in Bildern, die mit der Hand bezeichnet werden, wobei die linearen Ausdrucksmittel des Gesichtes, die Mimik ergänzend mithelfen.

Die Handsprache gab nicht nur die Möglichkeit, seine Gedanken und bildhaften Begriffe zum Ausdruck zu bringen und sich mit der Gesamtheit ins Benehmen zu setzen, sondern auch die Vorstellungen zu entwickeln als Mittel zur Verständigung sowohl mit einem fremden wie auch mit dem eigenen Stamm und hernach auch mit dessen einzelnen Gliedern unter den Umständen, wie sie die intimen Bedürfnisse des persönlichen Lebens mit sich bringen, das damals noch nicht vom Leben der Gesamtheit losgelöst war.

Bis zu welcher Stufe der Vollkommenheit in der gegenseitigen Verständigung und im Reichtum der Sprache man es mit der Handsprache bringen kann, darüber kann man an der Hand folgender Beispiele beurteilen.

In Australien ist beim Stamme der „Warramunga" ‚den Witwen' manchmal ganze 12 Monate verboten, zu sprechen, und in dieser Zeit verständigen sie sich mit den anderen ausschließlich mit Hilfe der Zeichensprache. Die Witwen werden so geschickt in dieser

Sprache, daß sie es vorziehen, von ihr an Stelle der Lautsprache auch ohne Not Gebrauch zu machen. Nicht selten herrscht vollständiges Schweigen in der Versammlung der Frauen auf dem Felde, und doch besprechen sie sich sehr lebhaft mit Hilfe der Finger oder richtiger der Hände und Arme (de leurs mains et de leurs bras); viele Sprachzeichen bestehen darin, daß die sich Unterhaltenden die Hände und vielleicht auch die Ellbogen in bestimmte aufeinanderfogende wechselnde Lagen bringen. Sie sprechen auf diese Weise schnell, und es ist sehr schwer, ihnen diese Handbewegungen nachzumachen."*

Das Sprechen mit Hilfe der Hand und der Mimik ist über ganz Südamerika verbreitet. Indianer verschiedener Stämme verstehen einander nicht, wenn sie ihre Lautsprache benutzen, und sie sind zur Verständigung auf die Zeichensprache angewiesen.** Endlich wurde in Nordamerika die Zeichensprache allenthalben verwandt.*** Ein Erforscher Amerikas schreibt: „Man könnte eine große Grammatik der Zeichensprache schreiben ... Den Reichtum der Sprache kann man danach beurteilen, daß zwei Indianer verschiedenen Stammes, von denen keiner die Lautsprache des anderen versteht, einen halben Tag mit Reden und Plaudern verbringen können, indem sie einander allerlei Geschichten mit Hilfe von Finger-, Kopf- und Beinbewegungen erzählen."

Lévy-Bruhl verweist auf eine Arbeit des amerikanischen Gelehrten Cushing über die gegenseitige Einwirkung der Hand- und Lautsprache, in der der Verfasser neben der Handsprache den kühnen, aber vielsagenden Ausdruck „Handvorstellungen" einführt.**** Gestützt auf diese Arbeit hebt Lévy-Bruhl die äußerst wichtige Tatsache hervor, daß Zeichensprache und Lautsprache gleichzeitig vorkommen.*****

Allein, wenn wir auch gern uns dem Urteil anschließen, daß die Handsprache der jetzigen primitiven Stämme von großer Wichtigkeit ist für das Verständnis des Urwesens der Lautsprache, so können wir uns keineswegs damit einverstanden erklären, daß die heute zu beobachtenden technischen Verfahren der Handsprache und des „Handdenkens" etwa ohne vorausgehende paläontologische Reinigung von den später hinzugekommenen Zügen und Besonderheiten ausgenützt werden könnten zur Aufklärung der Frage nach dem Ursprung der Lautsprache, gleichsam als ständen diese Sprachen der zu unserer Zeit lebenden Primitiven wirklich auf der Entwicklungsstufe der menschlichen Sprache jener vorgeschichtlichen Epochen, da die Lautsprache noch nirgends im Entstehen war. Die Ausgrabungen — es sei dieses Wort gestattet —, die Ausgrabungen in den völlig entwickelten japhetitischen Sprachen führen uns auf Schichten der menschlichen Sprache, die noch älteren Zeiten entsprechen und deren Primitivität noch besser erhalten ist. Es genügt der Hinweis, daß Lévy-Bruhl die ihn überraschenden Züge im Zeitworte für ‚gehen' einer lebenden primitiven Sprache anführt, während die japhetitische

* Lévy-Bruhl, S. 176. (Übersetzt nach dem Russischen.)
** Ebenda S. 177—178.
*** Ebenda S. 175.
**** Ebenda S. 178.
***** Ebenda S. 179.

Sprachwissenschaft dokumentarisch feststellt, daß es in der tatsächlich primitiven Sprache eine besondere Kategorie der Zeitworte überhaupt nicht gab; aber auch dann, als die Zeitworte entstanden, gab es kein besonderes Zeitwort für den Begriff ‚gehen'. Es gab lautliche Symbole für den Ausdruck des ‚Seins bei irgendeinem Gegenstand', eigentlich der ‚Beherrschung desselben', die unbedingt verbunden waren mit einem Hinweis auf den Bestimmungsort, wohin man sich jeweils den Gang gerichtet zu denken hatte, da es unmöglich war, zum Ausdruck zu bringen, daß irgend jemand überhaupt ‚geht', sondern man mußte unfehlbar zugleich sagen: ‚nach der oder jener Seite'.

So reich die Handsprache auch sein möchte (und es allem Anschein nach war), so verfügte sie doch nicht über die Mittel, die Fülle der neuen Vorstellungen und Begriffe auszudrücken, die mit der Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens auftauchten, mit der Entstehung neuer, bis dahin noch unbekannter Denkformen, unter der Einwirkung der neuen Formen des Wirtschaftslebens. Es genügt, zu sagen, daß man sich der Handsprache nur bei Licht bedienen konnte, sie war eine Sprache vorzugsweise des Tages, im nächtlichen Dunkel ließ sie den Menschen, der einzig auf die Mittel angewiesen war, wie sie dem Tiere zur Verfügung stehen, in einer hilflosen Lage. Muß man erst beweisen, daß eine Gesellschaft, die auf einer „natürlichen" Wirtschaft beruhte, auf der Versorgung mit in der Natur fertig vorgefundenen Nahrungsmitteln und auf deren Erwerb mit Hilfe der von der Natur ebenfalls schon fertig gelieferten Werkzeuge, der Hände, muß man beweisen, daß eine solche Gesellschaft keineswegs dem Menschen die Fähigkeit verleihen konnte zur Schaffung einer derartig verwickelten Einrichtung zur gegenseitigen Verständigung, wie es die Lautsprache ist, daß sie es nicht konnte, weil es sich darum handelte, die Möglichkeit zu begründen, aus dem von der Natur gegebenen Material ein den gesellschaftlichen schöpferischen Fertigkeiten angepaßtes Werkzeug für den Ausdruck seiner Gedanken zu schaffen, während das von der Natur gegebene lautliche Material sich beschränkte auf einen einzigen primitiven, den gegebenen Stämmen eigenen Komplex. Die Paläontologie der japhetitischen Sprachen stellt ein für allemal fest, daß im Anfang ein primitiver Volksstamm nur einen einzigen derartigen lautlichen Komplex besaß. Die Wiederholung des Lautkomplexes war ein magisches Mittel, das sich auch noch in der Gesellschaft mit vollkommener Lautsprache erhalten hat: in dieser Gesellschaft ist dieselbe Erscheinung auf dem entsprechenden Gebiete der Sprache, dem religiösen, zu beobachten in Gestalt der Wiederholung eines und desselben Gedankens, eines und desselben Ausdrucks nicht nur bei den Heiden, z. B. in den chaldischen Keilinschriften der Könige von Wan auf den Säulen der Tempel und Paläste, sondern auch bei den Christen bis auf den heutigen Tag, wenn sie z. B. ohne Ende wiederholen: „Herr, erbarme dich!" In den Liedern der Urzeit, die stets von der Gesamtheit gesungen wurden, Chorlieder waren, konnte, solange es noch keine Lautsprache gab, einen magischen Lautkomplex dieser Art nur das einzige artikulierte Wort darstellen, das in der Folge sowohl Be-

nennung wie Totem des gegebenen primitiven Stammes wurde, später auch Name des gegebenen Stammes und des Menschen aus diesem Stamme, das Wort, das kein Fremder zu geben vermochte, denn es war damals eine Zeit, wo noch niemand die Lautsprache beherrschte; innerhalb des Urstammes aber war dieser Lautkomplex noch ein tierischer Laut, der erst im weiteren Verlauf seiner Entwicklung zum artikulierten Laut vermenschlicht wurde.

Folglich tauchte erst das Bedürfnis nach der Lautsprache auf, und erst dann wurden die hierzu nötigen Laute herausgearbeitet? Keineswegs!

Die Vermenschlichung des natürlichen tierischen Lautes mußte unabhängig erfolgen von dem Bedürfnis einer unvollkommenen Handsprache. Die Vermenschlichung des tierischen Lautes konnte nur folgen auf seine gesellschaftliche Verwendung, nur vor sich gehen im Verlauf seiner praktischen Ausnützung, sei es zur kollektiv organisierten Unterhaltung, sei es zur kollektiv durchgeführten Arbeit, die einheitlich vom Masseninstinkt geleitet wurde und zu ihrer Verwirklichung der langgezogenen Wiederholung des tierischen Lauts bedurfte und seiner unvermeidlichen Anpassung an den steten, oder aber an Unterbrechungen reichen Gang des Arbeitsprozesses.

Die sogenannten „Lieder ohne Worte", von denen bei den Armeniern der Historiker und Scholastiker Chorenski mit Verachtung spricht, Lieder, die auch jetzt noch bei den Abchasen lebendig sind, bei den Mingreliern, ebenso bei den Grusiern und anderen verwandten Stämmen, helfen uns mit ihrem Kehrreim, jenes einzige Wort zu bestimmen, ohne welches kein einziges die Arbeit befeuernde Lied möglich ist (kein Arbeitslied, kein Kriegslied, kein Zaubersang, d. h. kein religiöses Lied); der Kehrreim lautet bald: „Abu delia, delia", bald: „Orra da or, raша"; in diesem Kehrreimen sind „del-ı", „or-ı", „raш-a", Namen von Göttern, die Überbleibsel der Totems der Stämme.

Es war das, wie wir jetzt schon wissen, eine Art von Gebet an den Totemgott, was auch aus anderen Umständen hervorgeht. Damit konnte man das hauptsächlichste, notwendigste, in der Folge heiligste und geheimnisvollste aller inneren Bilder, die der Mensch in sich hatte, in Töne übertragen, zum Ausdruck bringen, und sei es auch nur in diesem einen wichtigsten Falle durch ein tönendes Wort die Hand ersetzen. Die Lautsprache mußte anfänglich im Gebrauch unumgänglich den Charakter eines magischen Mittels tragen, ihre einzelnen Worte mußten unbedingt als zauberkräftig gelten. Man schätzte sie hoch im Werte, hielt sie geheim, wie man bis auf unsere Tage eine besondere, zauberkräftige Jagdsprache geheim hält. Mit dem Übergang der damaligen spärlichen Sprachmittel aus den Händen der sie beherrschenden Klasse in die Verwendung durch weitere Kreise, mit der Vermischung verschiedener Urstämme werden die paar ihnen eigentümlichen Laute, bei jedem Urstamm einer, werden also diese Laute allen Anzeichen nach eine Art von Hilfs- und Ergänzungsmittel der Handsprache gebraucht, so wie wir heute umgekehrt die Lautsprache mit Hilfe von Handbewegungen und Mienen-

spiel ausdrucksvoller gestalten. Um die Möglichkeit zu haben, den von der Natur verliehenen Lautkomplex zu artikulierten Lauten zu verarbeiten, um ihn als ein durch besondere Kunst verfeinertes Werkzeug benützen zu können, um auch nur in dem einen wichtigsten Falle durch das tönende Wort die Bewegung der Hand zu ersetzen, die als Werkzeug der wortlosen Sprache diente, war es nötig, so müssen wir schließen, daß der Grund zur Schöpfung der Lautsprache gelegt wurde durch irgendeinen produktiven Arbeitsprozeß. Durch welchen? Das eben ist eins von den neuen Problemen, das neueste in der Sprachforschung, das zu stellen der Japhetidologe sich durch eine Reihe von ausschließlich sprachlichen Tatsachen und Beobachtungen genötigt sieht. Ohne die Art der genannten Arbeit genauer zu bestimmen, kann man schon jetzt ganz allgemein den Satz verfechten, daß die Entstehung der artikulierten Sprache selbst nicht erfolgen konnte vor dem Übergang der Menschheit zur produktiven Arbeit mit Hilfe künstlich bearbeiteter Werkzeuge.

Es ist völlig undenkbar, daß die Hand, ehe Werkzeuge sie als Erzeugerin materieller Güter ablösten, als Erzeugerin eines geistigen Werts, der Sprache, ersetzt werden und daß damals schon eine artikulierte Lautsprache an die Stelle der Handsprache treten konnte. Als Adam und Eva nach der biblischen Legende aus dem Paradies verjagt wurden, wo sie, wie angenommen wird, ohne Arbeit ihr Leben fristen und sogar genießen konnten, da wurde ihnen und ihren Nachkommen zur Strafe der Fluch der Arbeit auferlegt, und das ist natürlich und ganz richtig vom Standpunkte der nicht-arbeitenden Klasse, die zu der Zeit sich herausgebildet hatte, als die Legende erklärt oder niedergeschrieben wurde. In dem dementsprechend ausgedachten Paradies, in dem es der Arbeit nicht bedurfte, konnten die Menschen die Lautsprache nicht reden, sie, die also lebten in einer Zeit, wo noch nicht bewußte Arbeit geleistet wurde, wo es noch kein künstlich organisiertes Schaffen gab, keine künstlichen Werkzeuge, sie konnten auch gar nicht wissen, was es für ein Verbrechen war, die Arbeit einen Fluch zu nennen, die doch die Quelle ist dessen, was in so außerordentlichem Maße beitrug zur Vermenschlichung unseres noch tierischen Typs und zugleich zur Entstehung der menschlichen Lautsprache. Die Lautsprache konnte ihre Entwicklung nicht beginnen vor der Verbreitung der Fertigkeit in der künstlichen Bearbeitung zumindest des Steins. Ja, wir haben Grund, das erste Auftreten der Lautsprache nicht sogleich in die ersten Zeiten nach der Erfindung der beteffenden Produktionswerkzeuge zu verlegen, sondern erst in den späteren Verlauf der Entwicklung der paläolithischen Industrie, als sie schon vollendete Formen erreicht hatte im Acheuléen und den ihr nächstgelegenen vorgeschichtlichen Kulturepochen, d. h. das Aufkeimen der Lautsprache und ihre erste Entwicklung fallen in Zeiten, die Hunderttausende von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung liegen. Im Aurignacien, zu einer Zeit, wo nach den anthropologischen Forschungen der homo sapiens auftritt, bot die Menschheit schon das Bild japhetitischer Stammesgruppierungen; die Verbreitung des Menschen des Aurignacien deckt sich auffallend mit dem ursprünglichen Siedelungsgebiet der Japhe-

titen im Mittelmeergebiet, mit ihrer durch die letzten Aufklärungsarbeiten der japhetitischen Sprachwissenschaft festgesetzten Urheimat, die uns gestatteten, vorzudringen bis zu den Spuren des Verweilens der Japhetiten im Küstengebiet Nordafrikas; auf der iberischen oder Pyrenäenhalbinsel, in Italien, auf der Inselwelt des ägäischen Meeres und auf der Balkanhalbinsel, in Kleinasien und im Bereich des Schwarzen Meeres, wenn nicht noch weiter. Es ist interessant, dem eben Gesagten gegenüberzustellen was Dr. Capitan schon in 1922 über den Menschen des Aurignacien sagt,* ohne unsere japhetitischen Forschungen im geringsten zu kennen: „Die Menschen des Aurignacien haben deutliche und zahlreiche Spuren ihrer Industrie in Tunis hinterlassen, in Algier und in Kleinasien. Man findet ihre Industrie in Spanien, Gallien und längs des Rheins und der Donau. Woher kamen diese Aurignaker? Stammen sie aus Afrika oder aber drangen sie aus größerer Ferne, z. B. aus Zentralasien, und erreichten sie tatsächlich Europa über die Ufer des Schwarzen Meeres, während ein Teil von ihnen hordenweise in Afrika eindrang? Oder aber zogen sie umgekehrt aus Europa über das Mittelmeer nach Afrika, das damals schon nicht mehr mit ihm durch Festlandsbrücken im Gebiete Gibraltars und Siziliens verbunden war?" Im Augenblick ist es völlig unmöglich, in dieser Einzelfrage ein endgültiges Urteil auszusprechen, ein bedeutender Teil der Archäologen, unter ihnen auch Capitan, verfechten die Meinung, es sei unerschütterlich festgestellt, daß die Menschen des Aurignacien eingewandert sind und den Platz der Menschen des Moustérien eingenommen haben, die dann verschwanden. Diese Folgerung ergibt sich aus dem zugrunde gelegten Satz, daß ethnische Kulturen immer, sogar in vorgeschichtlichen Zeiten, unveränderliche Typen darstellen, und daß jeder neue Typus das Erscheinen einer neuen Rasse von außerhalb bezeuge. Allein die seit 1906 allgemein anerkannte Verbindung der Kultur von Aurignac mit der des Spätmoustérien fordert vertiefteres Studium, mehr Vorsicht in der Begrenzung des zulässigen Ausmaßes von Umbildungen und der Möglichkeit selbsttätiger Variation des Typs. Über die Beständigkeit zoologisch-anthropologischer Typen überlassen wir das Urteil den Naturwissenschaftlern, die japhetitische Sprachwissenschaft jedoch erklärt es für ganz ausgeschlossen, daß man die Beständigkeit verfechten könne der Typen der Sprache, dieses Haupterwerbs der Menschheit, der unverbrüchlich verbunden ist mit den Errungenschaften der materiellen Kultur. Der Streit erledigt sich schon durch die Tatsache, daß die indoeuropäischen Sprachen mit ihrem ganzen unterschiedlichen Bau sich erwiesen als Umbildungen vorgeschichtlicher Sprachen Europas, und diese Umbildung erklärt sich ihrerseits nicht durch das Einströmen einer rassenhaft unterschiedenen Volksmasse, sondern durch den radikalen Umbau der Gesellschaft als Ergebnis eines völligen wirtschaftlichen Umsturzes, der allem Anscheine nach zusammenhängt mit der Rolle, die das Metall bei den angezogenen Völkern spielte, und mit seiner ausgedehnteren Verwendung. Wenn man also ausgehend von der

* La préhistoire, S. 18. (Rückübersetzt aus dem Russischen.)

Sprache den zusammenfassenden Begriff der indoeuropäischen Gruppe schafft, so hat man es eigentlich mit einer von Haus aus sozialen Erscheinung zu tun: Die indoeuropäische Sprachenfamilie ist eine Neubildung, entstanden im Verlauf einer zwei- und mehrfachen Kreuzung derselben japhetitischen Stämme, die schon gänzlich ausgebildete Sprachen besaßen, vollendete Arten menschlicher Rede, in denen sich ein Teil der indoeuropäischen Besonderheiten herausbildete. Allein vor dieser Zeit schon zweigten sich von den japhetitischen Sprachen eine Reihe von anderen Familien ab und nahmen eine selbständige Entwicklung, so die synthetisierende fernöstliche Familie, deren Glieder wir uns eben erst genötigt sehen, einer konkreten Analyse zu unterwerfen, die agglutinierende, das ist die uralaltaiische und die ugro-finnische Sprachfamilie, zu der uns das Tschuwaschische eine Brücke schlagen ließ, endlich die hamitische und semitische Sprachfamilie. Vor der Bildung aber der indoeuropäischen Sprachfamilie hatte sich bei den Japhetiten eine unzählbare Menge von Sprachmitteln angehäuft, von typologischen Formen und lexikalischem Material, die Niederschläge darstellten des stürmisch-schöpferischen Lebens der vorgeschichtlichen Epochen, als die Japhetiten noch Kinder der Natur waren und in ihrer Masse geborene Künstler und Dichter.

Vor dieser Zeit liegen natürlich viele Dutzende von Jahrtausenden, angefangen von den ersten Keimen einer artikulierten Lautsprache im Paläolithikum, ja, ich würde sagen, viele Aberdutzende von Jahrtausenden, wenn nicht Geologen und Anthropologen aus voller Überzeugung auf die Verkürzung der Dauer der uns interessierenden Epochen bestünden. Es versteht sich von selbst, daß die Artikulation hervorgehen mußte aus der Verschmelzung der Urstämme zu Stammesgebilden, die sich infolge der Kreuzung mehr vermenschlichten und nun außer ihrem Vorrat an schon vorher ausgearbeiteten Bildern eine Auswahl primitiver Lautkomplexe sich erwarben, die schon in der Zahl von fünfen zur artikulierten Aussprache gebracht wurden entsprechend der Zahl der Urstämme (des jonischen, italischen, iberischen, etruskischen und skythischen), wie sie an Hand der japhetitischen Sprachen sich feststellen lassen. Wir wollen jetzt die Frage nicht weiter vertiefen durch Forschen nach dem, was vor der Herauskristallisierung dieser geradezu sakramentalen fünf bzw. sieben japhetitischen Volksstämme war. Eins ist unzweifelhaft, daß bei dieser ganzen schöpferischen Arbeit die dem ausgesprochenen Wort zugeschriebene magische Kraft, unabhänglich von seinem Sinne und seiner Bedeutung und das Aufsteigen der entsprechenden völkischen Gebildes zur herrschenden Klasse nicht die letzte Rolle spielten.

Die japhetitische Sprachwissenschaft sieht als durch Untersuchung des Wortschatzes festgestellt an, daß es kein Wort gibt, das nicht auf die Bezeichnung eines Volksstammes zurückginge, und am Ende bedeutete dieses Wort, dieser Urlautkomplex für den gegebenen Urstamm oder für seine urstämmliche Schicht alles, oder aber, wenn man die Fixierung jedes solchen Wortes an den gegebenen Stamm anschließen wollte, so bedeutete es an und für sich eigentlich gar nichts. In jeder Sprache haben sich, wie sich zeigt, die meisten, wenn

nicht sämtliche der fünf Urlautkomplexe zusammengefunden, und sind schon zu artikulierten geworden; dieses ihr Zusammentreffen lieferte auch dem Stamm das seinem Sinne und seiner Bedeutung nach indifferente Material, mit dem der Mensch seinen schon vorhandenen Vorstellungen lautlichen Ausdruck geben konnte. Mit diesen Vorstellungen jedoch, diesen Erzeugnissen des gesellschaftlichen Lebens, hatte das lautliche Material selbst nichts gemein. Diese Worte bedeuteten ja, Stammesbezeichnungen, wie sie waren, eigentlich nichts. Die Beilegung der oder jener Bedeutung wurde allein vom Massenwillen des kollektiv organisierten, arbeitenden Stammes bestimmt. Der Massenwille selbst aber wurde bei der Wahl der Bedeutung, der Technik ihrer Erzeugung geleitet vom Prozeß der wirtschaftlichen Arbeit des Stammes, die überall auf den ersten Entwicklungsstufen des menschlichen Lebens von derselben Art war. Daher ist es natürlich, daß unabhängig von irgendwelcher Gemeinsamkeit des Ursprungs ‚Träne' der Paläontologie der Rede zufolge überall ‚Wasser der Augen' bedeutet oder auch einfach ‚Wasser', sogar bei den Urbewohnern Amerikas. Überhaupt ist die Typologie der Weltanschauung, die in der Bedeutung der Worte zum Ausdruck kommt, allenthalben ein und dieselbe. Aus den vorgeschichtlichen Zügen der japhetitischen Sprachen tritt besonders anschaulich zutage, daß die Semantik sich vor dem Bestehen der Lautsprache entwickelte: zu einer gewissen Zeit war es so, daß die noch im Herdenzustande befindliche Gesellschaft, die sich von der physischen Natur noch nicht losgelöst hatte, in der Natur vor allem ferne Gegenstände wahrnahm und sich ihrer bewußt wurde, ja, das Bedürfnis empfand, sie durch ein lautliches Symbol zu bezeichnen, in erster Linie den als Quelle des Lichts und Dunkels erscheinenden ‚Himmel', einen Gegenstand, der sich in der Weltanschauung der ersten Menschen noch nicht von ihrem eigenen Sein abgehoben hatte. Es war das keine ethnische, keine fertig ausgebildete stämmliche, sondern eine kosmische Gesellschaft. Wenn ich das Wort ‚Himmel' ausspreche, so gebrauche ich es bedingt, in der Auffassung, wie sie dem keimhaften Denken des Urmenschen entspricht, der den ‚Himmel' mit dem ganzen Weltall identifizierte, sich selbst nicht ausgeschlossen: der ‚Himmel' bestand für ihn aus allen Elementen, in erster Reihe aus ‚Wasser + Dunkel', folglich, wie wir sehen werden, auch aus der Antithese ‚Feuer + Licht'. Etwas anderes ist es, wenn sich mit der Vorstellung vom ‚Himmel' als Totem und in der Folge Gottheit, dem ‚barmherzigen Schöpfer', die Vorstellung verwob von einer ‚schaffenden, schenkenden Hand': ‚Hand' wurde mit demselben Worte bezeichnet wie ‚Himmel', und es ist keineswegs eine Zufälligkeit, daß die Worte grusinisch „neb." ‚Handfläche' // abchasisch „napə" (mit Artikel „a-napə") gleichlauten mit dem russischen „nebo", ‚Himmel' (Mehrzahl „nebesa"); diese Übereinstimmung in den Lauten hat sich von Urzeiten an bis zu den spätesten erhalten, bis zur Entstehung der indoeuropäischen Sprachen und zum Auftreten von hybriden Worten, gebildet aus der Sprache zweier Volksstämme, wie diese selben Worte zeigen, die in den japhetitischen Sprachen mehr gelitten haben als in dem indoeuropäischen Rus-

sischen, wo der Ausdruck sich als zusammengesetzt erweist: „ne + bo“ (← * „neh-bor“) ⁀⁀ „ne + bes-“, aus zwei Worten verschiedener Volksstämme, dem etruskischen („*neh“ ⁀⁀ „res“) und dem iberischen oder bulgarischen („bor“//„ber“ ⁀⁀ „bes“), die beide gleicherweise ‚Hand‘ bzw. ‚Himmel‘ bedeuten und zusammen mit der letzten Bedeutung außer ‚Leuchte‘, ‚Sonne‘, ‚Gestirn‘ usf. Kraft des Satzes vom Übergang der Bezeichnung des Ganzen auf seine Teile ebenso auch ‚Berge‘, ‚Höhen‘ (so, u. a., als Überlebsel bei den Semiten hebräisch „nəbū“ ‚Berg‘ usw.), gemäß dem Satze von den Gruppenbedeutungen ‚Himmel + Berg + Haupt‘, dann auch ‚Totem‘, ‚totemistische Gottheit‘, ‚Gott‘, ‚Herr‘ in jedem Sinne, daher das babylonische „Nabū“, hebräische „Nəbō“ und andere ‚Gott Nebo‘, eigentlich ‚Gott‘, ägyptisch „n-b“, Herr‘. So steht es auch mit dem zweiten Teil „bo (← „bō“ ← „bor“), tritt er nun selbständig auf oder in Verbindung mit dem Suffix k → g, einem Überbleibsel des Wortes eines anderen Stammes, des jonischen -„gan“ ⁀⁀ „dan“ (mit allen gruppenhaften Ablauterscheinungen a//o//e// oder e//a//ı), der wiederum sowohl ‚Hand‘ bedeutete -„ber“//„bor“ (daher das russische Zeitwort „beru“- ‚ich nehme‘ usw.), als auch ‚Himmel‘, ‚Gottheit‘ — so russisch „bog“ anstatt „bor-g“ (daher grusinisch „borg-v-a“ ‚besessen sein‘) an Stelle von „*bor-gon“ oder „*bor-gan“ (vgl. russisch „ıstukan“, ‚Götze‘ anstatt „*ı-stur-kan“) ⁀⁀ „*bur-dan“ → „br-dan“ → „b-dan“, jetzt die Wurzel des grusinischen Zeitworts, das jede Handlung, jeden Zustand eines herrschenden Wesens bezeichnet (Gottes, eines Herrn, des Ältesten), darunter auch ‚befehlen‘; die Worte für ‚Gewalt‘, ‚Macht‘, ‚Kraft‘ gingen ursprünglich, wie die Paläontologie der Sprache zeigt, auf das Wort für ‚Hand‘ zurück, ehe sie dazu kamen, sich in der Weltanschauung des Menschen mit dem Begriff des ‘Himmels’* zu verknüpfen. Daher bedeutete der Ausdruck ‚die Hand Gottes‘ ursprünglich buchstäblich ‚Hand der Hand‘, später ‚Hand des Himmels‘, ‚Hand der Sonne‘ usf.

Kehren wir jetzt jedoch zu „*borgan“ zurück, der Urform des russischen Ausdrucks „bog“, ‚Gott‘, der auf die genannte Urform über „*bogan“ zurückgeht, so haben wir jetzt die Möglichkeit, zu sagen, daß diese ihrem ersten Ursprunge nach bulgarische Bezeichnung einer totemistischen Gottheit bei den Tschuwaschen in der Form „pogan$_1$“ → „pugan$_1$“ erhalten ist, wo sie bald ‚Gott‘ bedeutet in ihrer Verbindung mit der Benennung anderer tschuwaschischer Gottheiten, so z. B. „kereme$_1$“, „pogan$_1$e“, bald ‚Idol‘ oder ‚Puppe‘ („pugan$_1$e“), bald ‚Altar‘, eigentlich ‚Thron‘ (pugan$_1$e), auf den sich der zaubernde Priester setzt. Diese Priestersitze bzw. Altäre sind auch bekannt unter den ältesten Denkmälern der materiellen Kultur der betreffenden Bezirke.

Wir finden überhaupt in der japhetitischen Semantik, der Semantik — ich hebe das hervor — einer Lautsprache, daß Worte objektiver Natur früher auftreten als solche subjektiver. In der Lautsprache machte sich eben vor allem das Bedürfnis geltend, gerade das auszu-

* Und außer mit dem Begriff ‚Himmel‘ zufolge der Gruppenbedeutung auch mit dem Begriff ‚Haupt‘ (siehe oben, S. 13 — baskisch „bur-u“ usw.).

drücken, was affektiv bzw. mit der Hand sich nicht ausdrücken ließ; andererseits läßt sich beobachten, wie man bei der Wahrnehmung der Gegenstände von der Mehrheit zur Einheit, vom Fremden oder Fernen zu sich überging. Darauf beruht es, daß wenn nicht das erste, so doch eines der ältesten Worte der Lautsprache das Wort für ‚Himmel' ist, für eine kosmische Erscheinung, und nicht Worte für Gegenstände, die dem Menschen nahe sind und sich verständlicherweise genau zeigen und folglich auch leicht mit Hilfe der Handsprache ausdrücken oder bezeichnen lassen.

Nach den Ergebnissen der japhetitischen Sprachwissenschaft ist das Wort für ‚Himmel + Wasser' mit der Spaltung von ‚Wasser' in ‚Dunkel und Licht' der Urtyp der riesigen Mehrheit der Worte. Muß man noch besonders sagen, daß dieses Wort ursprünglich, vor der Entstehung der Volksstämme, keineswegs den Sinn hat: ‚Gott und Himmel', nicht einmal: ‚Totem' bedeutet? Es ist aber eine Tatsache, die angesichts des außerordentlich reichhaltigen Materials keiner Bestreitung unterliegt, daß jedes dieser ziemlich zahlreichen Urworte in seiner üblichen Verwendung in unserem irdischen Milieu in semantischer Beziehung in der oder jener Weise als auf seine Quelle zurückgeht auf die Vorstellung von ‚Himmel und Wasser' bzw. von den ‚Himmeln und Wassern'. Mit dieser ihrer außerordentlich einfachen, bis zur Naivität einfachen Aufstellung trifft sich demnach die Japhetitologie mit der Aufstellung der neuesten Erforscher der Frage des Ursprungs der Mythen. Das bringt uns nicht in Verlegenheit, da die Mythenschöpfung, versteht sich, eine Wortschöpfung ist oder doch eine solche in sich schließt. In diesem Sinne ist es interessant, folgende einleitenden Zeilen aus der Arbeit Ernst Sieckes „Hermann Useners Mythologische Anschauungen"* anzuführen: „Wenn zum erstenmal eine einfache Wahrheit ausgeschieden wird, die im Widerspruch steht zu eingewurzelten Irrtümern, kommt es gewöhnlich zu einem erbitterten Kampfe; zunächst versucht man, diese Wahrheit mit allen Mitteln zu unterdrücken und ihr weiteres Vordringen zu verhindern. Wenig heitere Illustrationen hierzu bietet z. B. die neueste Geschichte der Astronomie. Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Mythologie wird ein beinahe fanatischer Widerstand der Wahrheit entgegengesetzt, die ohnehin von zahlreichen Forschern aufs Korn genommen ist, daß nämlich eine Reihe von Mythen uns auf die Himmelserscheinungen verweist und auf diesem Wege eine überraschend gelungene Auflösung erfährt." Unsere Stütze sind keineswegs diese Errungenschaften der Mythenforscher, die uns zufällig in die Hände kommen, sondern die Tatsache, daß die Worte für ‚Himmel' in der wortschöpferischen Tätigkeit des Japhetitischen von einer bestimmten Epoche an tatsächlich eine zentrale Stellung einnehmen.

Das Wort für ‚Himmel' (‚Himmel + Wasser', vollständiger ‚Himmel + Wasser + Feuer') entwickelt in dieser Zeit seine semantischen Ableitungen, für jede seiner semantischen Untergruppen besondere, also Worte sowohl für ‚Himmel' wie für ‚Wasser' und für ‚Feuer'.

* Memnon IV, 1910, S. 172. (Aus dem Russischen rückübersetzt.)

Mit dem Wort für ‚Wasser + Himmel' ist verbunden das Wort für ‚Wolke' || ‚Rauch', ‚Dunkel' mit dem für ‚Feuer + Himmel' sowohl das für ‚Licht' und das für ‚Glanz' wie das für ‚Blitz' usf. Es gab in dieser Zeit so wenig Worte der Lautsprache, zumal solche, die in lebendigen Bildern die wahrgenommenen kosmischen Kräfte konkret bezeichnet hätten, daß mit ihrer Hilfe eine Vielheit ausgedrückt wurde von Wesen (die für uns auch Gegenstände sind), deren man sich allmählich in ihrem selbständigen Sein bewußt wurde.

Die weitere Schöpfung semantischer Ableitungen, so z. B. die übertragende Verwendung der Bezeichnung für ‚Himmel' zur Benennung von Dingen wie ‚Leuchte' (‚Gestirn', ‚Sonne' usw.), ‚Vögel', die gleicherweise, wenn nicht nach der ursprünglichen Anschauungsweise ‚Himmel' genannt wurden, so doch mit Hilfe einer späteren Deminutivbildung ‚Himmelchen', dieser weitere Gang der Dinge also führt uns aus dem Kreise der Fragen, die mit dem Ursprung der Sprache zusammenhängen, in das Gebiet der ferneren Entwicklung der schon geschaffenen menschlichen Sprache, in die Epoche ihrer Verfeinerung und Bereicherung, der Entstehung neuer, vollkommenerer Spracharten und -Typen auf dem Wege der Kreuzung.

Doch wenn wir mit unseren Blicken in die Tiefe der Zeiten zu dringen suchen und uns die Aufgabe stellen, die Ursprünge der menschlichen Sprache aufzuklären, so drängt sich uns — angesichts der Fülle des Materials, unabweisbar — die Streitfrage auf über die Bedeutung des Makrokosmos (der Worte für ‚Himmel' und andere kosmische Erscheinungen) und des Mikrokosmos (des Menschen, seines Körpers und seiner Glieder), für unser Problem, d. h. die so schwierige, so verwickelte strittige Frage nach dem Vorrang der verschiedenen Vorstellungen der Menschheit: „Was ist ursprünglicher, Wort und Begriff ‚Himmel' oder ‚Hand'? In diesem Streite verweist uns die japhetitische Sprachwissenschaft, geleitet von der Paläontologie der Sprache, vom ‚Himmel' auf die ‚Hand' als auf das Urwort, auf die ‚Hand' des arbeitenden Menschen, dieses Schöpfers unserer ganzen materiellen Kultur, die Sprache einbegriffen. Die Hand ist ursprünglich das einzige natürliche Sprachwerkzeug, wie überhaupt das einzige im Produktionsprozeß zur Verfügung stehende Werkzeug, solange ihr die gleichfalls einzig vorhandene produktive Kraft, der arbeitende Mensch, nicht Ablösung schafft in den künstlichen Werkzeugen zur Hervorbringung von Gegenständen der materiellen Kultur, und dann und erst dann geht ebenso natürlich die Funktion als Sprachwerkzeug auf die Zunge über; diese trägt, wir wollen das nicht vergessen, nach Ausweis der Paläontologie der Sprache mit der ‚Hand' eine gemeinsame Benennung.

RUDAS

GRAZIADEI — EIN ÖKONOM UND KOMMUNIST VON GOTTES GNADEN

Ach, der Schein, ja der Schein...
(Shakespeare: „Der Kaufmann von Venedig")

Es gibt Krankheiten, wie die Tuberkulose, die blühende Rosen auf die Wangen des Kranken zaubern. Die an dieser Krankheit leiden, glauben meistens bis zu ihrem letzten Augenblick nicht, daß sie sterben müssen. So eine geistige Tuberkulose ist der Revisionismus. Jeder, der daran leidet, glaubt — nicht tuberkulös, kein Revisionist zu sein. Jeder bezeichnet sich als echten Marxisten, die anderen, die „Orthodoxen", die sind krank, die sind nur „sogenannte" Marxisten.

Der krasseste Fall unter allen ist unser Genosse Graziadei. Schon als Bernstein vor vielen Jahrzehnten auszog, den Marxismus zu „verbessern", ihn auf Grund der „letzten" Tatsachen der Wissenschaft zu revidieren, fand er — Antonio Graziadei, den Professor der Universität Parma, als Gesinnungsgenossen auf seiner Seite. Dieser selbst erzählt diese Tatsache in seinem Buch „Preis und Mehrpreis in der kapitalistischen Wirtschaft" (S. 5, Anmerkung) folgendermaßen:

„Es sei uns erlaubt, in Erinnerung zu rufen, daß wir stets für eine solche Art der Kritik (nämlich des Marxismus) eingetreten sind. Im Jahre 1899 veröffentlichte Verfasser vorliegender Abhandlung eine Arbeit (Die kapitalistische Produktion, Turin, Verl. Bocca), deren Hauptthese darin bestand, daß die Mehrwerttheorie richtig sei und analysiert werden könne auch unabhängig von der Ricardo-Marxschen und von jeder anderen Werttheorie und daß man infolgedessen die marxistische Werttheorie preisgeben könne, ohne daß die gefürchteten Gefahren eintreten. Da dieses Buch in einem Augenblick erschienen war, wo der Bernsteinsche Revisionismus in Blüte stand, wurde es von den Eilfertigsten so beurteilt, als schließe es sich ohne weiteres dieser Bewegung an Bernstein jedoch (Von mir gesperrt. L. R.) anerkannte stets den wahren Charakter der Hauptthese, die darin entwickelt ist. In seiner Broschüre: „Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich" (Berlin 1901, S. 14) schrieb er wörtlich:

‚Es gibt auch Leute, die die ganze Heranziehung der Wertlehre beim Nachweis der Ausbeutung für verfehlt erklären und die Ausbeutung ohne jede Werttheorie aus der Produktionslehre, aus dem Mehrprodukt, ableiten. Ein Beispiel dafür ist das Buch des Professors Antonio Graziadei: La Produzione Capitalistica.'

Wie wir sehen, ist Gen. Graziadei ein alter Revisionist, den schon vor mehr als zwei Jahrzehnten viele, darunter Bernstein selbst, zu den Revisionisten rechneten. Graziadei protestiert natürlich dagegen — heute. Zum Beweis, daß er kein Revisionist sei, führt er an, daß er zwar schon im Jahre 1899 ein Buch geschrieben hat, auf Grund dessen er „von den Eilfertigsten" zu den Revisionisten gezählt wurde, er jedoch ... Jetzt sollte man meinen, kommen die Beweise, wie irrig diese Verleumdung der „Eilfertigsten" war. Vielleicht hat sich Graziadei schon damals gegen diese Verleumdung öffentlich verwahrt und die Differenz zwischen seinen und den Ansichten Bernsteins dargelegt? O nein! Der Beweis fällt ganz anders aus: Die „Eilfertigsten" rechneten ihn zwar zu den Anhängern Bernsteins, dieser jedoch — anerkannte „stets", daß die Theorie Graziadeis richtig war! Welch eine glänzende Widerlegung der Ansicht, daß Antonio Graziadei ein Revisionist war und ein Revisionist ist! Der Revisionist Bernstein anerkannte „stets", daß die Theorie Graziadeis und die eigene Theorie des genannten Bernstein sich eng berühren, — wie sollte jedoch Graziadei ein Revisionist sein!

Das Eigenartige an dieser ganzen ungereimten Berufung auf Bernstein ist, daß Gen. Graziadei es gänzlich vermeidet zu erwähnen, daß seine „Hauptthese" schon damals, als Bernstein „seinen wahren Charakter stets anerkannte", einzig und allein von den Revisionisten anerkannt wurde, daß sie aber gleichzeitig sogar von bürgerlicher Seite eine gründliche Zurückweisung erfuhr. Ich erwähne nur Benedetto Croce, der dargelegt hat, daß die ganze „Entdeckung" unseres Professors in dem genannten Buche darin bestand, daß er „ängstlich vermeidet, die Worte Arbeit und Wert zu gebrauchen, um einzig und allein vom Produkt zu sprechen." (B. Croce: Matérialisme historique et économique marxiste, Paris, Giard et Brière, S. 232). Gleichzeitig wurde auch damals die eigenartige Beweismethode unseres jetzigen Genossen bemerkt. Darüber schreibt derselbe Verfasser (ebenda S. 233, Anm.) folgendes:

> „Herr Graziadei erlaube mir zu bemerken, daß es nicht das erstemal ist, daß er Entdeckungen macht, die nichts anderes sind als Äquivokationen. Vor einigen Jahren ... schrieb Herr Graziadei ...: „Wir können uns sehr gut eine Gesellschaft vorstellen, in der der Profit existieren würde nicht mit der Mehrarbeit, sondern mit der Nicht-Arbeit zusammen. In der Tat, wenn alle Arbeit, die jetzt von Menschen verrichtet wird, durch die Arbeit von Maschinen ersetzt wäre, würden diese mit einer verhältnismäßig kleinen Menge von Waren eine unvergleichlich große Menge von ihnen produzieren. Wenn nun eine auf dem kapitalistischen System beruhende Gesellschaft gegeben ist, würde diese technische Tatsache die Basis abgeben für die soziale Tatsache, daß die herrschende Klasse, die für sich allein die Differenz zwischen der Produktion und der Konsumtion der Maschinen sichern würde — über einen Produktenüberschuß über die Konsumtion der Arbeiter, d. h. über eine Überproduktion, d. h. über einen Profit, verfügen würde, der viel bedeutender wäre als der, über den sie verfügt, wenn nur die schwache Muskel-

kraft des Menschen an der Produktion teilnimmt." Aber Herr Graziadei vergißt zu erklären, wie Arbeiter und ein Profit über die Arbeit in einer hypothetischen Gesellschaft möglich sind, die auf die Nicht-Arbeit gegründet ist und in der alle bisher von den Menschen verrichtete Arbeit von Maschinen geleistet wird. Was werden die Arbeiter tun? Die Arbeit des Sisyphus oder der Danaiden? Nach seiner Hypothese müssen die Arbeiter entweder von dem Gnadenbrot der herrschenden Klasse leben oder Hungers sterben. Wenn aber die Maschinen automatisch genügend Güter für alle Mitglieder dieser Gesellschaft hervorbringen, dann wäre das ganz einfach das Schlaraffenland."

Wir zitieren diese Stelle nicht deshalb, weil sie sehr treffend unsere Charakteristik der Beweisführung des Gen. Graziadei ergänzt, sondern weil wir in der Folge noch ganz andere Hypothesen unseres Genossen kennenlernen müssen. Wie ungeheuerlich diese auch sind, wir werden die Leser mit ihnen nicht verschonen können. Alles, was wir tun konnten, war, sie schonend vorzubreiten.

Seitdem ist Gen. Graziadei Kommunist geworden. Wie das geschah, weiß nur Gott allein! Wahrlich, auf Grund seiner wissenschaftlichen Überzeugung hat er nicht den mindesten Anlaß dazu gehabt.

Weder haben sich seine theoretischen Ansichten geändert, noch hat sich seine Beweisführung gebessert, seitdem er das oben zitierte Buch schrieb, in dem er die „marxistische Werttheorie preisgegeben" hat. Im Gegenteil: in jüngster Zeit erscheint von ihm eine Broschüre nach der anderen, in denen er der Welt immer wieder seine alte Theorie und seine hier schon gekennzeichnete glänzende Beweisführung auftischt.

Warum Gen. Graziadei so eindringlich geworden ist, warum er auf einmal die Zeit für gekommen hält, seine alten, entschieden revisionistischen Ansichten in gänzlich unveränderter Form in einer Reihe von Broschüren zu wiederholen, wissen wir nicht. Seit 20 Jahren hat, außer den Revisionisten, niemand die Ansichten des Gen. Graziadei über die Unabhängigkeit der Mehrwerttheorie von der Marxschen Werttheorie ernst genommen und der Widerlegung wert gefunden. Um so weniger, als doch Antonio Graziadei, von allem anderen abgesehen, in Italien wirkte, wo auch ein Antonio und Arturo Labriola, der große „Achille" Loria, ein Benedetto Croce i tutti quanti wirkten und wahrlich nichts unversucht ließen; womit sie zwar nicht den Marxismus, wohl aber sich selbst und alle künftigen italienischen Marx-Kritiker kompromittieren konnten. Vielleicht rächt sich jetzt Gen. Graziadei für das Schweigen, das ihm zuteil geworden und bombardiert die Welt deshalb mit seinen größeren und kleineren Broschüren? Oder, was viel ernster wäre, hält er den Zeitpunkt deshalb für sich günstig, weil er Kommunist geworden ist? Glaubt er, daß seine Ansichten, die nicht durchdringen konnten, solange er Sozialdemokrat war, jetzt von den Kommunisten besser gewürdigt werden würden? Hält er den Boden der III. Internationale für ebenso geeignet für die Revision des Marxismus, wie es der Boden der II. Internationale war? Oder hält er die augenblickliche Phase der Revolution, die „Stabilisierung" des Kapitalismus für dazu

günstig? Das zu entscheiden überlassen wir andern. Jedenfalls zwingt uns die Tatsache, daß die revisionistischen Erscheinungen innerhalb unserer Reihen sich immer mehr häufen, zur Auseinandersetzung auch mit Graziadei, trotzdem er die flachste, lächerlichste und leerste Abart dessen darstellt, was bisher als „Kritik" des Marxismus geboten wurde. In dieser Hinsicht steht er konkurrenzlos da, er besitzt darin zweifellos das „Totalmonopol" (um seinen Lieblingsausdruck zu gebrauchen).

I. Die Bedeutung der „Ricardo-Marxschen" Werttheorie

Wie wir gesehen haben, lautet die „Hauptthese" des Gen. Graziadei:

> „Die Mehrwerttheorie ist richtig und kann analysiert werden auch unabhängig von der Ricardo-Marxschen und von jeder anderen Werttheorie, und man kann infolgedessen die marxistische Werttheorie ohne jede Gefahr für die Mehrwerttheorie preisgeben."

Nun waren bisher alle „sogenannten" Marxisten ganz entgegengesetzter Ansicht. Ja, sogar der „sogenannte" Marx selbst war einer diametral entgegengesetzten Meinung. Das muß man zwar nicht beweisen, weil sogar Graziadei es weiß und zugibt; um aber sicher zu sein, schauen wir uns dennoch die erste beste Stelle bei Marx näher an. In den „Theorien über den Mehrwert" (II. Bd., I. Teil, S. 2—4) lesen wir über den Entwicklungsgang der politischen Ökonomie bis Ricardo folgendes:

> „Die politische Ökonomie hatte sich in A. Smith zu einer großen Totalität entwickelt, gewissermaßen das Terrain, das sie umfaßt, abgeschlossen. So daß Say sie in einem Schulbuch flach systematisch zusammenfassen konnte. Es kommen zwischen Smith und Ricardo nur noch Detailuntersuchungen vor . . . Smith selbst bewegt sich mit großer Naivetät in einem fortwährenden Widerspruch. Auf der einen Seite verfolgt er den inneren Zusammenhang der ökonomischen Kategorien — oder den verborgenen Bau des bürgerlichen ökonomischen Systems. Auf der anderen Seite stellt er daneben den Zusammenhang, wie er scheinbar in den Erscheinungen der Konkurrenz gegeben ist und sich also dem unwissenschaftlichen Beobachter darstellt, ganz ebensogut wie dem in dem Prozeß der bürgerlichen Produktion praktisch Befangenen und Interessierten . . . Die Nachfolger (Smiths) nun, soweit sie nicht die Reaktion älterer, überwundener Auffassungsweisen gegen ihn darstellen, können in ihren Detailuntersuchungen und Betrachtungen ungestört fortgehen und stets A. Smith als ihre Unterlage betrachten . . . Ricardo aber tritt endlich dazwischen und ruft der Wissenschaft ein Halt! zu. Die Grundlage, der Ausgangspunkt der Physiologie des bürgerlichen Systems — des Begreifens seines inneren organischen Zusammenhangs und Lebensprozesses — ist die Bestimmung des Wertes durch die Arbeitszeit. Davon geht Ricardo aus und zwingt nun die Wissenschaft, ihren bis-

herigen Schlendrian zu verlassen und sich Rechenschaft darüber abzulegen, wie weit die übrigen, von ihr entwickelten, dargestellten Kategorien — Produktions- und Verkehrsverhältnisse — dieser Grundlage, dem Ausgangspunkt entsprechen oder widersprechen, wie weit überhaupt die bloß die Erscheinungsform des Prozesses wiedergebende, reproduzierende Wissenschaft, also auch diese Erscheinungen selbst, der Grundlage entsprechen, auf der der innere Zusammenhang, die wirkliche Physiologie der bürgerlichen Gesellschaft beruht oder die ihren Ausgangspunkt bildet, wie es sich überhaupt mit diesem Widerspruch zwischen der scheinbaren und der wirklichen Bewegung des Systems verhält. Dieses ist also die große historische Bedeutung Ricardos für die Wissenschaft ... Mit diesem wissenschaftlichen Verdienst hängt eng zusammen, daß Ricardo den ökonomischen Gegensatz der Klassen — wie ihn der innere Zusammenhang zeigt — aufdeckt, ausspricht und daher in der Ökonomie der geschichtliche Kampf und Entwicklungsprozeß in seiner Wurzel aufgefaßt wird, entdeckt wird. Carey denunziert ihn daher als Vater des Kommunismus."

Aus diesem Zitat geht gleich so manches Lehrreiche über die Ansicht von Marx in dieser Frage hervor. Nicht nur ist nach Marx die Bestimmung des Wertes durch die Arbeitszeit „die Grundlage, der Ausgangspunkt der Physiologie des bürgerlichen Systems", sondern sie ist gleichzeitig „die Grundlage des Begreifens seines inneren Zusammenhanges und Lebensprozesses". Wir erfahren, daß „die historische Bedeutung Ricardos für die Wissenschaft" gerade darin besteht, daß er sie zwang, alle ihre übrigen Kategorien mit dieser Grundlage zu vergleichen und sich „Rechenschaft abzulegen", wie weit jene „dieser Grundlage, dem Ausgangspunkt widersprechen oder entsprechen". Wir erfahren auch, daß die Bestimmung des Wertes durch die Arbeitszeit der Schlüssel zu „dem Widerspruch zwischen der scheinbaren und der wirklichen Bewegung des Systems" bildet. Ja, noch mehr: Nach Marx führt die Bestimmung des Wertes durch die Arbeitszeit zur „Aufdeckung und Aussprechung des ökonomischen Gegensatzes der Klassen". Nur durch die Bestimmung des Wertes durch die Arbeitszeit wird „in der Ökonomie der geschichtliche Kampf und Entwicklungsprozeß in seiner Wurzel aufgefaßt, entdeckt." Sie führt direkt zum Kommunismus.

Marx hat damit nicht nur das Verdienst Ricardos, sondern auch sein eigenes, nicht nur die historische Bedeutung der Werttheorie Ricardos, sondern ebenso die seiner eigenen charakterisiert. Virtuell (der Möglichkeit nach) war im Wertgesetze von Ricardo der Kommunismus enthalten, ihn zu entwickeln war nur möglich mit der Weiterentwicklung der Werttheorie selbst. Diese andere historische Aufgabe hat gerade Marx ausgeführt, wie das ein anderer „sogenannter" Marxist, Friedrich Engels, schildert.

Nachdem dieser — ebenso wie oben Marx — dargelegt hat, daß die Ricardosche Werttheorie zum Kommunismus führt („Der ganze Owensche Kommunismus, soweit er ökonomisch-polemisch auftritt, stützt sich auf Ricardo"), sagt er folgendes (Kapital, II. Bd., Vorwort S. XIX):

„Da trat Marx auf. Und zwar in direktem Gegensatz zu allen seinen Vorgängern. Wo diese eine Lösung gesehen hatten, sah er nur ein Problem. Er sah, ... daß es sich hier nicht handelte, sei es um die bloße Konstatierung einer ökonomischen Tatsache, sei es um den Konflikt dieser Tatsache mit der ewigen Gerechtigkeit und der wahren Moral, sondern um eine Tatsache, die berufen war, die ganze Ökonomie umzuwälzen, und die für das Verständnis der gesamten kapitalistischen Produktion den Schlüssel bot — für den, der ihn zu gebrauchen wußte. An der Hand dieser Tatsache untersuchte er die sämtlichen vorgefundenen Kategorien, wie Lavoisier an der Hand des Sauerstoffs die vorgefundenen Kategorien der phlogistischen Chemie untersucht hatte. Um zu wissen, was der Mehrwert war, mußte er wissen, was der Wert war. Ricardos Werttheorie selbst mußte vor allem der Kritik unterworfen werden. Marx also untersuchte die Arbeit auf ihre wertbildende Qualität und stellte zum erstenmal fest, welche Arbeit, und warum, und wie sie Wert bildet, und daß Wert überhaupt nichts ist als festgeronnene Arbeit dieser Art ... Marx untersuchte dann das Verhältnis von Ware und Geld und wies nach, wie und warum kraft der ihr innewohnenden Werteigenschaft, die Ware und der Warenaustausch den Gegensatz von Ware und Geld erzeugen muß; seine hierauf gegründete Geldtheorie ist die erste erschöpfende und jetzt stillschweigend akzeptierte. Er untersuchte die Verwandlung von Geld in Kapital und bewies, daß sie auf dem Kauf und Verkauf der Arbeitskraft beruhe. Indem er hier die Arbeitskraft, die wertschaffende Eigenschaft an die Stelle der Arbeit setzte, löste er mit einem Schlage eine der Schwierigkeiten, an der die Ricardosche Schule zugrunde gegangen war: die Unmöglichkeit, den gegenseitigen Austausch von Kapital und Arbeit in Einklang zu bringen mit dem Ricardoschen Gesetz der Wertbestimmung durch Arbeit. Indem er die Unterscheidung des Kapitals in konstantes und variables konstatierte, kam er erst dahin, den Prozeß der Mehrwertbildung in seinem wirklichen Hergang bis ins einzelnste darzustellen und damit zu erklären, — was keiner seiner Vorgänger fertiggebracht; konstatierte er also einen Unterschied innerhalb des Kapitals selbst ... Den Mehrwert selbst untersuchte er weiter, fand seine beiden Formen: absoluter und relativer Mehrwert, und wies die verschiedene, aber beidemal entscheidende Rolle nach, die sie in der geschichtlichen Entwicklung der kapitalistischen Produktion gespielt. Auf Grund des Mehrwertes entwickelte er die erste rationelle Theorie des Arbeitslohnes, die wir haben und gab zum erstenmal die Grundzüge einer Geschichte der kapitalistischen Akkumulation und eine Darstellung ihrer geschichtlichen Tendenz."

War das Zitat von Marx lehrreich, so ist das Zitat von Engels in vieler Hinsicht noch lehrreicher. Dort wurde die Bedeutung des Ricardoschen Wertgesetzes geschildert. Hier wird, meisterhaft, wie es nur Engels verstand, die ganze und volle Bedeutung des Marxschen

Wertgesetzes dargelegt. Und das Zitat ist um so lehrreicher, da diese Darlegung der Bedeutung des Marxschen Wertgesetzes zu polemischen Zwecken geschah, gegen Ökonomen, die ebenso wie unser Graziadei, behauptet hatten, die Marxsche Werttheorie „stamme nicht von Marx her". Demgegenüber weist Engels zu allererst nach, daß die Werttheorie — in ihrer heutigen Fassung — einzig und allein die Marxsche, nicht aber die Ricardo-Marxsche Werttheorie genannt werden darf, da Marx „Ricardos Werttheorie einer Kritik unterwarf" und er „zum erstenmal feststellte, welche Arbeit und warum und wie sie Wert bildet und daß Wert überhaupt nichts ist als festgeronnene Arbeit dieser Art". Wir wollen gleich hinzufügen, weil das in der Folge wichtig werden kann, daß es die abstrakte Arbeit ist, die Wert schafft, gegenüber der konkreten, nützlichen Arbeit, die Gebrauchswerte schafft. Was aber für uns im Zusammenhang mit Graziadei noch wichtiger ist, sind die Worte Engels, in denen er uns sagt, warum Marx die Ricardosche Werttheorie einer Kritik unterwerfen mußte. Weil, „um zu wissen, was der Mehrwert war, er wissen mußte, was der Wert war". Engels stellt also hier den engsten Zusammenhang, die engste Abhängigkeit zwischen der Wert- und Mehrwerttheorie von Marx fest. Noch mehr; nicht nur vergleicht Engels die Entdeckung des Marxschen Wertgesetzes mit der Tat Lavoisiers in der Chemie, nicht nur weist er die Abhängigkeit der Marxschen Mehrwerttheorie von seiner Werttheorie nach, sondern ebenso die absolute Abhängigkeit seiner Geldtheorie, seiner Theorie des Kapitals, seiner Arbeitslohntheorie, und endlich der Marxschen Akkumulationstheorie von ihr. Fällt die Marxsche Werttheorie, so fällt damit die ganze politische Ökonomie von Marx — bis zur geschichtlichen Tendenz der kapitalistischen Akkumulation.

So haben Marx und Engels die Wichtigkeit der Marxschen Werttheorie beurteilt. Nach diesen nicht unbekannten Marxisten ist also Genosse Graziadei vollständig im Unrecht mit seiner ersten Behauptung, die Marxsche Werttheorie sei von der — von ihm durchwegs sogenannten — „Ricardo-Marxschen Werttheorie" unabhängig. Und wenn er den „Zweifel", daß „mit dem Preisgeben der Ricardo-Marxschen Wertauffassung wenigstens die Auffassung vom Mehrwert fallen müsse", als „ein unbegründetes Bedenken" bezeichnet, das „bei einer aufmerksamen Prüfung" „jede Existenzberechtigung verliert" (Preis und Mehrpreis, S. 18) —, so müssen wir unserseits feststellen, daß — wenigstens nach Marx und Engels — dieser „Zweifel" doch kein „unbegründetes Bedenken" ist und doch einige (wenn auch schwache, da einstweilen nur auf der Meinung von Marx und Engels beruhende) „Existenzberechtigung" hat.

Um diese schwache „Existenzberechtigung" etwas zu erhärten, wollen wir die „aufmerksame Prüfung", auf Grund deren Genosse Graziadei unser Bedenken als „unbegründet" erklärt und ihm „jede Existenzberechtigung" abspricht, näher betrachten. Es sind zwei Fragen, die in erster Reihe erledigt werden müssen:

1. Wie begründet Graziadei seine Meinung, daß die Marxsche Werttheorie — ob wahr oder unwahr — und jede andere Werttheorie keinen Einfluß auf die Mehrwerttheorie haben? Es könnte doch sein,

daß Marx und Engels (und ihnen folgend alle „sogenannten" „orthodoxen" Marxisten) im unklaren waren über die Bedeutung ihrer eigenen Werttheorie und daß — wie unwahrscheinlich dies auch erscheinen mag — sachlich Graziadei recht hat.

2. Ist die Marxsche Werttheorie richtig oder unrichtig? Wenn unrichtig, wie begründet das Gen. Graziadei?

Erst nach Erledigung dieser Fragen können wir daran gehen, die eigene Werttheorie des Gen. Graziadei selbst uns näher anzuschauen.

Wir wollen noch bemerken, daß es drei Broschüren sind, in denen Genosse Graziadei seine Ansichten niedergelegt hat und die wir in folgenden Abkürzungen zitieren werden:

„Preis und Mehrpreis"	bedeutet:	„Preis und Mehrpreis in der kapitalistischen Wirtschaft (Kritik der Marxschen Werttheorie)", Berlin 1923, Verl. Prager.
„Il Prezzo"	„	„Il prezzo ed il sopraprezzo in rapporto ai consumatori ed ai lavoratori." Roma 1925.
„La Concezione"	„	„La concezione del sopralavoro e la teoria del valore. Il sopralavoro come fenomeno di classe" ‚Roma 1925'.

II. Die angebliche Unabhängigkeit der Mehrwerttheorie von der Marxschen Werttheorie

Wir brachten zwei sehr interessante Zitate, die mit der wünschenswertesten Schärfe die Bedeutung der Marxschen Werttheorie und ihren Zusammenhang mit der Mehrwerttheorie ins helle Licht rückten. Es stellt sich heraus, daß von dieser Werttheorie nicht allein die Mehrwerttheorie, sondern die ganze politische Ökonomie von Marx abhängt. Da aber hinwieder von letzterer der übrige Teil des Marxismus abhängig ist, dieser wieder die Grundlage des wissenschaftlichen Sozialismus überhaupt und des revolutionären Kampfes des Proletariats und seiner Partei ist, die diesen Kampf führt, hängt von der Marxschen Werttheorie ziemlich alles ab — bis zum Leninismus. Gen. Graziadei ist natürlich hier wieder anderer Ansicht. Nach ihm sind die ökonomischen und der — von ihm so genannte — politisch-historische Teil des Marxismus ebenso unabhängig voneinander wie die Mehrwerttheorie von der Werttheorie. Er sagt:

> „Wir waren immer der Ansicht, und sind es heute mehr als je, daß der politisch-historische Teil der Marxschen Lehre derjenige ist, der auch im heutigen Zustand der Erkenntnis — der geringsten Korrektur bedarf ... Derjenige Teil der Marxschen Theorien, der unseres Erachtens einer eingehenden Revision bedarf, ist der eng ökonomische Teil."

Wir hoffen nicht, daß unsere Zitate den Gen. Graziadei von der Irrtümlichkeit dieser Ansicht, daß der „politisch-historische" und der „eng ökonomische" Teil der Marxschen Lehre unabhängig voneinander seien, überzeugen werden. Das war auch nicht der Zweck

der Zitate: wir wollten uns nur Gewißheit darüber verschaffen, wie Marx und Engels über diese Frage denken.

Jetzt, da wir diese Gewißheit haben, müssen wir untersuchen, weshalb die Marxsche Werttheorie und die Mehrwerttheorie — nach Graziadei — voneinander unabhängig sein sollen? Hier wird es ganz unvermeidlich sein, den Gen. Graziadei selbst zu zitieren. Wenn das bedeutend weniger interessant sein wird als die Zitate aus Marx und Engels, so möge uns der Leser verzeihen: die Verantwortung dafür trägt einzig und allein Gen. Graziadei selbst.

Also hören wir zu:

> „Für Marx ist die Arbeit Ursache nicht nur der Produktion, sondern auch des Tauschwertes." („Preis und Mehrpreis", S. 13.)

So fängt Gen. Graziadei seine Darstellung der Marxschen Werttheorie an. Leider müssen wir ihn gleich hier beim ersten Satz unterbrechen, da dieser Satz, wenn nicht direkt falsch, so doch sehr unvollkommen die Lehre Marx' wiedergibt! Wir können daran umsoweniger wortlos vorbeigehen, da das, was hier am Anfange nur als eine mehr oder weniger unvollkommene Formulierung erscheint, in Wahrheit die Quelle und die Wurzel einer Reihe komischer Irrungen und Äquivokationen von Graziadei ist, und es wird die spätere Darstellung erleichtern, wenn wir seine — sehr gelinde ausgedrückt! — Mißverständnisse gleich bei ihrem Ursprung fassen.

„Für Marx" ist die Arbeit — nur mit sehr wichtigen Vorbehalten die Ursache der Produktion und des Tauschwertes.

Was die Produktion anbetrifft, so hat es wenig Sinn, zu sagen, die Arbeit sei „die Ursache der Produktion". Ursache der Produktion sind die Bedürfnisse des Menschen, die ihn zwingen, den in der Natur vorhandenen Naturreichtum gemäß seiner Bedürfnisse umzugestalten. Diese Umgestaltung geschieht durch die menschliche Arbeit, diese ist die Produktion. Arbeit und Produktion sind, in diesem Sinne gewiß, Synonyme, miteinander vertauschbare Ausdrücke.

Wenn wir aber schon um des lieben Friedens willen den schiefen Ausdruck: „Arbeit ist die Ursache der Produktion" gelten lassen, so müssen wir den allergrößten Nachdruck darauf legen, daß „für Marx" — die Arbeit, insofern sie Ursache der Produktion ist, entschieden nicht identisch ist mit der Arbeit, insofern sie Ursache des Tauschwertes ist! Wenn im Satze Graziadeis dieser Anschein erweckt wird, so müssen wir gleich hier konstatieren, daß das nicht etwa nur eine ungeschickte Formulierung bei ihm ist, sondern seine ernste Meinung, daß zwischen der Arbeit, die Gebrauchswerte schafft, und der Arbeit, die Werte (Tauschwerte) schafft, kein Unterschied besteht. Wie wir das noch ausführlicher sehen werden, macht Gen. Graziadei zwischen Arbeitsprozeß und Verwertungsprozeß nicht nur keinen Unterschied, sondern einen Verwertungsprozeß kennt er überhaupt nicht, und er unterscheidet nicht die beiden Arten Arbeit, die in den beiden Prozessen fungieren. Das ist bei ihm sehr verständlich, da er doch einen Wert als solchen überhaupt nicht anerkennt, sondern nur einen Tauschwert zwischen zwei Waren. Einen Wert anerkennen, ist nach ihm ein Sündenfall, den

„viele Marxisten damit anfangen, daß sie aus dem Ausdruck ‚Tauschwert' die Ergänzung Tausch fortlassen."

Das hat um so bösere Folgen, da

„der Wert, der die politische Ökonomie interessiert, kein generelles, sondern ein spezielles Problem ist: und das ist der Tauschwert". (Il Prezzo, S. 9 bzw. 10.)

Da Graziadei Professor an der Universität Parma ist, maße ich mir nicht an, ihn belehren zu wollen. Ich besitze dazu umsoweniger Autorität, als ja Marx und Lenin selbst nicht imstande sind, ihn zu belehren. Deshalb beschränke ich mich nur auf die Feststellung der Tatsache, daß es für Marx — und hier handelt es sich einzig und allein darum, was für Marx richtig und unrichtig war, also um die richtige Wiedergabe der Marxschen Werttheorie — von entscheidender Wichtigkeit ist, die konkrete, nützliche Gebrauchswerte schaffende Arbeit von der abstrakten, wertschaffenden Arbeit zu unterscheiden. Ich bitte nur den Gen. Graziadei, doch ein bißchen zu beachten, wie Marx selbst die Wichtigkeit dieser von ihm zuerst entdeckten Unterscheidung beurteilte. Soviel kann Marx vielleicht noch von einem Kommunisten fordern, daß er ihn kenne, bevor er ihn kritisiert?! Marx aber sagt (Kapital, Bd. I, S. 8):

„Diese zwieschlächtige Natur der in der Ware enthaltenen Arbeit ist zuerst von mir kritisch nachgewiesen worden." (Kritisch gegen Ricardo und seine Werttheorie!)

Und er fügt hinzu:

„Da dieser Punkt der Springpunkt ist, um den sich das Verständnis in der politischen Ökonomie dreht, soll er hier näher beleuchtet werden."

Und in einem Brief an Engels bezeichnet er als das Beste im „Kapital" diese Unterscheidung der abstrakten von der konkreten Arbeit. (S. Briefwechsel, Bd. III, S. 395.)

Und wenn Graziadei das oben angeführte Engelssche Zitat aufmerksam durchlesen würde, würde er darin nicht nur folgenden Satz finden: „Wert ist überhaupt nichts als festgeronnene Arbeit dieser Art", sondern er könnte darin ebenfalls lesen, daß die Entdeckung der „Arbeit dieser Art" gerade der Fortschritt Marx gegenüber Ricardo war. Die „Arbeit dieser Art", von der Engels spricht, ist aber, wie wohl bekannt, nichts anderes als die abstrakte Arbeit im Unterschiede von der konkreten. Außerdem müssen wir unseren Gegner darauf aufmerksam machen, daß in dem angeführten Engelsschen Satze noch etwas verborgen ist, was zu beachten sich lohnt: Engels sagt nicht: die Arbeit „dieser Art", nämlich die abstrakte Arbeit, sei die Ursache des Wertes (wie das Graziadei formuliert), sondern er sagt: „Arbeit ist Wert".

Bevor wir daran gehen, die Wichtigkeit dieser Feststellung darzulegen und an Hand eines sehr aktuellen Beispiels, nämlich gerade unseres Professors Graziadei, die verhängnisvollen Konsequenzen darzutun, die sich ergeben, wenn man die Marxsche Lehre nicht pünktlich wiedergibt, wollen wir die Leser davor warnen, in diesem Streit nur „Spitzfindigkeiten", nur „Wortklauberei" zu sehen. Manche Leser werden sagen, was bei der Auflösung der Ricardoschen

Schule, als die bürgerliche Nationalökonomie endgültig in die Sackgasse geraten war, ein „Unparteilicher" gesagt hat:

> „Die Diskussionen ... (drehen sich) ausschließlich um den Gebrauch von Worten in verschiedenem Sinne durch verschiedene Personen und beschränken sich darauf, daß die Disputierenden wie die Ritter in der Erzählung den Schild von verschiedenen Seiten betrachten."

Aber Marx, der diese Worte des „Unparteilichen" zitiert, fügt hinzu:

> „Ein derartiger Skeptizismus ist immer der Ankünder der Auflösung einer Theorie, der Vorläufer eines gedanken- und gewissenlosen, auf den Hausbedarf eingerichteten Eklektizismus." (Th. ü. d. M., Bd. III, S. 126.)

Nun, unsere Theorie, der Marxismus, ist weit davon entfernt, sich aufzulösen, und wenn auch so manche schon tatsächlich dem „gedanken- und gewissenlosen" Eklektizismus verfallen, wir sind fern von dem Skeptizismus, das wortlos und ohne Widerspruch zu dulden!

Wenn also die obige Unterscheidung kein leeres Wortspiel ist, worin liegt dann ihre Bedeutung? Darin, worin die ganze Bedeutung und die Wurzel der Marxschen Werttheorie liegt, was diese Theorie von der Smith-Ricardoschen Werttheorie unterscheidet: darin, daß „für Marx" der Wert eine spezifische Erscheinung der Warengesellschaft ist, die Form, die die Arbeit selbst innerhalb der kapitalistischen, der Warenproduktion annimmt.

Die Arbeit als solche erzeugt nur Gebrauchswerte. Wie immer die Gesellschaftsform beschaffen sei, in der produziert wird, Gebrauchswerte werden erzeugt und müssen erzeugt werden. Nur in der Warengesellschaft werden außer diesen auch Werte erzeugt: nicht von der Arbeit als solcher, die in dieser Gesellschaft ihren stofflichen Inhalt, Gebrauchswerte zu produzieren, nicht ändert, auch weiterhin nur die Naturobjekte in eine zweckmäßige Form bringt, Gebrauchswerte schafft, sondern von der Formbestimmtheit der Arbeit, von der Form, die die Arbeit in der bürgerlichen Gesellschaft annimmt.

Der Wert ist etwas Ideelles, aber die Arbeit als solche ist gewiß materiell. Es ist auch nicht die Arbeit als solche, die — nach Marx wenigstens, wie aus obigen Zitaten hervorgeht — die Ursache des Wertes ist. Die Ursache des Wertes ist einzig und allein die Form, die die Arbeit in der Warengesellschaft annimmt, letzten Endes also: die Form der Gesellschaft selbst, die bürgerliche Gesellschaft. Vollends in der kapitalistischen Gesellschaft:

> „Produktiv von Wert ist das Kapital nur als Verhältnis, sofern es als Zwang über die Lohnarbeit sie zwingt, Mehrarbeit zu arbeiten." (Marx, Theorien über den Mehrwert, Bd. I, S. 159.)

Nur die Arbeit, insofern sie Waren produziert, in der kapitalistischen Gesellschaft also die Lohnarbeit, erzeugt Wert.

> „Die Form, worin sich die proportionelle Verteilung der Arbeit durchsetzt, in einem Gesellschaftszustand, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als Privataustausch der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist

eben der Tauschwert dieser Produkte." (Marx: Briefe an Kugelmann, S. 49.)

Die ganze Wissenschaft der politischen Ökonomie hat nur dann einen Sinn, wenn etwas da ist, was sie zu erklären hat, wenn die Erscheinungen der Oberfläche, des Alltags und ihr Wesen nicht zusammenfallen. Dieses Wesen hat aber Marx in seiner Theorie des „Fetischcharakters der Waren" aufgedeckt. Es besteht darin, daß die Warengesellschaft, vollends die kapitalistische Gesellschaft, als ein spezifisch-historisches Produkt sich spezifisch-historische Erscheinungsformen für die Verhältnisse schafft, in denen die Menschen hier leben. Die sozialen Wissenschaften unterscheiden sich gerade darin von den Naturwissenschaften (dies aufgedeckt zu haben ist gerade das unsterbliche Verdienst von Marx), daß, im Gegensatz zur Natur, die Gesellschaften selbst fortwährend verschiedene sind, und daß in diesen die Erscheinungen selbst als auch ihr Wesen (das, wie in der Natur, so auch in der Gesellschaft hinter den Erscheinungen „versteckt" ist, das hinter den gesellschaftlichen Erscheinungen erst durch die Wissenschaft aufgesucht werden muß) nicht ewig und immer dasselbe, sondern ein von Epoche zu Epoche Wandelndes sind. Die Warengesellschaft ist eine spezifische historische Erscheinung, und ihr Wesen: die Arbeit wird hier zur in den Produkten als Waren verkörperten abstrakten Arbeit, diese aber zum Wert, der selbst hinter den Erscheinungen (z. B. Preis) aufzusuchen und selber noch zu erklären ist. Diese Erklärung ist, wie gesagt, die einzige Berechtigung der politischen Ökonomie. Wer das nicht leistet, der verzichtet natürlich auf diese Wissenschaft selbst. Marx leistete das: in seiner Verdinglichungstheorie.

Er stellte dar, wie die Arbeit in der Warengesellschaft eine besondere soziale Form, eine Formbestimmtheit bekommt dadurch, daß sie die Arbeit von einander unabhängiger Privatproduzenten wird, deren jeder einen besonderen Gebrauchswert produziert. Um ihre vielseitigen Bedürfnisse befriedigen zu können, müssen sie ihre Produkte miteinander austauschen, sie müssen miteinander in Beziehung treten. Anstatt nun diese ihre Beziehungen als menschliche Beziehungen, die sie in der Tat sind, aufzufassen, zwingt sie der Charakter ihrer Produkte, als Waren, hergestellt nicht zum eigenen, sondern für den fremden Gebrauch, für den Markt, — zwingt sie dieser Charakter ihrer Produkte, ihre eigenen Beziehungen als Beziehungen ihrer Waren aufzufassen, die subjektiven Beziehungen zu objektivieren, zu verdinglichen.

Je weiter sich die Warengesellschaft entwickelt, je allgemeiner und vorherrschender die Warenproduktion wird, je entfernter voneinander lebende Menschen infolgedessen miteinander durch die Waren, durch den Markt, in Beziehung treten, desto mehr wird die Ware, das Ding, der einzige Vermittler der Beziehungen der Menschen als Produzenten zueinander. Die ganze Produktion wird von nun ab durch die Bewegung dieser Dinge, der Waren und ihrer Werte reguliert. Die Bewegung dieser Dinge und das Ändern ihres Wertes (gesellschaftlich notwendige Arbeit) reguliert die Arbeitsverteilung innerhalb der Gesellschaft sie zeigt an, ob auf eine Sorte Ware mehr oder weniger Arbeit verwendet wurde, als die Gesellschaft benötigt;

wenn mehr, fällt der Wert der Waren, wenn weniger, steigt ihr Wert. Am Markte selbst kommt das dann in den Preisen zum Ausdruck. Davon spricht Marx in dem oben zitierten Brief an Kugelmann.

Nun, diese Beziehung der Waren zueinander, hinter der sich die Beziehung der Warenproduzenten, der Menschen, in der Warengesellschaft zueinander verbirgt, wird zu einer besonderen Eigenschaft der Waren: wird zu ihrem Wert. Marx ist unermüdlich in der Betonung, daß der Wert nicht eine Natur-, sondern eine gesellschaftliche, „eingebildete", „ideelle" Eigenschaft der Waren ist: „Ein dinglich ausgedrücktes Verhältnis der produktiven Tätigkeiten der Menschen, der Arbeiten zueinander." (Theorien über den Mehrwert, Bd. III, S. 218.)

Oder: „Der Wert der Waren ist bloßer „Repräsentant" der gesellschaftlich bestimmten Arbeit." (Ebenda.)

Der Wert ist also ein spezifisches Problem der Waren-, besonders aber der kapitalistischen Gesellschaft. Hier, in der kapitalistischen Gesellschaft, bekommt dieses Problem selbst einen spezifischen Charakter durch das Auftreten einer ganz besonderen Ware: der Ware Arbeitskraft. In der einfachen Warengesellschaft, d. h. in der Gesellschaft, wo die Warenproduzenten noch gleichzeitig die Eigentümer der Produktionsmittel sind, feiert die Verdinglichung schon ihre Triumphe: der Markt und auf ihm der Wert, das Verhältnis der Waren zueinander und das Auf- und Niedersteigen ihrer Werte, verdrängt schon das Bewußtsein der Beziehungen der Produzenten zueinander. In der kapitalistischen Gesellschaft scheiden sich aber Produzenten und Besitzer der Produktionsmittel voneinander, der Produzent wird zum Lohnarbeiter, der seine Fähigkeit zu produzieren, d. h. seine Arbeitskraft verkauft; der Warenbesitzer wird zum Kapitalisten, der diese Ware kauft, um mit ihrer Hilfe andere Waren produzieren zu lassen. Die Komplikation tritt dadurch ein, daß diese Arbeitskraft als Ware ebenso Wert besitzt wie jede andere Ware, und daß dennoch sie es ist, die alle anderen Werte schafft. Wie kommt es denn, daß der Wert der Arbeit, insofern sie produziert, und ihr Wert, insofern sie verkauft wird, voneinander verschieden sind? „Der Arbeitslohn müßte dem Produkt der Arbeit gleich sein." Und wie kommt es, daß die Arbeit, die selbst Tauschwert hat, verschiedene Arbeiten also verschiedene Tauschwerte haben, doch das Maß aller Tauschwerte ist? Dann messe ich den Tauschwert durch den Tauschwert, das Kilogramm durch Kilogramm. Auf die erste Frage gab Marx die Antwort in seiner Mehrwerttheorie und seiner Lehre von der Lohnarbeit, auf die zweite in seiner Werttheorie, in der die beiden ersten wurzeln. (S. „Zur Kritik der politischen Ökonomie", S. 45.) An diesen Fragen, die sie nicht lösen konnte, ging die Ricardosche Schule zugrunde. Marx gab die Antwort, indem er zeigte:

1. Daß die Arbeit keinen Wert hat, sondern der Wert selbst ist. Der Wert ist nichts anderes als die in den Waren enthaltene festgeronnene gesellschaftlich notwendige Arbeit. Das wußten mehr oder weniger präzis auch Smith und Ricardo. Was diese aber nicht wußten, war, daß eine ganz besondere Arbeit, die abstrakte Arbeit es ist, die in den Waren als Wert enthalten ist, im Unterschied zu der

konkreten, nützlichen, Gebrauchswerte schaffenden Arbeit. Außerdem wußte die klassische politische Ökonomie nicht,

2. daß, da nicht die Arbeit, sondern die Arbeitskraft einen Tauschwert hat, die Arbeit sehr wohl als Maß des Tauschwertes fungieren kann.

Endlich zeigte Marx

3. daß nicht die Arbeit, sondern die Arbeitskraft verkauft wird, zur Ware wird. Der Wert dieser Ware wird bestimmt nach obigen Gesetzen. Das besagt aber nicht, daß die Arbeitskraft ebensoviel Wert produzieren muß, wie sie selbst wert ist. Im Gegenteil: sie produziert mehr, die Differenz wird dem Arbeiter nicht bezahlt. Seine Arbeit zerfällt also in zwei Teile: in eine notwendige, mit der er seinen Arbeitslohn produziert, und in eine Mehrarbeit, in der er den Mehrwert produziert. Die Theorie, die das aufklärt, ist die Theorie des Kapitals.

Wir sehen, der historische Fortschritt, den Marx tat, war riesengroß. Er erklärte das Kapital als Ausbeutungsverhältnis zwischen Kapital und Lohnarbeit, versteckt hinter dem Arbeitslohn, der, als eine Summe Geldes, ebenso wie das Geld im allgemeinen und ebenso wie noch allgemeiner der Wert, als dessen andere, verselbständigte Gestalt das Geld von Marx zu allererst nachgewiesen wurde, nur das objektivierte, verdinglichte, in Dingen ausgedrückte Verhältnis von Menschen (hier Kapitalisten und Lohnarbeiter) zueinander darstellt. Er reduzierte sämtliche verdinglichte Kategorien der politischen Ökonomie (Ware, Geld, Kapital usw.) auf ihren sozialen Inhalt. Der Fortschritt lag noch mehr darin (und das wird später in bezug auf Graziadei von entscheidender Wichtigkeit), daß die Ausbeutung des Lohnarbeiters als eine spezifische Art der Ausbeutung nachgewiesen wurde, verschieden von der Ausbeutung der Sklaven in einer auf Sklavenarbeit begründeten Gesellschaft oder der Ausbeutung von Hörigen in einer feudalen Gesellschaft. Das war gerade das Rätsel, das es zu lösen galt: Die Ausbeutung nicht mit der allgemeinen Phrase der Ausbeutung abzutun (wie das die Sozialisten, sich auf Ricardo stützend, vor Marx taten), sondern das Spezifische zu erklären, das die kapitalistische Ausbeutung von allen anderen Ausbeutungsformen zu allererst unterscheidet. Aber, wie wir sahen, beruht diese Leistung von Marx ganz und gar auf der Aufdeckung der Natur des Wertes, wovon die Mehrwerttheorie (die Theorie des Kapitals) und die Theorie der Lohnarbeit nur die Konsequenzen sind. Wer die Werttheorie von Marx aufgibt, der muß auch dieses Spezifische in der Ausbeutung des Lohnarbeiters wieder fallen lassen, verwischen, — wie das, trotz gegensätzlicher Beteuerungen bei Graziadei vollkommen zutrifft.

Das hier in knapper Weise Dargelegte ist für jeden „sogenannten" Marxisten eine Binsenwahrheit. Für Graziadei aber, der Marx zu „kritisieren", zu „verbessern" sich vornimmt, ist es nicht notwendig, Marx zu kennen. So sehr nicht, daß ihm nach dem ersten von uns oben zitierten, höchst ungeschickt formulierten Satz, u. a. gleich folgende ... Ungenauigkeit unterläuft:

„Die einzige Ware, die einen neuen Wert (den Waren) hinzufügen kann, ist die Ware Arbeit ...". (Ebenda.)

Jeder angehende Marxschüler weiß, wie falsch das ist. Einer der wesentlichen Schritte, den Marx gegenüber Ricardo tat, war — wie wir sahen — gerade das, daß er die Unrichtigkeit dieses Satzes aufdeckte. Indem er an Stelle der Arbeit die Arbeitskraft setzte, konnte er die Rätsel lösen, an denen die Schule Ricardos zugrunde ging, und zwar: „die Unmöglichkeit, den gegenseitigen Austausch von Arbeit und Kapital in Einklang zu bringen mit dem Ricardoschen Gesetz der Wertbestimmung durch Arbeit." (Engels: zitierte Stelle.)

Nach dieser höchst unpünktlichen Darstellung der „Ricardo-Marxschen" Werttheorie kommen wir dann zum eigentlichen „Beweis":

> „Da der Wert eine soziale Charakteristik der Waren darstellt, so müssen diese, um solche Charakteristik annehmen zu können, vor allem vorhanden sein. Dieselbe Ricardo-Marxsche Ökonomie verkündet ihr Wertgesetz, weil sie in Produkten verschiedener Art keine anderen gemeinsamen Eigenschaften finden kann als die Tatsache, daß sie ihr Entstehen einer bestimmten Quantität an Arbeit verdanken.
>
> Dies vorausgesetzt, hat das Wesen der notwendigen Arbeit und der Mehrarbeit seinen Ursprung in Elementen, die vom Tauschwerte unabhängig sind und die diesem sogar vorangehen."

Wo der Gegner recht hat, muß man ihm das zubilligen. Und hier hat er recht: Der Arbeiter, der beim Kapitalisten arbeitet, verrichtet daselbst zwei Funktionen: er verdient seinen Arbeitslohn, verrichtet damit für sich während einer notwendigen Arbeitszeit eine notwendige Arbeit; außerdem verrichtet er umsonst eine Mehrarbeit, diese Mehrarbeitszeit wird ihm nicht bezahlt. Die Unterscheidung der notwendigen und der Mehrarbeit — kann man auch ohne den Tauschwert machen und der Produktionsprozeß, worin die Produkte produziert werden, also die Verrichtung der oben unterschiedenen Arbeiten geht dem Verwertungsprozeß voran.* Vielleicht hat aber die kleine Tatsache, daß die notwendige Arbeit (besser gesagt, die notwendige Arbeitszeit) die Form des Arbeitslohnes und die Mehrarbeit — die Form des Mehrwertes, später des Profits (also beidemal die des Geldes) annimmt, doch etwas mit dem Tauschwerte zu tun? Auf alle Fälle bitte ich, das vor Augen zu halten, denn vielleicht wird „diese Kleinigkeit" von einiger Wichtigkeit sein.

> „Um die notwendige Arbeit zu bestimmen, müssen wir die Qualität und die Quantität der für den Lebensunterhalt des Arbeiters notwendigen Mittel kennen, ferner müssen wir wissen, wieviel Arbeitszeit diese Mittel für ihre Herstellung erfordern. Nachdem so die Quantität der notwendigen Arbeitszeit festgestellt worden ist, erhält man die Mehrarbeit, indem man diese Zeit von der vom Arbeiter effektiv geleisteten abzieht."

Wir müssen wieder zugeben: Genosse Graziadei hat recht. Wir wollen deshalb wieder nur die Kleinigkeit bemerken, daß jeder Kapitalist dieses Verfahren, ohne dazu einen Sachverständigen-Ökonomen und Universitätsprofessor anzustellen, „effektiv" selbst durch-

* Ich weiß sehr gut, daß diese und meine folgende Formulierung nicht einwandfrei ist. Ich will aber dem Genossen Graziadei den größtmöglichsten Spielraum gewähren — recht zu haben!

führt: Der Arbeitslohn, den er seinen Arbeitern zahlt, ist „effektiv" nichts anderes als die „Feststellung" der notwendigen Arbeitszeit. Es entsteht natürlich die Frage, warum die Kapitalisten nicht direkt die notwendige Arbeitszeit feststellen, sondern zu dem „indirekten" Weg des Geldes, des Arbeitslohnes schreiten? Vielleicht hat mit dieser „Kleinigkeit" ebenfalls der Tauschwert etwas zu schaffen? Wir bitten dies ebenfalls zu beachten, und das um so mehr, da hier gerade eine der — von B. Croce schon sogenannten — Äquivokationen des Genossen Graziadei vor uns liegen wird. Diese Äquivokation ist gleich im nächsten Satz enthalten:

> „Erst nachdem man — durch diesen vom Wert unabhängigen Prozeß, das Vorhandensein und die Quantität der notwendigen Arbeit und der Mehrarbeit festgestellt hat, ist es erlaubt, zu sagen, daß die Waren — der Ricardo-Marxschen Theorie zufolge — einen gewissen Wert erlangen."

Halt! Hier haben wir die große Entdeckung in ihrem vollen Glanze! Sie reiht sich würdig an die in unserer Einleitung so vorteilhaft kennen gelernte Beweismethode des großen Maestro! Wir können die Worte B. Croces noch einmal zitieren:

> „Es ist nicht das erstemal, daß Herr Graziadei Entdeckungen macht, die nichts anderes sind als Äquivokationen."

Graziadei soll uns erst das Verfahren zeigen, mit dem man mit einem vom Wert unabhängigen Prozeß das Vorhandensein und besonders die Quantität der notwendigen und der Mehrarbeit feststellt!

Nachdem Marx — gerade durch die Analyse des Wertbegriffes, dann des Profits und des Mehrwerts, — festgestellt hat, daß der Wert Arbeit, der Mehrwert aber Mehrarbeit ist, ist es keine Heldentat von Graziadei — sieben Jahrzehnte nach Marx — das seinerseits neu zu entdecken! An Marx selbst bewahrheitet sich nur damit sein eigenes Wort:

> „Das Produkt der geistigen Arbeit — die Wissenschaft — steht in der Tat immer tief unter ihrem Wert, weil die Arbeitszeit, die nötig ist, um sie zu reproduzieren, in gar keinem Verhältnis steht zu der Arbeitszeit, die zu ihrer Originalproduktion erforderlich ist, z. B. den binomischen Lehrsatz kann ein Schuljunge in einer Stunde lernen." (Theorien über den Mehrwert, Bd. I, S. 289.)

Diese heute schon „elementare Wahrheit, daß der Arbeiter eine notwendige und eine Mehrarbeit verrichtet, haben weder Smith noch Ricardo, noch die ganze klassische Ökonomie gewußt; noch wird sie von der nachklassischen bis zu der zeitgenössischen Vulgärökonomie anerkannt. Erstere, besonders Ricardo, anerkennt sie unklar, instinktiv — letztere bekämpft sie instinktiv.

Vor Marx wußte aber niemand, weder daß eine notwendige noch daß eine Mehrarbeit existiert. Und wie entdeckte sie Marx? Unabhängig vom Wert? Nicht im mindesten! Er mußte doch seinen Ausgangspunkt nehmen von dem, was die bürgerliche Gesellschaft ihm an der Oberfläche bot. An dieser Oberfläche sind aber nur Arbeitslohn und Profit vorhanden: zwei Geldsummen. Wäre er italienischer

Universitätsprofessor gewesen, so wäre er an dieser Oberfläche hängen geblieben. So aber warf er die Frage auf: Was ist „Geld"? Und fand die Antwort: „Geld" ist Wert — in verselbständigter, materiell handgreiflicher Gestalt. Dann warf er die weitere Frage auf: Was ist Wert? Antwortete: abstrakte Arbeit (verschieden von der Gebrauchswerte produzierenden, konkreten, nützlichen Arbeit). Ist aber der Wert = Arbeit, dann ist auch das Geld (= Wert) = Arbeit. Dann ist auch der Arbeitslohn (= Geld = Wert) = Arbeit. Ebenso der Profit = Geld = Wert = Arbeit. Da aber der Kapitalist nicht arbeitet (entgegen der Ansicht des Genossen Graziadei), so kann diese Arbeit, der Profit, nur von dort herrühren, von wo der Arbeitslohn herrührt: aus der Arbeit des Arbeiters Und Marx zu allererst gab diesen zwei verschiedenen Arbeiten, der den Arbeitslohn produzierenden und der den Profit produzierenden, die Namen: notwendige und Mehrarbeit. Und erst er unterschied zwischen dem Wert und dem Mehrwert, den alle vor ihm nur in seinen besonderen Erscheinungsformen (Profit, Zins, Grundrente), wie sie an der Oberfläche der heutigen Gesellschaft erscheinen, kannten. Diese Unterscheidung wurde zu allererst möglich durch die Analyse des Wertes, durch die Aufdeckung der wertbildenden Eigenschaft der Arbeitskraft, durch Aufdeckung der Formbestimmtheit, die die Arbeit in der bürgerlichen Gesellschaft bekommt, durch die Lehre vom Arbeitslohn und vom Kapital, wie wir das oben zeigten und nicht noch einmal darstellen müssen.

Jetzt, nach Marx, erklärt Graziadei mit wichtiger und triumphierender Miene:

> „Einen Beweis für die Tatsache, daß man die notwendige Arbeit und folglich auch die Mehrarbeit analysieren kann, ohne diese oder jene Werttheorie zu Hilfe zu nehmen, liefert uns übrigens Marx selber. Im III. Abschnitt des X. Kapitels des I. Bandes des „Kapitals" prüft er u. a. das Phänomen der Fron, und hier gibt er eine Beschreibung und eine Definition der Mehrarbeit, die außerhalb jeder Werttheorie steht!"

Das ist der Montblanc ... der Gelehrsamkeit! Noch hundert solche Stellen kann man Ihnen, Genosse Graziadei, aus Marx zitieren. Nachdem er, Marx, das Geheimnis der kapitalistischen Gesellschaft, ihren „inneren Zusammenhang" in der Mehrarbeit gefunden, aufgedeckt und ausgesprochen hat, — war es möglich, diese Tatsache, die eine fast allgemein historische Erscheinung ist, auch in anderen Gesellschaftsformationen zu entdecken. In diesen ist sie natürlich unabhängig von jeder Werttheorie, da in ihnen der Wert eine unbekannte Erscheinung war. Man kannte da aber etwas anderes: „Unterdrückungs- und Knechtschaftsverhältnisse", die das Vorhandensein der notwendigen und Mehrarbeit — mehr oder weniger — verdeckten. Ein in diesen Gesellschaften lebender Graziadei hätte wahrscheinlich gesagt (nachdem andere die Mehrarbeit entdeckt haben):

„Ja, sehr schön; aber ich bitte sehr, die Tatsache der Mehrarbeit ist eins, und die Form der Unterdrückung ist etwas anderes; das Produkt, das die Sklaven produzieren, ist früher da als die Form,

in die es sich kleidet, die Form der Knechtschaft, mit der diese Produkte ihnen weggenommen werden." Nehmen wir für einen Augenblick an, sie ist früher da. Aber der Witz, Herr Professor, besteht gerade darin, hinter dieser Form, also in unserem Falle hinter der Wertform, unabhängig nicht vom Wert, sondern von anderen — die Mehrarbeit zu entdecken, die gerade durch diese Form, durch den Wert, durch den Arbeitslohn verdeckt wird.

Aber nicht einmal Marx hat das Verfahren entdeckt, womit man unabhängig vom Wert — die Quantität der notwendigen und der Mehrarbeit „feststellen" kann. Soll es einmal Genosse Graziadei versuchen! Hier kann er seine Entdeckungskunst in vollem Glanze zeigen! „Man" stellt die Mehrarbeit nicht fest: das ist ein sehr komplizierter gesellschaftlicher Prozeß, indem „man" nicht die Mehrarbeit, sondern gleich den Profit festsetzt, und der unter dem Namen Konkurrenz (Durchschnittsprofitrate) bekannt ist. Natürlich bestreitet Graziadei auch dieses Marxsche Gesetz und will darin einen Widerspruch zwischen dem I. und III. Bande des „Kapital" und mit dem Wertgesetz von Marx sehen. Wir geben kein Geheimnis preis, wenn wir verraten, daß sich die ganze „Beweisführung" Graziadeis auch hier nur als eine Reihe von Äquivokationen entpuppt.

Wird die Mehrarbeit durch einen gesellschaftlichen Prozeß bestimmt, so nicht minder die notwendige Arbeit: der dem Arbeiter von dem Kapitalisten tatsächlich gezahlte Arbeitslohn ist der Beweis dafür. Er ist nichts anderes als die kapitalistische Methode zur „Festsetzung" der notwendigen Arbeit. „Man" setzt die notwendige Arbeit nicht fest, da dies der Kapitalist täglich besorgt. Die Gesetze dieses gesellschaftlichen Prozesses hat wieder Marx aufgedeckt, ebenso wie die des anderen, der Profitbildung, aber weder der eine noch der andere Prozeß ist unabhängig vom Werte. Es ist eine staunenswerte Naivität, zu fordern, man stelle „die Qualität und die Quantität der für den Lebensunterhalt des Arbeiters notwendigen Mittel" fest, dann „wieviel Arbeitszeit diese Mittel für ihre Herstellung erfordern" — bevor man von einem Werte spricht, wo der Markt (den Arbeitsmarkt inbegriffen) das tagtäglich gerade durch das Mittel des Tausches, also des Tauschwertes, also des Wertes besorgt; wo Marx diese Forderung von Graziadei gerade in seiner auf das Wertgesetz basierten Theorie des Kapitals (wie oben dargelegt) längst erfüllt hat. Graziadei verfährt umgekehrt wie Marx. Wo die bürgerliche Ökonomie eine Lösung gesehen hatte, dort sah Marx nur ein Problem. Umgekehrt unser Graziadei: wo Marx eine Lösung gab, dort sieht er ein Problem, — und zwar ein Scheinproblem, das er zu lösen nicht imstande ist und nicht einmal versucht!

Weder der Arbeitslohn noch der Profit erscheinen als das, was sie unabhängig vom Werte sind: als notwendige und Mehrarbeit. . So erscheinen sie dem, der die Marxsche Wert- und Mehrwerttheorie auf sie anwendet. Wenn ich schon weiß, daß der Wert der Waren = abstrakte Arbeit, in ihnen verkörpert; also der Wert der Arbeitskraft = abstrakte Arbeit, die in den von dem Arbeiter verbrauchten Gütern verkörpert ist; — wenn ich außerdem weiß, daß jede Geldsumme die Verkörperung von Wert, also von Arbeit ist, und infolge-

dessen auch der Arbeitslohn samt dem Profit (die beide Geld sind) nichts anderes darstellen — was zu wissen ich aber nur wieder auf Grund der Marxschen Werttheorie fähig bin, wenn ich alle diese schönen Sachen weiß, dann kann ich zwar nicht Professor der Ökonomie an der Universität Parma werden, denn dort darf ich gerade das nicht wissen, wohl aber Schüler einer kommunistischen Universität in Moskau. Warum zahlt aber der Kapitalist diese „Güter" doch weiter in Geld, in Arbeitslohn aus? Warum wendet er nicht das Verfahren Graziadeis an, das in dem letzten Satze der oben zitierten Stelle enthalten ist und darin besteht, daß man erst „das Vorhandensein und die Quantität der notwendigen und der Mehrarbeit feststellt" und erst dann „die Waren einen gewissen Wert erlangen läßt". Oder wie er es gleich nach diesem Satze fordert:

> „Mit welchem Kriterium könnte man in der Tat behaupten, daß eine gegebene Ware z. B. einen Wert von 6 Stunden Arbeit jeder Art darstellt, wenn die Verwendung dieser Stunden nicht schon durch eine vorangegangene Prüfung festgestellt worden war? Erst wenn die Arbeit, nachdem (also zeitlich! L. R.) sie die wirkende Kraft der Produktion geworden ist, zur Ursache und zum Maß des Wertes wird, erst dann verwandelt sie sich in den Wert selber, und die notwendige Arbeit und die Mehrarbeit werden zum notwendigen Wert (?) und zum Mehrwert."

Ja, warum wenden die Kapitalisten dennoch das umgekehrte Verfahren an? Warum zahlen sie den Arbeitslohn, ohne auszurechnen und sich darüber viel den Kopf zu zerbrechen, welchen Wert die Produkte, die der Arbeiter dafür kaufen kann, in Stunden ausgedrückt, haben? Und sogar in Rußland, wo Marxisten — Kommunisten an der Spitze der Produktion stehen, wird noch immer das veraltete Verfahren der Auszahlung der „notwendigen Arbeit" in Arbeitslohn angewendet. Hier sind die „Lohnarbeiter" eigentlich keine Lohnarbeiter wie in der kapitalistischen Gesellschaft, denn sie stehen nicht mit dem Kapitalisten, sondern mit ihrem eigenen Staat in einem Arbeitsverhältnis; sie verrichten keine „notwendige" Arbeit im Sinne der kapitalistischen Ausbeutung; ihr „Lohn" hat eine ganz andere Bedeutung als in der kapitalistischen Gesellschaft. Und doch sagt man dem Arbeiter nicht: „Deine notwendige Arbeit besteht aus 6 Stunden, da hast du Waren dafür, die auch 6 Stunden kosteten." Trotz des gänzlich veränderten ganz anders gearteten Arbeitsverhältnisses behält man die spezifisch kapitalistische Methode der Lohnauszahlung bei. Warum? Gerade darum, Genosse Graziadei, weil heute, in einer Warengesellschaft, niemand den Wert einer Ware in Stunden „festzusetzen" imstande ist, diese Festsetzung ist in einer Warengesellschaft — nach wie vor Entdeckung des Marxschen Wertgesetzes — an die Erscheinungsform des Wertes, an das Geld geknüpft. Die Antwort auf Ihre Frage finden Sie im „Kapital" (Bd. I, S. 40):

> „Die späte wissenschaftliche Entdeckung, daß die Arbeitsprodukte, soweit sie Werte, bloß sachliche Ausdrücke der in ihrer Produktion verausgabten menschlichen Arbeit sind, macht Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, aber

verscheucht keineswegs den gegenständlichen Schein des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit. Was nur für diese besondere Produktionsform, die Warenproduktion gültig ist, daß nämlich der spezifisch gesellschaftliche Charakter der voneinander unabhängigen Privatarbeiten in ihrer Gleichheit als menschliche Arbeit besteht und die Form des Wertcharakters der Arbeitsprodukte annimmt, erscheint, vor wie nach jener Entdeckung, den in den Verhältnissen der Warenproduktion Befangenen ebenso endgültig, als daß die wissenschaftliche Zersetzung der Luft in ihre Elemente die Luftform als eine physikalische Körperform fortbestehen läßt."

Solange Warenproduktion besteht, ist der Wert eine notwendig-objektive Erscheinungsform der gesellschaftlichen Arbeit: sowohl die notwendige als auch die Mehrarbeit muß die Form des Wertes, des Geldes annehmen. Sogar in der sozialistischen Wirtschaft, solange diese sich nicht von der Warenform ihrer Produkte emanzipiert hat!

So entpuppt sich uns die große Entdeckung des Genossen Graziadei als eine sehr simple — Äquivokation. B. Croce hat nicht nur darin recht, daß er als erster die Entdeckungen unseres Professors als solche seinerseits entdeckt hat, sondern er charakterisiert auch richtig Graziadeis Methode, die nach ihm darin besteht, daß er „ängstlich vermeidet, die Worte Wert und Arbeit zu gebrauchen, um einzig und allein vom Produkt zu sprechen". (Zitierte Stelle.) Das Wesen dieser Methode besteht also darin, die Formbestimmtheiten der kapitalistischen Gesellschaft als einfach nicht existierend zu betrachten. Hinter den Erscheinungen sucht Genosse Graziadei sofort ihr Wesen auf: hinter dem Arbeitslohn erblickt er sofort die notwendige Arbeit und die Produkte, in denen diese sich verwirklicht; hinter dem Mehrwert sofort die Mehrarbeit und die Produkte, die der Arbeiter „für den Konsum des Kapitalisten" herstellt. (Eine eigenartige Gesellschaft, wo die Kapitalisten so viel „konsumieren"!) Und da Genosse Graziadei diesen Scharfblick hat, hinter den Erscheinungen sofort ihr Wesen zu erblicken: ignoriert er vornehm die Erscheinungen.

Leider, leider ... das hält ihn nicht davor zurück, übrigens durchwegs nur an den Erscheinungen hängen zu bleiben und ihr Wesen zu ignorieren.

Und was noch viel schlimmer ist, und gar nicht die Privatangelegenheit des Gen. Graziadei: gerade den Riesenfortschritt, den Marx gegen alle seine Vorgänger tat, als er das Spezifische in der Ausbeutung der Arbeiterklasse aufdeckte, verwischt Graziadei wieder in der allgemeinen Formel: Ausbeutung. „Der römische Sklave war durch Ketten, der Lohnarbeiter ist durch unsichtbare Fäden an seinen Eigentümer gebunden" — sagt Marx. Sie sind bis heute unsichtbar geblieben, diese Fäden, zwar nicht dem Lohnarbeiter, dem Marx die Augen geöffnet hat, wohl aber — manchen Professoren der bürgerlichen Universitäten. Gerade damit beweist aber unser Graziadei, wenn das noch eines weiteren Beweises bedarf, daß die Mehrwerttheorie von der Marxschen Werttheorie nicht unabhängig ist. Nur, weil er diese Werttheorie nicht annimmt, weil er sie nicht ver-

steht, versteht er auch nicht, was es bedeutet, die spezifische Ausbeutung des Lohnarbeiters in der Formel „In der Nacht sind alle Katzen grau" zu verwischen. Daß dies alles andere ist, nur kein Kommunismus, darüber ist kein Wort zu verlieren.

III. Die angebliche Unrichtigkeit der Marxschen Werttheorie. „Graziadeis letzte Stunde"

Die Tatsache, daß die hinter dem Arbeitslohn sich versteckende notwendige und die hinter dem Mehrwert (Profit, Zins, Grundrente usw.) versteckte Mehrarbeit von Marx und nicht von Graziadei entdeckt wurde, ist hoffentlich nicht unbekannt. Es ist also ein bißchen — wie sollen wir sagen — komisch, wenn letzterer das als seine Entdeckung gegen Marx in Anspruch nimmt und damit die Unabhängigkeit der Mehrwerttheorie von der Marxschen Werttheorie nachweisen will. Ist das schon mehr als sonderbar, was soll man dann zu folgendem Satz sagen:

> „Der Fehler, in den die Marxisten verfallen und der zu vermeiden wäre, selbst wenn man die gesamte Marxsche Wertlehre annähme, besteht gerade darin, daß die beiden verschiedenen Momente nicht auseinandergehalten werden, durch die auf Grund dieser Lehre die Arbeit hindurchgeht; sie werfen die Arbeit, die die Produktion verursacht, auf einen Haufen mit der Arbeit, die auf Grund der Ricardo-Marxschen Theorie die Ursache des Wertes darstellt; noch schlimmer, sie erklären die beiden Tatsachen für identisch. Darum ist es selbstverständlich, daß sie der Meinung sind, mit der Werttheorie müsse auch die Mehrarbeittheorie fallen."

Schön, nicht wahr? Nicht Graziadei, die Marxisten begehen „den Fehler", daß sie die konkrete, Gebrauchswerte schaffende, mit der abstrakten, Tauschwerte bildenden Arbeit verwechseln, oder den Arbeitsprozeß von dem Verwertungsprozeß nicht unterscheiden. Ein Königreich für ein solches Pferd von „Marxisten"! Einen einzigen zeige er uns, außer sich selbst. Er anerkennt nur einen Arbeitsprozeß und sieht nicht, daß derselbe — innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft, wo jede Arbeit in der Form von Lohnarbeit verrichtet wird, gleichzeitig und notwendigerweise einen Verwertungsprozeß für das Kapital darstellt. Der Arbeitsprozeß selbst erscheint in dieser Gesellschaft ausschließlich als Verwertungsprozeß für das Kapital, und nur der Marxschen Werttheorie ist es zu verdanken, daß hinter diesem der reelle, vom verwirrenden und sein Wesen verdeckenden Schein befreite Arbeitsprozeß erblickt wurde. Die bürgerlichen Ökonomen und unter ihnen in erster Reihe Graziadei, werfen Schein und Wesen kunterbunt auf einen Haufen: Deshalb ist für ihn „der Preis die einzige Realität" und „die Tauschwerttheorie entweder eine Preistheorie oder überhaupt keine Theorie". (Ebenda S. 38.) Deshalb hat er auch keine Ahnung davon, daß die Marxsche Werttheorie gerade eine (und zwar die einzig richtige) Preistheorie ist und diese nur dadurch ist, daß sie zeigt, welche Arbeit und wie sie sich in den Waren verkörpert. Auf Seite 16 seiner Broschüre ‚La con-

cezione" spricht er von dem „Aberglauben des Wertes" und schreibt dann folgende Zeilen:

„Da jede Ware unbestreitbar Arbeit kostet; da die Arbeit solcher Art sich als die allgemeinste und allen Unternehmungen gemeinsame und in allen Produkten enthaltene Erscheinung darbietet, scheint (!) sie innerhalb einer Unternehmung und einer Ware der grundlegende Prozeß der Kollektivproduktion zu sein. ... Alle Produkte werden gleich durch die Tatsache, daß sie allgemein eine gewisse Menge von Arbeit kosteten und die Produktion selbst scheint (!) sich zu verwandeln in eine Produktion nicht mehr von ökonomischen Gütern, sondern von Arbeitswerten (valori — lavoro), wenn nicht ausschließlich in Arbeit.

Der (Tausch) Wert scheint sich in solcher Weise in eine gewissermaßen gemeinsame chemische Substanz aller Waren zu verwandeln, die aus ihnen extrahierbar ist. Es genügt ein bißchen aus dieser Substanz bei einer kleinen Menge einer einzigen und erstbesten Ware zu nehmen und für sich allein zu analysieren, um hinter das Geheimnis der ganzen kollektiven Produktion zu kommen. Diese Illusionen und Irrtümer sind evident."

In der Tat: diese Illusionen und Irrtümer sind evident! Nur nicht dort, wo Graziadei sie sucht, im Marxismus, sondern bei ihm selber. Er weiß nicht, und dabei ist er angeblich Kommunist, daß die kapitalistische Produktion als solche, in der Tat keine „ökonomischen Güter", sondern Werte produziert! Wir werden sofort eine Stelle von Marx zitieren, wo er A. Smith vorwirft, daß er die Materialisation der Arbeit zu „schottisch" faßt. Hören wir zu, was er nicht einem Vertreter der klassischen, sondern der Vulgärökonomie, Mc Culloch, an den Kopf wirft:

„Also Werte haben die Waren nur, die Dinge überhaupt nur als Darstellungen menschlicher Arbeit; nicht soweit sie etwas für sich als Dinge sind, sondern soweit sie Inkarnationen gesellschaftlicher Arbeit sind. Und man hat gewagt zu sagen, daß der elende Mac den Ricardo auf die Spitze getrieben habe, er, der in seinem gedankenlosen Streben, die Ricardoschen Theorien eklektisch mit ihren Gegensätzen zu „versöhnen", ihr Prinzip und das aller Ökonomie, die Arbeit selbst, als menschliche Tätigkeit und gesellschaftlich bestimmte menschliche Tätigkeit, mit der physischen usw. Aktion identifiziert, die die Waren als Gebrauchswerte, als Dinge haben!" (Theorien über den Mehrwert, Bd. III, S. 219.)

Graziadei schmeichelt sich vielleicht damit, daß er, wie einst der „elende Mac" den Ricardo, den Marx auf die Spitze treibt. Dann setze er in obige Zeilen von Marx an Stelle des Namens Mac Culloch seinen eigenen Namen und das Zitat paßt Wort für Wort auf ihn. Er kennt nur die „physische Aktion" und hat keine Ahnung davon, was es in der Marxschen politischen Ökonomie mit der „abstrakten" Arbeit für eine Bewandtnis hat.

Würde er Marx kennen, hätte er bei ihm Aufklärung gefunden. Denn dieser sagt (Theorien über den Mehrwert, Bd. I, S. 277):

„Die Materialisation usw. der Arbeit ist jedoch nicht so schottisch zu nehmen, wie A. Smith es faßt. Sprechen wir von der Ware als Materiatur der Arbeit — in dem Sinne ihres Tauschwertes —, so ist dies selbst nur eine eingebildete, d. h. bloß soziale Existenzweise der Ware, die mit ihrer körperlichen Realität nichts zu schaffen hat; sie wird vorgestellt als bestimmtes Quantum gesellschaftlicher Arbeit oder Geld. Es ist möglich, daß die konkrete Arbeit, deren Resultat sie ist, keine Spur an ihr zurückläßt. . . . Hier kommt die Täuschung daher, daß sich ein gesellschaftliches Verhältnis in der Form eines Dinges darstellt."

Und diesen Gedanken erläutert er anderswo (Theorien über den Mehrwert, Bd. III, S. 130) folgendermaßen:

„Die einzelne Ware, das einzelne Produkt erscheint nicht nur reell als Produkt, sondern auch als Ware, als nicht nur reeller, sondern auch ideeller Teil der Gesamtproduktion. Jede einzelne Ware erscheint als Träger eines bestimmten Teiles des Kapitals (nämlich des gesellschaftlichen Gesamtkapitals. L. R.) und des von ihm geschaffenen Mehrwerts ... Es ist nicht mehr die auf die einzelne besondere Ware verwandte Arbeit, die in den meisten Fällen gar nicht mehr zu berechnen wäre, und die bei einer Ware mehr als bei der anderen sein mag, sondern die Gesamtarbeit, der Gesamtwert, dividiert durch die Anzahl der Produkte, was den Wert des einzelnen Produktes bestimmt und als Ware konstituiert."

Diese Zitate sind ein sprechendes Zeugnis davon, wie wenig Graziadei den Marxismus, den er „verbessert", verstanden hat! Worauf kommt es bei der Werttheorie von Marx in erster Linie an? Darauf, daß man zwischen Produkt und Ware unterscheidet. Produkte sind in jeder Gesellschaft da, Waren nur in einer bestimmten spezifischen Gesellschaft. Will man die Eigentümlichkeiten dieser konkreten Gesellschaft mit dem Hinweis auf das erledigen, was allen Gesellschaften gemein ist (das Produkt), dann läßt man gerade das soziologische Prinzip des Marxismus fallen und man bekommt die platte Tautologie: Produkt ist Produkt. Oder: Arbeit ist Arbeit. Man muß dann natürlich auch die Existenz des Wertes, des Verwertungsprozesses usw. leugnen, bis man — wie das, wie wir später sehen werden, Graziadei tut —, bei der Leugnung der Existenz des Kapitals, als eines besonderen, spezifischen historischen Produktionsverhältnisses und des Lohnarbeiters anlangt.

Abstrahiert man bei den Produkten von ihrer „sozialen Existenzweise", daß sie Waren sind, sieht man nur die „körperliche Realität" und nicht die Formbestimmtheit, die diese körperliche Realität in einer bestimmten Gesellschaftsform daneben bekommt, so ist man auch nicht imstande, in der Arbeit etwas anderes als Dienste oder im besten Falle die „physische Aktion" zu sehen, die sie in allen Gesellschaftsformen ist, nicht aber die besondere Form, die sie wiederum in der bestimmten, konkreten Waren- und kapitalistischen Gesellschaft infolgedessen annehmen muß, daß die Produkte zu

Waren werden. Man wird ein „Schotte", trotzdem man in dem sonnigen Italien geboren wurde.

Dieser Begriff der abstrakten Arbeit ist aber der zentrale Begriff der Marxschen politischen Ökonomie, und wer nicht weiß, was die abstrakte Arbeit bei Marx bedeutet, bei dem ist jede Kritik der Marxschen Werttheorie nichts anderes als eine Anmaßung.

Die bürgerlichen Ökonomen und auch Graziadei nehmen die abstrakte Arbeit im Sinne von Smith — als eine physische Tätigkeit des einzelnen Arbeiters (individuell-subjektiver Standpunkt), nur nicht als eine spezifische Tätigkeit, sondern allgemein als Aufwand von Energie durch den Arbeiter. Das ist aber gerade die konkrete, Gebrauchswerte schaffende, „nützliche Arbeit" bei Marx. (S. obiges Zitat: Th. ü. d. M., Bd. III, S. 219.) Allerdings ein Energieaufwand, der, da er Gebrauchswerte schafft, nicht abstrakt, sondern konkret — zweckbestimmt ist.

Deshalb sagt Marx:

> „Als zweckmäßige Tätigkeit zur Aneignung des Natürlichen in einer oder der anderen Form ist die Arbeit Naturbedingung der menschlichen Existenz, eine von allen sozialen Formen unabhängige Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur. Tauschwert setzende Arbeit ist dagegen eine zpezifisch gesellschaftliche Form der Arbeit. Schneiderarbeit z. B. in ihrer stofflichen Bestimmtheit als besondere produktive Tätigkeit, produziert den Rock, aber nicht den Tauschwert des Rocks. Letzteren produziert sie nicht als Schneiderarbeit, sondern als abstrakt-allgemeine Arbeit, und diese gehört einem Gesellschaftszustand, den der Schneider nicht eingefädelt hat." (Marx, Z. K. d. p. Ö. S. 13.)

Als solche konkrete Arbeiten produzieren sie Gebrauchswerte, aber „als solche bloße Gebrauchswerte sind sie gleichgültige Existenzen für einander und vielmehr beziehungslos." (Z. Kr. d. p. Ö. S. 22.)

Hingegen ist abstrakte Arbeit bei Marx nie die „physische Tätigkeit" des Individuums, des „vereinzelnten einzelnen" Arbeiters gleich mit gesellschaftlicher, vergesellschafteter Arbeit. Die konkrete, zweckbestimmte, nützliche Arbeit des Individuums wird durch einen gesellschaftlichen Prozeß zur abstrakten Arbeit.

> „Die Arbeit" — sagt Marx — „die so gewonnen ist durch die Zeit, erscheint in der Tat nicht als Arbeit verschiedener Subjekte sondern die verschiedenen arbeitenden Individuen erscheinen vielmehr als bloße Organe der Arbeit." (Ebenda S. 5).
>
> „Es ist, als ob die verschiedeneu Individuen ihre Arbeitszeit zusammengeworfen und verschiedene Quanta der ihnen gemeinschaftlich zu Gebote stehenden Arbeitszeit in verschiedenen Gebrauchswerten dargestellt hätten. Die Arbeitszeit des einzelnen ist so in der Tat die Arbeitszeit, deren die Gesellschaft zur Darstellung eines bestimmten Gebrauchswerts, d. h. zur Befriedigung eines bestimmten Bedürfnisses bedart." (Ebenda S. 8).

Der Ausgangspunkt von Marx in seiner politischen Ökonomie, die Voraussetzung, die er macht, ist die Waren- noch mehr die existierende kapitalistische Gesellschaft: da diese die gegebene Wirklichkeit, in der wir leben. In dieser Gesellschaft sucht er das ökonomisch ein-

fachste Element auf. Dieses einfachste Element ist die Ware. So sagt er:

„Wir gehen von der Ware — von dieser spezifischen gesellschaftlichen Form des Produkts als Grundlage und Voraussetzung der kapitalistischen Produktion aus."

Und das „Kapital" beginnt mit den Worten:

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine „ungeheure Warensammlung", die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware."

Indem er also von der Ware ausgeht, weil diese „Grundlage und Voraussetzung der kapitalistischen Produktion" ist, sagt er uns gleichzeitig, was die Ware in der kapitalistischen Produktion ist: sie ist „die spezifische gesellschaftliche Form des Produkts". Ebenso aber ist die Waren produzierende (abstrakte) Arbeit die „spezifische gesellschaftliche Form" der Produkte produzierenden (konkreten) physischen Tätigkeit.

In der Tat, die Waren zirkulieren auf dem Markte, sie treten miteinander in Verhältnis, unbekümmert dessen, welcher konkreten spezifischen Arbeit sie ihr Dasein verdanken. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß die Waren den Unterschied der konkreten Arbeiten untereinander schon durch ihre Zirkulation ausgelöscht haben. Als dann in der kapitalistischen Gesellschaft ein jedes Produkt zur Ware wird, wird damit jede Arbeit zu einer Waren produzierenden, d. h. einer Arbeit, in der für das Kapital Wert produziert wird gleichgültig mit Hilfe welcher Art spezifischen Arbeit. Das ist aber innerhalb der kapitalistischen Produktion nur deshalb möglich, weil das Kapital in alle Produktionszweige eingedrungen ist und deshalb für dasselbe alle Arbeiten gleichgültig geworden sind, da sie nur die Quelle des Profits, des Bereicherungsprozesses des Kapitals geworden sind. Das macht gerade für das Kapital alle Arbeiten untereinander gleich. Drückt die Gleichheit der Waren untereinander die Gleichheit der Arbeiten miteinander aus, so drückt in der kapitalistischen Gesellschaft die Abstraktion von dem stofflichen Inhalt der Arbeit etwas aus, das noch mehr ist, die Gleichheit aller Produktionszweige für das Kapital. Marx sagt:

„Arbeit ist eine ganz einfache Kategorie. Auch die Vorstellung derselben in dieser Allgemeinheit — als Arbeit überhaupt, ist uralt. Dennoch, ökonomisch in dieser Einfachheit gefaßt, ist ‚Arbeit' eine ebenso moderne Kategorie, wie die Verhältnisse, die diese einfache Abstraktion erzeugen." (Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie, Einleitung, S. XXXIX.)

Dann weiter:

„Die Gleichgültigkeit gegen eine bestimmte Art der Arbeit setzt eine sehr entwickelte Totalität wirklicher Arbeitsarten voraus, von denen keine mehr die alles beherrschende ist. ... Andererseits ist diese Abstraktion der Arbeit überhaupt erst nur Resultat einer konkreten Totalität von Arbeiten. Die Gleichgültigkeit gegen die bestimmte Arbeit entspricht einer Gesellschaftsform, worin die Individuen mit Leichtigkeit aus einer

> Arbeit in die andere übergehen und die bestimmte Art der Arbeit ihnen zufällig, daher gleichgültig ist. Die Arbeit ist hier nicht nur in der Kategorie, sondern in der Wirklichkeit als Mittel zur Schaffung des Reichtums überhaupt geworden und hat aufgehört, als Bestimmung mit den Individuen in einer Besonderheit verwachsen zu sein."

Diese Individuen, die mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in die andere übergehen und denen die bestimmte Art der Arbeit gleichgültig ist, sind in erster Reihe die Kapitalisten. Und in dem Maße, wie die kapitalistische Produktion die vorherrschende in Europa wurde, hat auch die politische Ökonomie, die Wissenschaft, die die Rückspiegelung dieser Produktion ist, das Problem der abstrakten Arbeit immer mehr in das Zentrum ihrer Untersuchungen gestellt. Erst nachdem die verschiedensten Produktionszweige nacheinander als die Verkörperung der abstrakten, Werte produzierenden Arbeit gefaßt wurden, erst der Handel, dann die Agrikultur (eine handgreifliche Widerspiegelung des Weges, auf dem der Kapitalismus sich die einzelnen Produktionszweige erobert hatte) wurde durch Adam Smith die Arbeit als solche, die Arbeit an sich als die wertbildende Arbeit proklamiert. (S. Marx: „Zur Kritik der pol. Ökonomie", S. 39 und folgende.)

Die abstrakte, gesellschaftliche Arbeit ist also nicht der abstrakte Energieaufwand des Arbeiters, wie man irrtümlich meint, sondern sie ist nur der Ausdruck der Tatsache, daß die versteckte Grundlage der bürgerlichen Produktion die gesellschaftliche Arbeit ist. Die Warenzirkulation ist das Mittel, in dem sich dieser gesellschaftliche Charakter der kapitalistischen Produktion betätigt und bestätigt.

Deshalb ist diese abstrakte Arbeit ebenso eine ideelle, nur eingebildete Eigenschaft der Waren, wie ihr Wert, der nur die Erscheinungsform, die diese abstrakte Arbeit innerhalb der Warenproduktion annimmt, darstellt. Beide drücken in der Sprache der kapitalistischen Produktion eine soziale Eigenschaft der Arbeit bzw. ihrer Produkte aus, verschieden von ihrem materiellen Inhalt. Wäre nicht die Werttheorie von Marx, die gerade den Begriff der abstrakten Arbeit zu allererst eingeführt hat, so wäre dieser soziale Charakter der Arbeit und ihrer Produkte versteckt geblieben, und die ganze Welt hielte noch dort, wo Graziadei hält, der das Vorhandensein gerade dieser Arbeit leugnet und deshalb gerade von der sozialen Seite des ganzen Arbeitsprozesses, so wie er innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft in der Zirkulation der Waren in Erscheinung tritt, nicht die leiseste Ahnung hat.

Ein sehr interessantes Zusammentreffen liegt vor. Vor nicht langer Zeit, fast gleichzeitig mit dem Auftreten Graziadeis, wurde auch eine philosophische Revision des Marxismus von seiten des ungarischen Genossen Lukács versucht. Und da konnte konstatiert werden, daß die Wurzel der meisten Mißverständnisse, die er gegen den Marxismus beging, darin zu finden war, daß er den Verwertungsprozeß, als der der Arbeitsprozeß in der kapitalistischen Gesellschaft notwendigerweise erscheint, für die einzige Wirklichkeit ge-

nommen hat. Über die Erscheinung vergaß er das Wesen — über die Form den Inhalt.

Sonderbarerweise haben wir hier, bei Graziadei, denselben Fehler, nur umgekehrt: dieser meint, daß die Form unwesentlich sei gegenüber dem Inhalt. Er anerkennt nur einen Arbeitsprozeß und leugnet verzweifelt den Verwertungsprozeß.

Der Unterschied zwischen ihm und Lukács ist aber der, daß letzterer wenigstens folgerichtig bis ans Ende an seinem Standpunkt festhält. Graziadei hingegen sich nur an den Arbeitsprozeß klammert, um von hier aus gegen Marx polemisch auftreten zu können, nach Erledigung dieser Herzensangelegenheit aber durchwegs an den Erscheinungen der Oberfläche hängen bleibt.

Davon abgesehen, haben wir hier doch eine gemeinsame methodologische Wurzel des Revisionismus von „links" und des Revisionismus von „rechts" vor uns; darauf hinzuweisen war sicher nicht überflüssig.

Damit wäre diese Entdeckung unseres Autors, daß Mehrwerttheorie und Werttheorie von einander unabhängig sind, respektvoll erledigt.

Aber halt! Er hat ja noch zwei andere „Werke" die er eigens als Antwort an seine bisherigen Kritiker, die er nur — man höre! — als sogenannte Marxisten traktiert — verfaßt, und in denen er verspricht, das, was im „Preis und Mehrpreis" „nicht vertieft werden konnte", sondern nur „mit großen Strichen gezeichnet werden" mußte, „pünktlicher zu untersuchen". (Esame piú minuto.) („La concezione", S. 1.)

Wenn wir uns aber dieser „vertieften" Darstellung zuwenden, erwartet uns eine kleine Überraschung. So oft etwas zu beweisen wäre, werden wir entweder an sein Buch „Preis und Mehrpreis" gewiesen, wo das angeblich schon bewiesen worden war, oder es wird aus „Preis und Mehrpreis" ein Zitat gebracht, das an Stelle eines Beweises dienen soll. So oft es auf den Beweis ankommt, werden wir von Pontius zu Pilatus geschickt. Im „Preis und Mehrpreis" entschuldigt sich Graziadei anstatt der Beweise damit, daß er „notgedrungen" nur „mit großen Strichen zeichnen" muß, in den „vertieften" Broschüren hingegen hält er das Beweisen für überflüssig, da er dieses Geschäft schon im „Preis und Mehrpreis" erledigt habe! Eine nette „Beweisführung". Worin besteht die Vertiefung?

Aber nein, wir irren uns. Auf Seite 24 seiner „La concezione" lesen wir folgendes:

„Die Unabhängigkeit der beiden Lehren des Tauschwertes und der Mehrarbeit ... bekommt so eine endgültige Bestätigung durch die Auffassung der Mehrarbeit, wie sie von der Arbeiterklasse, in ihrer Gesamtheit betrachtet, geleistet wird. Wenn wir in unserem „Preis und Mehrpreis" dieses neue und entscheidende Argument nicht anführen konnten", so holt er das hier nach.

Es ist also doch ein „neues und entscheidendes Argument" vorhanden. In der Tat ist ein solches vorhanden und zwar ein Argument, das man mit voller Berechtigung „Graziadeis letzte Stunde" benennen kann. Graziadei bemüht sich nämlich, in fünf Paragraphen der genannten Broschüre zu zeigen, der Irrtum von Marx und der sogenannten Marxisten bestehe darin, daß nach ihrer Annahme von

jedem Arbeiter und in einer jeden Fabrik Mehrwert produziert wird. O nein, sagt Graziadei, das ist ein verhängnisvoller Irrtum. Nur die Arbeiterklasse in ihrer Gesamtheit, als Klasse produziert Mehrwert, verrichtet notwendige Arbeit, nicht aber jeder einzelne Arbeiter.

Wie das möglich, weiß Gott! Deshalb Gott, weil, wie bekannt, nur er Wunder bewirken kann. Die Arbeit wird bekanntlich nicht von der Arbeiterklasse in ihrer Gesamtheit, sondern von einzelnen Arbeitern verrichtet. Also kann auch der Mehrwert nur in dieser Weise produziert werden. Hier ist nicht von einer „ideellen", eingebildeten Eigenschaft der Waren die Rede, sondern von den Produkten, die der Arbeiter faktisch produziert. Graziadei ist also an unrichtiger Stelle — Marxist. Aber nicht einmal in diesem schlechten Sinne ist er ein Marxist: nach ihm wird doch der Mehrwert, wenigstens in seiner Gestalt als Profit, nicht produziert, sondern — konsumiert! Er stammt von den Konsumenten her. Aber davon später.

Wißt ihr aber, was das entscheidende und neue Argument ist, womit obige irrige Ansicht der Marxisten widerlegt wird? Darin, daß wenn die Arbeiter in jeder Fabrik Mehrwert produzieren, „echte und vollständige" notwendige und Mehrarbeit verrichten würden, doch jeder einzelne oder wenigstens jede in derselben Fabrik beschäftigte Gruppe von ihnen alle Produkte herstellen müßte, die sie konsumiert und außerdem noch alle Produkte, die der Kapitalist selbst konsumiert. Und doch produziert jeder Arbeiter nur eine ganz besondere Wäre und jeder Kapitalist macht seinen Profit in einer ganz besonderen Ware.

> „Könnte man von einer echten und vollständigen notwendigen Arbeit und einer echten und vollständigen Mehrarbeit bei jedem Arbeiter sprechen, dann müßte jeder einzelne Arbeiter allein alle die Produkte herstellen, die seinen eigenen Lohn bilden, und alle Produkte, in die sich das Einkommen des Kapitalisten umsetzt."

Und hohnlachend fügt er dieser Entdeckung, die in der Geschichte der Kritik des Marxismus epochemachend sein wird, dessen können wir Genossen Graziadei versichern, folgende Worte hinzu:

> „Aber es genügt, eine ähnliche Hypothese aufzustellen, um ohne weiteres seine Absurdität, die keines konkreten Beweises bedarf, einzusehen. Dann würde es schon besser sein, zu Robinson Crusoe zurückzukehren, und zwar zu einem Robinson Crusoe, der gleichzeitig beide Rollen spielen müßte, sowohl die Rolle des Kapitalisten wie die des Arbeiters." (La concezione, S. 24.)

Wer die Robinsonade wieder in die politische Ökonomie einführt und sie eine berechtigte wissenschaftliche Abstraktion nennt, ist natürlich kein anderer als Graziadei. Aber, in der Tat, es genügt, das neue und entscheidende Argument des Genossen Graziadei anzuführen, um den vollen Wert seiner Marx-Kritik zu charakterisieren Wie er schon früher hinter dem Schein immer gleich das Wesen der Erscheinungen zu erblicken imstande war und so die notwendige und die Mehrarbeit, siebzig Jahre nach Marx, neu entdeckte, so sieht er auch jetzt einzig und allein die Produkte, die der Arbeiter „für

seine eigene und die Konsumtion des Kapitalisten" herstellt. Das Geld, mit dem man, trotzdem man nur eine bestimmte Sorte Ware herstellt, andere Waren kaufen kann, also die ganze Warenzirkulation, womit der gesellschaftliche Zusammenhang der einseitigen kapitalistischen Privatwirtschaften hergestellt wird, und das doch etwas mit dem Marxschen Wertbegriff zu tun zu haben „scheint" — existiert nicht mehr! Eine in der Tat souveräne, eines Kommunisten würdige Verachtung des Mammons!

Wenden wir uns nun der zweiten Frage zu, die uns interessiert, und schauen wir uns an, warum die Werttheorie von Marx unrichtig sein soll. Was kann uns Graziadei diesbezüglich bieten? Nach dem Vorangegangenen sind unsere Hoffnungen natürlich sehr begrenzt.

Zur Abwechslung wollen wir uns gleich an eine seiner „vertieften" Broschüren wenden, wo er dieses Problem „speziell", „pünktlicher" behandelt.

Diese Broschüre („Il Prezzo") beginnt mit folgenden Worten:

> „Die Marxisten und teilweise Marx selbst betrachten den (Tausch)wert — das werden wir später ausführlicher zeigen — eher als ein Produktions- denn als ein Zirkulationsphänomen. Das ist ein Irrtum. . . ."

Wir wissen nicht, was Graziadei später „ausführlicher" zeigen will? Daß die Marxisten, auch Marx selbst, den Wert, nicht „eher", sondern ausschließlich als „Produktionsphänomen" (mit diesem Wort will Graziadei offensichtlich sagen, daß nach Marx der Ursprung, die Quelle des Wertes in der Produktion liegt) betrachten, hat er nicht zu zeigen oder zu beweisen, das ist allbekannt. Was aber nicht allbekannt ist und was er zu beweisen hätte, und zwar so ausführlich wie nur möglich, ist: 1. daß Marx nur „teilweise" den Wert so betrachtet hat; das zu beweisen versucht er aber um so weniger, weil, wie wir sehen werden, wenige Zeilen später er schon behauptet, daß Marx ganz und gar, „von den ersten Seiten des Kapitals an", den Wert umgekehrt — als Zirkulationsprodukt betrachtet hat; 2. daß es ein Irrtum ist, den Wert als Produktions-„Phänomen" zu betrachten. Das zu beweisen versucht er — wie, das wird wiederum Epoche machen in der — Marxkritik!

Gleich an der Spitze marschiert — ausnahmsweise — ein Zitat von Marx (Kapital, Bd. III, 1. S. 263):

> „Im Zirkulationsprozeß wird kein Wert produziert, also auch kein Mehrwert. Es gehen nur Formveränderungen derselben Wertmasse vor. . . . Wird beim Verkauf der produzierten Ware ein Mehrwert realisiert, so, weil dieser bereits in ihr existiert."

Dazu die folgende Fußnote von Graziadei:

> „Wir wollen beiläufig bemerken — ohne uns dabei lange aufzuhalten, um uns vom eigentlichen Problem nicht zu entfernen —, daß in den Ausdrücken, wie es im Texte steht, wo davon gesprochen wird, daß der Wert in den Waren „existiert" — einer der schädlichsten Konsequenzen des Vorurteils, daß der Wert nicht eine Zirkulations-, sondern eine Produktionserscheinung ist, typisch offenbar wird. Die Waren enthalten Substanzen, keine Werte. Der Wert ist keine physische Eigenschaft der

> Waren, der Wert — gerade weil er aus der Beziehung von zwei Waren entspringt — kann nicht erfaßt werden, wenn man nur eine einzige Ware für sich selbst betrachtet."

Werter Leser; ich muß ehrlich gestehen: Als ich diese Zeilen las und bedachte, daß das nicht ein bürgerlicher Universitätsprofessor, sondern ein Kommunist geschrieben hat — wußte ich nicht, woran ich mich halten soll. Das Schicksal der Schüler des Genossen Graziadei, die seine Hörer an der Universität Parma sind, kümmert mich nicht viel, da sie wahrscheinlich meistens aus bürgerlichen Kreisen stammen oder höchstens aus kleinbürgerlichen Elementen bestehen. Im faschistischen Italien haben die Proletarier wahrscheinlich wenig Gelegenheit, Universitätshörer zu werden. Aber Genosse Graziadei, als Mitglied der italienischen Kommunistischen Partei, verrichtet auch innerhalb der Partei eine Aufklärungsarbeit; im Parlamente trat er öfters, wie aus den Zeitungen zu ersehen ist, als offizieller Redner der KPI. gerade in ökonomischen Fragen auf. Er ist ein angesehener Ökonom der italienischen KP. Und als solcher, als Kommunist, steht er auf dieser Stufe der Unkenntnis in bezug auf Marx!

Wer war es, der gegen die ganze bürgerliche Ökonomie zum ersten Male zeigte, daß der Wert eine gesellschaftliche Beziehung und nicht eine physische Eigenschaft der Waren ist? Wer hat die Fetischtheorie der Waren geschaffen, aus der allein das Wesen der Waren und der ganzen bürgerlichen Gesellschaft zu verstehen ist? War es vielleicht Graziadei, oder war es Marx!

Jetzt, nach mehr als sieben Jahrzehnten, eskamotiert ein sogenannter (nicht Marxist, o nein!) Kommunist diese Lehre und tischt sie in verzerrter, flacher, verständnis- und gewissenloser Form als seine eigene Entdeckung auf und will beweisen, daß Marx und die Marxisten es sind, die nicht wissen, daß der Wert keine physische Eigenschaft der Waren ist!

Natürlich ist die Anmaßung von Graziadei wieder unvergleichlich größer als seine Fähigkeiten. Der gute Mann kennt nur den Tauschwert, einen Wert kennt er nicht. Hätte er doch wenigstens den ersten Band des „Kapital", nein, das zu fordern ist zu viel, wenigstens die Broschüre „Lohnarbeit und Kapital" oder „Lohn, Preis, Profit" aufmerksam durchgelesen! Graziadei ist der einzige, der die Fußnote auf S. 47 des ersten Bandes des „Kapital" nicht kennt, die wir uns hier zu seiner Belehrung zu zitieren erlauben:

> „Es ist einer der Grundmängel der klassischen politischen Ökonomie, daß es ihr nie gelang, aus der Analyse der Ware und spezieller des Warenwertes die Form des Wertes, die ihn eben zum Tauschwert macht, herauszufinden. Gerade in ihren besten Repräsentanten, wie A. Smith und Ricardo, behandelt sie die Wertform als etwas ganz Gleichgültiges oder der Natur der Ware selbst Äußerliches. Der Grund ist nicht allein, daß die Analyse der Wertgröße ihre Aufmerksamkeit ganz absorbiert. Er liegt tiefer. Die Wertform des Arbeitsproduktes ist die abstrakteste, aber auch allgemeinste Form der bürgerlichen Produktionsweise, die hierdurch als eine besondere Art

gesellschaftlicher Produktion und damit zugleich historisch charakterisiert wird. Versieht man sie daher für die ewige Naturform gesellschaftlicher Produktion, so übersieht man notwendig auch das Spezifische der Wertform, also der Warenform, weiterentwickelt, der Geldform, Kapitalform usw."

Nur wer die Warenproduktion für die ewige Naturform der Produktion „versieht", der muß in diesen Irrtum verfallen, merken Sie sich diese Feststellung von Marx, Genosse Graziadei! Marx nennt diesen Irrtum Ricardos „historisch berechtigt" und „wissenschaftlich notwendig in der Geschichte der politischen Ökonomie" (Theorien über den Mehrwert, Bd. II, Teil I, S. 2). Historisch berechtigt: weil Ricardo der Vertreter der bürgerlichen Gesellschaft war in einer Periode, wo das Kapital selbst noch eine historische Mission hatte.*

Wissenschaftlich notwendig, weil nur durch die Analyse der Wertgröße (Tauschwert) die Wertform entdeckt werden konnte Aber heute, nach Marx, nicht bei einem Vertreter der bürgerlichen Wissenschaft, sondern bei einem angeblichen Kommunisten — ist das weder ein Irrtum noch historisch berechtigt noch wissenschaftlich notwendig!

Und auf dieser wissenschaftlichen Höhe stehend, wagt Graziadei zu sagen, daß der Marxismus „den weniger gebildeten Marxisten" als „eine Teufelei", als „ein Taschenspielerkunststück, ausgedacht im Interesse des Kapitalismus selbst", erscheint! (Zit. Buch, S. 5.) Er wagt es fortwährend, von „sogenannten Marxisten" zu sprechen, bei denen es vorauszusehen gewesen sei, daß seine — Graziadeis — „Lehre" (!) einen Skandal verursachen werde. Ein Mann, der eine solche Unkenntnis von Marx verrät, wagt folgendes niederzuschreiben:

„Diese sogenannten Marxisten — und das ist die Mehrheit —, die entweder das „Kapital" überhaupt nicht oder davon — in sehr oberflächlicher Weise — nur den ersten Band gelesen haben, sind in glücklicher Unwissenheit betr. der unüberwindlichen Schwierigkeiten, in die sich Marx im 2. und 3. Band verwickelt . . ." (La concezione, S. 40.)

Und worin besteht der Beweis, daß der Wert kein Produktions-, sondern „eher" ein Zirkulationsprodukt ist? Man staune:

„Daß der (Tausch)wert keine Erscheinung der Produktion, sondern eine der Zirkulation ist: das ist eine Wahrheit, die, da sie sich von selbst versteht (essendo intuitiva) und noch mehr in der Definition der Sache selbst enthalten ist**, eigentlich gar

* Siehe Marx (Theorien über den Mehrwert, Bd. II, Teil I, S. 310).

„Wenn die Auffassung Ricardos im ganzen im Interesse der industriellen Bourgeoisie ist, so nur, weil und insoweit deren Interesse zusammenfällt mit dem der Produktion, oder der produktiven Entwicklung der menschlichen Arbeit. Wo sie in Gegensatz dazu tritt, ist er ebenso rücksichtslos gegen die Bourgeoisie, als er es sonst gegen das Proletariat und die Aristokratie ist."

** Da nämlich Graziadei nur den Tauschwert kennt, der in der Tat nur in der Zirkulation der Waren erscheint, ist im Namen „Tauschwert" die Tatsache ausgedrückt, daß dieser ein — Zirkulationsphänomen ist. Es ist aber nur solches und kann sich als solches in der Zirkulation betätigen, weil der hinter ihm steckende

keinen Beweis erheischt. Kein Marxist ... wird es wagen, eine so evidente Tatsache zu bestreiten, die Marx von den ersten Seiten des ‚Kapitals' anerkannte."

Früher hat uns Graziadei mitgeteilt, daß Marx „teilweise" der Ansicht war, der Wert sei eher ein Zirkulations- als ein Produktionsphänomen. Hier anerkannte das Marx schon von den ersten Seiten des „Kapitals" an, deshalb soll es kein Marxist wagen, diese „so evidente Tatsache" zu bezweifeln! Und dabei ist die Tatsache ebenso evident wie die Behauptung, daß Marx nicht von der ersten Seite des „Kapitals" an, sondern irgendwo und irgendwann das anerkannt hätte, wie das jeder Schulbube wissen muß.

Und in der Tat, treu dem hier angeführten Prinzip, gibt Graziadei keinen Beweis. Und damit haben wir alles, womit Graziadei die Marxsche Werttheorie widerlegen will, angeführt.

Es bleibt uns noch das saure Geschäft übrig, die eigene Werttheorie von Graziadei zu besprechen. Wie seine Entdeckungen ausschauen werden, kann sich der Leser nun schon vorstellen.

(Schluß folgt.)

Wert in der Produktion produziert wurde. Graziadei wählt sich den Namen Tauschwert aus und spielt dann diesen Namen als Beweis gegen Marx aus! Nicht unähnlich den bürgerlichen Philosophen, die sich ein „Ideal" eines vollkommenen, allwissenden usw. Wesens zurechtstutzen und daraus auf die Existenz Gottes schließen, da die „Idee" eines vollkommenen Wesens nicht in ihrem Kopfe sein könnte, wenn es nicht existieren würde. So kann man durch geeignete „Definition" alles, sogar die Existenz Gottes, beweisen.

MAX LEVIEN

BERTRAND RUSSELS „ABC DER ATOME“*

„Die Revolution, die der theoretischen Naturwissenschaft aufgezwungen wird durch die bloße Notwendigkeit, die sich massenhaft häufenden, rein empirischen Entdeckungen zu ordnen, ist der Art, daß sie den dialektischen Charakter der Naturvorgänge mehr und mehr auch den widerstrebendsten Empiriker zum Bewußtsein bringen muß. Die alten starren Gegensätze, die scharfen, unüberschreitbaren Grenzlinien verschwinden mehr und mehr.“ (Friedrich Engels, „Anti-Dühring“, Zweites Vorwort von 1895.)

„Nachdem ich mich einmal an die Sprache Hegels gewöhnt und seine Methode bewältigt hatte, begann ich zu erkennen, daß Hegel unserer (d. h. der revolutionären M. L.) Auffassung weit näher steht als jener seiner Anhänger. Als solcher erscheint er uns in seinen Frühwerken, als solcher überall da, wo sein Genie die Kandare zwischen die Zähne nahm und unbekümmert um das „Brandenburger Tor“ dahinjagte. Die Philosophie Hegels ist die Algebra der Revolution. Sie wirkt ungemein befreiend auf den Menschen und läßt von der Welt überlebter Überlieferungen keinen Stein übrig.“

(Alexander Herzen. Gedanken und Erinnerungen.)**

„Die Erkenntnis des Menschen folgt nicht einer geraden Linie, sondern einer Kurve, die sich einer Spirale unendlich nähert.“

(W. J. Lenin. Zur Frage der Dialektik.)

Herr Bertrand Russell ist ein sehr bekannter Mann, ist Fellow of Royal Society und präsumtiver Erbe des Herzogtitels, alter englischer Adel und einstiger Professor am Trinity College in Cambridge. Seine Gesinnungsgenossen von der Independent Labour Party nennen ihn „the greatest living philosopher“. Wenigstens stießen wir auf dieses epitheton ornans in einer Reklame der ILP anläßlich des Erscheinens der Russelschen Broschüre „Democracy and Direct Action“ vom Jahre 1919. Da Russell unseres Wissens noch am Leben ist, wird er wohl auch heute noch fortfahren, „der größte Philosoph“ zu sein, und da es auf der Welt nichts Langweiligeres gibt, als mit englischen Fabiern über Philosophie zu streiten, schenken wir Herrn MacDonald und seinen Schildknappen den „größten lebenden Philosophen“, lassen also einmal bewußt fünf gerade sein.

Immerhin: ein interessanter Mann ist Mister Bertrand Russell zweifellos. Interessant vor allem, weil er in äußerst anschaulicher

* Bertrand Russel, ABC der Atome. Übersetzt von Dr. Werner Bloch. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart 1925. 109 Seiten.

** Wir übersetzen aus dem Russischen.

Weise die Hilflosigkeit im Denken der modernen „fortgeschrittenen" Intellektuellen Großbritanniens offenbart. Die ganze Ausweglosigkeit subjektivistischer Ideologie illustrieren seine Schriften in unvergleichlicher Weise. Zudem zeichnet sich Bertrand Russell durch außerordentliche literarische Fruchtbarkeit und ebensolche Vielseitigkeit der Interessen aus Er gehört zu den führenden Mathematikern Englands und schrieb eine Reihe fundamentaler theoretischer Werke über die Prinzipien, insbesondere die Philosophie der Mathematik. Daneben verfaßte er zahlreiche rein philosophische Werke, sowie sozialpolitische, pazifistisch-reformistische Schriften im Geiste eines „konstruktiven" und Gildensozialismus, etwa mit der Devise der seinerzeit von Karl Marx im „Herr Vogt" so gründlich abgefertigten Gesellschaft „Rummeltipuff": „Bleibe im Lande und nähre Dich rötlich!" Endlich erschien in letzter Zeit auch eine Broschüre Russells über den Bolschewismus, betitelt „The Practice and Theory of Bolshevism", sowie unlängst auch ein Buch über China. Ein „moderner" Mann also, ein echter Zeitgeist.

Russels Weltanschauung ist der Skeptizismus, wie er leibt und lebt. In der Erkenntnistheorie ist er eklektischer Subjektivist und Rationalist, in der Mathematik logistischer Axiomatiker, in der Gesellschaftswissenschaft Idealist, endlich in der Politik kleinbürgerlicher Utopist, was nota bene alles ganz gut zueinander paßt. Es ist schwer, sich einen undialektischeren Kopf vorzustellen.

Der Skeptizismus jedoch bildet das eigentliche Leitmotiv der gesamten Russellschen „Philosophie" und durchdringt alle seine Schriften. Nicht immer tritt er unverhüllt hervor. Meistens verschanzt er sich hinter allerhand Gemeinplätze über den allgemeinen Fortschritt menschlichen Wissens und ähnlicher Dinge. Tritt er zuweilen auch nur als Unterton seiner Betrachtungen in Erscheinung, so ist er doch immer vorhanden. Das gilt insbesondere für Russells jüngste Publikationen. Man schlage doch einmal eines seiner letzten Bücher auf, beispielsweise das kürzlich auch in deutscher Übersetzung erschienene Buch „The Problem of China" (China und das europäische Problem. München 1925) und nehme darin das erste Kapitel vor. Russells Skeptizismus steigert sich hier zu völliger Verzweiflung an der westeuropäischen Zivilisation. Wäre die seine Gedankengänge beherrschende Melancholie nicht die eines englischen Gentleman, sie würde fast dramatisch wirken.* In der Agitationsschrift „Free Thought and Official Propaganda" erscheint Russells Skeptizismus ohne das übliche englische Feigenblatt. „William James used to preach the ‚will to believe.' For my part, I should wish to preach the ‚will to doubt'** — heißt es da. (S. 17.) Natürlich! Der „moderne" Gildensozialist mit seinem „freedom of thought and freedom of the individual", der neue verschämte

* Nebenbei bemerkt, ist Russels China-Buch voll der albernsten Ammenmärchen über die Geschichte Chinas und charakterisiert weniger das moderne China als die philiströse Denkart des Verfassers. Daß uns darin Herr Russell überdies eine erkleckliche Dosis John Bull-Heuchelei vorsetzt, versteht sich von selbst.

** „William James pflegt einen ‚Willen zu glauben' zu predigen. Ich für meinen Teil möchte einen ‚Willen zu zweifeln' predigen."

Apostel des liberalen Manchestertums, kann sich doch als Mitglied der Arbeiterpartei nicht jene „Freiheit des Denkens und Freiheit der Persönlichkeit" erlauben, die sich sein amerikanischer philosophischer Kollege William James gestattet, der mit echt amerikanischer Unverfrorenheit auf die Tradition mittelalterlicher Pfaffenherschaft sein Hipp-Hipp-Hurra! ausbringt. Mr. Russell ist nicht so primitiv. Er ist ein Gentleman und behält seine Sympathie für den lieben Gott einstweilen noch für sich. Wir zweifeln nicht, daß er sich auch über den kürzlich in den Vereinigten Staaten stattgefundenen Affenprozeß und die damit eingeleitete Anti-Darwin-Propaganda weidlich entrüstet hat. Er wäre sonst ein schlechter Apostel der Mrs. Snowdenschen Losung „For future, children and humanity!" Alle Welt aber weiß, daß Herr Russell just einer der tüchtigsten Apostel gerade dieser autochthonen und warmen britischen Losung ist. Daß sein Freund MacDonald aber öffentlich die Bibel schwingt und den Stockholmer Internationalen Pfaffenkongreß beweihräuchert, geht ja schließlich unserem Professor persönlich nichts an. Überdies gehört das Recht der Propaganda zugunsten des Klerikalismus ja ebenfalls zur „Freiheit des Denkens und Freiheit der Persönlichkeit". Würde hierbei Russell etwas stören, so höchstens die etwas allzudeutliche Indiskretion und das allzu geräuschvolle Gebaren des Leibzeremonienmeisters Seiner Majestät, der durch seine Reverenz vor den Kirchenhäuptern die intimsten Herzenswünsche seiner nächsten Gesinnungsgenossen in der Partei allzu freimütig ausgeplaudert hat.

Der sozialpolitische* und philosophische Skeptizismus Russells spiegelt sich natürlich, ungeachtet etlicher unverbindlicher Komplimente an die exakte Forschung, auch in seiner Einstellung zur Mathematik und Physik wider. So, wenn er z. B. von der Mathematik im ganzen behauptet: „Sie ist die Wissenschaft, bei der man nicht weiß, wovon man redet, noch ob, was man sagt, richtig ist."**

Im folgenden wollen wir uns nun mit Russell als Physiker beschäftigen und zu diesem Zwecke einen Blick in sein neuestes Buch „ABC der Atome" werfen, das eine Einführung in die moderne Atomlehre sein will, in Wirklichkeit aber weit mehr ist, da es die

* In Russells „The Practice and Theory of Bolshevism" (London 1920, pag. 121) entlädt sich der Zorn des Olympiers über die Bestimmtheit der revolutionären, marxistischen Weltanschauung in folgendem Erguß:

„The dogmatic character of Marxian Communism finds support in the supposed philosophic basis of the doctrine; it has the fixed certainty of Catholic theology, not the changing fluidity and sceptical practicality of modern science." („Der dogmatische Charakter des Marxschen Kommunismus findet seine Stütze in der vermeintlichen philosophischen Grundlage der Doktrin. Sie besitzt die starre Gewißheit der katholischen Theologie, nicht aber die wechselnde Beweglichkeit und skeptische Anpassungsfähigkeit der modernen Wissenschaft.")

Wir werden am Schluß unserer Besprechung des Russellschen Atom-Buches sehen, wohin „the sceptical practicality of modern science" führt. The proof of the pudding is in the eating — sagen bekanntlich Russells Landsleute. Nun: der Russellsche „Pudding" wird sich uns als wohlfeilstes Sauerkraut vorstellen. Suum cuique: Ihr Kollege Mac Donald, höchst ehrenwerter Herr Russell, zieht jedenfalls dem prosaischen Sauerkraut den gasförmigen Aggregatzustand des Leibes Christi vor.

** Zitiert nach E. Study. Die realistische Weltansicht und die Lehre vom Raume. Braunschweig 1914, S. 132.

Grundlagen der heutigen Physik überhaupt behandelt. Die wissenschaftliche Bedeutung Russells einerseits, gewisse positive Eigenschaften dieser Schrift, die sich von allen übrigen Büchern Russells vorteilhaft unterscheidet, andererseits endlich die große Verbreitung, die das Büchlein nicht bloß in England, sondern zweifellos auch in Deutschland und anderen Ländern Europas finden wird, veranlassen uns, es ausführlicher zu besprechen.

Der bekannte englische Physiker und Popularisator Oliver Lodge, der kürzlich selbst eine umfassende allgemeinverständliche Einführung in die Atomistik unter dem Titel „Atome und Strahlen“ (Atoms and Rays. London 1924) veröffentlicht hat, nennt in derselben Bertrand Russells „ABC of the Atom“ „an initial introduction of clearness and insight“ („eine erste klare und den Stoff bemeisternde Einführung“). Wir stimmen dem zu. Russells Darstellung ist in der Tat äußerst klar und in verwickelten Dingen geistreich. Auch behandelt sie die Probleme der modernen Atomistik mit einer für eine populäre Schrift von 100 Seiten verblüffenden wissenschaftlichen Gründlichkeit. Die Diktion ist vorzüglich, der Stil von einer Lebendigkeit, die den Leser unwillkürlich zwingt, das Buch in einem Zuge durchzulesen. In dieser Beziehung können unsere deutschen Popularisatoren bei Russell noch viel lernen.* Wir können somit trotz zahlreicher Einwände, die wir in bezug auf einzelne Punkte sowohl wie vor allem in bezug auf die prinzipielle Gesamteinstellung des Verfassers zu machen haben, das äußerlich hübsch ausgestattete und mit Bildnissen des Verfassers und der bahnbrechenden Atomforscher Niels Bohr und Arnold Sommerfeld versehene Buch jedem fortgeschrittenen Arbeiter durchaus empfehlen. Jedoch: cum grano salis, d. h. wenn er im Marxismus sattelfest ist. Russells Darstellung ist gewiß reich an Vorzügen, enthält indessen eine Reihe von Gedanken, die seitens des dialektischen Materialismus eine entschiedene Kritik herausfordern.

Wir beginnen mit den Vorzügen. Es sind derer unseres Erachtens folgende:

1. Die Schrift ist aus einem Guß, steht auf der Höhe der modernsten Ergebnisse physikalischer Forschung und gibt auf geringem Raum ein überaus klares Bild der Hauptprobleme und der Methodik der Atomforschung. Dabei versteht es Russell, sich nicht in Einzelheiten zu verlieren, sondern den Leser immer wieder zur Prüfung der großen Zusammenhänge zu veranlassen. Das Buch lehrt denken.

2. Russell wird nie oberflächlich und stellt die komplizierten Fragen eines der verwickeltsten Gebiete der Physik in anschaulicher, leichtfaßlicher und äußerst lebendiger Weise dar.

3. Russell schildert überall nicht nur die Erfolge des Erreichten, sondern weist auch immer wieder auf die in der Atomphysik noch

* Keine Regel ohne Ausnahme. Eine solche Ausnahme bildet das ganz vortreffliche, reich und geschickt illustrierte materialistische Büchlein von Dr. A. Zart: „Bausteine des Weltalls. Atome und Moleküle.“ Kosmos-Verlag. Obwohl es bereits 1913 erschienen, können wir es als erste Einführung in die Lehre von den Atomen und Molekülen jedem Naturfreunde auch heute noch aufs wärmste empfehlen.

klaffenden Lücken und die von der Naturforschung noch zu überwindenden Schwierigkeiten hin.

4. Russells Gedankengänge zeigen sehr klar das Schwanken und die Unsicherheit im theoretischen Denken der modernen Physiker, sobald es sich darum handelt, aus den empirisch festgestellten Gesetzmäßigkeiten die erkenntnistheoretischen Konsequenzen zu ziehen. In seinem Buche spiegeln sich gewisse Züge jener Krise in der Physik wider, die im Laufe der letzten zwei Dezennien nicht nur die Atomistik, sondern die Grundprinzipien der gesamten Physik erfaßt hat.

Wir wollen die erwähnten Vorzüge durch dem Texte entnommene Auszüge belegen, die geeignet sind, von der Darstellungsart Russells ein besseres Bild zu geben, als es eine Umschreibung derselben vermöchte. Zudem gewähren sie uns interessante Einblicke in das Gedankenlaboratorium der modernen Physik.

Zum ersten Punkt. Die Reichhaltigkeit des Inhalts und zugleich den umfassenden Rahmen, in dem die mit dem Atombau verbundenen Probleme von Russell diskutiert werden, zeigt schon die Kapitelübersicht. Nach einer kurzen Einführung in die Atomstruktur im allgemeinen behandelt der Verfasser folgende Gebiete: 1. Das periodische System der Elemente; 2. Elektronen und Kerne; 3. Das Wasserstoffspektrum; 4. Die verschiedenen möglichen Zustände des Wasserstoffatoms; 5. Die Quantentheorie; 6. Die Feinstruktur des Wasserstoffspektrums; 7. Elektronenringe; 8. Röntgenstrahlen; 9. Radioaktivität; 10. Aufbau der Kerne; 11. Die neue Physik und die Relativitätstheorie. In einem Anhang folgt noch eine elementarmathematische Ableitung der Bohrschen Theorie des Wasserstoffspektrums.

Im Verlaufe der Ausführungen Russells stoßen wir immer wieder auf die Kernprobleme der Atomistik: Was ist Elektrizität? Was sind Elektronen? Was sind Wirkungsquanten? usf. Das Prinzip der Diskontinuität der Materie und der Energie, die „atomistische" Struktur der Atome selbst und die Quantelung der Wirkung, die Unstetigkeit periodischer Vorgänge, die den Satz „natura non facit saltus" selbst für Begriffe wie den der Energie und der Arbeit über den Haufen wirft, der Zusammenhang von Masse und Energie, Atombau und Strahlung, Atomstruktur und Spektrallinien, Atomistik und Einsteins Relativitätstheorie — alles das weiß Russell in anschaulichster Weise zu verbinden, unter steter Berücksichtigung dessen, daß alles noch im Flusse ist und die Schwierigkeiten und Widersprüche der Theorien von einer sie überbrückenden Synthese noch weit entfernt sind.

Zum zweiten Punkt. Wie klar und anschaulich ist z. B. folgende Schilderung (S. 9):

> „Die Menge der Energie, die in einem Atom aufgehäuft ist, ist überwältigend, wenn man daran denkt, auf einen wie kleinen Raum sie zusammengedrängt ist. Die geringste Energie sitzt in den äußeren Elektronen, die in dem chemischen Prozesse eine Rolle spielen und z. B. die Energie liefern, die bei der Verbrennung zutage tritt. Mehr Energie sitzt schon in den inneren

Elektronen, die die Röntgenstrahlen aussenden. Aber die größte Menge steckt im Kern selbst. Diese Kernenergie haben wir nur durch die Radioaktivität kennen gelernt, es ist Energie, die das Radium bei seiner Ausstrahlung verbraucht. Der Kern irgendeines Atoms, mit Ausnahme des Wasserstoffes, ist ein ganz kleines System, das mit einer Familie sehr energischer Leute verglichen werden kann, die sich in einem beständigen Familienzank befinden. (Warum sich „sehr energische" Leute „beständig" zanken müssen, ist unerfindlich. M. L.) Bei dem radioaktiven Vorgange wandern einige Mitglieder der Familie aus, und dabei zeigt sich, daß die Energie, die sie bei ihren Zänkereien zu Hause verbrauchten, ausreicht, um ein großes Reich zu regieren. Wenn diese Energiequelle wirtschaftlich ausgenutzt werden kann, so wird sie wahrscheinlich bald jeder anderen überlegen sein. Rutherford — der mehr als irgendein anderer zur Bildung unserer Vorstellung von dem Atom als einem Sonnensxstem, in dem Elektronen einen Kern umkreisen, beigetragen hat, arbeitet hieran und untersucht die experimentellen Verfahren, zusammengesetzte Atome in zwei oder mehrere einfachere zu zerlegen. Das geschieht bei dem radioaktiven Vorgange von selbst. Aber nur wenige Elemente sind radioaktiv oder wenigstens in solchem Maße radioaktiv, daß wir es beobachten können. Um aber die moderne Theorie vom Aufbau der Kerne auf eine feste Grundlage zu stellen, muß man zeigen, daß sich die Atome, die nicht von Natur aus radioaktiv sind, durch künstliche Methoden zerlegen lassen. Zu diesem Zweck hat Rutherford Stickstoffatome (und andere) einem heftigen Bombardement ausgesetzt und hat es erreicht, Wasserstoffatome aus ihnen herauszulösen. Diese ganze Untersuchung steckt aber noch in den Kinderschuhen. Die Ergebnisse mögen dereinst die Industrie von Grund auf umwälzen, aber gegenwärtig sind sie nicht mehr als eine hoffnungsvolle Möglichkeit.

Zu den seltsamsten Dingen, die im Atom vor sich gehen, gehört es, daß sie zu sprunghaften Änderungen in ihrem Inneren imstande zu sein scheinen, zu plötzlichen Übergängen aus einem Zustand ständiger Bewegung in einen anderen. Die Bewegung eines Elektrons rund um seinen Kern scheint ähnlich wie die eines Flohes zu sein, der eine Weile kriecht und dann plötzlich springt. Das Kriechen geht ganz genau nach den alten Bewegungssätzen vor sich, aber die Sprünge sind eine neue Erscheinung, über die man ganz neue Gesetze gefunden hat, die sich in der Erfahrung gut bewährt haben, ohne daß man doch (soweit wir bis jetzt sehen können) die mindeste Möglichkeit hat, sie mit den alten Gesetzen in Verbindung zu bringen. Es wäre ja möglich, daß die alten Gesetze, die die Bewegung als einen sanften, ununterbrochenen Vorgang beschrieben haben, sich nur auf statistische Mittelwerte beziehen und daß, wenn wir zu hinreichend kleinen Ausmaßen kommen, in der Tat alles sprungweise vor sich geht, wie im Kino, das ja auch den irreführenden Anschein einer ununterbrochenen Bewegung erweckt, obwohl es sich um eine Folge einzelner Bilder handelt."

Oder dieser Passus (S. 11):

„Jedes Element besteht aus Atomen einer besonderen Art; wie wir im ersten Kapitel sahen, ist ein Atom eine Art von Sonnensystem, das aus einem Kern besteht, um den Elektronen kreisen. Wir werden später sehen, daß der Kern für die Wesensart des Elementes entscheidend ist, und daß zwei Atome desselben Elementes sich sowohl durch die Zahl ihrer Elektronen als durch die Form der Bahnen, die diese Elektronen beschreiben, unterscheiden können. Aber vorläufig beschäftigen wir uns noch nicht mit dem Inneren des Atoms. Wir betrachten das Atom als ein unteilbares Ganzes in der Art, wie es die Chemie tut, und untersuchen, wie es sich nach außen hin verhält.

Das Wort „Atom" bedeutet ursprünglich „unteilbar" und kommt aus dem Griechischen. Einige griechische Philosophen glaubten nämlich, daß die Materie aus sehr kleinen Teilchen bestände, die nicht zerlegt werden könnten. Wir wissen jetzt, daß das, was wir Atom nennen, sehr wohl zerteilt werden kann, außer in dem Fall des positiv elektrisierten Wasserstoffes (der aus einem Wasserstoffkern ohne irgendein begleitendes Elektron besteht). Aber im Gebiete der Chemie gibt es, wenn wir einmal von der Radioaktivität absehen, keinen Beweis dafür, daß Atome geteilt werden können. Solange wir die Atome nur mit den Hilfsmitteln der Chemie studieren konnten, d. h. dadurch, daß wir sie mit anderen Atomen zu Verbindungen zusammensetzten, gab es keinen Weg, auf dem wir zu kleineren Bausteinen der Materie hätten kommen können, aus denen die Atome ihrerseits zusammengesetzt werden konnten. Alles, was vor Entdeckung der Radioaktivität bekannt war, befestigte die Überzeugung, daß ein Atom unzerstörbar sei, und das machte es sehr schwer, sich vorzustellen, daß Atome aus kleineren Bestandteilen aufgebaut sein sollten Denn wenn sie einen Aufbau haben, so muß man erwarten, daß es auch möglich ist, den Bau zu zerstören, wie man ja auch ein Haus niederreißen und in einen Haufen Ziegelsteine verwandeln kann. Wir wissen jetzt, daß bei den radioaktiven Vorgängen so etwas geschieht. Ja, es ist sogar möglich gewesen, mit Hilfe des Spektroskops die feinsten Einzelheiten über den Bau des Atoms ausfindig zu machen, die bis vor wenigen Jahren völlig unbekannt waren. Damit aber konnte sich natürlich die Physik nicht zufrieden geben, daß es gerade achtundvierzig* verschiedene Arten von Atomen geben sollte. Wir könnten uns wohl vorstellen, daß die Welt aus zwei oder drei verschiedenen Dingen aufgebaut ist, wir könnten auch glauben, daß sie aus einer unendlich großen Anzahl verschiedener Dinge aufgebaut ist, aber irgendein Instinkt verbietet uns, zu glauben, daß sie gerade aus achtundvierzig verschiedenen Dingen aufgebaut sein soll. Es ist nun den Physikern nahezu gelungen, alle Stoffe auf zwei verschiedene Arten von Grundstoffen zurückzuführen. Der eine, das Proton oder der Wasserstoffkern, trägt

* In Wirklichkeit gibt es deren 92; Russell berücksichtigt hier nur die bereits bekannten Elemente. M. L.

positive Elektrizität, und der andere. das Elektron, trägt negative Elektrizität. Diese Vorstellung von den beiden Grundbestandteilen aller Materie dürfen wir heute schon als ziemlich gesichert betrachten, aber ob wir hoffen dürfen, noch einen Schritt darüber hinaus zu tun und auch diese Grundstoffe noch einmal auf einen einzigen zurückzuführen, läßt sich jetzt noch in keiner Weise voraussehen. Mit Bestimmtheit dagegen können wir heute schon sagen, daß an die Stelle der zufälligen Vielzahl der chemischen Elemente ein einheitlicher und systematischer Aufbau getreten ist."

Wir wollen hier noch eine weitere Stelle ungekürzt wiedergeben, weil sie uns die vortreffliche Art Russells, schwierigste Fragen einfach und klar und doch wissenschaftlich gründlich zu behandeln, besonders deutlich vor Augen führt. Nachdem uns der Verfasser an Hand gut gewählter Beispiele (Anhalten eines Zuges marschierender Menschen und Verdichten desselben durch ein Hindernis und Ausweichen eines Zuges zur Seite eines Hindernisses) den Unterschied longitudinaler und transversaler Wellenbewegung im allgemeinen, der Schall- und Lichtwellen im besonderen vorgeführt, erklärt er das Ritzsche Kombinationsprinzip und die Rydbergsche Konstante in folgender überaus geschickten Weise (S. 30ff.):

„Den verschiedenen Farben des Regenbogens kommt eine verschiedene Wellenlänge zu, d. h. ein verschiedener Abstand zwischen dem Berge einer Welle und dem Berge der nächsten. Von den sichtbaren Farben hat Rot die größte Wellenlänge und Violett die kleinste, aber es gibt noch längere und kürzere Wellen, genau von derselben Art, wie diejenigen, die uns als Licht erscheinen, nur daß unser Auge nicht dafür eingerichtet ist, sie wahrzunehmen. Die längsten Wellen dieser Art, die wir kennen, werden in der drahtlosen Telegraphie gebraucht; sie haben zuweilen eine Wellenlänge von mehreren Kilometern. Die Röntgenstrahlen sind Strahlen von derselben Art wie das Licht, nur sind die Wellen sehr viel kürzer. Die Gammastrahlen, die bei radioaktiven Prozessen entstehen, haben eine noch kürzere Wellenlänge, die kürzeste, die wir überhaupt kennen. Viele Wellen, die zu lang oder zu kurz sind, als daß man sie sehen könnte, können dennoch photographiert werden. Wenn wir vom Spektrum eines Elementes sprechen, so beschränken wir uns nicht auf die sichtbaren Strahlen, sondern rechnen alle experimentell auffindbaren Wellen dazu, die von derselben Art sind wie die, welche die Farben erzeugen. Die Röntgenspektren, die für manche Zwecke besonders wichtig sind, können nur mit ganz eigenartigen Methoden gewonnen werden und sind überhaupt erst vor kurzem entdeckt worden; die ersten Röntgenspektren stammen aus dem Jahre 1912. Zwischen den Wellenlängen der drahtlosen Telegraphie und denen des sichtbaren Lichtes ist eine große Lücke. Die Wellenlängen des gewöhnlichen Lichtes (einschließlich des ultravioletten) liegen zwischen einem Zehntausendstel und etwa einem Hunderttausendstel Zentimeter. Es gibt noch eine andere große Lücke zwischen sichtbarem Licht

und Röntgenstrahlen, deren Wellen durchschnittlich nur den zehntausendsten Teil der Wellen des sichtbaren Lichtes betragen. Zwischen Röntgenstrahlen und Gammastrahlen ist keine Lücke, sie schließen unmittelbar aneinander an.

Wenn man den Zusammenhang der verschiedenen Spektrallinien untersuchen will, so ist es bequemer, eine Welle nicht durch ihre Länge zu kennzeichnen, sondern durch die „Wellenzahl", die angibt, wieviel Wellen auf einen Zentimeter gehen. Wenn also die Wellenlänge ein Zehntausendstel Zentimeter beträgt, so ist die Wellenzahl 10 000, ist die Wellenlänge ein Hunderttausendstel Zentimeter, so beträgt die Wellenzahl 100 000 usw. Je kürzer die Wellenlänge, desto größer also die Wellenzahl. Die Gesetze des Spektrums lassen sich einfacher ausdrücken, wenn man sie auf die Wellenzahlen bezieht, als wenn man sie in Wellenlängen ausdrückt. Die Wellenzahl wird zuweilen auch Schwingungszahl genannt, aber genau genommen bedeutet dieser Ausdruck die Anzahl von Wellen, die an einer bestimmten Stelle in einer Sekunde vorbeikommen. Diese Zahl erhält man, wenn man die Wellenzahl mit der Anzahl von Zentimetern multipliziert, die das Licht in der Sekunde durcheilt, also mit der Zahl dreißig Milliarden. Die drei Begriffe Wellenlänge, Wellenzahl und Schwingungszahl muß man festhalten, wenn man sich mit den Ergebnissen der Spektroskopie bekanntmachen will.

Wenn wir jetzt die Gesetze aufstellen, die das Spektrum eines Elementes bestimmen, so werden wir uns vorläufig auf den Wasserstoff beschränken, weil die Gesetze bei allen anderen Elementen weniger einfach sind.

Viele Jahre lang widerstand das Problem, einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Linien im Wasserstoffspektrum zu finden, allen Bemühungen. Man meinte, daß es eine Grundlinie geben müßte und daß sich die andern dazu wie die Obertöne zum Grundton in der Musik verhalten. Man vermutete, daß sich das Atom in einem ziemlich komplizierten Schwingungszustande befände und daß es dabei Lichtwellen von denselben Schwingungszahlen erzeugt, die seine eigenen Schwingungen kennzeichnen. Bei dieser Vorstellungsgrundlage aber ließen sich keinerlei Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Linien entdecken.

Schließlich, im Jahre 1908, machte W. Ritz eine merkwürdige Entdeckung, die er das Kombinationsprinzip nannte. Er fand, daß alle Linien mit einer gewissen Anzahl von Wellenzahlen zusammenhängen, die er „Terme" nannte, und zwar hat jede Linie* eine Wellenzahl, die sich als Differenz zweier solcher Terme ergibt, und umgekehrt führt die Differenz je zweier solcher Terme (von einigen leicht erklärlichen Ausnahmen abgesehen) immer wieder auf eine Linie.

Das folgende, freilich ein wenig ausgeklügelte Beispiel wird vielleicht das Verständnis dieses Gesetzes erleichtern: Stellen

* Im Text steht fälschlicherweise Welle statt Linie. M. L.

wir uns einmal vor, daß ein etwas eigentümlich veranlagter Ladeninhaber Bankrott gemacht hat, und daß es unsere Aufgabe ist, seine Bücher und Rechnungen nachzuprüfen. Nun finden wir, daß die Kunden in diesem Laden nur folgende Preise bezahlt haben: 19,50 M., 19 M., 18 M., 17 M., 15 M., 10 M., 9,50 M., 9 M., 8 M., 7 M., 5 M., 4,50 M., 4 M., 3 M., 2,50 M., 2 M., 1,50 M., 1 M., 50 Pfg.

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob zwischen diesen Preisen keinerlei Beziehung bestünde, aber wenn wir es der Mühe für lohnend halten, so können wir leicht herausfinden, daß es sich um die Beträge handelt, die Kunden bezahlen, wenn sie 20 M., 10 M., 5 M., 3 M., 2 M., 1 M. und 50 Pfg. auf den Tisch legen und 10 M., 5 M., 3 M., 2 M., 1 M. oder 50 Pfg. herausbekommen. Das wird uns natürlich merkwürdig erscheinen, aber diese Merkwürdigkeit würde ihre Erklärung finden, wenn wir hörten, daß die Eigentümlichkeit dieses Ladeninhabers gerade darin bestand, daß er bei jeder Zahlung einen Schein oder eine Gold- oder Silbermünze, nicht mehr und nicht weniger, empfangen und herausgeben wollte. Die Preise, die in diesem Laden bezahlt worden sind, entsprechen den Linien des Spektrums, während die Geldstücke oder Scheine von 20 M., 10 M., 5 M., 3 M., 2 M., 1 M. und 50 Pfg. den Termen entsprechen. Wir sehen sofort, daß es mehr Linien als Terme gibt (in unserem Beispiel 19 Preise und 7 Termen). Wächst die Zahl der Terme, so wächst die Zahl der Linien viel stärker. Bei 5 Termen gibt es 10 Linien, bei 6 Termen 15 Linien, bei 7 Termen 21 Linien. (In unserem Beispiel sind es nur 19 verschiedene Preise, weil man 2 M. als 5 M. — 3 M. und 3 M. — 1 M. bekommen kann und ebenso 1 M. als 3 M. — 2 M. und 2 M. — 1 M. Diese beiden Preise müssen bei der allgemeinen Berechnung doppelt gezählt werden.) Bei 8 Termen gibt es 28 Linien und bei 100 Termen gibt es 4950 Linien. Hieraus geht hervor, daß die Gültigkeit des Kombinationsprinzips um so erstaunlicher ist, je mehr Linien und Terme es gibt, und daß es um so weniger möglich ist, diese Regelmäßigkeit dem Zufall zuzuschreiben. Die Zahl der Linien im Wasserstoffspektrum ist sehr groß.

Die Terme des Wasserstoffspektrums lassen sich alle sehr einfach ausdrücken. Eine bestimmte Wellenzahl, die nach ihrem Entdecker die Rydbergsche Konstante heißt, liegt seiner Gesetzmäßigkeit zugrunde. Rydberg entdeckte, daß eine solche Konstante in allen Formeln vorkommt, durch die sich eine Serie von Spektrallinien darstellen läßt, und es hat sich herausgestellt, daß sie für alle Elemente fast dieselbe Größe hat. Ihre Größe beträgt ungefähr 109 700 Wellen je Zentimeter. Diese Zahl also kann als der Grundterm des Wasserstoffspektrums angesehen werden. Die anderen Terme erhält man aus ihr, wenn man sie durch die Zahl 4 (2×2), 9 (3×3), 16 (4×4) usw. teilt. Auf diese Weise erhält man alle Terme; die Linien findet man nun, wenn man ein Glied vom anderen abzieht. Theoretisch gibt diese Regel eine unendliche Anzahl von Termen und infolgedessen auch

von Linien, praktisch aber werden die Linien um so schwächer je höher die Terme sind, die darin vorkommen, und sie liegen dann so dicht beieinander, daß man sie nicht mehr einzeln unterscheiden kann. Deswegen braucht man praktisch nicht mehr als 30 Terme zu berücksichtigen und auch selbst diese Zahl ist nur erforderlich bei der Untersuchung des Spektrums gewisser astronomischer Nebel.

Wir können nun leicht sehen, daß wir nach dieser Regel verschiedene Serien von Linien bekommen. Die erste Serie ergibt sich, wenn man von der Rydbergschen Konstante nacheinander ihren 4., 9. und 16. Teil usw. abzieht, so daß deren Wellenzahlen $^3/_4$, $^8/_9$, $^{15}/_{16}$ der Rydbergschen Konstanten betragen. Diese Wellenzahlen entsprechen Linien im ultravioletten Gebiet, die zwar photographiert werden können, aber nicht sichtbar sind. Diese Linienserie heißt nach ihrem Entdecker die Lymanserie. Dann kommt eine Serie von Linien, die man erhält, wenn man von $^1/_4$ der Rydbergschen Konstanten nacheinander $^1/_9$, $^1/_{16}$, $^1/_{25}$ der Rydbergschen Konstanten abzieht, so daß die Wellenzahlen dieser Serie $^5/_{36}$, $^3/_{16}$, $^{21}/_{100}$ der Rydbergschen Konstanten ausmachen. Diese Linienserie liegt im sichtbaren Teil des Spektrums; die Formel für diese Serie hat schon vor langer Zeit, im Jahre 1885, Balmer entdeckt. Dann kommt eine Serie, bei der man zunächst $^1/_9$ der Rydbergschen Konstanten nimmt und davon nacheinander $^1/_{16}$, $^1/_{25}$ der Rydbergschen Konstanten abzieht. Diese Serie ist unsichtbar, weil ihre Wellenzahlen so klein sind, daß die Linien im Ultraroten liegen. Diese Serie hat Paschen entdeckt und nach ihm wird sie auch genannt. Wir können also das Ergebnis der Beobachtungen in folgender einfachen Regel zusammenfassen:

Man bekommt die Wellenzahlen der Linien des Wasserstoffspektrums aus der Rydbergschen Konstanten, indem man sie durch zwei beliebige Quadratzahlen teilt und die kleinere der beiden erhaltenen Zahlen von der größeren abzieht. Nach dieser Regel erhält man immer die Wellenzahl irgendeiner Linie des Wasserstoffspektrums, wenn es möglich ist, eine Linie mit dieser Wellenzahl zu beobachten, und wenn nicht zuviel andere Linien in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft liegen. (Eine Quadratzahl erhält man, wenn man eine Zahl mit sich selbst multipliziert: 1×1, 2×2, 3×3 usw., d. h. die Quadratzahlen sind: 1, 4, 9, 16, 25, 36 usw.)

Bei alledem handelt es sich um reine Erfahrungstatsachen. Rydbergs Konstante und die Formel für die Linien des Wasserstoffspektrums stützen sich allein auf das Beobachtungsmaterial und sind gefunden worden bei der Suche nach einem mathematischen Gesetz, das die verschiedenen Linien unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammenfassen sollte."

Über die Plancksche Quantentheorie, die wohl die wichtigste Errungenschaft der modernen Physik darstellt, erzählt uns Russell (S. 42):

„Plancks Grundsatz in seiner ursprünglichen Form ist der folgende: Wenn ein Körper irgendeine Schwingung oder perio-

dische Bewegung mit der Schwingungszahl ν ausführt (d. h. wenn der Körper ν mal die ganze Schwingung in einer Sekunde ausführt), so gibt es eine bestimmte grundlegende Konstante h, derart, daß die Energie des Körpers bei dieser periodischen Bewegung $h\nu$ oder ein ganzes Vielfaches von $h\nu$ ist, d. h. $h\nu$ ist der kleinste Betrag von Energie, der bei irgendeinem periodischen Prozeß vorkommen kann, dessen Schwingungszahl ν ist, und wenn die Energie größer ist als $h\nu$, muß sie gerade doppelt so groß oder dreimal so groß oder viermal so groß usw. sein. Zuerst stellte man sich vor, daß die Energie aus Atomen oder kleinen unteilbaren Stückchen vom Betrage $h\nu$ bestünde. Es könnten dann zwar mehrere Stückchen zusammen vorkommen, aber es könnte niemals einen Teil von einem solchen Stückchen geben. Wir werden sehen, daß diese Grundvorstellung etwas verändert werden mußte, als sie auf ein neues Gebiet angewendet wurde. In der gegenwärtigen Gestalt behauptet sie nicht mehr, daß es unteilbare Stückchen von Energie gäbe, aber es ist zweckmäßig, sie zunächst in ihrer ursprünglichen Form zu verstehen, ehe wir die neuere Form dieser Theorie kennen lernen.

Die Größe h, die das Plancksche „Wirkungsquantum" heißt, ist allerdings sehr klein, so klein, daß alle die groben Vorgänge, die wir mit unseren Sinnen wahrzunehmen vermögen, scheinbar stetig verlaufen. Sie ist so klein, daß eine solche Einheit gerade erforderlich ist für den Umlauf des Elektrons in seiner kleinsten Bahn rund um den Wasserstoffkern. Es ist sehr schwierig, große Zahlen in Worten auszudrücken. Die Billion bedeutet bekanntlich eine Million Millionen. Man müßte nun eine Billion mal eine Billion Mengen von den Größen haben, um eine Menge zu erhalten, die wir gerade mit unseren feinsten Meßinstrumenten feststellen könnten. Betrachten wir das Elektron in seiner kleinsten Bahn, so bekommen wir die Zahl h genau, wenn wir den Umfang der Bahn mit der Geschwindigkeit des Elektrons und das Ergebnis noch mit der Masse des Elektrons multiplizieren.

In der zweiten Bahn beträgt das Ergebnis dieser Multiplikation 2 h, in der dritten 3 h usw."*

Darauf folgt eine kurzgefaßte Darstellung des Quantenprinzips in seiner späteren, gegenwärtigen Fassung.

Zum dritten Punkt. Wie vorsichtig Russell die Erfolge der Atomistik behandelt, dafür ebenfalls ein paar Beispiele. Schon in der Einleitung bemerkt der Verfasser zum gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse über die Atomstruktur (§ 5):

„In dem Sonnensystem, das ein Atom bildet, heißen die Planeten Elektronen und die Sonne heißt Kern. Der Kern selbst ist wieder kein einfaches Gebilde außer im Falle des Wasserstoffes. In allen anderen Fällen ist er ein vielfältig zusammengesetztes System, das aller Wahrscheinlichkeit nach aus Elektronen und Wasserstoffkernen (sogenannten Protonen) besteht. In noch kleinere Bestandteile, als es die Elektronen und die

* $h = 6{,}57 \cdot 10^{-27}$ Einheiten des Zentimeter-Gramm-Sekundensystems. M. L.

Wasserstoffkerne sind, läßt sich nach dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnis die Materie nicht zerlegen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß auch diese wieder eine Struktur haben und aus noch kleineren Teilchen zusammengesetzt sind. Freilich können wir nicht wissen, ob nicht später einmal Gründe für eine Zerlegbarkeit auch der Elektronen und Wasserstoffkerne gefunden werden; wir wissen nur, daß gegenwärtig uns nichts hindert, sie als die letzten Bausteine der Materie anzusehen (von uns gesperrt. M. L.)"

Und am Schluß der Einleitung heißt es wiederum:

„Obwohl wir bereits sehr viel wissen, gibt es doch noch viel mehr auf diesem Gebiet, was wir nicht wissen (von uns gesperrt. M. L.); in jedem Augenblick können neue wichtige Entdeckungen gemacht werden. Die Fragen sind beinahe ebenso interessant wegen der Möglichkeiten, die sich eröffnen, als durch die bereits gesicherten Entdeckungen. Man kann die revolutionären Wirkungen kaum übertreiben, die sich sowohl in der Praxis der Industrie als in der theoretischen Physik ergeben können." (S. 10.)

Ähnliche charakteristische Sätze treffen wir in Russells Schrift auf Schritt und Tritt. So lesen wir z. B. auf Seite 17:

„Die chemischen Atome sind nicht unteilbar, sondern aus einfacheren Bestandteilen zusammengesetzt, die erst ihrerseits unteilbar sind — wenigstens soweit als unser Wissen heute reicht." (Von uns gesperrt. M. L.)*

Oder auf Seite 20:

„Alle Elektronen, zu welcher Art von Atomen sie auch gehören mögen, und auch dann, wenn sie überhaupt mit keinem Atom verbunden sind, sind einander völlig gleich — wenigstens soweit, als sich das mit unseren feinsten Hilfsmitteln feststellen läßt." (Von uns gesperrt. M. L.)

Ebenso auf Seite 48:

„Die Größe h, Plancks Wirkungsquantum, spielt bei allen diesen Erscheinungen (es handelt sich um die Erscheinungen im Wasserstoffspektrum. M. L.), soweit wir sie mit unseren Hilfsmitteln beherrschen, eine ausschlaggebende Rolle. Sie ist eine der Grundkonstanten, mit denen es die Naturwissenschaft zu tun hat. Gegenwärtig bildet sie eine Grenze für alle unsere Erklärungsversuche, denn wir können nicht angeben, warum es eine solche Konstante geben muß und warum sie gerade diese und keine andere Größe hat. Die Grenzen unserer Erklärung bei irgendeinem bestimmten Zustande der Wissenschaft sind letzte unauflösbare Tatsachen, solange dieser Zustand andauert; und Plancks Wirkungsquantum ist im gegenwärtigen Augenblick eine solche letzte Tatsache. Sie spielt bei allen den sehr kleinen periodischen Vorgängen eine

* Die Frage der Existenz von noch kleineren Partikeln als das Elektron ist noch nicht endgültig entschieden. M. L.

Rolle, ohne daß wir doch wissen, warum sie hier auftreten muß." (Alle Sperrungen von uns. M. L.)

Endlich zum vierten Punkt. Hierfür nur wenige Belege, die sich indessen leicht vermehren ließen.

S. 40 lesen wir:

„Die neue Atomdynamik dagegen verändert nicht einfach unsere Theorien, sondern verändert unsere Vorstellung von dem, was wirklich geschieht, indem sie uns zu der Schlußfolgerung führt, daß Veränderungen oft unstetig vor sich gehen, und daß die Mehrzahl aller Bewegungen, die nach unseren Theorien möglich sein sollten, in der Tat unmöglich sind. Wir sind dabei völlig außerstande, zu erklären, warum alle die Bewegungen, die nun wirklich möglich sind, genau den alten Grundsätzen entsprechen. Jedenfalls geht daraus hervor, daß diese Grundsätze, wenn auch unvollständig, so doch bis zu einem gewissen Grade richtig sein müssen. Nachdem wir einmal entdeckt haben, daß diese alten Grundsätze nicht ganz richtig sind, tappen wir vollständig im Dunkeln bei der Frage, warum sie gerade noch so viel Wahrheit enthalten, als uns die Atomlehre zeigt. Sicherlich wird auch diese Schwierigkeit eines Tages gelöst werden, aber bis jetzt haben wir nicht das geringste Anzeichen dafür, wie dieses Zusammenwirken der verschiedenen Grundsätze möglich ist." (Von uns gesperrt. M. L.)

Oder diese Stelle:

„Die ‚Wirkung' ist ein außerordentlich wichtiger Begriff der Physik. Für die Theorie ist sie sogar wichtiger (das ist offenbar übertrieben. M. L.) als die Energie, die aus ihrer überragenden Stellung durch die Relativitätstheorie verdrängt worden ist. (Auch das ist eine offensichtliche Übertreibung. M. L.) Plancks Quantum h ist eine Wirkungsgröße; so gelangt die Quantentheorie dazu, zu sagen, daß es Wirkungsatome gibt. Solange wir uns auf diejenigen Vorgänge beschränkten, die in der Materie vor sich gehen, ist unsere Theorie völlig befriedigend und erklärt alle Tatsachen, und wir könnten uns auch kaum vorstellen, daß eine nicht atomistische Theorie die Tatsachen ebensogut erklären würde. (Ein durchaus materialistischer Satz. M. L.) Wenn wir jetzt aber zu den Vorgängen übergehen, die sich im ‚leeren Raume' oder im ‚Äther' (Das Gleichsetzen von leerem Raum und Äther ist bei den Relativisten zur Manie geworden! M. L.) abspielen, so geraten wir in große Schwierigkeiten, wenn wir bei der Quantentheorie bleiben." (S. 90.)

Sodann zitiert Russell den englischen Physiker Jeans, der 1914 erklärte:

„Es scheint also, daß wir keine Hoffnung haben, die Wellentheorie des Lichtes mit der Quantentheorie zu versöhnen, indem man etwa annimmt, daß die Wellentheorie nur sozusagen statistisch wahr ist, wenn nämlich eine große Anzahl von Quanten zugegen sind. Die eine dieser Theorien kann also nicht die

Grenze der andern in dem Sinne sein, in dem die Newtonsche Mechanik ein Grenzfall der Quantenmechanik ist, und wir stehen dem Problem gegenüber, zwei Theorien miteinander zu vereinigen, die offenbar unversöhnlich einander gegenüberstehen." (S. 91.)

Äußerungen ähnlicher Art finden sich in letzter Zeit immer häufiger in den Schriften hervorragendster Physiker, so bei Planck, v. Laue, Einstein, Sommerfeld usw.

Auf Seite 101 wird erneut über die Schwierigkeiten geklagt, die uns Plancks geniale Idee bereitet. Da heißt es:

„Die Quantentheorie allein führt uns bis zu gewissen letzten Tatsachen, die wir einfach hinnehmen müssen, ohne sie erklären zu können. Wir wissen nicht, warum es zwei verschiedene Arten von Elektrizität gibt, oder warum entgegengesetzte Arten von Elektrizität sich anziehen, während gleichartige sich abstoßen. Dieser Dualismus ist einer der Umstände, die in dem gegenwärtigen physikalischen Weltbilde für den Verstand unbefriedigend sind. Ein anderer ist der Widerstreit zwischen dem unstetigen Vorgang der Energieausstrahlung vom Atom in das umgebende Medium und dem stetigen Vorgang seiner Ausbreitung selbst in diesem Medium. Auf diese Schwierigkeit fällt auch von der Relativitätstheorie aus nur wenig Licht."

Auch das stimmt, soweit es sich um die bloße Feststellung der Existenz von Schwierigkeiten handelt.

Besonders typisch für die Verwirrung, die in den Köpfen mancher Physiker durch die aktuelle Entwicklung der Physik hervorgerufen worden ist, ist endlich noch folgender Passus (S. 92)*:

„Man kann nicht umhin, zu sagen, daß das Quantenprinzip in seiner modernen Form noch viel erstaunlicher und verwunderlicher als in seiner älteren Form ist. Es mag manchem schon merkwürdig vorgekommen sein, daß die Energie aus kleinen unteilbaren Stückchen bestehen sollte, aber immerhin war das eine Vorstellung, die man noch fassen konnte, aber in der gegenwärtigen Form des Prinzips wird von vornherein überhaupt nichts darüber ausgesagt, was in einem bestimmten Augenblick geschieht, auch nichts über Energieatome, die sich in der Zeit unveränderlich erhalten, sondern nur über das Gesamtergebnis eines Vorganges, der eine bestimmte Zeit braucht. Jeder periodische Vorgang richtet sich so ein, daß er einen bestimmten Betrag erreicht, wenn er eine Periode vollendet hat. Das scheint zu zeigen, daß die Natur über eine gewisse Voraussicht verfügt und auch etwas von der Integralrechnung versteht, ohne die man ja nicht wissen kann, wie weit man in jedem Augenblick gehen muß, damit schließlich am Ende ein bestimmtes Ergebnis herauskommt. (Ein starkes Stück!! Ein derartiger Antropomorphismus bedeutet nichts anderes als die Wiedererweckung längst begrabener Begriffe, wie der vis vitalis oder des nisus formativus, und ihre Übertragung auf die

* Die Sperrungen in diesem Passus von uns. M. L.

Physik. Wodurch unterscheidet sich diese Russellsche Auffassung von der mittelalterlichen Vorstellung eines horror vacui? Uns „scheint das zu zeigen", daß der große Mathematiker vor lauter Axiomen und Integralen den Kopf verloren hat. M. L.) Alles klingt zunächst unwahrscheinlich (Siehe da, der Katzenjammer beginnt schon! M. L.), Sicherlich ist dieses Prinzip so unanschaulich ausgefallen, weil es sich — auf das Experiment gestützt — seinen Weg gewaltsam* in einer Wissenschaft hat bahnen müssen, die auf ganz anderen Begriffen aufgebaut ist. (Doch wohl nur für unverbesserliche Axiomatiker! M. L.) Die Umwäzung der physikalischen Begriffe durch Einstein hat sich bis jetzt noch keineswegs voll ausgewirkt Wenn das erst einmal der Fall sein wird, so wird wohl auch das Quantenprinzip eine einfache und leichtverständliche Form gewinnen (Uns scheint vielmehr, daß mit viel größerem Rechte das Umgekehrte behauptet werden kann, nämlich: In dem Maße, in dem sich die Umwälzung, die das Quantenprinzip in der Physik hervorgerufen hat, ausgewirkt haben wird, werden auch viele von der Relativitätstheorie einstweilen noch in äußerst komplizierte Form gekleidete und empirisch schwer zu verifizierende Lösungen grundlegender Probleme der Mechanik und Elektrodynamik eine einfache und durchsichtigere Form annehmen. M. L.) Aber es wird nur für diejenigen leichtverständlich sein, die es mit Fleiß und Mühe erlernt haben, in den Begriffen der modernen Physik zu denken und nicht in den Begriffen des Alltags, wie sie sich in der überkommenen Physik verkörpert haben. (Die Physik eines Hamilton, Maxwell, Helmholtz, Lord Kelvin, Hertz, Boltzmann, Gibbs usw. als eine „Physik des Alltags" zu bezeichnen, ist natürlich grober Unfug, abgesehen davon, daß eine Gegenüberstellung von Wissenschaft und Alltag wissenschaftlich überhaupt unhaltbar ist. Der Begriff Alltag ist ein vieldeutiger Begriff, der eine Beschränktheit menschlichen Denkens und Urteilens von vornherein ebensowenig involviert wie der Begriff gesunder Menschenverstand. M. L.)"

Diese Zitate gewähren uns einen guten Einblick in gewisse Seiten der Krise, die die heutige Physik durchmacht. Nur vergesse man nicht, daß diese Krise keineswegs etwa bloß schädliche Produkte — Rückfall in idealistische, mitunter selbst mystizistische Gedankengänge — zutage gefördert hat, sondern daß sie auch außerordentliche, wirklich revolutionäre Leistungen in der Richtung einer dialektisch-materialistischen Lösung der Probleme der Naturwissenschaft aufweist.

Bevor wir uns der Kritik einiger wesentlicher prinzipieller Punkte der Russellschen Schrift zuwenden, sei noch auf einige jener Mängel hingewiesen, die sich bei einer eventuellen zweiten Auflage wohl leicht beheben ließen, da sie Russells erkenntnistheoretischen Standpunkt nicht berühren, den in der Richtung eines dialektischen Materialismus abzuändern, allerdings verlorene Liebesmüh' wäre.

* Die Kritik dieser Behauptung folgt weiter unten. M. L.

Zunächst eine allgemeine Bemerkung. Weise Beschränkung auf Weniges, aber Grundlegendes ist gerade bei populären Schriften ein gewiß zu rühmendes Prinzip, durch das sich just Russells Buch auszeichnet; dennoch scheint es uns, das Büchlein Russells hätte nur gewonnen, wenn der Verfasser die experimentellen Errungenschaften der Atomphysik einer etwas größeren Beachtung gewürdigt hätte. Wir vermissen z. B. eine kurze Darstellung des überaus bedeutungsvollen Comptoneffektes bei der Streuung der Röntgenstrahlen, sodann der schönen Rutherfordschen Bombardementsexperimente, desgleichen der Arbeiten des Amerikaners Millikan. Compton ist nicht einmal erwähnt. (Wir wissen allerdings nicht, ob nicht die englische Ausgabe des Russellschen Buches vor der Bekanntgabe der Ergebnisse der Versuche Comptons geschrieben worden ist.) Comptons Versuche stammen vom Frühjahr 1923.* Es genügt, darauf hinzuweisen, daß nach Sommerfelds Ansicht, der Compton-

* Das Wesentliche des Comptonexperiments besteht in folgendem: Zur Zeit tobt in der Physik ein heftiger Kampf zwischen zwei Theorien des Lichts, die miteinander nichts gemein haben: der der Wellenbewegung (Undulationstheorie) des Lichtes und der der Emanation, d. h. Abgabe durch leuchtende Körper den Strahlen entsprechender Ströme kleinster Partikel (Korpuskeln), die sich in einem gleichartigen (homogenen) Medium geradlinig und gleichförmig fortbewegen. Das Quantenprinzip Plancks steht nun in bestem Einklange mit der Emanationstheorie, ist dagegen unvereinbar mit der Undulationstheorie, die dafür ihrerseits allein die Interferenz erklären kann. (Interferenz nennt man bekanntlich das Zusammentreffen zweier Lichtstrahlen, die von zwei im gleichen Schwingungszustande befindlichen Punkten ausgehen. Sie können einander verstärken oder abschwächen.) Compton beobachtete nun die Streuung von harten Röntgenstrahlen (harte R.-Strahlen sind solche, die sehr durchdringend sind und in Röhren mit sehr hohem Vakuum entstehen). Er ließ sie auf Graphit fallen und fand, daß das vom Graphit ausgesandte Strahlenbündel aus zwei Arten von Strahlen besteht: 1. zerstreuten, die den auffallenden gleich waren, und 2. Sekundärstrahlen (d. h. Strahlen, die vom getroffenen Körper selbst ausgesandt werden, und daß die letzteren ein Spektrum zeigen, das gegenüber dem Primärspektrum eine Verschiebung nach der Seite größerer Wellenlängen aufweist, und zwar um einen Betrag, der genau dem nach dem Quantenprinzip errechneten entspricht, wobei die Annahme gemacht worden war, daß das Lichtquantum beim Auftreffen auf ein Elektron ihm einen gewissen Teil seiner Energie abgeben müsse. Die Verschiebung im Spektrum widerspricht nun der Wellentheorie, denn Verschiebung bedeutet eine Veränderung in der Frequenz der Schwingung, während nach der Wellentheorie beim Verlust von Strahlungsenergie (und das tritt hier ein) nur eine Abnahme der Amplitude der Schwingung möglich wäre. Da nun die Zerstreuung der Röntgenstrahlen im Prinzip einer Lichtreflexion entspricht, bei dieser aber nach der Wellentheorie die Elektronen, auf die der Lichtstrahl auftrifft, im Rhythmus der auffallenden Wellen mitschwingen, so bleiben also Wellenlänge und Frequenz bei den zerstreuten Strahlen dieselben. „Wenn die Beobachtung", sagt A. Sommerfeld, „bei Röntgenstrahlen tatsächlich eine Änderung der Wellenlänge ergibt, so scheint es um die Wellentheorie geschehen. Dann kann sie auch im optisch sichtbaren Gebiete ihre bisherige Stellung kaum mehr behaupten; sie muß, außer den Erscheinungen der Erzeugung, Vernichtung und Verwandlung des Lichtes, auch die Tatsachen der Reflexion, Brechung, Dispersion und Zerstreuung an die Quantentheorie abtreten, und es bleiben ihr nur noch die Vorgänge der reinen Phasenbeziehungen, der Interferenz und Beugung, erhalten. Auf diese Weise erweitert sich der Geltungsbereich der Quantentheorie von Jahr zu Jahr, und verengert sich derjenige der Wellentheorie." (A. Sommerfeld: Atombau und Spektrallinien. 4. Aufl. 1924. S. 57.)

Die Hauptanstrengung der Physiker richtet sich heute auf die Bewältigung auch der Interferenz- und Beugungserscheinungen durch das Quantenprinzip, um den Dualismus der Existenz zweier getrennter Theorien zu beseitigen. Bisher ist es noch nicht gelungen.

Versuch „ein experimentum crucis zwischen Wellentheorie und Quantentheorie zu werden verspricht". Um dessen Tragweite zu erkennen, mag der Versuch den etwas überspannten Erwartungen Sommerfelds auch nicht vollauf entsprochen haben. Auch Einstein betont die Bedeutung des Comptonschen Experiments. In einem „Das Comptonsche Experiment" überschriebenen, im „Berliner Tageblatt" vom 20. April 1924 erschienenen Artikel sagt Einstein: „Das positive Ergebnis des Comptonschen Experiments beweist, daß nicht nur bezüglich der Energieübertragung, sondern auch bezüglich der Stoßwirkungen die Strahlung sich so verhält, wie wenn sie aus diskreten Energieprojektilen bestünde." Rutherfords Experimente* werden von Russell zwar auf Seite 9 und 82 kurz gestreift, verdienten jedoch eine etwas eingehendere Darstellung. Die Millekanschen Messungen der Elementarladung e (absoluter Wert der universellen Konstante der Elementarladung sowohl eines Ions wie auch Elektrons), die auf Grund jahrelanger Präzisionsversuche bestimmt wurde, sollten auch in einer populären Darstellung der Atomphysik nicht fehlen, bilden sie doch einen Triumph exakter Methodik. Bekanntlich fand Millikan für die elektrische Elementarladung den Wert $e = (4{,}774 \pm 0{,}004)\ 10^{-10}$ elektrostatische Einheiten oder $(1{,}591 \pm 0{,}001)\ 10^{-20}$ elektromagnetische Einheiten.** Das ist also die kleinstmögliche Elektrizitätsmenge, die wir heute kennen, die Elektrizitätsmenge des kleinsten Bausteines der Materie, des Elektrons. Nicht minder interessant ist die Bestimmung des Planckschen Wirkungsquantums h durch Millekan. Millekan operierte mit Lithium und Natrium und fand für ersteres $h = 6{,}58 \cdot 10^{-27}$ ergsec, für letzteres $h = 6{,}57 \cdot 10^{-27}$ ergsec, bestätigte somit den auf anderem Wege gewonnenen Wert des Wirkungsquantums, den Planck auf Grund von Strahlungsmessungen zu $h = 6{,}55 \cdot 10^{-27}$ ergsec erhalten hatte.

Ferner bedürfen Russells Ausführungen noch einiger Richtigstellungen bzw. Ergänzungen.

Seite 14 heißt es, das periodische System enthalte heute nur noch vier Lücken. Das stimmt nicht. Es existierten deren zur Zeit, als Russell sein Büchlein schrieb, noch 5. Nach dem auf Seite 15 von Russell selbst angeführten veralteten Bohrschema des periodischen Systems sind es deren sogar 6. Im Text sind die vier Lücken nicht genannt, aus der Bohr-Tabelle aber als die Lücken der Elemente

* Rutherfords „Bombardement" besteht in der Zertrümmerung der Kerne von Atomen durch sogenannte Alphastrahlen und bedeutet die Verwirklichung der Bestrebungen der Alchimisten, Elemente ineinander zu verwandeln. So gewann Rutherford aus reinem Stickstoffgas Wasserstoffstrahlen dadurch, daß er Alphastrahlen des sogenannten Radium C in das Stickstoffgas leitete. Dabei setzen hunderttausend Alphateilchen durchschnittlich nur etwa ein Atom Wasserstoff in Freiheit. Außer Stickstoff konnte Rutherford mit denselben Strahlen Atome von fünf weiteren Elementen (Bor, Fluor, Natrium, Aluminium und Phosphor) zertrümmern.

** Letzteren Wert erhält man, indem man ersteren Wert durch $3 \cdot 10^{10}$ dividiert, also durch die Zahl c, d. h. die Lichtgeschwindigkeit. Die sog. Wiener Schule, der Physiker Ehrenhaft und seine Schüler, behauptet dagegen, daß es eine noch weit geringere Elementarladung gäbe, d. h. daß noch kleinere Korpuskeln existieren müßten als das Elektron, die sog. Subelektronen. Die große Mehrzahl der Physiker lehnt die Annahme von Subelektronen ab. Der Kampf dauert indessen noch fort. Die Wiener erwiesen sich als zähe Kerle.

43, 61, 72, 75, 85 und 87 ersichtlich. Dies entspricht dem Stande der Forschung vor 1923, d. h. vor der Entdeckung des Hafniums oder Ekazirkons (Element 72). Somit gehörten zu den noch nicht entdeckten Elementen: Ekamangan (43), Seltene Erde (61), Dwimangan (75), Ekajod (85) und Ekacäsium (87). Nun sind — wovon Russell allerdings noch keine Kenntnis haben konnte — vor kurzem zwei weitere dieser 5 Elemente entdeckt worden, nämlich die Elemente 43 und 75. Darüber berichtete kürzlich die Zeitschrift „Die Naturwissenschaften" (Heft 26 von 26. Juni 1925) in einem Artikel von Walter Noddak, Ida Tacke und Otto Berg über „Die Ekamangane". Die beiden Homologen des Mangans wurden von den genannten drei Forschern auf Grund der Voraussage ihres mineralogischen Vorkommens und ihrer chemischen Eigenschaften im Columbit aufgefunden und mit Hilfe der Röntgenspektroskopie als mit den gesuchten Elementen identisch diagnostiziert. Sie erhielten die Namen Masurium für Ekamangan (Ordnungszahl 43) und Rhenium für Dwimangan (Ordnungszahl 75).

Ferner: Auf Seite 11 erwähnt Russell das Element Hafnium und bemerkt, es sei am 22. Januar 1923 entdeckt worden. Das stimmt ebenfalls nicht. Das Hafnium wurde bereits im Spätherbst 1922 entdeckt, wie u. a. aus der Stockholmer Rede des dänischen Physikers Niels Bohr anläßlich der Entgegennahme des Nobelpreises am 11. Dezember 1922 hervorgeht. (Vgl. ferner die englische Zeitschrift „Nature" vom 20. Januar 1923, desgleichen „Die Naturwissenschaften", Heft 8 vom 23. Februar 1923 und Heft 27 vom 6. Juli 1923, das die Rede Bohrs „Über den Bau der Atome" enthält.) Eine gute Darstellung der Entdeckungsgeschichte des Hafniums bietet F. Paneths zusammenfassende Übersicht „Über das Element 72 (Hafnium)" in „Ergebnisse der exakten Naturwissenschaften", Bd. 2, Berlin 1923, S. 163ff.).*

* An die Entdeckung des Hafniums knüpft sich übrigens einer jener zahllosen Prioritätsstreite, von denen die Geschichte der bürgerlichen Wissenschaft voll ist. Der Franzose Urbain behauptete, das Hafnium (Hafnium heißt Kopenhagen) sei bereits in Frankreich als sogenanntes Celtium entdeckt worden, während die dänischen „Entdecker" Coster und v. Hevesy lediglich größere Quantitäten des Elementes erhalten hätten. Die stolze Marianne sei somit den Dänen zuvorgekommen, was ein französisches Blatt in die anziehende Form kleidete: „Ça pue le boche!" („Das riecht nach einem Boche!") Was riecht nach einem „boche"? Sehr einfach: die schlichte Tatsache, daß die beiden dänischen Forscher es wagten, die Urbainsche Entdeckung anzuzweifeln und gleichzeitig bewiesen, daß das gesuchte Element 72 in der Tat von ihnen entdeckt worden ist. Eine hübsche Illustration zur Behauptung bürgerlicher Professoren, die Naturwissenschaft kenne weder Klassen noch nationale Schranken. Man sachte, sie kennt sie nur zu gut! (Wem das nicht genügt, der lese einmal die antisemitische Polemik des Heidelberger Physikers Philipp Lenard gegen Albert Einstein.) Es wäre übrigens längst an der Zeit, mit dem chauvinistischen Unfug der Benennung von Elementen „zu Ehren" von Nationen überhaupt Schluß zu machen! Es ist naturwissenschaftlich durchaus korrekt und gerechtfertigt, von einem Bison americanus oder einer Thea sinensis, einem Homo neanderthalensis oder Homo heidelbergensis zu reden, da der Hinweis auf geographisches Vorkommen bzw. Fundstätten von wissenschaftlich orientierender Bedeutung ist. Dagegen dient es ausschließlich chauvinistischen Zwecken, Elemente Germanium, Gallium, Scandium, Ruthenium, Polonium, Hafnium oder Celtium zu taufen. Der Münchener Physiker Sommerfeld nennt sie die „nationalistisch gefärbten Elemente". Besonders köstlich ist das Umtaufen der Elemente Ekamangan und Dwimangan in „Masurium" und „Rhenium". Die,

Seite 5 lesen wir:

„Ein Atom ist eine Art Sonnensystem mit einer Sonne und Planeten. Die leeren Gebiete zwischen der Sonne und den Planeten nehmen einen weit größeren Raum ein als diese selbst, so daß also der größte Teil des Raumes, den ein fester Körper einzunehmen scheint, in der Tat leer ist."

Daß der Zwischenraum leer sein soll, ist eine leere Behauptung. Der Raum zwischen Körpern ist nur dann „leer", wenn die Existenz eines Mediums, eines Äthers, geleugnet wird, bzw. dem Äther physikalisch imaginäre Eigenschaften zugeschrieben werden, wie das beim Einsteinschen Äther geschieht. Übrigens bemerkt selbst Einstein ausdrücklich: „Andererseits läßt sich aber zugunsten der Ätherhypothese ein wichtiges Argument anführen. Den Äther leugnen, bedeutet letzten Endes annehmen, daß dem leeren Raume keinerlei physikalische Eigenschaften zukommen. (Sehr richtig! M. L.) Mit dieser Auffassung stehen die fundamentalen Tatsachen der Mechanik nicht im Einklange."* (Was indessen Einstein nicht hinderte, den Äther physikalischer Merkmale zu berauben. M. L.) Wir sind nun durchaus nicht der Ansicht, daß in der Wissenschaft strittige Fragen nicht auch in populären Schriften behandelt werden dürften. Wir sind im Gegenteil der Meinung, daß auch breitere Kreise naturwissenschaftlich interessierter Leser ein Recht haben, in allgemeinverständlicher Form über prinzipielle und wichtige Streitfragen der Wissenschaft aufgeklärt zu werden. Was wir dagegen zu beanstanden haben, ist, daß man nackte Behauptungen aufstellt, wo es sich, gelinde gesagt, um unentschiedene, gerade in letzter Zeit besonders heftig umstrittene Fragen handelt. Es ist eine Irreführung des Lesers, wenn ihm die Tatsache vorenthalten wird, daß die überwiegende Mehrzahl der Physiker von der Leere, also auch von einer Fernwirkung, nichts wissen wollen.

Schließlich noch ein Punkt. In dem von uns bereits angeführten Zitat der Seite 92 meint Russell, das Quantenprinzip habe sich

wie es scheint, etwas gallig veranlagten drei Berliner Entdecker scheinen sich post festum am Versailler Vertrag rächen zu wollen, indem sie der internationalen Wissenschaft diese beiden Namen als drohendes Menetekel dauernd vor Augen halten. Stolz lob' ich mir den Spanier! Das Umtaufen des Ekamangans, das man — als echter Nachfahre des wadenstrammen Arminius und der blonden Thusnelda — „nach unserer Ostmark", wie das Trio sich so hübsch ausdrückt, Masurium benannt hat, mag ja als Mittel zur Auslösung eines neuen patriotischen Begeisterungssturmes unter den deutschen Couleurstudenten allenfalls noch erhebend wirken. (Von einem Rind verlange keinen Schinken! sagt ein Volksspruch.), obwohl uns Hindenburgium eine noch wohlklingendere und für die Franzosen, Engländer, Amerikaner und Italiener noch katastrophalere Bezeichnung zu sein scheint. Was nun gar Rhenium bedeuten soll, mögen die Götter wissen. Das famose dreiblättrige Kleeblatt wählte den Namen Rhenium laut eigener Aussage: „nach dem deutschen Rhein". Hier erstrahlt das unerschütterliche Siegesbewußtsein des Fähnleins der drei aufrechten Berliner in vollem Glanze. Oder wollen sie uns etwa weismachen, sie hätten seit Versailles noch keinen Atlas in den Händen gehabt? Im Lande der „Dichter und Denker" kommt so etwas bekanntlich nicht vor. Ergo haben sie eine Karte Mitteleuropas gesehen, ergo auch bemerkt, daß „Deutschlands Strom nicht Deutschlands Grenze", abgesehen von der elsässischen Partie, auch noch zur Schweiz und zu Holland gehört. Was aber soll dann „Rhenium"? Offenbar soll es bedeuten: Was nicht ist, soll doch noch werden. Aber freilich: Der deutsche Aar schwebt ja doch in den Lüften!

* A. Einstein, Äther und Relativitätstheorie. Berlin 1920. S. 11.

„seinen Weg gewaltsam in einer Wissenschaft bahnen müssen, die auf ganz anderen Begriffen aufgebaut ist."

Das ist eine durchaus schiefe Darstellung des wahren historischen Sachverhaltes. Die Quantentheorie ist nicht als ein Meteor vom Himmel gestürzt, noch einem Einbrecher gleich in finsterer Mitternacht über die im Federbett Maxwellscher Elektrodynamik und Boltzmannscher Thermodynamik selig träumenden Physiker hergefallen. Sie fand im Gegenteil, infolge wachsender Schwierigkeiten auf dem Gebiete der theoretischen Physik einerseits, einer ganzen Reihe bahnbrechender, experimenteller Erfahrungen andererseits, einen für ihre Aufnahme bereits gut beackerten Boden vor, obwohl sie althergebrachten Auffassungen teilweise stracks zuwiderlief. Zunehmende Detailkenntnis physikalischer Vorgänge, wichtige neue Entdeckungen (vor allem auf dem Gebiete der Wärmestrahlung) und das Versagen der Theoreme der statistischen Mechanik in vielen Fällen brachten es mit sich, daß die alte klassische Physik von selbst zu stottern begann, bevor noch die Quantentheorie in die Kampfarena hinausgetreten war. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß z. B. einer der bestfundierten Sätze der statistischen Mechanik, der Satz von der gleichmäßigen Energieverteilung auf die Freiheitsgrade eines Systems in vielen Fällen den empirischen Tatsachen in einem Maße widersprach, das z. B. der Physiker S. Valentiner in seiner ausgezeichneten Einführung in die Quantentheorie. (Die Grundlagen der Quantentheorie in elementarer Darstellung, 3. Aufl., Braunschweig 1920) diesen Satz geradezu als den „Feind der Quantentheorie, neben der für ihn kein Platz mehr bleibt" bezeichnen konnte. Ebenso mußte man sich von der Auffassung befreien, wonach die Energie, selbst wenn es sich um periodische Vorgänge handelt, kontinuierlichen Charakter aufweise und quantitativ in beliebigen Verhältnissen ausgetauscht werden könne. Die Arbeiten hervorragendster Physiker wie W. Wien, Lummer, Pringsheim, Rubens, Kurlbaum, Lord Rayleigh, Jeans, Lorentz u. a. machten die Annahme Plancks, daß die Strahlungsenergie im Vakuum an die Materie nur in Quanten weitergegeben und von der Materie an das Vakuum wiederum nur in Quanten abgegeben werden könne, zur Notwendigkeit. Ursprünglich nur auf dem Gebiete der Wärmestrahlung angewandt, ist Plancks Theorie bald in alle Disziplinen der Physik eingedrungen und gilt heute, ungeachtet der vielen Hindernisse, die sich ihrer konsequenten universellen Durchführung entgegentürmen, mit Recht als die größte Errungenschaft der jetzigen Revolutionsperiode der Physik.* Ihr Geltungsbereich erweitert sich immer

* Wer sich für die Quantentheorie interessiert, dem seien bei dieser Gelegenheit folgende Schriften empfohlen:

Max Planck: Die Entstehung und bisherige Entwicklung der Quantentheorie. Nobel-Vortrag. Leipzig 1920. (Auch in der unter dem Titel „Physikalische Rundblicke", Leipzig 1922, erschienenen, äußerst interessanten Sammlung Planckscher Reden und Aufsätze enthalten.)

Paul Kirchberger: Die Entwicklung der Atomtheorie. Karlsruhe 1922. Eine gute, gemeinverständliche Darstellung der Geschichte der Atomtheorie, in der der Quantentheorie ein besonderes Kapitel gewidmet ist.

mehr und hat gerade in allerletzter Zeit neue Eroberungen von großer Tragweite aufzuweisen. Wir verweisen z. B. auf die schon erwähnten wichtigen Ergebnisse der Forschungen des Amerikaners A. Compton über die Streuung von Röntgenstrahlen (1923). Sehr gut faßt unseres Erachtens der französische Physiker Léon Brillouin die Bedeutung des Quantenprinzips zusammen, wenn er sagt: „Par sa puissance d'interprétation, la notion de quanta a prouvé sa valeur: elle permet de grouper un ensemble de phénomènes qui échappaient jusqu'alors à notre effort de synthèse, de prévoir des faits nouveaux, et de raccorder des domaines en apparence très distants. La fécondité de la théorie est sa meilleure garantie." * (Léon Brillouin: La Théorie des Quanta et l'Atome de Bohr. Paris 1922, S. 5.) Und in einem in England viel gelesenen Buch W. C. Whethams über „Die moderne Entwicklung der Physik" (The Recent Development of Physical Science. Fifth Edition, 1924) wird dem Planckschen Prinzip folgendes Zeugnis ausgestellt (S. 260): „One quantity stands out, at present incomprehensible, with all the signs of real natural constant — the unit of action in Planck's great quantum theory."**

Wir kommen nun zur Besprechung derjenigen Stellen in Russells Buche, die seitens eines folgerichtigen Materialismus, seitens des Marxismus, eine entschiedene Abwehr erfordern.

Wir haben zu Beginn bereits darauf hingewiesen, daß Russell nicht bloß ein „moderner" Mann, sondern auch ein ausgesprochener Skeptiker ist. Dazu gehört aber heute, daß man auch die Existenz eines Äthers leugnet. Wir wollen damit nicht sagen, daß jeder moderne Physiker eo ipso die Existenz eines Äthers leugnen müsse. Es gibt, wie gesagt, zahlreiche Forscher, die den Äther mit Zähnen und mit Klauen verteidigen, darunter Namen führender Kapazitäten.*** Ein

H. A. Kramers: Quantentheorie, Atombau und Spektrallinien. In der „Teubnerschen Enzyklopädie „Die Kultur der Gegenwart", Band „Physik". 2. Aufl. 1925.

R. A. Millikan: Das Elektron. Braunschweig 1922. Vor allem die experimentelle Seite sehr eingehend behandelt. Hier auch eine ausführliche Diskussion der Subelektronenfrage.

Die vier genannten Darstellungen sind elementar gehalten. Leser, die mit den Grundlagen der höheren Mathematik vertraut sind und tiefer in den Stoff eindringen wollen, mögen folgende Einführungen zur Hand nehmen:

Siegfried Valentiner: Die Grundlagen der Quantentheorie in elementarer Darstellung. 3. Aufl. Braunschweig 1920. Ein sehr klar geschriebenes Buch.

F. Reiche: Die Quantentheorie. Ihr Ursprung und ihre Entwicklung. Berlin 1923. Vor allem aber:

Arnold Sommerfeld: Atombau und Spektrallinien. 4. Aufl. 1924. Ein klassisches, umfassendes Werk, dessen Studium ein wahrer Genuß ist. Es ist auch in französischer und englischer Sprache erschienen.

* „Durch seine Fähigkeit der Interpretation hat der Quantenbegriff seinen Wert bewiesen. Er gestattet einen Kreis von Erscheinungen, die sich bisher Versuchen ihrer Synthese entzogen, zusammenzufassen, neue Tatsachen vorauszusehen und scheinbar weit voneinander entfernte Gebiete zu verbinden. Die Fruchtbarkeit der Theorie ist ihre beste Garantie."

** „Eine gegenwärtig noch unbegreifliche, alle Merkmale einer wirklichen Naturkonstante zeigende Quantität ragt hervor — das Wirkungsquantum in Plancks großer Quantentheorie."

*** Vgl. hierzu unsere Notiz über den gegenwärtigen Stand der Ätherfrage in Heft 2 dieser Zeitschrift, S. 334ff., Fußnote. Wir können hier keine Übersicht der bereits unübersehbaren Menge von Abhandlungen geben, die der Ätherfrage gewidmet sind

Skeptiker dagegen kann mit dem Äther natürlich schlechterdings nichts anfangen, da der Äther einer einheitlichen theoretischen Erfassung und experimentellen Behandlung in der Tat immer noch die größten Hindernisse in den Weg legt. Die Anerkennung dieser Tatsache hat aber selbstverständlich mit der bei den „Philosophen" üblichen „logischen" oder „erkenntniskritischen" „Überwindung" der Äthervorstellung nichts zu tun. Die Herren „Philosophen" operieren bekanntlich in der Frage der realen Ätherexistenz in 99 vom Hundert der Fälle mit nicht minder fadenscheinigen Argumenten als bei den sich immer erneuernden Versuchen der Leugnung einer wirklichen, objektiven Existenz kleinster Materiepartikel, wie der Moleküle, Atome und Elektronen. Nun, Herr Russell seinerseits appelliert weder an die Logik oder die Erkenntnistheorie noch an die Erfahrung, sondern einfach an „the will to doubt", wahrscheinlich in der pfiffigen Spekulation, daß gegen den Zweifel als solchen, den Zweifel an sich, den prinzipiellen Zweifel, den Zweifel als Sport kein Kraut gewachsen sei, so daß ihn, Russell, auch kein Gegenargument zu treffen vermöge. Kurz und gut, Herr Russell verzichtet natürlich auf den Äther und eliminiert den Störenfried auf folgende elegante Weise:

> „Man hat zwar einen Träger erfunden, den Äther, der nur dazu da sein sollte, die Lichtwellen zu übertragen, aber im Grunde genommen wissen wir nur, daß die Wellen durch den Raum fortschreiten; der Äther ist eine reine Hypothese und erweitert unsere Kenntnisse in keiner Weise. (Von uns gesperrt. M. L.) Wir kennen das mathematische Gesetz der Lichtwellen und den Eindruck, den sie hervorrufen, wenn sie auf ein menschliches Auge treffen, aber wissen nicht, was da schwingt. Wir vermuten nur, daß irgend etwas schwingen muß, weil wir uns ohne diese Annahme Wellen sehr schwer vorstellen können." (S. 30. Von uns gesperrt. M. L.)

In der Tat, eine glänzende Argumentation des „greatest living philosopher"! Nur hat sie drei Haken. Erstens hat man nämlich einen Träger garnicht „erfunden", Mr. Russell, sondern ist zu der Annahme eines solchen durch die gesamte Entwicklung unserer Vorstellung von dem Wechselverhältnis von Raum, Zeit und Materie gezwungen worden. Die Art dieses logischen Zwanges unterscheidet sich dabei prinzipiell durch nichts von jener Art des logischen Zwanges, die etwa die Annahme einer Entwicklung der Organismen zur Folge

---

und wollen die Aufmerksamkeit des Lesers lediglich auf 4 Arbeiten lenken, die uns besonders geeignet scheinen, dem Nichtphysiker ein Bild von den kardinalen Streitpunkten zu geben. Es sind dies:

1. P. Ehrenfest: Zur Krise der Lichtäther-Hypothese. Berlin 1913
2. E. Wiechert: Der Äther im Weltbild der Physik. Berlin 1921
3. E. Wiechert: „Die Mechanik im Rahmen der allgemeinen Physik". Enthalten im Bande „Physik" des Teubnerschen Sammelwerkes „Die Kultur der Gegenwart." (Man nehme jedoch die 2. Auflage des Bandes von 1925.)
4. G. Mie: „Weltäther. Aufsatz im „Handwörterbuch der Naturwissenschaften". X. Band. Jena 1915.

Daselbst weitere Literaturangaben

hat. Zweitens: Daß der Äther eine Hypothese ist, spricht mit nichten gegen ihn, es sei denn, man predigt einen prinzipiellen Hypothesennihilismus, wie er mit soviel Grazie, dafür aber zweifelhaftem Erfolge seitens Wilhelm Ostwalds geschah. Eine hypothesenfreie Wissenschaft ist ein Unding! Wogegen sich die exakte Forschung auflehnt, sind nicht die Hypothesen, sondern metaphysische Spekulationen, die unter der Flagge von Hypothesen faule Konterbandeware in die Physik hineinschmuggeln. Auch für Hypothesen gilt das Wort: Il y a fagots et fagots. Drittens erklärt uns Herr Russell selbst, daß wir uns ohne die Annahme eines „Etwas", das da schwinge, „Wellen sehr schwer vorstellen können". Aber dieses „Etwas" ist ja gerade der Äther, mag man zur Zeit auch nicht imstande sein, die Qualitäten dieses „Etwas" genauer zu präzisieren! Unser großer Kritiker vollbringt hier einen jener virtuosen Salti mortali, die sich bei den mathematischen Physikern heute besonderer Beliebtheit erfreuen.

Mehr noch. Während wir soeben vernommen, der Äther sei eine „reine Hypothese" und „erweitere unsere Kenntnisse in keiner Weise", beschert uns Russell plötzlich auf Seite 94 eine ganze Theorie des Äthers! Man höre das Orakel:

> „Der Äther, der früher eine große Rolle in der Physik gespielt hat, ist in den Hintergrund getreten. Es könnte sich aber doch vielleicht als das Ergebnis späterer Untersuchungen herausstellen, daß der Äther schließlich der letzte Grundstoff alles Seins ist, und daß die Elektronen und Wasserstoffkerne nur Verdichtungsstellen im Äther sind oder irgend etwas Ähnliches. (Sehr schön! Wie steht es dann aber um die „Erweiterung unserer Kenntnisse", die laut S. 30 durch den Ätherbegriff verhindert wird? M. L.) Wenn das so wäre, so würden die beiden „Elemente", mit denen die heutige Physik rechnet, auf ein Einziges zurückgeführt, und es würde sich dann zeigen, daß der atomistische Charakter der Materie nicht der Wissenschaft letzter Schluß ist. (Diese Schlußfolgerung ist falsch! Die Vertiefung unserer Kenntnisse über die Struktur des Äthers hebt die auf der Atomistik beruhenden Gesetzmäßigkeiten keineswegs auf, sondern bringt sie lediglich in Zusammenhang mit allgemeineren Prinzipien der Ätherphysik. Hat doch auch die Atomphysik die Gesetze der Molekularbewegung, beispielsweise die von Einstein, Smoluchowsky, Perrin u. a. für die Brownsche Bewegung festgestellten, keineswegs aufgehoben, da es Gesetze höherer Ordnung sind, die komplexe, als Moleküle gegenüber der bloßen Summe von Atomen neue Qualitäten aufweisende Erscheinungen betreffen. Das gilt ebenso für die gesamte Molarphysik, die ganze Astronomie usw. M. L.) Diese Vermutung ist freilich im Augenblick rein aus der Luft gegriffen, man kann sie mit keiner gegenwärtig bekannten physikalischen Tatsache stützen. Aber die Geschichte der Wissenschaft zeigt, daß man sich diese Möglichkeit vorbehalten sollte. (Wiederum fragen wir, was soll dann die Behauptung auf S. 30?

M. L.) Sollte aus der Möglichkeit dann einmal Wirklichkeit werden, so folgt daraus noch nicht, daß die gegenwärtige Theorie falsch ist (Welche Theorie? Etwa die eines Äthers, der, wie der Einsteinsche, weder ponderomotorische noch kinematische Eigenschaften besitzt? M. L.); es könnte sich auch nur um eine neue Auslegung ihrer Ergebnisse handeln. Unsere Vorstellungskraft ist so unheilbar (!!! M. L.) anschaulich und bildlich, daß wir nicht umhin können, die naturwissenschaftlichen Gesetze, sobald wir die Sprache der Mathematik verlassen, in einer Sprache auszudrücken, die sehr viel mehr sagt, als wir eigentlich sagen wollen. Wir (Wer — „wir"? L. M.) sprechen von einem Elektron, als ob das ein kleines Stückchen harten Stoffes wäre, aber kein Physiker meint das wirklich. Wir (Sie, Herr Russell! M. L.) sprechen davon, als ob es eine bestimmte Größe hat (Wir haben oben gesehen, daß es in der Tat, und nicht „als ob", eine bestimmte Größe hat. M. L.), aber auch das ist viel mehr, als wir wirklich sagen dürfen; es ist vielleicht einem Geräusch viel ähnlicher, das in einem gewissen Bereich hörbar ist, aber dessen Stärke sich vermindert, wenn wir uns von der Quelle des Geräusches entfernen. (Versuchen Sie das einmal ihren Kollegen Planck, Einstein, Rutherford und Millekan klarzumachen! M. L.) Es ist möglicherweise nur eine Störung im Äther, die an einer Stelle sehr heftig ist und an Stärke sehr rasch abnimmt, wenn wir uns von dieser Stelle entfernen. (Das bedeutet nicht mehr und nicht minder, als Physik und Physiologie zu einem Machschen Brei verrühren und jene Scheidung von Sinnesphysiologischem und Physikalischem aufheben, der die Physik allein ihre wirklichen Erfolge zu verdanken hat. Von einem solchen Attentat auf die objektive Naturforschung bis zur Identifizierung alles Seins mit „Empfindungskomplexen" ist dann nur noch ein Schritt; der dritte Schritt besteht dann bekanntlich in der Proklamierung des Solipsismus. M. L.) Sobald man eine solche Störung entdecken würde, die sich bewegt und verändert, wie es ein Elektron tut, die denselben Energiebetrag enthält, wie ihn das Elektron hat, und die periodischen Änderungen von derselben Schwingungszahl unterliegt, wie das Elektron, so würden die Physiker bereit sein, diese Störung als das wahre Wesen des Elektrons anzusehen, ohne doch im mindesten dem zu widersprechen, was die Physiker von heute meinen, wenn sie von Elektronen sprechen, und es wäre sogar möglich, daß sich auch der Wasserstoffkern in einer ähnlichen Weise erklären ließe. Wie schon gesagt, ist das vorläufig reine Phantasie. (Nicht übel! Lord Kelvin, Helmholtz, Hertz, Lorentz, J. J. Thomson, Stokes usw. wären somit lauter Phantasten gewesen? M. L.) Wir haben bis jetzt keinerlei Grund, es für unwahrscheinlich oder wahrscheinlich zu halten. Aber das ist wahrscheinlich, daß wir sehr bald wissen werden, ob die eine oder die andere Vorstellung richtig ist." (S. 97. Alle Sperrungen von uns. M. L.)

Der Russellschen Weisheit letzter Schluß ist also, daß der Äther sehr wohl einmal aus einer „reinen Phantasie" oder „reinen Hypo-

these" (was übrigens bei Russell identische Begriffe sind!) zu einer fruchtbaren, auf Erfahrung sich stützenden Theorie werden kann.

Nebenbei bemerkt, scheint in neuester Zeit der allzuschnell in Mißkredit geratene Äther wieder Oberwasser zu bekommen. Die sich dauernd mehrenden Schwierigkeiten bei der Anwendung des relativistischen Ätherbegriffes, das beharrliche Festhalten an einem physischen Äther seitens zahlreicher führender Forscher, wie endlich die neuen Experimente von Dayton C. Miller lassen das Ätherproblem nicht von der Tagesordnung verschwinden. Insbesondere scheinen die Ergebnisse der Experimente Dayton C. Millers über die Lichtgeschwindigkeit mit einem Stokes-Lorentzschen Äther in bestem Einklange zu stehen. Man vergleiche hierüber den Brief des hervorragenden amerikanischen Physikers L. Silberstein an die „Nature" vom 23. Mai 1925, vor allem aber den Bericht Dayton Millers selbst ebenfalls in der „Nature" von 11. Juli 1925 unter dem Titel: „Ether-Drift Experiments at Mount Wilson".

Dayton Miller hat die berühmten Versuche von Michelson und Morley über die Relativbewegung der Erde gegenüber dem Lichtäther vom Jahre 1887 mit verfeinerten Methoden nachgeprüft und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß eine Relativbewegung der Erde dem Äther gegenüber besteht und sich exakt durch Messung ihres Wertes feststellen läßt, der Äther also gewissermaßen an der Erdoberfläche haftet, somit an der Translationsbewegung der Erde (an deren Oberfläche, denn mit zunehmender Entfernung von der Erdoberfläche wächst diese Relativgeschwindigkeit des Äthers) vollkommen teilnimmt. Das widerspricht der Einsteinschen speziellen Relativitätstheorie mit ihrer Forderung der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit und Verneinung der physischen Ätherexistenz. Damit ist jedoch die allgemeine Relativitätstheorie noch keineswegs geschlagen, da sie auf einer weit breiteren Basis ruht als die spezielle Relativitätstheorie. Überdies hat Einstein bei der berühmten Diskussion über die Relativitätstheorie auf dem Naturforschertag in Nauheim (1920) bereits darauf hingewiesen, daß nach der allgemeinen Relativitätstheorie die Körper auch Überlichtgeschwindigkeit besitzen können. Zudem bleibt noch abzuwarten, ob nicht Einstein die Schlußfolgerungen Dayton Millers aus seinen Beobachtungen durch stichhaltige Argumente wird entkräften können.

Seite 38 findet sich ein ganzer Passus, der geeignet ist, bei Lesern, denen die Wurzeln der Krise* in der modernen Physik, wie überhaupt das gegenwärtige theoretische Tohuwabohu bei den Naturforschern unbekannt sind, die größte Verwirrung zu erzeugen. Er sei daher auch an dieser Stelle unter die Lupe genommen.

Russell schreibt:

> „Durch die Entwicklungsgesetze in der Biologie und die relativistischen Gedanken in der Physik scheint die Stetigkeit aller Naturvorgänge sicherer gegründet zu sein als je zuvor. Newtons Fernkräfte, die in der Physik immer als irgendwie ungehörig

* Wir beabsichtigen, die Entstehung, den Charakter und die Aussichten der gegenwärtigen Krise in der Physik demnächst in einem besonderen Artikel eingehender zu behandeln.

angesehen worden sind, sind durch Einsteins Gravitationstheorie beseitigt worden. Aber gerade in dem Augenblick, als der große Triumph des Stetigkeitsgedankens vollständig zu sein schien und als Bergsons Philosophie ihn zum Allgemeingut gemacht hatte (Wer sagt Ihnen das? Der Einfluß der Bergsonschen Philosophie war ein sehr beschränkter und hat in der Naturwissenschaft höchstens in den Theorien der Psycho-Lamarckisten gewisse Spuren hinterlassen. M. L.), mußte die höchst unbequeme Entdeckung über die Energie auftauchen und alles (!! M. L.) über den Haufen werfen. (Von uns gesperrt. M. L.) Und noch kann niemand heute sagen, wie weit uns diese Entdeckung führen wird. Vielleicht haben wir uns eben nicht ganz genau ausgedrückt, als wir sagten, daß ein Elektron von einer Bahn in die andere springt, „ohne durch den dazwischen liegenden Raum hindurchgegangen zu sein"; vielleicht gibt es gar keinen dazwischen liegenden Raum, vielleicht ist es nur eine Gewohnheit und ein Vorurteil, das uns veranlaßt, zu glauben, der Raum sei stetig. (Von uns gesperrt. M. L.) Poincaré — nicht der Ministerpräsident, sondern sein Bruder, der Mathematiker, der ein sehr bedeutender Mann war — hat einmal die Möglichkeit erwogen, daß wir vielleicht sogar den Gedanken aufgeben müssen, daß die Zeit stetig sei, und daß wir uns dann eine Minute zum Beispiel als eine endliche Anzahl von Zeitrucken vorstellen müßten, zwischen denen nichts ist. (Von uns gesperrt. M. L.) Das wäre allerdings eine etwas ungemütliche Vorstellung, und die Dinge sind auch vielleicht nicht ganz so schlimm."

Dieser ganze Passus zeigt, in welche Widersprüche sich der „moderne", mit den Prinzipien der materialistischen Dialektik nicht vertraute Naturforscher verwickelt, sobald er die auf einem Spezialgebiet erworbenen Erfahrungen zu verallgemeinern sucht. Der Konflikt, der durch die Notwendigkeit der Anwendung sowohl des Stetigkeitsgedankens als auch des Gedankens der Unstetigkeit entstanden ist, teilt die Naturforscher in zwei Lager: das der Stetigkeitsapostel und das der Unstetigkeitsprediger. Ein ergötzliches Bild! Daß das menschliche Denken gleichermaßen beider Kategorien bedarf, da es selbst nur eine Widerspiegelung der dialektischen Wechselwirkung und der dialektischen Zusammenhänge der polaren Gegensätze, d. h. also beider Kategorien, in Natur und Gesellschaft darstellt, erscheint manchen Naturforschern als völlig widersinnig. Nun, auch Eugen Dühring hielt das ja bekanntlich für einen Widersinn, ja sogar ausgemachten „Unsinn". Ebenso bekannt dürfte sein, daß ihm darauf kein geringerer als Friedrich Engels im „Anti-Dühring" ein Collegium privatissimum las, dem die modernen Naturforscher in methodologischer Hinsicht auch heute noch mehr wertvolle Gedanken entnehmen könnten als allen „Philosophen" der Gegenwart zusammengenommen. Aber freilich, wer wird so altmodisch sein und heute noch nach Engels' „Anti-Dühring" greifen! Sitzt man einmal in der Klemme, so appelliert man eben entweder an die Hilfe des Vulgärmaterialismus eines Büchner, Vogt, Moleschott oder wendet

sich an Mach und Pearson oder verschreibt sich endlich mit Haut und Haar einem transzendentalen Idealismus. So geht denn der Krakeel in der Physik fröhlich weiter.

Wenn Kontinuität und Diskontinuität unüberbrückbar sind, d. h. nur durch die Formel: Ja — ja, Nein — nein gelöst werden können, so fragen wir Herrn Russell, wieso dann die Differential- und Integralrechnung noch eine Existenzberechtigung behält, vor allem aber ihre großartigen praktischen Erfolge auf dem Gebiete der Erfassung konkreter Naturvorgänge und der Feststellung objektiver Gesetzmäßigkeiten zu erklären sind, da doch in der höheren Analysis die umgekehrte Formel, die Formel der Dialektik Ja — nein, Nein — ja gilt? Schlechterdings unerfindlich! Der Widerspruch zwischen Stetigkeit und Unstetigkeit, Kontinuität und Diskontinuität bildet ebenso wie der Widerspruch zwischen Quantität und Qualität das innere Bewegungsmotiv in der Entwicklung des logischen Gedankenflusses sowohl der Mathematik als auch der Naturforschung und Geschichte. Was dagegen „Zeitrucke, zwischen denen nichts ist" sein sollen, mögen Herr Poincaré und sein Mitläufer Russell mit sich selbst ausmachen. Da sich „Zeitrucke" nicht mehr unterscheiden können als zwei Differentiale bzw. zwei diskrete Körper, so ist nicht einzusehen, warum nicht der „Zwischenraum" zwischen den „Zeitrucken" durch eine Integration über die zwei „Zeitrucke" überbrückt werden könne. Warum soll die Vorstellung diskreter „Zeitrucke" „etwas ungemütlich" oder „ungemütlicher" sein als die Annahme diskreter Materien- oder Energiepartikel oder auch Quanten? Sobald man sich bewußt ist, daß Differentiation und Integration, wie alle Denkoperationen, die polare Gegensätze voraussetzen, in dialektischem Fluß stets übergeordnete Formen der Erkenntnis erzeugen, wird man auch in „Zeitrucken" nichts „Ungemütliches" erblicken. Warum soll denn gerade die Zeit das Monopol des stetigen Flusses, das Monopol der Kontinuität für sich in Anspruch nehmen dürfen, während die Materie und damit der Raum ausschließlich an die Diskontinuität gebannt wären? Was der dialektische Materialismus im Gegensatz zum Idealismus aller Nuancen in diesem Punkte allein zu fordern hat, ist dies: Die Unstetigkeit des Raumes und der Zeit bedarf ebensowenig zur absoluten „letzten" Quintessenz alles Seins gemacht werden wie die Stetigkeit, da der Sinn der Anwendung des Stetigkeitsbegriffes in der Möglichkeit seiner Desintegration liegt und umgekehrt. Die Notwendigkeit des Ätherbegriffes (der schließlich selbst Einstein weichen mußte) liegt gerade in dem Bedürfnis des materialistisch-dialektischen Denkens, die diskontinuierliche Materie in einem räumlich-zeitlichen Kontinuum* als besondere Zustände des letz-

* Nota bene widerspricht auch die Annahme mehrdimensionaler Mannigfaltigkeiten keinem einzigen Postulat marxistischer Dialektik! Das gilt für jene Empiristen unter uns, die beim bloßen Hören von Dimensionen, die ihre heilige Dreieinigkeit antasten, katatonische Anfälle kriegen und schon die Auferstehung der von Engels so erschöpfend erledigten spiritistischen Medien wittern. Das sind natürlich Kindereien! Der neue Gottseibeiuns, dessen Umrisse selbst manche Marxisten hinter der nicht-euklidischen Geometrie eines Gauß, Lobatschewsky, Riemann und Helmholtz zu erkennen glauben, kommt nicht durch die Tore der Mathematik dieser

teren zu begreifen. Das wußte bereits der alte Hegel, dessen Dialektik unter den Naturforschern besonders verhaßt ist, weil sie der entschiedenste Feind jedes seichten Empirismus und jeder formallogischen Beschränktheit ist. Aber selbst das ist noch zu günstig geurteilt: In Wirklichkeit kümmert man sich um den „längst überwundenen" Hegel überhaupt nicht. Und doch stehen just in Hegels „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse" (herausgeg. v. Georg Lasson, Leipzig 1905, Felix Meiner, S. 120) die heute mehr denn je aktuellen Worte:

„1. Die kontinuierliche und diskrete Größe müssen daher nicht insofern als Arten angesehen werden, als ob die Bestimmung der einen der anderen nicht zukomme, sondern sie unterscheiden sich nur dadurch, daß dasselbe Ganze das eine Mal unter der einen, das andere Mal unter der anderen seiner Bestimmungen gesetzt ist. 2. Die Antinomie des Raums, der Zeit oder der Materie in Ansehung ihrer Teilbarkeit ins Unendliche oder aber ihres Bestehens aus Unteilbarem ist nichts anderes als die Behauptung der Quantität das eine Mal als kontinuierlicher, das andere Mal als diskreter. Werden Raum, Zeit usw. nur mit der Bestimmung kontinuierlicher Quantität gesetzt, so sind sie teilbar ins Unendliche; mit der Bestimmung diskreter Größe aber sind sie an sich geteilt und bestehen aus unteilbaren Eins; das eine ist so einseitig als das andere."

Weiter ist Russells Behauptung, ein Elektron springe aus einer Bahn in die andere, ohne Passieren eines dazwischen liegenden Raumes, nur dann eine unüberwindliche Schwierigkeit, wenn der dazwischen liegende Raum als etwas schlechthin Leeres aufgefaßt wird, somit der Äther geleugnet wird, bzw., wie schon oben bemerkt, dem Äther Einsteinsche Qualitäten zugesprochen werden, die in Wirklichkeit, und vom physikalischen Standpunkt aus betrachtet, überhaupt keine Qualitäten sind, da nach Einstein auf den Äther bekanntlich weder der Bewegungsbegriff noch der Substanz- und Energiebegriff angewandt werden dürfen. Akzeptiert Herr Russell denselben — und das tut er, indem er auf Seite 30 den Äther ad acta legt —, so möge er es gefälligst auch an dieser Stelle sagen, damit der Leser klar erkenne, daß die Widersprüche in der Erklärung der Elektronenbewegung die Folge dessen sind, daß wir noch keine klare Vorstellung von der Rolle des Äthers als eines universalen Mediums besitzen bzw. etwas postulieren, womit wir zur Zeit noch keine klare, abgeschlossene Vorstellung verbinden, mögen wir auch sehr wohl imstande sein, klare Ätherdefinitionen zu geben.

Weiterhin haben wir Herrn Russell entgegenzuhalten, daß die Quantentheorie Plancks keineswegs, und zwar weder a priori noch a posteriori, eine Änderung postuliert, die in Zwischenräumen zu erfolgen hätte, denen kein Zeitelement zuzuteilen sei. Der Schöpfer der Quantentheorie selbst bemerkt ausdrücklich:

---

großen Denker, sondern durch die Tore jener Logik, die nur starre Begriffe kennt und den Lauf der Geschichte menschlicher Erkenntnis mit dem Zentimetermaß und dem Sekundenpendel mißt.

„Daß sie (die „stationären Zustände" Bohrs. M. L.) die einzig möglichen sind, wird man allerdings schon deshalb nicht schließen dürfen, weil der Übergang von einem stationären Zustand zu einem anderen stationären Zustand wohl keinesfalls als ein sprunghafter, zeitloser wird angenommen werden dürfen." (M. Planck: Vorlesungen über die Theorie der Wärmestrahlung. Leipzig 1923, S. IX.)

Eine Behauptung in diesem Passus bedarf noch besonderer Widerlegung. Der Verfasser sucht hier einen Gegensatz zu konstruieren, zwischen der Biologie und der modernen Atomistik. Er stellt die Dinge nämlich so dar, als ob die Entwicklungsgesetze in der Biologie ausschließlich Stetigkeitsgesetze seien. Würde sich Russell mit der Biologie auch nur oberflächlich bekannt machen, so würde er bald erkennen, daß besonders seit Beginn unseres Jahrhunderts der Diskontinuitätsgedanke in der Zoologie wie in der Botanik die weitgehendste Anwendung findet und bereits wesentliche Erfolge aufzuweisen hat. Wir greifen aufs Geratewohl nur einige jener Gebiete heraus, in denen die Betrachtung der Erscheinungen vom Standpunkte der Unstetigkeit eine conditio sine qua non der Erkenntnis objektiver Gesetzmäßigkeiten bildet. Wir erinnern beispielsweise an die gesamte Systematik, die Variationsstatistik, die Lehre von den reinen Linien oder Genotypen (Johannsen), die experimentelle Merkmalsanalyse (bei Kreuzungen) nach Mendelschen Prinzipien, die moderne Chromosomenforschung (Morgansche Schule), die Erforschung der Mutationserscheinungen, die Ehrlichsche Seitenkettentheorie, die Kolloidchemie auf dem Gebiete der physiologischen Forschung und die dauernd zunehmenden Anwendungsmöglichkeiten der höheren Mathematik auf den verschiedensten Gebieten der Zoologie und Botanik. Auch in der Biologie haben wir es häufig mit multiplen, ganzzahligen Proportionen zu tun, nur liegen die Dinge in der Tier- und Pflanzenwelt weit verwickelter, sind die Erscheinungen des Überganges von Quantität in Qualität und umgekehrt, Kontinuität in Diskontinuität und umgekehrt, weit mannigfaltiger als auf dem Gebiete der unbelebten Materie. Zudem steckt die konsequente Verfolgung des Diskontinuitätsgedankens in der Biologie noch in den ersten Anfängen, die jedoch sehr vielverheißend sind.

Die ganze Ratlosigkeit, in die Russell dank seinem Skeptizismus und Eklektizismus gerät, illustriert aber am besten der Schlußabsatz des ganzen Buches. Es lautet:

„Die Relativitätstheorie hat gezeigt, daß der größte Teil der überlieferten Mechanik nicht, wie man geglaubt hat, naturwissenschaftliche Gesetze enthält, sondern nur Übereinkünfte (!!! M. L.) über die Messungen darstellt und eigentlich ganz genau dem „großen Gesetz" (Wozu die Ironie? Was soll hier das „große Gesetz"? M. L.) entspricht, daß 1 Meter 100 Zentimeter hat. Im einzelnen gilt das auch für die Erhaltung der Energie. Die Vermutung liegt hier nahe, daß alles, was uns ein Naturgesetz zu sein scheint, gerade wenn es sich verstandesmäßig

deuten läßt, in der Tat gar kein Gesetz der Natur ist, sondern eine geheime Übereinkunft, deren Stempel wir der Natur aufdrücken infolge unserer Vorliebe für das, was wir in unserer Anmaßung als vernünftig zu betrachten geneigt sind. Eddington deutet an, daß sich ein wirkliches Naturgesetz vielleicht gerade dadurch auszeichnet, daß es uns verstandesmäßig unableitbar erscheint, denn in diesem Fall ist es weniger wahrscheinlich, daß wir es erfunden haben, um unseren Verstandesbedürfnissen zu genügen, und unter diesem Gesichtspunkt neigt er zu der Annahme, daß das Quantenprinzip das erste wirkliche Naturgesetz ist, das überhaupt in der Physik entdeckt worden ist. Hier ergibt sich eine wichtige Frage: Ist die Welt „rational", d. h. ist sie so beschaffen, daß sie unseren Verstandesansprüchen genügt? oder ist sie „irrational", d. h. nicht so, wie wir sie gemacht haben würden, wenn wir ihr Schöpfer gewesen wären? Ich habe nicht die Absicht, auf diese Frage eine Antwort zu geben." (Sperrungen von uns. M. L.)

Sehr liebenswürdig! Erst konstruiert man eine mystische Frage und wendet sich dann damit an das Publikum, lediglich zu dem löblichen Zwecke, um gleich darauf kehrt und sich aus dem Staube zu machen. Wir vermögen nicht einzusehen, welche Vorzüge ein solches Verhalten dem Leser gegenüber aufweisen soll. Auch hegen wir gelinde Zweifel an der Ausgiebigkeit solcher Propagandamethoden für die physikalische Erkenntnis, die zu fördern ja doch wohl die Absicht des Verfassers gewesen. Was uns hier Herr Russell als große Weisheit und das Fazit seiner Wanderungen in den Gefilden der modernen Atomistik vorsetzt, ist reinster Agnostizismus, besser gesagt Nihilismus. Wäre die Einsteinsche Relativitätstheorie in der Tat bloß das, was ihr hier Herr Russell nachsagt, sie wäre nie imstande gewesen, eine ganze Reihe nicht bloß physikalischer, sondern auch mathematischer Forschungen durch eine Fülle von Anregungen zu befruchten. An derlei höherem Blech (wir leihen uns dieses Wort von Friedrich Engels), wie es uns hier Russel serviert, ist Einstein natürlich ebenso unschuldig wie Darwin an der antisemitischen und antisozialistischen Ausschlachtung der Selektionstheorie durch übergeschnappte nationalistische Rassentheoretiker und Eugeniker. In der Tat: Mr. Russell erklärt frischfromm-fröhlich-frei, „ein wirkliches Naturgesetz" sei erstens „eine geheime Übereinkunft" und zweitens um so höher einzuschätzen, je weniger man es kapiere. „The greatest living philsosopher" war etwas unvorsichtig, als er über die Mathematik als Ganzes die Äußerung tat, sie sei die Wissenschaft, bei der man nicht wisse, wovon man rede, noch ob, was man sage, richtig sei. Unser „Philosoph" scheint hierbei in erster Linie wohl sich selbst im Auge gehabt zu haben. Er scheint allerdings nicht zu wissen, wovon er redet, noch ob, was er sagt, richtig ist. Wenn ein Gesetz um so höher zu bewerten sei, je weniger es einem einleuchte, warum legt man dann, der Physik als Einführung nicht die Bibel zugrunde? Jeder, mitVerlaub zu sagen, Schafskopf wird Herrn Russell auf Bestellung unter promptester Einhaltung des Lieferungstermins

soviel „verstandesmäßig unableitbare" „Gesetze" liefern, wie sein verzweifeltes Herz nur begehrt. Er wird ihm en masse und in jeder Fasson und Größe allerhand Heinzelmännchen, Feen, Götter, Teufel, Engel, Hydren, Zyklopen, Hexen usw. mit Leichtigkeit besorgen. Was ‚the greatest philosopher" uns hier predigt, ist der unverhüllte Bankrott der Wissenschaft und ihre Auslieferung an die „heiligen Väter". Geh' in ein Kloster, Ophelia! Dort treibt man solche unverständliche „Ableitungen" von Rechts und Sports wegen. Eine Wissenschaft, die es sich zum Ideal macht, Naturgesetze aufzustellen, deren Hauptvorzug in ihrer verstandesmäßigen Unerfaßbarkeit beruht, mag einen abstrakten Axiomatiker, Skeptiker, Mystiker oder Agnostiker befriedigen — die große Mehrzahl der Naturforscher ist dagegen der bescheidenen Meinung, daß es die Naturwissenschaft mit dem sehr wohl begreifbaren objektiven Kausalnexus natürlicher materieller Vorgänge zu tun hat, „geheime Übereinkünfte", dagegen auch nicht einen Schuß Pulver wert sind. Die Naturwissenschaft bildet bis dato noch keine Sektion des Foreign Office, Mr. Russell! Vom Standpunkte exakter Naturforschung ist die Konstruktion anthropomorphistischer, metaphysischer „unableitbarer Naturgesetze" reaktionäre Allotria, nichts weiter. Die „Vermutung", daß alles, was uns ein Naturgesetz zu sein scheint, lediglich „eine geheime Übereinkunft" sei, die wir der Natur vorschreiben, ist zudem eine abgedroschene Melodie. Sie kehrt als Konventionalismus in den verschiedensten Variationen in den philosophischen Symphonien der Empiriokritizisten Mach, Petzoldt u. Co. immer wieder. Neuerdings segelt sie mit Vorliebe unter der Flagge des Pragmatismus William James' und Hans Vaihingers Fiktionalismus, dessen ‚Philosophie des Als Ob" so tut, als ob sie eine Philosophie wäre.

Jeder Naturforscher, dem es um seine Wissenschaft ernst ist, wird in der Russellschen Tirade, wie in ähnlichen Gedankengängen seines Landsmannes, des hervorragenden Astronomen A. S. Eddington, nichts anderes erkennen als den vollkommenen Zusammenbruch spekulativen Denkens. Gerade, weil beide Gelehrte in der Wissenschaft als große Autoritäten gelten, muß gegen sie energisch Front gemacht werden.

Wir sind am Ende unserer Diskussion mit Herrn Russell. Wenn wir es auch absichtlich vermieden hatten, uns mit dem Allerweltswisser in Disputationen über seine Philosophie einzulassen, so boten uns doch verschiedene seiner prinzipiellen Behauptungen in der Physik genügende Einblicke in das Fundament seiner Weltanschauung, die, wie bei Russell stets, so auch hier in der Physik, sich als ein Gemisch von realistischen, ja selbst materialistischen und dialektischen, mit subjektivistischen und sogar mystizistischen Ansichten entpuppte. Es tut uns um die Independant Labour Party herzlich leid, doch: facts are hard things: die Geschichte mit dem „greatest living philosopher" ist — fauler Zauber! Sie haben sich mit ihrem neuen Genie nun auch in der Philosophie gründlich in die Nesseln gesetzt, Mr. MacDonald, Mr. Snowden und Mr. Thomas! Der Elektizismus in der Philosophie ist der Bruder des Opportunis-

mus in der Politik und wie die Geschichte letzteren, so nimmt sie auch ersteren unter ihre Räder. Na, und was dabei herauskommt, wissen Sie selbst!

Just diese kleine, ohne Zweifel talentvolle physikalische Schrift Bertrand Russells bestätigt besonders augenfällig aufs neue die Richtigkeit der Engelsschen Einstellung gegenüber der Naturforschung, wie sie in den folgenden Worten zum Ausdruck kam:

„Die des Mystizismus entkleidete Dialektik wird eine absolute Notwendigkeit für die Naturwissenschaft, die das Gebiet verlassen hat, wo die festen Kategorien, gleichsam die niedere Mathematik der Logik, ihr Hausgebrauch, ausreichten. Die Philosophie rächt sich posthum an der Naturwissenschaft dafür, daß diese sie verlassen hat — und doch hätten die Naturforscher schon an den naturwissenschaftlichen Erfolgen der Philosophie sehen können, daß in all dieser Philsosophie etwas steckt, das auch auf ihrem eigenen Gebiet ihnen überlegen war (Leibniz — Gründer der Mathematik des Unendlichen, gegen den der Induktionsesel Newton als Plagiator und Verderber tritt; Kant — kosmische Entstehungstheorie vor Laplace; Oken — der erste in Deutschland, der die Entwicklungstheorie annahm; Hegel, dessen Zusammenfassung und rationelle Gruppierung der Naturwissenschaft eine größere Tat ist als all der materialistische Blödsinn zusammen)." * (Sperrungen von uns. M. L.)

Zwar gehört Herr Russell nicht zu den Denkern, die „die Philosophie verlassen haben" — er ist ja „Philosoph" im Hauptberuf! — wohl aber zu jenen, denen die materialistische Dialektik Marx' und Engels' stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist.

Wie viele Irrwege und Scheinprobleme aber wären der Naturwissenschaft erspart geblieben, wenn sie den Rat Engels' beherzigt hätte, den der bereits ergraute Revolutionär in seinem 65. Lebensjahre den Naturforschern gab, als er sie ermahnte: Lernt aus der Natur, sie sei Euer Meister, aber lernt auch aus der Geschichte des menschlichen Denkens! Es geschah das bekanntlich im zweiten Vorwort (1885) seines Meisterwerkes „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft", in dem die eindringlichen Worte stehen:

„Es sind aber gerade die als unversöhnlich und unlösbar vorgestellten Gegenstände, die gewaltsam fixierten Grenzlinien und Klassenunterschiede, die der modernen theoretischen Naturwissenschaft ihren beschränkt metaphysischen Charakter gegeben

* Diese Stelle ist Engels' Fragment „Dialektik und Naturwissenschaft" entnommen, das das erste Kapitel der soeben vom rastlos tätigen Leiter des Moskauer Marx-Engels-Instituts D. Rjasonow herausgegebenen „Naturdialektik" bildet und ein wahres embarras de richesse an besonders heute aktuellen methodologischen Gedanken enthält. In dieser Engelsschen „Naturdialektik" finden wir überdies den Schlüssel zu einem tieferen Verständnis des „Anti-Dühring". Ein wahrer Festtag für alle Schüler des großen Meisters! Die russische Ausgabe ist zweisprachig, d. h. sie enthält sowohl den deutschen Originaltext als auch eine parallel laufende russische Übersetzung, so daß auch der russischen Sprache nicht mächtige Leser das Buch studieren können.

haben. Die Erkenntnis, daß diese Gegensätze und Unterschiede in der Natur zwar vorkommen, aber nur mit relativer Gültigkeit, daß dagegen jene ihre vorgestellte Starrheit und absolute Gültigkeit erst durch unsere Reflexion in die Natur hineingetragen ist — diese Erkenntnis macht den Kernpunkt der dialektischen Auffassung der Natur aus. Man kann zu ihr gelangen, indem man von den sich häufenden Tatsachen der Naturwissenschaft dazu gezwungen wird; man gelangt leichter dahin, wenn man dem dialektischen Charakter dieser Tatsachen das Bewußtsein der Gesetze des dialektischen Denkens entgegenbringt. Jedenfalls ist die Naturwissenschaft jetzt so weit, daß sie der dialektischen Zusammenfassung nicht mehr entrinnt. Sie wird sich diesen Prozeß aber erleichtern, wenn sie nicht vergißt, daß die Resultate, worin sich ihre Erfahrungen zusammenfassen, Begriffe sind; daß aber die Kunst, mit Begriffen zu operieren, nicht eingeboren und auch nicht mit dem gewöhnlichen Alltagsbewußtsein gegeben ist, sondern wirkliches Denken erfordert, welches Denken ebenfalls eine lange erfahrungsmäßige Geschichte hat, nicht mehr und nicht minder als die erfahrungsmäßige Naturforschung. Eben dadurch, daß sie sich die Resultate der dritthalbtausendjährigen Entwicklung der Philosophie aneignen lernt, wird sie einerseits jede aparte, außer und über ihr stehende Naturphilosophie los, andererseits aber auch ihre eigene, aus dem englischen Empirismus überkommene, bornierte Denkmethode." (Sperrungen von uns. M.L.)

Das sollten sich auch die die Marx-Engelssche Methode vulgarisierenden Marxisten zu Herzen nehmen, die von einer Alliance cordiale des mechanistischen Materialismus mit dem historischen Materialismus träumen. Der mechanistische oder, wie ihn Engels wiederholt nennt, vulgäre, metaphysische Materialismus steht einem Russellschen Skeptizismus und Agnostizismus ebenso rat- und hilflos gegenüber wie noch vor wenigen Jahren den reaktionären Attacken eines Mach oder Petzoldt, Poincaré oder Pearson. Bestenfalls versteift er sich auf die dogmatische Forderung, alles auf der Welt müsse, koste es, was es wolle, „letzten Endes" auf bloße Quantitäten oder Molekular- und Atombewegungen (heute pflegt man Elektronenbewegungen zu sagen) „zurückgeführt" werden; denn so will es sein Credo.

Während andererseits die sich noch „marxistisch" drapierenden Opportunisten in der Arbeiterbewegung bereits eine „neue Ära" alten Plunders ankündigen, indem sie „eine Gedankenentwicklung, von Engels ausgehend, aber über Engels fortschreitend" prophezeien, welche man schlagwortartig kennzeichnen kann: Vom mechanischen Materialismus zu Machs Positivismus und vom Darwinismus zum Neo-Larmarckismus" * (Gemeint ist der Psycho-Lamarckismus

* So zu lesen im Vorwort des Herausgebers Otto Jensen (neben Karl Vorländer, dem Neukantianer, eine der neuen theoretischen Leuchten der deutschen Sozialdemokratie) zu der soeben unter dem Titel „Marxismus und Naturwissenschaft"

oder Neo-Vitalismus der Herren A. Pauly, R. Francé und A. Wagner denn unter Neo-Lamarckismus versteht man gemeinhin die Richtung des hervorragenden Wiener Botanikers R. v. Wettstein, der mit den genannten Vitalisten nichts zu schaffen hat. M. L.), halten wir, dialektische Materialisten, es mit jenen Forschern, die, mag es auch unbewußt und zuweilen unter Pendeln der Gedanken nach der Seite der Idealisten oder der Vulgärmaterialisten geschehen, dem dialektischen Denken doch Bahn brechen, wie es z. B. in einer meisterhaften Rede des ausgezeichneten Berliner Physikers und verdienten Mach-Bekämpfers Max Planck geschah, dem daher noch zum Schluß das Wort erteilt sei: *

„Aber wenn dem Raum und der Zeit der Charakter des Absoluten abgesprochen worden ist, so ist derselbe nicht aus der Welt geschafft, sondern er ist nur weiter rückwärts verlegt worden, und zwar in die Metrik der vierdimensionalen Mannigfaltigkeit, welche daraus entsteht, daß Raum und Zeit mittels der Geschwindigkeit zu einem einheitlichen Kontinuum zusammengeschweißt werden. Diese Metrik stellt etwas von jeglicher Willkür abgelöstes Selbständiges und daher Absolutes dar.

So ist auch in der vielfach mißverstandenen Relativitätstheorie das Absolute nicht aufgehoben, sondern es ist im Gegenteil durch sie nur noch schärfer zum Ausdruck gekommen, daß und inwiefern die Physik sich allenthalben auf ein in der Außenwelt liegendes Absolutes gründet. Denn wenn das Absolute, wie manche Erkenntnistheoretiker annehmen, nur im eigenen Erleben zu finden wäre, so müßte es grundsätzlich ebenso viele Arten von Physik geben, wie es Physiker gibt, und wir würden der Tatsache völlig verständnislos gegenüberstehen, daß es wenigstens bis zum heutigen Tage möglich ist, eine physikalische Wissenschaft aufzubauen und zu pflegen, deren Inhalt für alle forschenden Intelligenzen, bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Einzelerlebnisse, sich als der nämliche erweist. Daß nicht wir uns aus Zweckmäßigkeitsgründen die Außenwelt schaffen, sondern daß umgekehrt sich uns die Außenwelt mit elementarer Gewalt aufzwingt, ist ein Punkt, welcher in unserer stark von positivistischen Strömungen durchsetzten Zeit nicht als selbstverständlich unausgesprochen bleiben darf. Indem wir bei jeglichem Naturgeschehen von dem Einzelnen, Konventionellen und Zufälligen dem Allgemeinen, Sachlichen und Notwendigen zustreben, suchen wir hinter dem Abhängigen das Unabhängige, hinter dem Relativen das Absolute, hinter dem Vergänglichen das Unvergängliche."

(Berlin 1925) erschienenen Sammlung alter Artikel von G. Eckstein und Friedrich Adler, die der Propaganda des Machismus gewidmet sind. Außerdem enthält das Buch noch zwei bekannte Abhandlungen von Friedrich Engels. Neu ist nur der Senf, den Herr Jensen jedem Artikel beigegeben. Dabei nennt sich das Ganze reklamehaft „Gedenkschrift zum 30. Todestage des Naturwissenschaftlers Friedrich Engels"! Bluff!

* Vgl. Max Planck: „Vom Relativen zum Absoluten." Die Naturwissenschaften. XIII. Jahrg 1925, Heft 3. Auch separat unter gleichem Titel bei S. Hirzel in Leipzig.

Und Planck schließt:

„Wer bürgt uns dafür, daß ein Begriff, welchem wir heute einen absoluten Charakter zuschreiben, vielleicht schon morgen sich in einem gewissen neuen Sinne als relativ erweisen und einem höheren absoluten Begriffe weichen wird? Hier kann es nur eine einzige Antwort geben: Nach allem, was wir erlebt und gelernt haben, kann eine derartige Bürgschaft niemand in der Welt übernehmen. Ja, wir dürfen wohl sogar mit aller Sicherheit behaupten, daß das Absolute schlechthin und niemals faßbar sein wird. Das Absolute bildet vielmehr ein ideales Ziel, das wir stets vor uns haben, ohne es doch jemals erreichen zu können — ein allerdings vielleicht betrüblicher Gedanke, mit dem wir uns eben abfinden müssen. Es geht uns darin ähnlich wie einem in unbekanntem Gelände wandernden Bergsteiger, der niemals weiß, ob hinter dem Gipfel, den er vor sich sieht und dem er mühsam zustrebt, sich nicht ein noch höherer auftürmt. Wohl aber mag es wie ihm, so auch uns zum Trost dienen, daß es dabei doch immer aufwärts und vorwärts geht, und daß uns nichts hindert, dem ersehnten Ziel in unbeschränktem Grade näher zu kommen. Diese Annäherung immer weiter zu treiben und immer enger zu gestalten, ist das eigentliche unausgesetzte Streben einer jeglichen Wissenschaft, und wir können hier mit Gotthold Ephraim Lessing sagen: Nicht der Besitz der Wahrheit, sondern das erfolgreiche Ringen um sie macht das Glück des Forschers aus; denn alles Verweilen ermüdet und erschlafft auf die Dauer. Ein starkes, gesundes Leben gedeiht nur durch Arbeit und Fortschritt. Vom Relativen zum Absoluten.“*

Wir haben diesen vortrefflichen Worten Plancks nichts hinzuzufügen, es sei denn die Bemerkung, daß „Arbeit und Fortschritt“ ihrerseits nur gedeihen im Kampfe.

Im Zeichen der Hegemonie der materialistischen Dialektik eines Marx, eines Engels und eines Lenin, dieser wahren Geistestriumvirn eines neuen Säkulum, wird auch die moderne Physik sich von dem Schüttelfrost befreien, der ihre volle Entfaltung hemmt, wird auch sie auf der Grundlage einer höheren monistisch-dialektischen Methodik siegen oder aber — sie wird überhaupt nicht siegen. Daß das letztere nicht eintritt, dafür bürgt die Aufwärtsentwicklung jener Gesellschaftsklasse, die allein keine Hindernisse scheut, die allein über sich hinaus zu einer höheren Synthese lebendiger menschlicher Erkenntnis und triumphierender wissenschaftlicher Menschheitskultur zu schreiten vermag, der es allein ernst ist um eine widerspruchsfreie monistische Weltanschauung, weil sie allein jenes sichere Geleise erkannt hat, auf dem die Lokomotive der Geschichte ihren unbegrenzten Zielen zueilt, die allein den Sturm und Drang menschlichen Fortschritts verkörpert, allein vom Geiste eines Prometheus beseelt ist — der rocher de bronze unbegrenzter Siege der Menschheit über die Natur, durch die Natur, mit der Natur: das Proletariat.

* Vgl. ferner das in Heft 2 (S. 337) dieser Zeitschrift vom Gen. A. Thalheimer angeführte Zitat aus demselben Vortrage Plancks.

J. LUPPOL

DIE FÄLLIGE WIDERLEGUNG DES MARXISMUS

(M. WILLIAM: „SOZIALE GESCHICHTSAUFFASSUNG")

Der Marxismus hat sich bekanntlich nie darüber beklagen können, daß es ihm an Gegnern fehle. Kaum hatte man seine revolutionären Tendenzen erkannt — und das geschah bereits zu einer Zeit, als der Marxismus noch sehr jung war — da erklärte ihm die kapitalistische Gesellschaft auch schon den Krieg. Der Krieg wurde und wird natürlich gleichzeitig, wenn auch mit wechselnder Intensität, sowohl an der theoretischen Front des dialektischen Materialismus als auch an der praktischen Front des unmittelbaren Klassenkampfes geführt. Beschränkt man sich auf die theoretische Front, so konstatiert man, daß die Annalen dieses Kampfes eine nicht unerhebliche Anzahl aller möglichen „Kritiken" und selbst reichlich viel „Generalwiderlegungen" des Marxismus aufzuweisen haben. Mit jedem Jahrzehnt wuchs die Masse dieser „Widerlegungen", gleichzeitig aber erstarkte mit jedem Jahrzehnt eigentümlicherweise auch der Marxismus. Er hält allen Anstürmen der Kritik und Widerlegung stand und offenbart in der geschichtlichen Wirklichkeit immer neue Beweise seiner Geltung.

Der einst so erbitterte Streit zwischen revolutionären Marxisten und Revisionisten, Marxisten und scheinsozialistischen Neukantianern, Marxisten und scheinmarxistischen Empiriokritikern, alle diese Kämpfe und Diskussionen liegen bereits weit zurück. Weder die Widerleger noch die „Verbesserer" von Marx haben den Marxismus zu erdrosseln vermocht. Alle diese mit untauglichen Mitteln unternommenen Widerlegungsversuche hätten den revolutionären Marxisten doch eigentlich endgültig beweisen müssen, daß sie der Kritik seitens des bürgerlichen Lagers oder jenes der sozialistischen Renegaten keine weitere Aufmerksamkeit zu schenken brauchten und an dieser Sorte Kritik gelassen vorbeigehen dürfen.

Nun, Jahre vergehen und dennoch beschert uns jedes Jahr regelmäßig eine neue „Widerlegung" des Marxismus. Diese „Widerlegung", die gewöhnlich nichts prinzipiell Neues enthält, läuft entweder auf eine Ablehnung des Marxismus vom unverhüllt bourgeoisen Standpunkt hinaus oder aber auf eine Ergänzung, Verbesserung oder Einschränkung der Grundprinzipien des Marxismus, wobei alle diese Ergänzungen, Verbesserungen oder Einschränkungen ihrerseits auf den Ersatz des proletarischen und kommunistischen Standpunktes durch einen bürgerlich kapitalistischen abzielen. Da jedoch der Lauf der Geschichte in den ökonomischen und sozialpolitischen Verhältnissen neue Details erkennen läßt, zeigt auch die Kritik unserer Gegner mitunter einige neue Details. Solche Details sind indessen mehr vom soziologischen als theoretischen Gesichtspunkt von Interesse, da die allgemein-theoretischen Thesen der Kritiker des Marxismus, wie nochmals vermerkt sei, im wesentlichen die alten bleiben.

Bevor wir jedoch der langen Reihe der alten Widerleger den Namen unseres neuen Widerlegers anfügen, müssen wir ihn zuvor richtig „registrieren" (seine Gegner zu kennen, schadet niemals), d. h. im Gedächtnis festhalten, was er eigentlich sagen will, welche neuen Beweise er zur Verteidigung seines Standpunktes vorzubringen hat, wodurch er den Marxismus ersetzen will und welches Gesellschaftsideal, mag dieses auch nur für die allernächsten Jahre gelten, ihm vorschwebt. Erst, wenn wir uns all das ,und damit auch die Klassenphysiognomie unseres neuen Widersachers

vergegenwärtigt haben, werden wir ihn seinen bereits reichlich verstaubten Kollegen auf dem Bücherbrett beigesellen können.

Der neu antretende Widerleger des Marxismus, mit dem wir es hier zu tun haben, ist Mister Maurice William. Seine Beweise, „die die geschichtliche und wissenschaftliche Gültigkeit des marxistischen Sozialismus in Frage stellen", sind von ihm bereits 1919 formuliert worden, schreibt er selbst in seinem Buche. Das Buch, das 1920 in seinem Privatverlag erschien, wurde von ihm an führende Persönlichkeiten der sozialistischen Bewegung aller Länder versandt. 1922 oder 1923 ließ er das Buch erneut, diesmal in einem öffentlichen Verlag, erscheinen unter dem Titel: „Die soziale Geschichtsauffassung". Eine Widerlegung der marxistischen wirtschaftlichen Geschichtsauffassung*. 1924 wurde das Buch ins Deutsche übertragen unter Beifügung eines Gesprächs des Übersetzers mit Oswald Spengler als Vorwort**. Die deutsche Übersetzung war mit einem Reklameumschlag versehen, auf dem zu lesen stand: „Der Klassenkampf — das falsche Mittel".

Soviel zum rein Äußerlichen der Geschichte des Buches. Über seine eigene Person teilt uns der Verfasser mit, daß er ganze 25 Jahre hindurch Marx' Schüler gewesen sei, gegenwärtig dagegen leider nicht mehr in der Lage sei, die Frage: „Hat Marx die Gesetze der sozialen Entwicklung entdeckt? Entsprechen seine Grundsätze diesen Gesetzen? Hat er den Sozialismus auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt?" bejahend zu beantworten. Das Buch will nun eine Begründung der ablehnenden Antworten des Verfassers geben und gleichzeitig in positiver Form offenbar dessen eigene Auffassung begründen, die „soziale Geschichtsauffassung" also der materialistischen gegenüberstellen. Diese soziale Geschichtsauffassung will nun signalisiert sein.

Die Geburt der Theorie von M. William fällt in eine bewegte Zeit. Darin stimmen wir mit dem Autor durchaus überein. Der Krieg machte der II. Internationale ein Ende. An die Stelle einer scheinbar geschlossenen internationalen sozialistischen Bewegung trat ein Konglomerat verschiedenartigster Fraktionen. Als der Krieg beendigt war, hatten wir statt einer Internationale deren zwei: die Zweite, Sozialistische Internationale und die Dritte, Kommunistische Internationale. Als die Massen nach Führung verlangten, stellte sich heraus, daß die Führer untereinander stritten und einander befehdeten. Überdies kam hinzu, daß „Rußland, in den Wehen revolutionärer Erhitzung, eine triumphierende Rechtfertigung der marxistischen Grundsätze unternommen hatte. Der augenscheinliche Erfolg, den in Rußland der unnachgiebige revolutionäre marxistische Sozialismus errungen hat, war das Signal zu einer spontanen weltumspannenden Auflehnung gegen den parlamentarischen Reformismus der II. Internationale"***.

Als M. William sah, in welche verzweifelte Lage der internationale Sozialismus geraten war, beschloß er, sich der Theorie, der theoretischen Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus anzunehmen. Der von Williams eingeschlagene Weg war zweifellos richtig. Obwohl nun die Theorie selbst der Praxis entspringt und letzte Abstraktionen aus der Praxis des Kapitalismus und der Arbeiterbewegung während der kapitalistischen Epoche in sich schließt, ist sie andererseits wiederum imstande, diese Bewegung zu leiten, worin just ihre Mission besteht. Die lapidare These Lenins: „Ohne revolutionäre Theorie — keine revolutionäre Bewegung" bringt die Einheit von Theorie und Praxis vortrefflich zum Ausdruck.

Des weiteren teilt uns der langjährige „Marxschüler" M. William mit: „Niemals noch in der Geschichte war ein Verstehen der Gesetze, die die sozialen Vorgänge bedingen, so dringend notwendig, wie in unseren Tagen. Auf dem Wissen beruht die

* The Social Interpretation of History. A refutation of the marxian economic interpretation of history, by Maurice William. London. Ohne Jahreszahl. 397 und XXXI S.

** Berlin 1924. 295 und XXXII S.

*** „Die soziale Geschichtsauffassung", S. XI. (Die Zitate beziehen sich immer auf die deutsche Ausgabe.)

Hoffnung der Welt." Die Kenntnis dieser Gesetze besitzt natürlich nicht M. William allein. Nach deren Erkenntnis forschen bekanntlich auch andere. Manche sind sogar der Meinung, im allgemeinen diese Gesetze gerade im Marxismus, kurz gesagt, in dessen Theorie des Klassenkampfes, gefunden zu haben. M. William eröffnen sich nun zwei geschichtlich gegebene Wege, gewissermaßen zwei Wahrheiten: die der II. und die der III. Internationale. Seine Sympathien für die erstere von beiden verbergend, brandmarkt M. William bereits im Vorwort die Theoretiker der Kommunistischen Internationale. Er ist mit deren Methoden unzufrieden: sie lernen nicht aus der Erfahrung, weil sie dazu allzu wissenschaftlich eingestellt seien, und hätten Marx' Methode vergessen, die doch auf dem Studium der Geschichte beruhe. „Dem Geiste Marx' zuwider", meint M. William, „lehnen die heutigen Führer des internationalen Sozialismus es ab, die Geschichte zu studieren; sie ziehen es vor, sich dogmatisch an die von Marx 1848 gezogenen Schlüsse zu halten. Solcher Art ist ihre ‚Wissenschaft'!"*

Die Reverenz vor Marx, der die Geschichte studiert habe, läßt aus dem angeführten Satze nur folgenden Schluß zu: Marx, der die Geschichte studierte, zog aus diesem Studium im Jahre 1848 Schlüsse, die für das Jahr 1848 gestimmt hätten; diese Schlußfolgerungen jedoch jetzt zu wiederholen, sei falsch, da das Studium der gesamten Geschichte von 1848 bis auf die Gegenwart zu prinzipiell ganz anderen Schlußfolgerungen führen müsse; Marx' wissenschaftlicher Kommunismus oder, wenn man wolle, wissenschaftlicher Sozialismus habe in bezug auf Marx' Schlußfolgerungen für die Gegenwart seine wissenschaftliche Bedeutung eingebüßt. Dies offenbar Williams Gedankengang.

Die revolutionären Marxisten haben das Studium der Geschichte nie vernachlässigt. Gerade das Studium der konkreten geschichtlichen Lage auf der Grundlage der durch die Erfahrung bestätigten materialistischen Dialektik diktierte ihnen stets ihre jeweiligen Schritte. Was können sie denn dafür, daß just das Studium der Geschichte im allgemeinen stets Marx' und Engels' Auffassungen aus der Zeit von 1847/48 bestätigte? Es scheint somit Studium und „Studium" zu geben.

Vorliegender Artikel beabsichtigt den Leser mit diesem „Studium" von M. William bekannt zu machen. Dazu bemerkt der Verfasser selbst: „Die vorliegende Untersuchung der Gesellschaft ist im Geiste Marx' (sic!) unternommen, unter Anwendung seiner wissenschaftlichen Forschungsmethode. Wenn meine Schlüsse von den Schlüssen Marx' abweichen, so ist dies nur ein Beweis dafür, daß es in keiner Wissenschaft möglich ist, die Forschung bis zu einem endgültigen Abschluß zu führen"**.

Wir werden weiter unten sehen, wie es in dieser Beziehung um Williams Weisheit bestellt ist, was nämlich bei ihm mehr zu finden sei, Untersuchung oder Schlußfolgerungen, und ob er sich denn vor „endgültigen Schlüssen" auch wirklich zurückhalte. Zunächst drängt sich unwillkürlich eine historische Parallele auf. Bekanntlich verwandelte Eduard Bernstein seinerzeit das „Ziel" in „Nichts", die „Bewegung" in „Alles". Das ist die Sprache der Praxis, und wird in der Praxis Opportunismus genannt. Bei M. William dagegen haben wir es mit der Sprache der Theorie zu tun. Ihm sind die „endgültigen Schlüsse" — Nichts, die „Untersuchung" — Alles. In der Sprache der Theorie nennt man das Revisionismus. Übrigens sei eingeschaltet, daß auch M. William selbst den revisionistischen Charakter seines Buches durchaus nicht bestreitet. Nun ist es aber ebenso unsinnig, absurd und unwissenschaftlich, die „Bewegung" vom „Ziel" zu trennen, wie es unsinnig, absurd und unwissenschaftlich ist, „Untersuchung" und „Schlußfolgerungen" voneinander zu trennen. Die reine Beschreibung vermag sich zwar mit einfacher Aufzählung von Tatsachen zu begnügen, doch ergeben sich bereits aus der Beschreibung, sofern sie nur objektiv erfolgt, gewisse Schlußfolgerungen. Eine Untersuchung ohne Schlußfolgerungen ist ein Unding. Eine Verzichtleistung auf Schlußfolgerungen am Ausgang einer Untersuchung läuft auf eine Vogel-Strauß-Politik hinaus, die bei historischen und sozialen Untersuchungen

* Ibidem, S. XXII.
** Ibidem, S. XXXII.

wenig erfolgreich sein dürfte. Denn zieht man auch selbst keine Schlüsse, so ziehen sie eben andere. Wie es aber Menschen reichlich schwer fällt, sich in Strauße zu verwandeln, so ist es auch Herrn M. William kein Leichtes, auf Schlußfolgerungen zu verzichten. Und so zieht er sie denn auch. Wie bereits angedeutet, enthält sein Buch de facto weit mehr Postulate und an diese sich knüpfende Schlußfolgerungen als wirkliche Untersuchungen.

2

M. Williams Studienobjekt bildet die theoretische Grundlage der internationalen Arbeiterbewegung. Die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der II. Internationale, erklärt der Verfasser, seien so alt wie die Internationale selbst. Sie seien schon zur Genüge in der entsprechenden Literatur zum Ausdruck gekommen. Je weiter indessen die Entwicklung fortgeschritten sei, desto geringer sei die Hoffnung auf deren Beilegung gewesen. Die Grundlage der Differenzen hätten Fragen der Politik und Taktik gebildet. Generell genommen, hätten sich ein linker revolutionärer und ein rechter, gemäßigter Flügel herauszubilden begonnen. Dieser Umstand allein genüge schon, um eine Prüfung der theoretischen Prinzipien der Politik und Taktik des internationalen Sozialismus zu rechtfertigen.

Bei Nichtsozialisten, d. h. innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsschichten, wie ihrer Parteien, hätten die unmittelbare Klassenpolitik und Klassentaktik allein schon deren theoretische Plattform bestimmt, während bei den Sozialisten umgekehrt gerade die Plattform für die Politik und Taktik maßgebend gewesen sei. Die politische Tätigkeit der Sozialisten innerhalb des kapitalistischen Systems sei für diese kein Ziel an sich, sondern bloß ein Mittel zur Verdrängung des Kapitalismus durch den Sozialismus. Ihre theoretischen Prinzipien bildeten eine Art Basis ihrer Plattform; ihre Politik und Taktik müßten mit ihrem Programm in Einklang gebracht werden und würden durch dieses Programm bestimmt.

Gegen diese Behauptungen von M. Williams ist nichts einzuwenden. Für die Bourgeoisie ist das kapitalistische System in der Tat das normale und einzig mögliche Milieu. Die politischen Programme der bürgerlichen Parteien, deren Inhalt natürlich durch die Klassenzugehörigkeit ihrer Anhänger bestimmt wird, passen sich vollkommen dem Rahmen der kapitalistischen Gesellschaft und des bürgerlichen Staates an. Bestimmte Klassenschichten schaffen sich mit Hilfe ihrer Parteien entsprechende politische Programme, die den spezifischen Interessen dieser Klassenschichten entspringen. Alle diese Programme gehen jedoch letzten Endes nicht über den Kapitalismus hinaus.

Anders verhält es sich mit dem Proletariat. Auch das Programm des Proletariats ist natürlich durch die Klassennatur des letzteren bestimmt, doch bildet den Ausgangspunkt seines Programms nicht der Kapitalismus, sondern der Sozialismus. Die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus ist es, die den Aufbau des Programms in erster Linie diktiert.

Wie nun aber, wenn innerhalb der sozialistischen Bewegung Differenzen vorhanden sind? Auf Grund des bereits Gesagten wird man zugeben müssen, daß die Wurzeln dieser Differenzen nicht auf dem Gebiete der Politik und Taktik — in diesen treten sie lediglich äußerlich in Erscheinung —, sondern auf jenem der theoretischen Prinzipien des Sozialismus gesucht werden müssen, die das Wesen des Sozialismus enthalten. Erst eine Aufdeckung der Gegensätze in diesen Grundfragen vermag die politischen und taktischen Differenzen hinreichend zu beleuchten.

Die Prinzipien der internationalen sozialistischen Bewegung gehen bekanntlich auf Marx und Engels' „Kommunistisches Manifest", auf das Jahr 1847/48, zurück. Kurz gefaßt, stützen sie sich auf die materialistische (wir würden es vorziehen, zu sagen: dialektisch-materialistische) Geschichtauffassung, die Theorie vom Klassenkampf mit allen ihren Konsequenzen und die Theorie vom Mehrwert. Der Sturz des Kapitalismus erscheint einerseits als Schlußfolgerung, andererseits als prinzipielle Forderung. Dessenungeachtet, sagt M. William, besitze jede sozialistische Partei eine ganze Reihe unmittelbarer Forderungen, eine Art positiven Programms für ihre

Tätigkeit unter der Herrschaft des Kapitalismus. Welcher Zusammenhang besteht nun zwischen der kategorischen marxistischen Forderung eines Sturzes des Kapitalismus und den positiven Programmen der sozialistischen Parteien? Scheinbar vermöchten Marx' Prinzipien solcherart positive Programme nicht zu rechtfertigen. Dennoch bestehe hier ein gewisser Zusammenhang. Zur Lösung dieser Frage empfiehlt M. William eine Prüfung der Praxis der Kapitalistenklasse und der sozialistischen Parteien.

Die Wirklichkeit der letzten Jahrzehnte zeige, daß gleichzeitig mit der Entwicklung des Kapitalismus, dem Anwachsen der Syndikate und Trusts, dem Emporkommen und Entstehen eines Staatskapitalismus auch sogenannte soziale Reformen, verschiedene Maßnahmen zur Demokratisierung der Volksbildung, der öffentlichen Gesundheitspflege, des Arbeitsschutzes usw. sich mehrten, also Maßnahmen, die auf die Hebung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse abzielen. Gereicht nun all das zum Schaden der Kapitalisten und Gewinn der Arbeiter oder nicht?

Ein Teil der Sozialisten behauptet, hier lägen Zugeständnisse des Kapitals an die Arbeiterklasse vor, der andere dagegen ist der Ansicht, die aufgezählten Maßnahmen erfolgten gleichermaßen im Interesse der Kapitalisten, da der qualifizierte, technisch geschulte Arbeiter im Produktionsprozeß mehr leiste und Epidemien die Arbeiter und Kapitalisten ja gleicher Weise träfen. Diese beiden Antworten bereiten nun M. William erhebliche Kopfschmerzen, da er sie miteinander nicht in Einklang zu bringen vermag. William kennt in der Frage der Ursachen sozialer und industrieller Reformen nur ein Entweder — Oder: entweder ist es ein Zugeständnis oder aber es liegt im Interesse der Kapitalisten. Er kann oder will nicht begreifen, daß alle diese Reformen in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle einerseits unter dem Ansturm und dem Drucke des Proletariats durchgeführt werden, andererseits den wirklichen Klasseninteressen der Bourgeoisie nicht nur nicht widersprechen, sondern sogar die Herauspressung eines noch höheren Mehrwertes aus dem Porletariat gewährleisten. Ihm ist die Dialektik der Geschichte, in der soziale und industrielle Reformen sowohl Zugeständnisse der Bourgeoisie als auch deren Interessen fördernde Momente darstellen, ein Buch mit sieben Siegeln.

Dafür findet aber M. William, nach erfolgtem Verzicht auf den Klassenstandpunkt in diesen Reformen ein anderes „Sowohl — Als auch". Die Reformen seien nämlich vorteilhaft und verbesserten die Lage sowohl der Kapitalisten als auch der Arbeiter. Diese Schimäre macht M. William blind und wird, wie wir weiter unten sehen werden, zum Ausgangspunkt seiner „sozialen Geschichtsauffassung". Reformen heben die Lage der Arbeiter, Reformen nützen den Kapitalisten, Reformen werden von den Kapitalisten selbst durchgeführt! Ist der Marxismus solchen Schlußfolgerungen gegenüber nicht machtlos?

M. William studiert fleißig die Programme der sozialistischen Parteien und entdeckt in ihnen eine Reihe von Forderungen, die doch von den Kapitalisten ohnehin schon durchgeführt werden! „Welche Beziehungen können nun diese Reformprogramme zu den Marxschen Prinzipien haben, die die theoretische Grundlage des internationalen Sozialismus bilden? Die Marxschen Grundsätze sind darauf gerichtet, der Wohlfahrt der Produzenten (Arbeiter) zu dienen, indem sie die Ausbeutung vermindern und ausschalten, während die Reformen, die das praktische Programm der sozialistischen Parteien darstellen, überall, wo sie eingeführt wurden, der Wohlfahrt der Ausbeuter dienten, indem sie die Ausbeutungsrate unabänderlich erhöht haben"*. Und William fragt: Warum dann an solchen Programmen festhalten? Doch nicht ihrer „wissenschaftlichen" Grundlage wegen. Und warum brechen die Programme mit den wissenschaftlichen Grundlagen des Marxismus?

Prüfen wir einmal die Schlußfolgerungen, zu denen unser langjähriger „Marx-Schüler" bereits gelangt ist. Erstens: Reformen heben die Lage der Arbeiter. In der Tat: Unentgeltliche ärztliche Arbeiterhilfe oder Kinderkrippen für Arbeiterinnen kapitalistischer Fabriken sind „besser" als ein Fehlen dieser Einrichtungen, wie ja

* „Die soziale Geschichtsauffassung", S. 32—33.

auch im kapitalistischen Staate ein allgemeines Wahlrecht „besser" als ein Klassenwahlrecht ist. Indessen, wie sagte doch Lenin: „Wir dürfen nicht vergessen, daß die Lohnsklaverei das Los der Volksmassen selbst in der demokratischsten bürgerlichen Republik ist". Ebensowenig erschüttern Kinderkrippen oder ärztliche Hilfe und ähnliche Dinge das Prinzip der Ausbeutung des Arbeiters im mindesten; sie ändern nichts an dem Charakter der kapitalistischen Produktionsverhältnisse, der Basis der kapitalistischen Gesellschaft. Die Forderung der Vernichtung des Kapitalismus bleibt mithin in vollem Umfange bestehen.

Zweitens: Die erwähnten Reformen sind von Nutzen für die Kapitalisten. Das ist vollkommen richtig, so daß die eben erwähnte Forderung erneut in vollem Umfange bestätigt wird.

Endlich drittens: Die Reformen werden von den Kapitalisten selbst durchgeführt. Reformen werden von den Kapitalisten durchgeführt, da sie die herrschende Klasse sind, der kapitalistische Staat der Ausdruck der in der politischen Herrschaft organisierten Bourgeoisie ist. Aber diese Reformen werden in der Regel unter dem Ansturm und dem Druck des Proletariats durchgeführt. Die zahllosen Streiks, Aufstände und Revolutionen sind ein schlagender Beweis dessen. Der revolutionäre Sinn der sogenannten Minimalprogramme in Ländern, in denen noch keine proletarischen Revolutionen stattgefunden haben, bleibt in vollem Umfange bestehen. Man bedarf ihrer aus Gründen der Orientierung. Ohne sie vermag keine Arbeiterpartei auszukommen.

Allein gerade in der gegenwärtigen Zeit — in der Epoche der sozialen Revolution — wird die alte Teilung in ein Minimal- und Maximal-Programm zu einer formalen, juridischen. Diese Teilung besitzt nur die eine reale Bedeutung, daß die Reformisten unter Berufung darauf das sogenannte Maximalprogramm, d. h. die Revolution, eskamotieren.

Kehren wir erneut zum Problem „Bewegung — Ziel" zurück. Ziel ohne Bewegung ist nichts; das bewiesen die Utopisten. Aber auch Bewegung ohne Ziel ist nichts; das bewiesen die Revisionisten. Die revolutionären Marxisten dagegen verknüpfen dialektisch Bewegung und Ziel. Ersteres existiert um des letzteren willen; letzteres entsteht und erwächst aus ersterem.

Anders verhält es sich mit den Programmen der sozialistischen Parteien der Gegenwart. Nachdem ihnen die Perspektive der proletarischen Revolution abhanden gekommen, sind sie ihrer Grundlage beraubt. Ihre Forderungen werden ja, wie M. William sagt, von den kapitalistischen Regierungen durchgeführt.

Unser Autor bemüht sich um einen anderen Ausweg aus dem Dilemma: hie theoretische Prinzipien des Marxismus da praktische Programme der Sozialisten. William untersucht die politische Tätigkeit der Sozialisten, die Teilnahme der Sozialisten an der „Politik", wie er sich ausdrückt. In Wirklichkeit handelt es sich ihm um die Teilnahme der Sozialisten an der praktischen Arbeit des Ausbaues und der „Vervollkommnung" des kapitalistischen Staates. Fragen des aktuellen Klassenkampfes, die in Streiks und Aufständen zum Ausdruck kommen, interessieren ihn wenig. Seine Aufmerksamkeit konzentriert sich auf die Frage der Wahlkampagnen und der parlamentarischen und ministeriellen Tätigkeit. Seiner Ansicht nach ist es angesichts der Reife der sozialistischen Massen eine Unmöglichkeit, unaufhörlich das „Kommunistische Manifest" zu wiederholen. Die Massen forderten praktische politische Arbeit. Die Sozialisten hätten sich, den Massen folgend, der Politik zugewandt. Hätten sie aber einmal diese Bahn betreten, müßten sie an der Politik auch aktiv teilnehmen, mit anderen Worten, eine möglichst große Zahl von Parlamentssitzen und Ministersesseln zu gewinnen trachten. So wird bei William der Verrat der Führer in eine „Forderung der Massen" umgefälscht.

William begreift, daß der Ministerialismus und die praktische Parlamentstätigkeit de facto den Verzicht auf den Marxismus bei gleichzeitiger rein theoretischer Anerkennung desselben zur Folge hatte. Unterscheidet er doch selbst zwei Richtungen innerhalb des Marxismus. Die eine Richtung repräsentieren, laut seiner eigenen Formulierung, die konsequenten Marxisten, deren Tätigkeit in revolutionärer Agitation, Erziehungsarbeit unter den Massen, ihrer Organisation und der Leitung des öko-

nomischen Kampfes besteht. Die zweite Richtung umfaßt — ebenfalls laut seiner eigenen Formulierung — das „Lager, das, obgleich in der Theorie an den Marxischen Prinzipien noch festhaltend, ein positives Programm annahm, welches keine Rechtfertigung in den Marxischen Grundsätzen finden kann und in Wirklichkeit eine Verleugnung der Marxischen Prinzipien darstellt"*.

Wer hätte nun gegen eine solche Charakteristik, insbesondere, die der zweiten Richtung, etwas einzuwenden? Mitunter entschlüpfen dem Munde erbitterter Feinde deutlichere Wahrheiten, als dem nächster Freunde. Also: das Programm und die Tätigkeit der opportunistischen Sozialisten „stellt in Wirklichkeit eine Verleugnung der Prinzipien des Marxismus dar". Sehr gut. Aber just dies bemühen sich die Kommunisten ja seit Jahr und Tag den „Marxisten" der II. Internationale beizubringen! Williams Charakteristik der ersten Richtungen erfordert natürlich eine Korrektur. Die erste Richtung, die der kommunistischen Parteien in den kapitalistischen Ländern, beschränkt sich mit nichten auf den ökonomischen Kampf. Auch sie besteht auf Entfaltung einer politischen Tätigkeit, aber auf einer solchen, die einen politischen Kampf darstellt, nicht aber auf eine Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie hinausläuft, wobei sie den Begriff des politischen Kampfes, gelinde gesagt, wesentlich weiter faßt, als harmlose Opposition im Parlament oder gar Teilnahme mit obligaten Klauseln an bürgerlichen Regierungen es sind. Auch sind sie keineswegs gegen eine Teilnahme am Parlament, allein sie billigen eine solche nur in jener Form, in der das seitens des Leninismus in Rußland geschah.

Doch betonen wir nochmals, daß M. William unbedingt im Rechte ist, wenn er, nach erfolgter Fixierung der beiden erwähnten Richtungen, behauptet, über diese Dinge als über bloße Differenzen in Fragen der Politik und Taktik zu reden, beweise völlige Verständnislosigkeit für diese Frage. Ebenso recht hat er, wenn er gleich darauf die rhetorische Frage aufwirft: Waren denn die Differenzen zwischen den russischen Bolschewiki und Menschewiki bloß taktischer Natur? Oder die Differenzen zwischen der Mehrheit der Sozialdemokratie und dem Spartakusbunde? Nein, der Grund liege tiefer; es handle sich hier um Unterschiede in den Prinzipien!

Williams eigene Formulierung der beiden Richtungen in der international-sozialistischen Bewegung stellt ihn vor die Alternative: Entweder marxistische Prinzipien und Verzicht auf die Praxis der Zusammenarbeit mit der Bourgeoisie oder aber diese Zusammenarbeit, dann aber auch direkter und offener Verzicht auf die marxistischen Prinzipien. Dem Leser wird es vermutlich nicht schwer fallen, zu erraten, welchen Weg M. William vorzieht. Interessant ist dagegen das für Williams Wahl maßgebende Kriterium. Die Anhänger praktischer Programme, meint er, hätten ihre Sache nie theoretisch verfochten. Das praktische Programm unter Berufung auf die Grundlagen des Marxismus zu vertreten, sei eine aussichtslose Sache. Dagegen sei dieses Programm erfolgreich durch die Praxis verteidigt worden. Das Hauptargument der Verteidigung bilde die wachsende Mitglieder- und Stimmenzahl bei den Wahlen. Sofern es sich um den Bruch der Theorie mit dem praktischen Programm handle, sei die Überlegenheit auf seiten der revolutionären Marxisten zu suchen. Doch habe das Wachstum der sozialistischen Parteien in den letzten Jahrzehnten William überzeugt, daß die Wahrheit bei den „praktischen Programmen" zu suchen sei. Hätten die Sozialisten den prinzipiellen Weg verfolgt, so hätten sie sich in Sekten verwandelt. In Amerika ist die „Socialist Labor Party" während der Kriegsjahre eine Sekte geblieben, während die „Socialist Party" äußerst erfolgreich gewirkt habe, obwohl sich ihre Politik mitunter mit der Forderung nach „billigerer Milch" deckte. „So beruht denn der Erfolg der wissenschaftlichen sozialistischen Bewegung nicht auf ihren wissenschaftlichen Grundsätzen, sondern auf ihrem nichtwissenschaftlichen, praktischen Programm! Die wissenschaftlichen Sozialisten konnten nur Erfolge erzielen, indem sie den wissenschaftlichen Sozialismus verwarfen. Welch eine ‚wissenschaftliche' Situation!"** — spottet Herr William.

* „Die soziale Geschichtsauffassung", S. 38.
** Ibidem, S. 42.

Die bloße Zunahme der Mitgliederzahl der Parteien gilt somit William als ein ausreichendes Kriterium zur Entscheidung der Frage, welche der beiden Richtungen innerhalb der Arbeiterbewegung in der geschichtlichen Fehde im Rechte sei. Das ist alles. Nicht der geringste Versuch, die mannigfachen Ursachen der Zunahme bzw. Abnahme der Mitgliederzahl in den Arbeiterparteien nach Ländern, Epochen und Parteien zu analysieren! So wird denn auch das unvermeidliche Wachstum der deutschen Sozialdemokratie zu Ende des vorigen Jahrhunderts und Erstarken des bolschewistischen Flügels der russischen Sozialdemokratie seit der Revolution von 1905 von William theoretisch gleich bewertet. Aber diese beiden Erscheinungen können, selbst vom Standpunkte Williams, nicht so einfach auf einen gleichen Nenner gebracht werden. Oder haben etwa die russischen Bolschewiki ihre Politik ebenfalls auf der Losung „billigere Milch" aufgebaut? Es ist doch offensichtlich einleuchtend, daß es zur Erklärung dieser Erscheinungen einer erheblichen Anzahl weiterer historischer und theoretischer Daten bedarf, und es ist klar, daß das bloße Wachstum der Mitgliederzahl im Streite zwischen der II. und der III. Internationale kein Argument bilden kann.

3

M. William hat den Weg des „praktischen Programms" gewählt. Er hat damit bewiesen, daß er sich vom Marxismus lossagt. Doch interessiert uns hier nicht ein subjektiver Bruch mit dem Marxismus oder eine subjektive Anerkennung desselben, sondern die objektive theoretische Begründung dieses Bruches. Ist das „Programm" im Recht, so hat also der Marxismus unrecht. Somit müssen auch noch theoretisch die Prinzipien des Marxismus widerlegt werden und durch solche Prinzipien ersetzt werden, die mit dem praktischen Programm der Sozialisten harmonieren. Das Streben nach Einheit von Theorie und Praxis ist nicht allein den Marxisten eigen, es kommt auch William zu.

Wie haben sich die Massen, fragt William, sozialen und industriellen Reformen gegenüber zu verhalten?

> „Sollten die Arbeiter sich diesen Reformen widersetzen? Müßige Frage! Tatsache ist, daß die Massen sich hinter die kapitalistischen Regierungen mit der Forderung nach unverzüglicher Einführung dieser Reformen stellten. Es erweist sich, daß Kapital und Arbeit, trotz allem, einige gemeinsame Interessen haben. Die Arbeiter hatten die Möglichkeit einer Wahl. Der Klassenkampf im Produktionsstadium forderte, daß die Arbeiter sich diesen Reformen widersetzten, denn sie erstrebten eine Erhöhung der Ausbeutungsrate. Aber die Interessen der Arbeiter als Verbraucher, als soziale Wesen, forderten die Unterstützung dieser Reformen. Wir wissen, daß die letzte Forderung überwog. Reformen verbessern die soziale Lage der Massen und zwingen dadurch zu ihrer Unterstützung. Die Massen sind in ihrer Entwicklung fortgeschritten und sind rasch fortgeschritten, aber der Erfolg kommt ihnen nicht als Produzenten, sondern als Konsumenten, als soziale Wesen, zugute. Tatsächlich hat die ganze Reihe industrieller und sozialer Reformen den Zweck, den Massen in ihrer Eigenschaft als Verbraucher und soziale Wesen zu dienen"*.

In diesen Sätzen tritt der Kern der eigenen Theorie von M. William bereits klar zutage. Nachdem er einmal die opportunistisch-reformistische Stellung der II. Internationale bezogen, versucht er nun, die einer solchen Plattform widerstreitende marxistische Basis durch eine andere, „auch-wissenschaftliche" Basis zu stützen. Die Reformisten spekulieren auf die Konsumenteninteressen der Arbeiter. Dieser Konsumtionsstandpunkt wird nun allen schwer-„wissenschaftlichen" Konstruktionen M Williams zugrunde gelegt.

Die Interessen der Arbeiter als Produzenten, ihre Interessen in der Produktionssphäre, widersprächen in der Tat den Interessen der Kapitalisten, aber die Arbeiter seien doch, ebenso wie die Kapitalisten, in erster Linie Menschen, also soziale Wesen

* „Die soziale Geschichtsauffassung", S. 44.

und besäßen doch als solche Konsumenteninteressen. Genug, der Ausgangspunkt für den Aufbau einer neuen Soziologie (in Wirklichkeit natürlich einer sehr alten) ist gefunden. Auf der Suche nach einer möglichst tiefgehenden Begründung des gesellschaftlichen Lebens fand sie William endlich nicht in der Produktion, sondern in der Konsumtion. Was könnte in der Tat „tiefer" sein? Ist denn nicht jeder Mensch vor allem Konsument? Will doch jedermann essen! Der Umstand, daß man, ehe man zum Essen kommt, sich die Nahrung beschaffen, sie erzeugen muß, überdies noch unter ganz bestimmten Verhältnissen, all das interessiert M. William nicht im geringsten.

Die Frage, wie und unter was für Produktionsverhältnissen Konsumtionsmittel erzeugt werden, eine Frage, die Ausgangspunkt und Prüfstein einer jeden Soziologie bildet, „die als Wissenschaft wird auftreten können", wird von Herrn William souverän beiseite geschoben. Er versperrt sich damit von Anbeginn jeden Zugang zu einer wissenschaftlichen Soziologie. Die Entdeckung allen Menschen zukommender, gemeinsamer Interessen entschädigt ihn für den Verlust. Die Mannigfaltigkeit der in Klassen gespaltenen kapitalistischen Gesellschaft verwandelt sich bei ihm plötzlich in eine keinerlei Unterschiede kennende, unteilbare Einheit, in der alle Katzen grau und alle Menschen Brüder sind. Wie „antisozial" erscheint demgegenüber der Marxismus mit seiner Theorie des Klassenkampfes! Um wieviel „sozialer" erscheint da doch die Williamsche Gesellschaftsauffassung mit ihrer geschlossenen Harmonie zwischen Arbeitern und Kapitalisten als „sozialen Wesen".

„Eine Untersuchung der Prozesse sozialer Entwicklung in den letzten 75 Jahren", fährt unser „sozialer" Soziologe fort, „fördert die bedeutungsvolle Tatsache zutage, daß ein Widerstreit zwischen den sozialistischen Grundsätzen und der sozialen Entwicklung besteht." Ersteren zufolge vollziehe sich die Entwicklung zum Wohle der Produzenten, gemäß letzteren hingegen zum Wohle der Konsumenten. Drüben, bei den Marxisten, handele es sich um die Produktion der sozialen Güter, hier dagegen um deren Distribution. Die sozialistischen Prinzipien gründeten sich auf den Konflikt zwischen den Eigentümern der Produktionsmittel und den Arbeitern, während die soziale Evolution auf der Versöhnung und der Harmonie der allgemeinen Interessen fuße. Die soziale Evolution ignoriere vollkommen den Klassenkampf im Bereiche der Produktion. Aus alledem folge, daß die sozialistischen Prinzipien nicht wissenschaftlich, sondern utopistisch seien.

Dies sind die ersten Resultate, die uns Herr William beschert. Entgegen seinen eigenen Versicherungen legt uns hier William statt irgendwelcher Untersuchungen fertige Schlüsse vor. Die Schlüsse erscheinen einfach als Postulate. Eine Begründung wird nicht gegeben, vor allem wohl darum, weil sie schlechterdings nicht zu begründen sind. Es ist natürlich eine Kleinigkeit, zu dozieren: Die letzten 75 Jahre haben gezeigt, daß usw., aber wirklich zu beweisen, daß die soziale Evolution, worunter die wirkliche Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft verstanden sein will, den Klassenkampf in der Produktionssphäre „vollkommen ignoriere", dürfte doch wohl etwas schwer fallen. Um sich diesen Glauben zu verschaffen, bedarf es schon einer göttlichen Intuition, über die die Marxisten und kommunistischen Parteien nicht verfügen. Wörtlich beinahe dasselbe sagt auch William. Er behauptet, die sozialistischen Parteien fühlten intuitiv, daß sie zur politischen Unterstützung der Massen die theoretischen Prinzipien des Klassenkampfes im Bereiche der Produktion fallen lassen und sich nicht an die Produzenten, sondern an die Bürger und Verbraucher (von W. gesperrt) wenden müßten. In einem besonderen, „Der marxistische wissenschaftliche Sozialismus" überschriebenen Kapitel versucht William Marx und Engels einer Textkritik zu unterwerfen. Erstens aber ist es allgemein bekannt, daß eine Textkritik, bei der einzelne Zitate aus dem Zusammenhang gerissen werden, vollkommen wertlos ist; zweitens ist Williams Bekanntschaft mit Marx eine so oberflächliche*,

* Ein Mensch, der vorgibt, 25 Jahre Marx-Schüler gewesen zu sein, zitiert den „Anti-Dühring" nach E. Bernstein, und zwar wörtlich so: „Herrn Eugen Dubrigs Umwälzung". Vgl. „Social Interpretation of history", p. 104. (In der deutschen Übersetzung ist das verbessert worden.)

daß es sich eigentlich gar nicht lohnte, den Leser mit solcher Art von Kritik zu behelligen. Dennoch mögen einige Proben folgen.

Herr William zitiert beispielsweise die allgemein bekannte Stelle aus dem Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie" über den Konflikt zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Gesellschaft. „Was aber liegt in dem dazwischen liegenden Zeitraum?" fragt William verwirrt. „Was geschieht zwischen der „gewissen Stufe" in einer Epoche und dem Eintritt „der gewissen Stufe" in der nächsten Epoche? Marx läßt uns darüber im Dunkeln!"* Herr William meint offenbar, für Marx habe hier nichts Bemerkenswertes vorgelegen, was eines Studiums wert gewesen wäre. Man könnte nun Herrn William der Einfachheit halber kurzweg auf die drei Bände des „Kapital" verweisen, in denen just davon gehandelt wird, was in der Zeit zwischen einer „bestimmten Stufe" des Feudalismus und einer „bestimmten Stufe" des Kapitalismus geschieht, indessen möchte man annehmen, daß das unserem Gelehrten nicht unbekannt ist. Ein anderer Fall: M. William spricht, sich Marxscher Worte bedienend, von den revolutionären Sprüngen, worauf dann ein weiteres Zitat aus Marx über „ständige Veränderung" angeführt wird. William triumphiert: er hat einen „Widerspruch" entdeckt: was ist denn das? Dort Sprünge, hier auf einmal langsame Entwicklung! Welchen Einfluß übt denn diese dauernde Veränderung auf die Lage der Ausgebeuteten aus? Einst, meint William, sei die Veränderung ein Fortschritt gewesen. (Was für ein Fortschritt? Für wen? In welcher Hinsicht? Alles das interessiert unseren Autor nicht.) In der kapitalistischen Gesellschaft sei es laut Marx sogar ein Rückschritt! Kurzum, abermals Widersprüche beim armen Marx, abermals ein Verstoß gegen die Logik.

So lägen die Dinge in bezug auf die Perioden zwischen den sozialen Revolutionen. Um die Revolution selbst sei es dagegen noch schlimmer bestellt. Man höre. Zunächst einmal die Frage: Weshalb dürfen nach Marx nur die Proletarier die Revolution fordern, nicht aber auch die Handwerker und Kleinhändler, Kleinbürger und feudalen Lords? Sie alle hätten doch das gleiche Recht, die Vernichtung der kapitalistischen Herrschaft zu fordern. „Sie haben wenigstens das Prestige, einst die herrschende Klasse gewesen zu sein!"**

Einem solchen Einwand steht man natürlich machtlos gegenüber. Um die übrigen Betrachtungen über die proletarische Revolution ist es nicht besser bestellt. Bürgerkrieg zwischen Bourgeoisie und Proletariat, Revolution, gewaltsamer Sturz der Bourgeoisie — wo steckt denn da der Sozialismus? — ruft M. William aus und vergißt, daß die Marxisten den Bürgerkrieg in der Epoche der proletarischen Revolution oder die erste Phase des proletarischen Staates niemals mit dem Sozialismus identifiziert haben. Die proletarische Revolution und die Diktatur des Proletariats bilden zusammen eine unvermeidliche und notwendige Etappe auf dem Wege zum Sozialismus, eine conditio sine qua non, was offensichtlich etwas wesentlich anderes ist, als was M. William dem Marxismus anhängen will. Die schlotternde Angst vor dieser notwendigen Etappe zeigt Williams wahre Philister- und Spießbürgernatur. „Bürgerkrieg und gewaltsame Revolutionen sind keine Sonntagsschulausflüge. Sie bringen Chaos, Vernichtung, Hunger und ruchloses Schlachten mit sich!"*** Da haben wir endlich das Geheimnis! Wäre eine Revolution ein Sonntags-Picknick anläßlich des Eintritts der Sozialisten in eine bürgerliche Regierung, oh, so würden M. William und Konsorten die Revolution natürlich „billigen", was ihr Ziel auch immer sein möge.

Die Methoden der Williamschen Marx-Kritik laufen auf folgendes hinaus: Zunächst wird verfälscht, sodann werden „Widersprüche" aufgefunden, darauf wird erneut, diesmal richtig, zitiert, schließlich werden, nachdem man erstere, verfälschte Ansicht akzeptiert, wiederum Widersprüche konstatiert. Wir haben bereits gesehen,

* „Die soziale Geschichtsauffassung", S. 53.
** Ibidem, S. 61.
*** Ibidem, S. 64.

daß M. William über die von ihm selbst erfundene Gleichsetzung des Klassenkrieges in der Epoche der proletarischen Revolution mit einem entwickelten Sozialismus in Harnisch gerät. Er wiederholt hierauf Marx' Worte über die Notwendigkeit für das Proletariat zur herrschenden Klasse zu werden. Nehmen wir einmal an, sagt er, das Proletariat habe sich zur herrschenden Klasse organisiert. Ist das nun etwa der Sozialismus? Nein! erwidert William voll Entrüstung. Es stelle sich nämlich heraus, daß das Proletariat noch eine ganze Reihe von Reformen durchzuführen habe, sich selbst erst noch als Klasse aufheben müsse! „Und solch eine Ansicht wird uns als Wissenschaft unterbreitet!", empört sich unser Autor. Er ist bekanntlich — Empiriker: Lenin und Trotzki rissen die Macht an sich und proklamierten die Diktatur des Proletariats. Und weiter? Haben sie nun etwa die Absicht, ihre eigene Herrschaft zu vernichten? — fragt William. Man merke aber doch nichts davon. Dieses Gemisch von Naivität, Unwissenheit und bewußter Verfälschung der Ansichten anderer nennt sich bei M. William wissenschaftliche Kritik des Marxismus! Auf Grund solcher Art von Kritik gelangt er nun zu dem Schluß, daß Marx sich geirrt habe, wenn er glaubte, er habe mit Hilfe seiner Theorie des Klassenkampfes und der materialistischen Geschichtsauffassung die Gesetze der sozialen Evolution entdeckt. Es stelle sich nämlich heraus: „Marx operierte nicht mit Ursachen, sondern mit Folgen, die er irrtümlich für die Ursachen hielt. Marx hat die Gesetze sozialer Entwicklung nicht entdeckt. Er wußte nichts von dem Wirken der Gesetze sozialer Entwicklung"*. M. William hingegen kenne sie. Darum verspricht er zu beweisen, daß Marx' Prinzipien keine wissenschaftlichen, sondern anti-soziale Prinzipien seien. Zuvor setzt er uns jedoch in positiver Form seine „soziale Geschichtsauffassung" auseinander, die berufen sei, den historischen Materialismus zu ersetzen. Die ganze Theorie wird von ihm auf fünf Seiten dargelegt, so daß es ein Leichtes ist, sie kennenzulernen.

4

„Eine Betrachtung der wichtigeren geschichtlichen Vorgänge fördert die Sache zutage, daß die Triebkraft, die allen sozialen Veränderungen zugrunde liegt, das Bestreben ist, das Existenzproblem zu lösen." So beginnt M. Williams Darstellung seines Systems. Der Lebenswille bilde das ökonomische Universalproblem. „Jeder soziale Fortschritt erscheint nicht als Folge eines Konfliktes der Interessen im Produktionsstadium, sondern ist durch die gemeinsamen Interessen der Mehrheit als sozialer Wesen bedingt. Die soziale Entwicklung erweist sich immer als Wirkung dieses universalen Gesetzes. Zweck und Ziel eines jeden sozialen Fortschritts ist die Lösung des Existenzproblems. Der Klassenkampf ist eine Folge und nicht eine Ursache. Er wird durch die Unsicherheit der Existenzmittel bedingt. Es liegt im Interesse der ganzen Gesellschaft, diese Ursache zu beseitigen. In dem Maße, in welchem die Gesellschaft in ihren Bemühungen, diese Ursachen zu beseitigen, fortschreitet, verschwinden ihre Folgen. Die wirtschaftlichen Interessen der Mehrheit als Verbraucher stimmen überein, und die Entwicklung der Gesellschaft findet statt als Erzeugnis der wirtschaftlichen Interessen der Mehrheit als sozialer Wesen und Verbraucher."

Jede Gesellschaftsform messe man an der Fähigkeit ihrer Produktivkräfte, die Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen. „Die neue Epoche, hervorgerufen als Mittel einer besseren Befriedigung der Bedürfnisse der Gesellschaft, bringt die Emanzipation der unter der alten Ordnung ausgebeuteten Elemente mit sich." Diesen Gruppen entspringt eine neue herrschende Klasse. Diese beginnen nun ihrerseits mit der Ausbeutung. So lautet das allgemeine Gesetz des sozialen Fortschritts. Was insbesondere die kapitalistische Produktionsweise anbelangt, so bilde ihr Charakteristikum nicht die Überproduktion, sondern die Unterproduktion. Da das Existenzproblem dem Bereiche des Konsums angehöre, so bildeten die Konsumenteninteressen die eigentliche bewegende Kraft der Geschichte. „Der Sozialismus wird durch eine Bewegung der Verbraucher und nicht durch eine Bewegung der Er-

* Ibidem, S. 78.

zeuger verwirklicht werden. Marx war Sozialpathologe. Er untersuchte eine Reihe sozialpathologischer Fälle und hielt die von ihm beobachteten Erscheinungen irrtümlich für die Gesetze sozialer Biologie. Die Erscheinung der Klassenkämpfe ist ein sozialpathologisch zu wertendes Symptom, analog solchen Symptomen, wie Schmerz, Fieber, Röte und Geschwülste in der menschlichen Pathologie. Jene können ebensowenig als Gesetze der Soziologie gelten, wie diese als Gesetze der Biologie." Die Prinzipien des Marxismus seien somit unwissenschaftlich*.

Dies also die Prinzipien der „sozialen Geschichtsauffassung", dies auch die Form, in der sie von M. William deklariert und dekretiert werden. Zwar stützen sie sich nicht auf einen „Mont-Blanc an Tatsachenmaterial", sind aber dafür klar und präzis formuliert: Klassenkampf ist nicht Ursache, sondern Folge, Produktion nicht Basis, sondern Überbau, Basis dagegen die Konsumtion; die Konsumenteninteressen der verschiedenen Klassen fallen zusammen, was zum allmählichen Verschwinden der Klassen völlig ausreicht; die Zukunft gehört den Konsumenten.

Es ist unbestreitbar, daß man beim Suchen nach soziologischen Grenzkategorien in die Versuchung gerät, über die Produktion und die Produktionsverhältnisse hinauszugehen, weiter und tiefer in die Dinge einzudringen. Die menschliche Existenz schlechthin erscheint in dieser Beziehung als der allgemeinste Begriff, von dem man beim Aufbau einer Soziologie auszugehen habe. Bei näherem Zusehen stellt sich indessen heraus, daß der Begriff der Existenz viel zu allgemein und abstrakt ist, um eine Gesellschaftswissenschaft begründen zu können. Schon der Versuch, den Klassenkampf restlos im Kampf ums Dasein aufgehen zu lassen, lief darauf hinaus, der Soziologie nichtssagende und nichtserklärende Abstraktionen unterzuschieben. Das hatte en passant bereits Marx gezeigt. M. William ist bestrebt, selbst die bürgerliche Soziologie, der die Bewältigung des Begriffes der Klasse allein schon reichliche Schwierigkeiten bereitet, noch weiter zurückzuschleudern. Mehr noch: Williams Gedankengänge zeigen, daß er selbst hinter einen Spencer zurückgeht. Der Kampf ums Dasein wird durch die Harmonie der Konsumenteninteressen ersetzt, die die vermeintliche Grundlage geschichtlicher Entwicklung bilden soll.

Wie schon erwähnt, reicht die Kategorie der Existenz, gerade weil sie zu umfassend, zu allgemein ist, für die Begründung einer Soziologie nicht aus.

Gewiß bildet, worauf Marx und Engels bereits in der „Deutschen Ideologie" hingewiesen, „die erste Voraussetzung einer jeden menschlichen Geschichte selbstverständlich die Existenz lebendiger Individuen, der Menschen". Durch die bloße Konstatierung dieser Tatsache kommen wir aber offenbar nicht weiter. Die Menschen müssen imstande sein zu leben, um in der Lage zu sein, „Geschichte zu machen". Leben aber erfordert vor allem Essen, Trinken, Wohnung, Kleidung und noch Etliches. Mithin besteht die erste historische Handlung in der Produktion jener Mittel, die zur Befriedigung dieser Bedürfnisse erforderlich sind, in der Produktion des materiellen Lebens selbst"**. Diese Produktion vollzieht sich aber nicht im luftleeren Raume, sondern in einem durch bestimmte Bedingungen charakterisierten Milieu. „Die Produktion des Lebens — sowohl des eigenen durch Arbeit, wie des fremden durch Zeugung — tritt in zwiefacher Form in Erscheinung: einerseits als ein natürliches, andererseits als ein gesellschaftliches Verhältnis. Als gesellschaftliches in dem Sinne, daß darunter das Zusammenwirken mehrerer Individuen, gleichgültig unter welchen Verhältnissen, in welcher Weise und zu welchem Zwecke, verstanden wird. Daraus folgt, daß eine bestimmte Produktionsweise oder Industriestufe stets mit einer bestimmten Art des Zusammenwirkens oder einer bestimmten Gesellschaftsstufe verknüpft ist, daß die Masse der den Menschen zugänglichen Produktivkräfte den gesellschaftlichen Zustand bestimmt und daß folglich ‚die Geschichte der Menschheit' stets im Zusammenhang mit der Geschichte der Industrie und des Austausches studiert und behandelt werden muß"***.

---

* „Die soziale Geschichtsauffassung", S. 80—84.

** K. Marx und F. Engels-Archiv, Bd. 1. Moskau 1924 (russisch). S. 219.

*** Ibidem, S. 220.

Das Problem der Existenz ist lediglich ein natürliches Faktum, während das Problem der Produktion bereits das erste gesellschaftliche Faktum darstellt, deshalb muß von ihm, d. h. von der Frage danach, wie produziert wird, jede Soziologie, die auf wissenschaftliche Geltung Anspruch erheben will, ausgehen. Also wird die von William auf den Schild erhobene Konsumtion, insofern sie nicht bloß als ein natürliches, sondern auch gesellschaftliches Faktum auftritt, selbst wieder durch die Produktionsweise bestimmt und bedingt. Letztere bestimmt ebenso (in logischer Hinsicht sogar vor der Konsumtion) die Klassenstruktur der Gesellschaft samt allen ihren Funktionen, wie Klassenkampf u. dgl. m.

Wenn es ABC-Wahrheiten gibt, so gibt es auch ABC-Irrtümer, und ein solcher ABC-Irrtum ist die Behauptung Williams, die Interessenharmonie zwischen Kapitalisten und Arbeitern als Konsumenten trete in der Geschichte als ein für die Entwicklung entscheidender und über die im Produktionsprozeß sich geltend machenden Interessengegensätze dieser beiden Klassen dominierender Faktor hervor.

Ein solcher Irrtum — sofern man hierbei überhaupt von Irrtum sprechen darf — ist Williams Theorie von der „pathologischen" Natur des Klassenkampfes. Für den Kapitalismus ist das keine Pathologie, sondern die denkbar normalste „Physiologie", insofern die „normale Anatomie" in der Klassenstruktur der Gesellschaft gegeben ist.

Überdies vermag der Sozialismus — sofern man mit diesem Begriff einen ernsten, wissenschaftlichen Inhalt verbindet — niemals durch eine Bewegung der Verbraucher verwirklicht zu werden, da einem hypothetischen „reinen" Verbraucher (der weder Kapitalist noch Arbeiter ist) die Produktionsweise ebenso gleichgültig ist, wie diese subjektiv gleichgültig ist einem dreijährigen Kinde oder einer auf der Wiese weidenden Kuh. So sehen wir denn, daß auch Williams phantastische, abstrakte Verbraucher in der Tat, wie noch zu zeigen sein wird, der Produktionsweise gegenüber die äußerste Indifferenz an den Tag legen. In der geschichtlichen Wirklichkeit liegen die Dinge nun so, daß jeder Verbraucher in erster Linie Angehöriger einer bestimmten Klasse ist, in irgendeiner Beziehung zum Produktionsprozeß steht und einer bestimmten Produktionsweise gegenüber eine bestimmte Einstellung zeigt. Ergo kann der Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus nicht durch die Verbraucher sondern nur durch diejenigen Klassen entschieden werden, die die lebendige Verkörperung der erwähnten beiden Produktionsweisen darstellen.

William glaubt durch seine „Deklaration" der „Gesetze der sozialen Entwicklung" den unwissenschaftlichen, utopischen Charakter des Marxismus bewiesen zu haben. Es bleibt ihm nur noch übrig, auch den „antisozialen" Charakter des Marxismus zu beweisen. Das geschieht auf eine noch simplere Weise. „Antisozial" sei die Theorie des Klassenkampfes ihrem ganzen Wesen nach. Dem Philister drängt sich beim bloßen Hören des Wortes „sozial" bereits die Vorstellung von etwas ungewöhnlich Zartem, Humanem, Weichem, Rosigem, Wohltuendem, ja, wohl selbst Aromatischem auf. Und nun erklären plötzlich die Marxisten, man könne das Soziale nur im Wege erbitterter Klassenkämpfe, Bürgerkriege mit gewaltigen Opfern und unvermeidlich blutiger Revolutionen erreichen. Alles das verkünde die marxistische Theorie. Somit sei sie selbstverständlich antisozial. In dem Bestreben, dieser idealistischen These ein „wissenschaftliches" Mäntelchen umzuhängen, versteigt sich William zu der Behauptung: „Sie (die Theorie des Bürgerkrieges) beruht auf keinem Präzedenzfall in der Geschichte". Dabei entschlüpfen dem Renegaten en passant erneut einige für gewisse Leute bittere Wahrheiten. William erklärt nämlich, „nur Lenin und Trotzki, d. h. die russischen Bolschewiki" seien „praktische Männer". Kautsky habe zwar Vieles über die Diktatur des Proletariats und die Revolution geschrieben, sich aber dann davon losgesagt. Was Kautsky und Vandervelde in Worten und Reden verfochten hätten, hätten Lenin und Trotzki im Jahre 1917 in die Tat umgesetzt. Die russischen Bolschewiki seien hinsichtlich ihrer Treue zur Theorie und der Umsetzung der Theorie in die Praxis vollkommen im Recht. Sie seien wenigstens folgerichtig. „Ob die Massen mit Lenin übereinstimmen oder nicht — und die meisten stimmen wohl nicht mit ihm überein — es herrscht doch das Empfinden, daß der Bolschewismus bemüht ist, den Interessen der Massen zu dienen.

Der Weltimperialismus konnte den Patriotismus der Massen nicht zum Zwecke einer Invasion in Rußland kapitalisieren"*.

Indem William über die Zunahme der Sympathien für die Sowjets innerhalb der Arbeiterklasse spricht, vergißt er offenbar sein eigenes arithmetisches Kriterium, andernfalls er anerkennen müßte, daß mit dem Abströmen der Arbeitermassen aus der II. Internationale auch die Wahrheit sie allgemach zu verlassen beginnt.

William verwirft die „antisoziale" Theorie des Klassenkampfes. Ihm gefallen die Marx-„Schüler" des opportunistischen Lagers besser. „Marx' Schüler haben seine Lehre in der Praxis vollständig verleugnet. Parlamentarische Betätigung ist ihrer Natur nach wesentlich sozial. Parlamentarische Betätigung wurde von den Sozialisten empirisch aufgenommen, in Opposition zu dem Diktat ihrer Grundsätze. Aus diesem Grunde stehen die revolutionären wissenschaftlichen Marxisten in Opposition zur parlamentarischen Betätigung"**.

Das Argumentieren unter Berufung auf die „Natur" gehört bekanntlich zu den bequemsten Methoden der Beweisführung. Just dieser Methode bedient sich Herr William, um den „antisozialen" Charakter des Marxismus zu beweisen. Die Theorie des Klassenkampfes sei ihrer Natur nach antisozial, die Theorie der parlamentarischen Tätigkeit ihrer Natur nach sozial. Damit basta! Nun, wir wären gern zu folgendem Kompromiß bereit: Wir erkennen an, daß Williams Konzeption „sozial", diejenige von Marx dagegen antisozial ist, dafür aber soll Herr Williams seinerseits zugeben, daß dann seine Konzeption im Gegensatz zum Marxismus antisozialistisch ist.

5

Nach vollzogener Zertrümmerung des Marxismus wendet sich nun William dem Aufbau der Theorie seines eigenen Sozialismus zu. Auch hier geht den Schlüssen eine Analyse voraus. Die Fragestellung lautet: Wen beutet der Kapitalismus aus? Die kapitalistische Klasse beutet nicht nur die Arbeiter, sondern die gesamte Gesellschaft, abzüglich der Kapitalisten selbst, aus. Nach Marx müßte daher nicht der Klassenkampf, sondern der Kampf der gesamten Gesellschaft gegen die den Mehrwert sich aneignende Klasse maßgebend sein. „Die antisoziale Klassenkampftheorie angesichts dieser Tatsachen aufrecht zu erhalten, heißt in der Tat, Marx verleugnen", ruft Herr William aus. Warum aber wandte sich dann Marx selbst immer nur an eine Klasse, ans Proletariat? Das käme daher, daß Marx im Glauben befangen war, der Klassenkampf sei die Triebkraft der Geschichte. Nun habe sich aber Marx' Theorie, wie durch William glänzend bewiesen, eben nicht bewährt, und doch führen die stumpfsinnigen Marxisten fort, immer wieder das Alte vorzubringen.

Akzeptieren wir einmal die Formulierung Williams, die gesamte Gesellschaft führe einen Kampf gegen die Profit einheimsende Klasse. Was ist denn das nun für eine Klasse? Merkwürdigerweise scheiden nach der Ansicht unseres Autors aus dieser Klasse die industriellen Kapitalisten, die Fabrikbesitzer, die Unternehmer aus. „Gesamte Gesellschaft" besagt bei ihm soviel wie Gesamtheit der starken (powerful) und nützlichen (useful) Mitglieder der Gesellschaft. Die Starken seien die Besitzer der Produktionsmittel, die Nützlichen alle jene, die sozial-notwendige Dienste leisteten. Zu den letzteren gehörten auch die Arbeiter. Alle zusammen bildeten jene Mehrheit (majority), deren Interessen, gemäß der sozialen Geschichtsauffassung, die gesellschaftliche Entwicklung wahrnehme. „Die Profit einheimsende Klasse" rekrutiere sich aus den Kaufleuten, Händlern, Vermittlern, Spekulanten und eventuell Bankiers. Genau genommen, seien sie es, die die gesamte Gesellschaft ausbeuteten, sie seien unnütz und die Gesellschaft müsse sich ihrer entledigen.

Wir gelangen damit zweifellos an den interessantesten und orginellsten Punkt der Lehre Williams. Was einem sofort auffällt, ist die überraschende Ähnlichkeit der Gedankenwelt Williams mit derjenigen der „Sozial-Philosophie" Henry

* „Die soziale Geschichtsauffassung", S. 100.

** Ibidem, S. 103.

Fords*. Hier wie dort dieselbe Proklamation der Interessenharmonie zwischen Unternehmer und Proletarier, derselbe Haß gegenüber den Händlern und Bankiers und dasselbe Streben, bei dem einen theoretisch, bei dem anderen praktisch, ohne die Hilfe der Händler, der abseits vom Industriekapital stehenden Eigentümer der Verkehrsmittel und Bankkontore, auszukommen, dieselbe Phraseologie vom „Dienste" der Unternehmer „im Interesse der gesamten Gesellschaft", endlich dasselbe Spekulieren auf den Konsumenten.

Der „Theoretiker" William formuliert, ausgehend von seiner „sozialen Geschichtsauffassung", folgende vier Formen der sozialen Entwicklung:

1. Soziale und industrielle Reformen.
2. Staatliche Besitzergreifung der Transport- und Verkehrsmittel.
3. Direkte Besteuerung.
4. Beteiligung der Regierung an der Verteilung von Verbrauchswerten.**

Diesen universalen „Formen der sozialen Evolution" paßt nun der sich mit seinem Empirismus brüstende Herr William das theoretische Programm seines „Sozialismus" an. Wir lassen die Details beiseite und prüfen einmal dieses Programm auf seine vier Punkte hin.

Betreffs der sozialen und industriellen Reformen wurden wir von William bereits belehrt, daß sie, obwohl sie im Interesse der Kapitalisten und von den Kapitalisten selbst durchgeführt würden, die Lage der Arbeiter als Verbraucher trotzdem erhöhen. Sie befriedigten die Konsumenteninteressen sowohl dieser als jener, Interessen, die sich in einer rührenden Harmonie befänden.

Beim zweiten Punkt erhält M. William Sukkurs von seiten der „sozialen Evolution", da er ja die Revolution bekanntlich verwirft. „Die soziale Entwicklung, in Beantwortung der Interessenharmonie zwischen den Starken und Nützlichen, ist bestrebt, den nutzlosen Vermittler, Spekulanten, Krämer usw. zu eliminieren"***. Zwar habe Marx von einem gewissen relativen Zusammenfallen der Interessen von Industrie- und Handelskapital gesprochen, doch habe die „soziale Evolution" Marx' Prinzipien verworfen. Das Kaufmannskapital sei zwar der Vater des Industriekapitals, dennoch wäre es absurd, anzunehmen, ersteres stürbe erst mit dem Tode des letzteren, denn in der Regel stürben die Väter vor den Kindern. Auch das liege ja „in der Natur der Dinge". Marx glaubte an eine Permanenz des Handelskapitals in der kapitalistischen Gesellschaft, aber dieser Glaube beweise eben nur, daß er die Gesetze der sozialen Entwicklung nicht erfaßt habe. Laut Herrn William verlange die Entwicklung des Kapitalismus die Unterdrückung des Kaufmanns, als eines Ausbeuters der Gesellschaft. Wem sollen nun in diesem Falle die Funktionen des Handelskapitals übertragen werden? Im zweiten Punkte spricht William von einer Vergesellschaftung dieser Funktionen, allein, dies sei lediglich allegorisch zu verstehen. Es handele sich doch darum, daß das Handelskapital vor allem die Industriellen daran hindere, ihren nützlichen Funktionen obzuliegen, also der Gesellschaft zu dienen. „Das Produktivkapital hat Ungewißheit und Anarchie in der Produktion ausgeschlossen. Der Kaufmann hat sie in der Zirkulation beibehalten. Der produzierende Kapitalist muß die Kosten für die Anarchie in der Zirkulation tragen"****.

Die Industriekrisen entstünden nicht als Folge der Anarchie in der Produktion, sondern als Folge einer Anarchie in der Zirkulation. Langsam, aber sicher, dränge die Gesellschaft die Händler aus ihren Stellungen hinaus und übernehme deren Funktionen im Einklange mit der Interessenharmonie zwischen dem Industriekapital und der erdrückenden Mehrheit der Verbraucher. Hier tritt klar zutage, wo der „Sozialist" William hinaus will. Teils sollten die Industriekapitalisten, teils die Konsumgenossenschaften, in denen sich wiederum in rührender Eintracht

---

* Wir verweisen auf das Buch H. Fords: „My life and work" (auch deutsch erschienen), sowie auf des Gen. J. Walchers Kritik: „Ford oder Marx", Berlin 1925.

** Die soziale Geschichtsauffassung, S. 119.

*** Ibidem, S. 132.

**** Ibidem, S. 144.

die Kapitalisten und Arbeiter in ihrer Eigenschaft als Verbraucher träfen, die Funktionen des Handelskapitals übernehmen.

M. William fragt: Bedroht die Konsumgenossenschaft das Privateigentum überhaupt oder bloß gewisse Gruppen von Eigentümern? Seine Antwort lautet durchaus beruhigend: Die Konsumgenossenschaft bedroht lediglich die Vermittler. Ergo, fährt Herr William fort, sei die Konsumgenossenschaft eine vortreffliche Sache. Ergo, schallt es dagegen aus den Reihen wahrhafter Sozialisten zurück, ist es mit den Konsumgenossenschaften nicht getan.

William sieht in der Konsumgenossenschaft unter gleichzeitiger Beibehaltung der kapitalistischen Produktionsweise und des bürgerlichen Staates den Schlüssel zur sozialen „Transformation". Zu erraten, wie weit eine solche „Umwandlung" gehen würde, dürfte nicht schwer fallen. Mit den Besitzern der Verkehrs- und Zirkulationsmittel verfährt William in „revolutionärer Weise": diese Kapitalisten würden überhaupt nicht expropriiert. „Die Gesellschaft garantiert ihnen ihr Friedenseinkommen." In dieser neuesten bürgerlichen Utopie verschwänden somit die Händler und allerhand sonstige Vermittler, während gleichzeitig die Konsumgenossenschaften die Interessen der Kapitalisten und Arbeiter im Bereiche des Verbrauches in Einklang bringen würde.

Dennoch muß M. William zugeben, daß sich ihre Interessen auf dem Gebiete der Produktion unterscheiden, d. h. daß wir es hier mit einer Expropriation des Mehrwertes seitens der Kapitalisten zu tun haben. Doch sei das, wie sich unser Autor auszudrücken beliebt, „eine unvermeidliche Begleiterscheinung dieses sozialen Fortschritts". Da nun aber eine solche Expropriation und Ausbeutung der Arbeiter unter der Herrschaft des „Sozialismus" immerhin eine mißliche Sache darstellt, wird flugs der dritte Punkt der „sozialen Evolution" herangezogen: die direkte Besteuerung. Deren Mechanik ist äußerst simpel: die Kapitalisten expropriieren den Mehrwert, die „Gesellschaft" dagegen würde in Form einer Einkommensteuer — wenn nötig, sogar einer progressiven Einkommensteuer — den Kapitalisten just diesen „anti-sozialen" Profit wegexpropriieren.

Auf diese einfache Weise entledige sich die Gesellschaft der Ausbeutung. Das diese erhabene Weisheit in sich bergende Kapitel trägt daher naturgemäß auch die Überschrift: „Die Expropriation der Expropriateure"*. Wollte man sich einen Scherz leisten, so könnte man dieser einfachen Mechanik eine nicht minder einfache Arithmetik gegenüberstellen: Wieviel erhält einerseits z. B. ein bezahlter Fordscher Arbeiter an Arbeitslohn und wieviel bleibt dem Kapitalisten Ford nach Abzug der entrichteten Steuersumme noch übrig? Uns scheint, die Beantwortung dieser Frage bedarf nicht einmal einer Heranziehung der Arithmetik, etwas gesunder Menschenverstand dürfte völlig ausreichen.

Bisher hatte Herr William mit keiner Silbe des Staates gedacht, d. h., zufolge der unserem Verfasser so sehr am Herzen liegenden „Natur" aller Dinge, der Natur des Staates. Nehmen wir einmal an, der Staat erhalte eine erhebliche Summe an Einkommensteuer. Was aber ist das Wesentliche an der Natur dieses Staates? Ist es ein proletarischer oder aber ein bürgerlicher Staat? Selbst bei halbwegs ernstlicher Behandlung des Gegenstandes stößt man immer wieder auf diese Frage. Die termini technici „kapitalistischer Staat" und „proletarischer Staat" sind keine Phantasiegebilde. Sie haben ebenso Anspruch auf Geltung wie z. B. die Bezeichnung „kapitalistische Gesellschaft". Den Charakter der staatlichen Struktur bei der Beurteilung der drei ersten Formen der „sozialen Evolution" außer acht lassen, bedeutet, sich von vornherein jeden Zugang zu ernster wissenschaftlicher Problemstellung versperren. Just so verfährt aber M. William. Daher können alle seine Ideen auch keinerlei Anspruch auf eine ernste Würdigung erheben. Sie stellen lediglich die Frucht einer phänomenalen Gedankenarmut dar, die sich hinter einer quasiwissenschaftlichen Hülle zu verbergen sucht.

---

* Der offenbar etwas in Verlegenheit geratene deutsche Übersetzer half sich aus der Klemme, indem er „Expropriating of Expropriaters" in die ansprechendere Form kleidete: „Die Ausbeutung der Ausbeuter".

Immerhin erinnert sich M. William des Staates gelegentlich der Behandlung des vierten Punktes seiner „sozialen Evolution", der staatlichen Regelung der Verteilung. Diese Erscheinung habe sich während des Krieges stark bemerkbar gemacht. William konstatiert daher mit offensichtlicher Genugtuung: „Die Verteilung von Verbrauchswerten wurde eine nationale Aufgabe. Jeder Gegenstand, der in den Kreis des täglichen Bedarfes der Konsumenten fällt, wurde zu einem Gegenstand sozialer Regelung. Wie oft man Fleisch essen darf, wieviel und welche Art Brötchen zum Frühstück genossen werden dürfen, wieviel Zoll lang ein Mantel sein darf, wieviel Taschen Rockschöße haben dürfen usw., all dies wurde zum Gegenstand sozialer Regelung"* Bei der Prüfung dieser vierten universalen Form der „sozialen Evolution", dieses theoretischen Paradieses von M. William, vergegenwärtige sich der Leser erneut deren erste Form: die sozialen Reformen, die die Interessenharmonie der Kapitalisten und Arbeiter als Verbraucher gewährleisten. Williams Rezept einer staatlichen Regelung der Verteilung enthält ein völlig ausreichendes Gegengewicht zur Konsumentengleichheit der „sozialen Wesen". Es ist gewiß, daß der bürgerliche Staat bei seiner Regelung der Fleischportionen die Kapitalisten nicht schmälern wird.

So sehen die vier Formen der „sozialen Evolution" aus, die, sich gegenseitig ergänzend und stützend, den Bau des neuesten bürgerlichen „Sozialismus" repräsentieren wollen. Sie bilden gleichzeitig Williams theoretische Forderungen und die Eckpfeiler der Sozialphilosophie Henry Fords — dieses neuen Knigges und Gesetzgebers eines guten Tones für die Unternehmer.

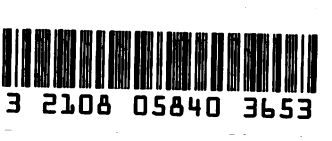
Auf daß das Bild der Sozialphilosophie Williams und Fords vollständig sei, seien noch einige Worte über den Weg gesagt, auf dem die Menschen der Wohltaten Williams teilhaftig werden können. Obwohl die „soziale Evolution" selbst nicht übel funktioniere, habe William gegen eine politische Tätigkeit, die der Verwirklichung seines Sozialismus gelte, nichts einzuwenden. Es handele sich dabei um die politische Betätigung der Verbraucher, auf die es allein ankomme. Was sollen nun aber die Verbraucher mit dem kapitalistischen Staat anfangen? Sollen sie ihn etwa zerstören? Keineswegs! Das forderten ja gerade die Marxisten, die jedoch unfähig seien, zu begreifen, daß die „politische Demokratie die Leitung des Staates in die Hände des Volkes gelegt" habe. Der Marxismus wolle den kapitalistischen Staat zerstören. Er hoffe, ihn durch entsprechende Anstrengungen der Produzenten zerstören zu können. Das sei, meint M. William, falsch und eine Utopie. Die marxistische Auffassung wird bei ihm durch das Postulat von der einheitlichen Bewegung aller nützlichen Mitglieder der Gesellschaft gegen die profiteinheimsende Klasse ersetzt. Diese Macht wäre unüberwindlich. „Die Kapitalistenklasse wäre gezwungen, den Platz zu räumen, ebenso wie der Schnee vor der Mittagssonne verschwindet"** — heißt es bei William pathetisch. In die übliche Prosa übersetzt, besagt das: Die kapitalistische Produktionsweise bleibt unangetastet, ebenso der bürgerliche Staat mit den Kapitalisten an der Spitze, aber auch Williams „Sozialismus" samt seiner ganzen Phraseologie. So sieht die „theoretische" Widerlegung Marx' durch M. William aus. Überdies besitzt er auch noch eine kurze „praktische" Widerlegung auf Lager. Sie stellt eine Sammlung leerer und sinnloser Behauptungen über die russische und deutsche Revolution dar. Wir haben uns hier auf die Untersuchung der theoretischen Gedankengänge Williams beschränkt. Doch, würden wir unser Thema auch erweitern wollen, es bliebe uns über seine praktischen Argumente doch nichts zu sagen übrig.

Zudem ist jener Teil des Williamschen Buches, der über die russische Revolution handelt, bereits 1919/20 geschrieben, somit gänzlich veraltet und durch die bloße Existenz Sowjetrußlands bereits gründlich widerlegt.

Jämmerlich sieht die fällige „Widerlegung" des Marxismus aus. Das ist schon kein „Bourgeois-Sozialismus" alter Marxscher Nomenklatur mehr, sondern die Sozialphilosophie eines Philisters, eines Spießers, der, entzückt über Fords billige Automobile, jede Fähigkeit verloren hat, sich über den Konsumentenstandpunkt zu erheben.

* Ibidem, S. 208.
** Ibidem, S. 198.

HX6
U63
v. 1


3 2108 05840 3653